DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Berlin 1921
2. Jahrgang
2. Halbjahr


JAHRGANG II * HEFT 26 * HERAUSGEBER * STEFAN GROSSMANN * ERSCHEINT JEDEN SONNABEND

DAS TAGE BUCH

BERLIN • 2. JULI 1921

INHALT

Vierteljährlich 25.— M.
Einzelheft 2,50 M. In der Schweiz Fr. 1.—

* ERNST ROWOHLT VERLAG *

DAS TAGE-BUCH

HERAUSGEBER: STEFAN GROSSMANN

INHALTS-VERZEICHNIS

2. Jahrgang / 2. Halbjahr

1921

Politik, Geschichte, Philosophie, Wirtschaft:

Kunst, Literatur, Wissenschaft:

Betrachtungen, Briefe, Erinnerungen:

Dichtungen, Aphorismen, Satiren:

Glossen:

Druck: R. Abendroth, Riesa/Elbe.

STEFAN GROSSMANN

OBERBEFEHLSHABER HÖLZ

I.

Gespräche über Hölz in Berlin in Wirtshäusern. Ein beleibter Herr sagt: „Sie sollten mit dem Kerl gar nicht so viel Umstände machen. Niederknallen! Fertig!" Seine magere Nachbarin, die dürre Hand am Bierglas: „Daß für so einen Auswurf noch Gefängniskost zubereitet werden muß! Den soll man in die Zelle sperren und knurren lassen. Dann wird er angewinselt kommen." Der Wirt, der diesen freundlichen Kundgebungen mit Wohlgefallen folgte, verstand den vorsitzenden Landgerichtsdirektor nicht: „Wenn ich da Richter bin und der Bursche antwortet mir so frech, dann besuche ich mir den abends in der Zelle mit zwei kräftigen Wächtern und lasse ihn tüchtig versohlen. Der gehört nur auf die Bank gelegt, ordentlich angeschnallt, und dann man los!" Gespräche, am 21. Juni 1921 in einer Bierkneipe am Nollendorfplatz erlauscht.

II.

Max Hölz ist auch kein zartes Gemüt. Wer ihn im Gerichtssaal sah, erhält freilich ein anderes Bild als der Zeitungsleser. (Beiläufig gesagt: Keine Stadt der Welt hat so unfähige Gerichtsreporter wie Berlin. Da leistet sich jede Zeitung drei oder vier Literaten, die über den kleinsten Konzertunfug, über den armseligsten Schwank zu orakeln haben, aber nicht ein Berliner Blatt hat einen sehenden, hörenden, schreibenskundigen Mann angestellt, der über die Schicksalstragödien in Moabit einen lesbaren Bericht verfassen kann.) Der Hölz der Zeitungsberichte schien ein rabiater Radaubruder, nichts als anmaßend, frech, zynisch, ein Schmierenkomödiant ordinärer Art, nur ein Rohling. Aber wer den Hölz leibhaftig vor sich sah, der kam mit diesem Schimpfwörterlexikon nicht aus. Der Bandenführer ist gewiß kein sensitives Gemüt. Als er einmal im Prozeß seine Kinderliebe betonte und ein sentimentales Verschen zu zitieren anfing, da wurde er kitschig. Es war der einzige falsche Ton, den er im ganzen Prozeß von sich gegeben. Aber das war eine Entgleisung, Hölz weiß Bescheid über sich. In seiner Schlußrede sagt er von seinen drei deklamatorischen Verteidigern: „Sie übertreffen mich sicher an Intelligenz, aber im Punkte revolutionärer Energie stecke ich alle drei in die Tasche!" Das trifft (bis auf die

liebenswürdige Überschätzung der drei Advokaten) so ziemlich zu. Hölz ist kein Mann der Theorie, kein Dogmenschüler, kein Bildungsphilister, heute auch schon weit entfernt vom Typus des „strebsamen Arbeiters". Aber er ist unzweifelhaft ein Kerl, er ist eine Energie, er gehört zu den selten gewordenen Menschen, die befehlen können. Neben den Leviné und Liebknecht, die von des Gedankens Blässe angekränkelt waren, kommt er als Nach-Denker nicht eine Sekunde in Frage. Aber er ist ein Stück Proletariernatur, er ist nicht, wie die revolutionären Privatdozenten des Marxismus, seiner Klasse aufgepfropft, sondern er ist Blut von ihrem Blut und Fleisch von ihrem Fleisch. Diesem Gesetz der Identität entspringt seine suggestive Macht über deutsche Arbeiter. Deshalb konnte er im Handumdrehen, wo er auftauchte, eine Proletarierarmee um sich versammeln, deshalb wird sein Name noch in zwanzig Jahren im Volke vom Mythos umsponnen sein. An seinen Namen wird sich eine Indianerbüchel-Literatur knüpfen.

III.

Max Hölz ist einunddreißig Jahre. Der Vater war Arbeiter in einer Schneidemühle. Wochenlohn: 10 Mark. Die Mutter gebar acht Kinder. Nahrung der Kinder: Kartoffeln, Brot, Gemüse, selten Fleisch oder Butter. Dennoch guter Volksschüler. Mit vierzehn Jahren Taglöhner bei einem Großbauern. Abends hockt der Junge über technischen Büchern, die er sich von seinen Ersparnissen angeschafft hat. Mit sechzehn Jahren geht er nach England. Arbeitet bei einem Ingenieur, der an dem energischen Jungen Gefallen findet. Abends besucht er wieder technische Kurse. Es zieht ihn zurück nach Deutschland. In Dresden strebt er zur technischen Hochschule. Aber die Taxen sind zu hoch, die englischen Zeugnisse ungenügend. Er wird Vorführer in einem Kino. Mageres Gehalt. Davon muß er nicht nur Kost und Wohnung bestreiten, sondern auch Bücher anschaffen und Schulgeld zahlen für eine Einjährigen-Quetsche. Aber er lernt hier öffentlich reden. Das Kino hat ihn sicher entscheidender beeinflußt als Karl Marx. Bis zuletzt will er kinoheldenhaft handeln. Schlecht genährt, überarbeitet, überreizt — überfällt ihn ein Lungenleiden. Er muß die Großstadt meiden, kommt in die Wälder des Vogtlandes. Der Krieg bricht aus. Kriegsfreiwilliger! Vier Jahre lang Husar. (In der Verhandlung hat er davon kein Aufhebens gemacht, sein Ehrgeiz ging eher dahin, seine guten Soldatendienste zu verwischen.) Verschüttet im Sommer 1918 kommt er, nervenkrank, ins Lazarett. Im Oktober wird er als Kriegsinvalide entlassen. Monatsrente 40 Mark. Sucht Stellungen als Techniker. Vergebens. Der behan-

delnde Arzt rät ihm zu einem Beruf, der ihn nicht in schlechte Luft bringt. Kein Büro, keine Werkstätte, kein stickiges Kino. Aber kann er wieder Bauernknecht werden? Dies alles prädestiniert ihn zum Revolutionsführer. Im Vogtland wählen sie ihn zum Arbeitslosenrat. Er wird nicht nur durch Reden populär, er hat im Kriege gelernt, wie man requiriert, kommandiert, kujoniert. Bald sitzt der kecke Husar zu Pferd und regiert das Städtchen Falkenstein. Die Leute horchen auf seinen Pfiff. Er setzt Bürgermeister ab und schafft Nahrungsmittel zur Stelle, er kommandiert zitternden Fabrikanten und ängstlichen Bürgerwehrkommandanten, er öffnet Gefängnisse und verbrennt Prozeßakten, er erpreßt Millionen und bezahlt seine Armee damit, er zerschlägt die Maschinen feindlicher Zeitungen und gibt Feldherrnerlasse heraus. Er unternimmt Streifzüge und dringt bis Chemnitz vor. Nach ein paar Monaten ist er in ganz Sachsen eine legendäre Figur. Die Regierung setzt eine Prämie auf seine Ergreifung aus. Er fliegt zehn Monate durchs Land, nirgendwo bleibend, nirgendwo ruhend, jede Woche an anderem Ort. Als die Reichswehr mit konzentrierter Macht endlich vorrückt, 50 000 Mann mit Artillerie, Feuerwerfern und Maschinengewehren, muß er über die Grenze nach Tschechien fliehen. Dort wird er als politischer Flüchtling sanft bestraft und kann bald weiterziehen. Monatelang wohnt er, unbehelligt, in Wien, könnte, wenn er sichs bequem machen wollte, dort ungestört privatisieren. Aber er hat kein Talent zum Rentier. Im Herbst geistert er durch Mitteldeutschland. Unkritisch, wie alle nur militärischen Elemente, überschätzt er im März die Aufstandsbewegung, überschätzt seine eigene Kraft, die Phlegmatischen aufzupulvern. Er begeht denselben Irrtum wie Ludendorff: Er kennt sein eigenes Menschenmaterial nicht. Die deutschen Arbeiter sind keine Russen. Auch der deutsche Proletarier ist ein sittliches, kein revolutionäres Wesen. Wenigstens heute. Vielleicht werden dreißig Qualjahre, die uns bevorstehen, Alle umkrempeln . . .

In einer Konditorei im Berliner Westen wird er erwischt. Seit Monaten hat er Nacht für Nacht in einem anderen Bett geschlafen. Nur einige Wenige wußten seine Wege. Einer der Eingeweihten muß ihn verraten haben. Seine Frau, die von 80 Mark wöchentlicher Unterstützungsgelder lebt, nennt drei Schuldige. Aber Hölz selbst hat im Gerichtssaal zwei von ihnen gegen so schimpfliche Beschuldigung in Schutz genommen, und so wird man die Anklage der ins Herz getroffenen Frau mit Vorsicht aufzunehmen haben. Immerhin muß der Judas in Hölzens Nähe gewesen sein. Es muß im Zentrum der kommunistischen Bewegung Revolutionäre von Weißmanns Gnaden geben.

IV.

Im Gerichtssaal war Hölz vor allem wieder Oberbefehlshaber und geschulter Taktiker. Die kleinen Verbrechen, deren man ihn beschuldigte, Hochverrat, Raub, Erpressung, interessierten ihn nicht. Er konzentrierte seine Kraft auf die Hauptsache, auf die Anklage des Mordes. Wer hat von diesem System seiner Verteidigung aus den Zeitungen etwas erfahren? Im übrigen arbeitete er bewußt für die Galerie. Nie hätte sein Prozeß sich in die Phantasie der Leser so eingefressen ohne „die dummen Scherze", wie es der Vorsitzende in seiner schlichten Sprache nannte. Ich habe das Gefühl, daß auch die Richter sich der Verwegenheit dieser Witze nicht ganz entziehen konnten. Wenn er in einem Prozeß, bei dem es um seinen Kopf ging, den Vorsitzenden am Beginn des vierten Verhandlungstages um einen Urlaubstag bat, weil er mit seiner Frau mal in den Grunewald hinausfahren wolle, so bewies Einfall und Vortrag einen Kriminalhumor, der in diesem Zeitalter der Mittelmäßigkeit auch im Gerichtssaal selten geworden ist. Am Ende seiner Verantwortung verglich er das Gericht mit einem Puppentheater, wie er es als Kind gesehen, und die Richter erinnerten ihn an die Holzfiguren, sehr geschäftig am Drahte. Jedenfalls gehören gute Nerven zu so keckem Spiel und eine Portion Gelassenheit, die der schwächliche oder weinerliche Verbrecher von heute selten aufbringt. Es muß anerkannt werden, daß die Richter sich durch diese verwegenen Scherze nicht aus dem Gleichgewicht bringen ließen, oder höchstens ein einziges Mal, als der Vorsitzende sich hinreißen ließ, den Angeklagten einen „unverschämten Lümmel" zu nennen, den er fesseln lassen werde. Am besten hätte der Landgerichtsrat Braun den Hölz durch eine Portion Schlagfertigkeit fesseln können. Aber noch seltener als unter den Verbrechern gibt es unter den Richtern starke Persönlichkeiten und wem die Natur Witz, Sarkasmus und geistige Überlegenheit versagt hat, der muß sich damit begnügen, die Tugenden eines diziplinierten Beamten zu üben. Ach, so ein deutscher Strafrichter hat jetzt zu harte Zeiten durchzumachen, als daß er noch Lust zu guter Laune haben sollte. Überanstrengt, schlechter entlohnt als ein Kellner, gezwungen, einen ungeheuren Aktenberg täglich durchzuackern, sollen diese verärgerten und übermüdeten Beamten auch noch schlagfertige oder überlegene Antworten produzieren? Das wäre zu viel verlangt. An den Sarkasmus englischer Richter, an die Gewandheit Wiener Präsidenten durfte man beim Hölzprozeß freilich nicht denken.

Aber das Urteil der Richter ist dafür wohlüberlegt gewesen. Sie

haben sich nicht provozieren lassen. Hölz hat ihnen in einer außerordentlich geschickten Schlußrede bestätigt, daß sie ihn nicht freisprechen können, dann hat er ihnen mit erstaunlicher Schlauheit vorgerechnet, daß ein Todesurteil für ihn eine Art Vorzugszeugnis wäre, nach preußischer Qualifikation: I a. Eine Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthaus ließ er nur als gutes Zeugnis zweiter Klasse gelten, als einfache I. Die Ausnahmerichter verweigerten ihm das Zeugnis I a und gaben ihm die zweitbeste Note. Das entsprach ihrer juridischen Überzeugung, wonach dem Hölz kein Mord, sondern nur ein ohne Überlegung durchgeführter Totschlag nachzuweisen war. Dieses Urteil bringt Hölz um den höchsten Glorienschein, es wird die naiven Kommunisten, die an ihm hängen, — die Bildungskommunisten halten sich reserviert — nicht zu neuen Tollheiten treiben, und lebenslanges Zuchthaus ist für eine Energie, wie Hölz sie darstellt, die schwerere Strafe.

Das Urteil wurde spät nachts gesprochen. In unerwarteter Stunde. In einem absichtlich gewählten Saal, der keine zwanzig Zuschauer faßte Soldaten mit Handgranaten und Gewehr patrouillierten auf dem Korridor. Eine Bank verbarrikadierte den Gang zum Gerichtssaal an beiden Seiten. Niemals scheint sich das Sondergericht unbehaglicher gefühlt zu haben als an diesem Abend. Wozu diese Ausnahmsgerichte noch immer arbeiten? Den Hölz hätte man getrost vor ein Schwurgericht stellen können. Es hätte bürgerlich empfunden und doch auch den Kopf des Räuberhauptmanns geschont. Ein Geschworenengericht hätte im Volke autoritäre Kraft gehabt. Aber wir sind noch immer Demokraten in der Reserve. Im Ernstfall denken wir preußisch.

Am Tage nach der Urteilsfällung regnete es in Strömen. Dennoch gab es drei- oder viertausend Leute, die im Westen und im Zentrum der Stadt für Max Hölz demonstrierten. Noch um die Abendstunde waren Aposteln der K. A. P. D. vor der Gedächtniskirche von Neugierigen umlagert. Die jungen Burschen und Mädchen, alle mit dem Sowjetstern geschmückt, magere, blonde, verzehrte Gesichter, sprachen von Hölz, dem Kino-Erklärer, als handelte es sich um einen Nachfahr des Thomas Münzer, der ja auch im Vogtland fieberte. Sie standen da, diese Gläubig-Besessenen, voll Geringschätzung für die Gents und Gecken, und schienen auf den Oberbefehlshaber schon wieder zu warten . . .

Es fehlt in der deutschen Presse, vornehmlich in der Berliner, an lesbaren Berichten aus den Gerichten. Daß es an dazu fähigen Journalisten nicht fehlt, beweist diese Schilderung des Hölzprozesses, für den ein Berliner Zeitungsschreiber bei mir Obdach suchen muß. Ich bin um die Gunst der Leser nicht besorgt und gebe Herrn Bouchholtz mit Freuden das Wort.

Hölz kauert hinterm Verschlag um die Angeklagtenbank, etwa so: Reißendes Tier im Ansprung, obwohl hinter Gitterstäben. Oberarme hoch auf das Geländer aufgelegt (blauer Gefangenenkittel, Ärmel umgekrämpelt, da sie ihm zu lang sind), Nacken geduckt, breites Kinn auf die breiten Pranken gestemmt. Es sieht aus, als ob er im nächsten Augenblick mit einem Satz den Zeugen auf den Rücken springen wolle.

Auf den ersten Blick sagt man: der einzige „Kopf" im Saal.

Breit alles an ihm und gedrungen: Typische Natur des Tatmenschen mit den breiten Schultern, den breiten Händen, dem breiten Kinn überm kurzen Hals. Scharfgeschnittene Nase, hervortretende Backenknochen, Augen, die tief in dunkeln Höhlen brennen, fanatische Augen. Und die Stirn fanatisch. Überm breitgedrungenen Körper diese enge Stirn und das starrborstige schwarze Haar, das fast tierisch in die kleine Stirn hineinsteigt.

Ich betrachte die Hände.

Vor einem Vierteljahr sah ich dieselben Hände in einem Dorf bei Halle. Hölz auf dem Höhepunkt seiner Unternehmungen. Vor dem Dorfrathaus auf dem Platz hatten sich seine zerlumpten Truppen aufgestellt, dahinter ein zigeunerhafter Park von Leiterwagen und Autos. Hölz stand auf einem Balkon des Rathauses, wie ein Napoleon nnd wies mit dem Arm in die Gegend: Trupp 1 geht die Straße, Trupp 2 jene Straße lang. Ziel: Soundso. Lautlose Stille. Da fiel ein Schuß. Es war ein 17jähriger Bursch, der sich eben den Karabiner umhing (Strippe als Riemen). Er hatte noch nie einen Schießprügel gehandhabt, so hatte er ihn zu sichern vergessen, und beim Umhängen war der Schuß losgegangen. Hölz-Napoleon sofort von seinem Balkon herunter, eilt auf den Burschen zu und haut ihm links und rechts eine rum, daß es knallt.

So sind seine Hände. Sie haben auch Pastoren und Rittergutsbesitzer geohrfeigt, wie seine Füße sofort zum Tritt bereit sind. Er kennt keine Hemmungen. Jeden Gedanken setzen diese Pranken sofort in Tat um. Sie müssen dauernd was zum Greifen haben. Sie sind unruhig. Jetzt, im Gerichtssaal, spielen sie mit einem roten Bleistift. Überlegt er, führt er den Bleistift sinnend an den Mund, nagt daran. Spricht er mit einem Zeugen, handhabt er den Bleistift, wie der Magister

das Lineal, und spricht er etwas, das politische Bedeutung haben soll, führt er ihn wie einen Marschallstab.

Es ist sonderbar: Zehn Sipoleute sind im Saal. Zwei Dutzend im Flur und vor dem Kriminalgerichtsgebäude, zum Teil mit Gewehren. Der Saal ist, zur Verhütung von Demonstrationen, ein Sälchen. Das Publikum besteht nur aus Bourgeoisie; kein Proletarier ist zugegen. Hölz hat keinen Freund im Saal, außer den Verteidigern. Und er steckt hinterm Gatter der Angeklagtenbank. Die ganze Welt ist gegen ihn. Trotzdem bleibt er das gefährliche Tier nicht nur, das den Anwesenden mit bösen Redensarten in den Nacken fällt, die peinlicher sind als Fußtritte, sondern — — bei Gott, er führt hier Regie!

Sobald man in den Saal tritt, fühlt man: Hölz führt hier Regie.

Die Verteidigung schlägt abermalige Vernehmung eines Zeugen vor. Der Zeuge sagt Dinge aus, die Hölz peinlich sind.

Hölz: „Weg mit ihm, er ist ein Spitzel. Ich will ihn nicht hören"

Der Zeuge, — meinen Sie, er reagiere darauf? Er ist ein blonder, aufgedunsener, verwachsener Bursch. Er starrt hilflos den Hölz an, wie ein hilfloses Karnickel die Riesenschlange. Selbst dem Vorsitzendsn im Talar und mit dem vornehmen sachlichen Gesicht fällt das auf. Vorsitzender: „Aber Zeuge, haben Sie auf den Anwurf nichts zu erwidern?" Zeuge errötet, sagt, er müsse nur lachen; aber er lacht durchaus nicht. „Weg mit dem Spitzel!" wiederholt Hölz. Der Verteidiger meint: „Aber liebster Hölz, lassen Sie mich den Mann doch ausfragen und ihn auf seine Widersprüche aufmerksam machen!" Hölz stampft auf, zieht mit seinen stets zugreifenden Händen den Verteidiger am Frackschoß auf den Sitz herunter: „Wenn ich Ihnen sage: Weg mit ihm, er ist ein Spitzel!" Und der Vorsitzende schickt den Zeugen weg.

Hölz kommandiert seinen Verteidigern, sie sind geradezu überflüssig. Und wenn er die Zeugen ausfragt, fragt er sie aus wie ein himmelhoch überlegener Magister seine Jungens: „Können Sie sich darauf besinnen? . . . Wissen Sie noch? Da und da? Verstehen Sie auch? Überlegen Sie sichs mal genau." Und die Zeugen unterliegen ihm, werden unter seinem Blick schüchtern. Ein Sammelsurium schüchterner, von Hemmungen vollgepfropfter Bourgeois.

Dann das Publikum. Knurrt es einmal, so fängt Hölz an zu brüllen: „Ein Saustall ist das hier! Kein einziger Proletarier sitzt dort auf den Bänken." Den Saal nennt er täglich dreimal einen Saustall.

Die Richter . . . Ein Beisitzer fragt ihn was. Hölz dreht ihm einfach den Rücken und sagt ganz nebenhin: „Mit Ihnen rede ich doch

nicht. Sie sind befangen." Und der Beisitzer hat einen roten Kopf wie ein Truthahn und murmelt kleinlaut: „Ich kann doch mal was fragen — — —". Auch er läßt sich tyrannisieren."

Selbst den Vorsitzenden nennt Hölz einen „unverschämten Lügner". Und der Vorsitzende sagt nicht etwa „Angeklagter", wie das so üblich ist, sondern wie zu einem bösen, lieben Jungen: „Hölz". Wie ein rohes Ei wird er behandelt . . .

Gewiß ist es nichts Köstliches, einen solchen Mann zu richten. Der Richter muß den Stil wahren. Aber eins muß man doch sagen: Keiner der Anwesenden ist diesem Mann geistig irgendwie gewachsen. Hölz ist allen himmelhoch an innerer Kraft, an Witz, Schlagfertigkeit, Schlauheit überlegen. Und er weiß die ganzen Verhandlungen in eine wedekindartige Groteske von wirksamem Hintertreppenstil zu verkehren.

„Herr Vorsitzender! Ich beantrage nach den vielen Strapazen dieser Tage Urlaub für Sonntag. Ich möchte mit meiner Frau im Grunewald spazieren gehn."

Die meisten Zeugen sind schüchtern, weniger unter Einwirkung des Vorsitzenden, als unter der Einwirkung von Hölzens Augen. Sind sie schüchtern, so sitzt Hölz nur auf seinem Platz und lacht. Sind sie etwas schlagfertiger und haben sie ein wenig Haltung, so springt er ihnen sofort in den Nacken.

Ein Bürgermeister sagt: Hölz habe seine Banden nicht mehr in der Gewalt gehabt. Hölz: „Das muß er ja wissen, wo er sich als Bürgermeister in einem Keller verkrochen hat."

Ein Polizeimajor tritt im alten militärischen Stil auf. Bevor dieser Zeuge geht, sagt Hölz: „Ich habe noch eine Frage! Ich wollte den Zeugen nur fragen, wieviel Schweineschnitzel mit Bratkartoffeln er täglich ißt, um ein solches Speckgenick zu bekommen?"

* * *

Und nicht einer von all den Bourgeois, die gegen ihn auftreten, wissen auch nur ein mannhaftes Wort aufzubringen! Ist das nicht kläglich? Ich finde, der einzige, der bisher dem Angeklagten gegenüber etwas bemerkte, das Hand und Fuß hatte, war der Pastor Neumeister aus Wimmelburg. Er hat keinen Grund, für Hölz zu reden, er, der von ihm ein paar Maulschellen und Fußtritte bekommen hat. Er sagte:

„Schuld, daß es überhaupt so weit gekommen ist, ist die Feigheit der Bourgeoisie."

Das ist das weitaus vernünftigste Wort, das im Verlauf des Hölzprozesses gefallen ist: „Unendliche Rasselosigkeit des Bürgertums, das bis in die Knochen feige ist."

Der Prozeß Hölz war für den Kommunismus eine bessere Reklame als die ganze Aufstandsbewegung im Vogtland. Ein gescheiter Schlosser steht dem gesamten norddeutschen Bürgertum gegenüber, veräppelt es, kritisiert es, und das Bürgertum weiß nichts zu entgegnen, regt sich nicht. Ein Bündel geraffter Energie aus dem Volke steht einem Sammelsurium von Menschen gegenüber, die einst stark waren, als sie sich an die festen Stützen eines von Gottesgnadentum gekrönten Staatsgerüstes klemmen konnten und die jetzt keinen Halt haben, so lange das neue Staatsgerüst noch nicht ausgebaut, fest verankert und garantiert ist. Hie natürliche Volkskraft, roh, basierend auf nichts als Egoismus und Menschenverstand — dort das feige, innerlich mürbe, weichliche, von Hemmungen, die seit Generationen datieren, umschnürte Gebilde, das sich der „Spießer" nennt.

WALTER RATHENAU

ÜBER PRODUKTIONSPOLITIK

III.

Die große Frage des Standortes, wo man eine Industrie unterbringen soll, hat wenig mitgespielt bei dem natürlichen Emporwachsen unserer Fabrikationsstätten in älterer Zeit. Wir wissen heute, daß Industrie ein Bodenprodukt ist, genau wie Landwirtschaft, daß es nicht möglich ist, Industrien willkürlich einzuimpfen solchen Boden und Landesteilen, die dafür unempfänglich sind, aber unsere gesamten älteren Industrien sind erwachsen, halb zufällig, halb aus Gründen, die heute nicht mehr stichhaltig sind; zum Beispiel eine kleine Wasserkraft von wenigen Pferden hat Anstoß gegeben zur Errichtung einer chemischen Fabrik, ein kleines Vorkommen von Holz oder Sand hat Gelegenheit gegeben zur Entwicklung einer Glashütte.

Ein großer Teil unserer alten Industrien hält der Probe auf die Zulässigkeit des Standortes nicht stand. Ebensowenig hält stand die Probe auf die Frage, ob unser Transport in der verständigen Weise vor sich geht. Tragen wir die Transporte eines Produktes oder der Gesamtheit unserer Produkte auf einer Landkarte ein, so finden wir ein Zickzack, das unentwirrbar ist. Die Produkte gehen unendlich lange Wege in unserem eigenen Lande, anstatt in vorgeschriebener Ordnung den Weg

vom Urprodukt zur Großfabrikation, von der Großfabrikation zur Verarbeitung, von der Verarbeitung zum Großhandel, vom Großhandel zum Konsumenten zu gehen. Das Zickzack unserer Frachten, das Hin und Her unserer Transporte ist ein Unentwirrbares. Es ist weit entfernt von irgendwelcher Verständigkeit, von irgendeiner Organisation.

Wir haben geglaubt, daß unser technischer Stand der Maschinen, unserer Kraft- und Arbeitsmaschinen kaum zu übertreffen wäre, und doch, wenn wir im Lande umherfahren, werden wir Kraftmaschinen finden, die einen solchen Mangel an Ökonomie aufweisen, daß man häufigere Benutzung einfach als verbrecherisch bezeichnen muß. Wenn ich eine Maschine betreibe, die täglich 20 oder 100 Zentner Kohle mehr frißt, als sie muß, so habe ich die Arbeit von soundsovielen meiner deutschen Landsleute in den Kohlenwerken nutzlos vernichtet. Es kann kein größerer Raubbau getrieben werden, als die Verschwendung von Kräften, als die Verschwendung von Kohle, als die Verschwendung von irgendeinem Material. Aber prüfen wir unsere Anlagen daraufhin, prüfen wir unsere Dampfkessel, prüfen wir unsere Dampfmaschinen in ihrer Gesamtheit und wir werden finden, daß die Vergeudung stellenweise eine ganz ungeheure ist.

Wir haben geglaubt, daß unser Fabrikationswesen als Anordnung ein tadelloses und ein vorzügliches sei, aber auch hierin finden wir, daß wir, teils als kleines Land, teils aber auch aus vielen anderen Gründen nicht die Ordnung eingeführt haben, die wir hätten einführen müssen. Es wird heute viel von Typisierung gesprochen. Ich glaube, die wenigsten Menschen können sich unter der Typisierung etwas Deutliches vorstellen. Es wäre vielleicht nützlich, dafür einen anderen Begriff zu schaffen und zu sagen, daß es sich nicht sowohl um die Typisierung handelt, als um die Arbeitsteilung durchzuführen bis in ihre letzten Konsequenzen. Wir kennen heute eine Arbeitsteilung. Wenn eine Nähnadel oder wenn ein Motor gemacht wird, so wissen wir, daß jeder Einzelteil von anderen Arbeitern gemacht wird und daß innerhalb einer Fabrik eine Arbeitsteilung herrscht. Eine Arbeitsteilung von Werk zu Werk, eine gruppenweise Arbeitsteilung aber besteht nicht, und das ist einer der schwersten Nachteile unseres ganzen industriellen Aufbaues. Was das bedeutet, das sollten wir uns an Beispielen klarmachen. Fragen wir befreundete Techniker, was es zum Beispiel kostet, einen Motor, sagen wir einen Ölmotor, zum erstenmal herzustellen, was es dann kostet, ihn herzustellen in einer Serie von drei Stück, in einer Serie von zehn Stück, in einer Serie von tausend Stück. Jeder Techniker wird uns sagen: Damit verbilligen sich

die Kosten in einer unerhörten Progression, damit wächst die Fähigkeit, mit einem Arbeiter Arbeitswerte herzustellen, ins Ungemessene. Ich habe Berechnungen nicht gegenwärtig, aber ich möchte die Größenordnungen mitteilen. Nehmen wir einmal an, ein Motor, der konstruktionsfähig aus der Werkstätte hervorgeht, kostet in seiner ersten Ausführung 300.000 Mark. Nehmen wir an, wir können von demselben Motor drei Stück in Auftrag geben, so wird jedes Stück nicht mehr 300.000 Mark kosten, sondern, da gewisse Grundeinrichtungen dafür schon einmal vorhanden sind, da man weiß, wie die Sache gemacht wird, wird jedes Stück vielleicht nur noch 150.000 oder 180.000 Mark kosten. Wollen wir nun von demselben Gegenstande eine Serie machen von, sagen wir mal, 20 Stück, so wird der Ingenieur zu uns kommen und sagen: Jetzt mache ich das für 75.000 Mark. Können wir aber nun eine Fabrik darauf einrichten, die von früh bis spät nichts anderes macht als diesen einen Gegenstand, so wird die Verbilligung ins Ungemessene gehen. Es wird ein kleiner Bruchteil der ursprünglichen Kosten sein und die Fabrikation wird sich ins Unerhörte multiplizieren.

Das schlagendste Beispiel einer solchen Fabrikationsweise ist oft in der Literatur erwähnt worden. Es ist die Automobilfabrik von Ford in Amerika. Das Automobil, das Ford macht, ist kein besonders gutes, es ist aber auch kein besonders schlechtes. Die deutschen Automobile sind in der Regel besser, aber das Fordsche Automobil ist nicht etwa deswegen zweiten Ranges, weil man es nicht ersten Ranges machen könnte, sondern einfach deswegen, weil der Amerikaner nicht die Gewohnheit hat, zu reparieren. Wenn eine Sache schlecht geworden ist, ein Wäschestück oder ein Kleidungsstück oder eine Maschine, so wirft er sie einfach weg und kauft sich ein neues. Deshalb hat das Fordsche Automobil mittlere Qualität, aber die Produktion ist eine gleichmäßige: Von früh bis spät liefert die Fabrik das gleiche Objekt und auf einem riesenhaften Transportband sehen wir in dieser Fabrik alle 20 Sekunden ein Automobil ins Land rollen. Dieses Automobil kostet dementsprechend 400 Dollar, während das billigere deutsche Automobil in Friedenszeiten in Deutschland ungefähr 8000 bis 10.000 Mark kostete. Das ist keine Hexerei, sondern das ist lediglich der Ausdruck der Tatsache groß eingerichteter Massenfabrikation.

Wir haben bei der Betrachtung der deutschen, der europäischen und der amerikanischen Absatzgebiete gesehen, was es bedeutet, ein Land mit ungeheuerem Absatz zu haben. Wir können den Fordschen Zustand deswegen nicht herstellen, weil wir nicht sieben Millionen Auto-

mobile im Lande gebrauchen können, wie sie in Amerika fahren. Die Weiträumigkeit des amerikanischen Landes, von der ich gesprochen habe, und seine kolossalen Absatzmöglichkeiten lassen einen so einheitlichen, riesenhaften Konsum zu. Das sollte aber wenigstens dahin führen, unsere Typen so einheitlich zu machen, wie wir können. Wenn unser Land diese Konsummengen nicht hat, so sollten wir wenigstens bei den kleinen Konsummengen, die wir befriedigen, die Typisierung so weit treiben, wie es irgend möglich ist, aber wir tun das Gegenteil. Wenn in einer Preisliste einer Fabrik ein Motor von 7,5 PS und einer von 10 PS verzeichnet ist, so kommt der Käufer und verlangt 8¼ PS, und mit seiner ganzen Gewalt und mit dem Grundsatz des freien Handels zwingt er den Fabrikanten, neue Konstruktionen zu machen und sein ganzes Fabrikationsprogramm zu stören. In den Preislisten unserer Großunternehmungen können wir — ich übertreibe hier nicht, wenn ich sage, bei einzelnen Werken — Zahlen von Typen sehen, die in die Hunderttausende gehen. Das bedeutet, daß von keiner dieser Typen, auch wenn der Gesamtabsatz ein riesenhafter ist, irgendwo eine geordnete Massenfabrikation möglich ist. Das bedeutet, daß man immer wieder zum Zersplittern, statt zur Werkstattarbeit kommt, man entschließt sich nicht zur Vereinfachung. Diese Vereinfachung kann aber nicht das einzelne Werk betreiben, sondern sie kann nur erfolgen durch Vereinigung, durch organische Zusammenarbeit der gesamten Industrie Sie kann nur in der Weise erfolgen, daß die Fabriken zusammentreten und sagen: anstatt 2000 Typen machen wir nur noch 500 und anstatt dessen, daß jede Fabrik diese 2000 Typen macht, macht jetzt von den 500 Typen die erste Fabrik Nr. 1 bis 50, die zweite 50 bis 100 usw. Dann verringert sich die Typenzahl im einzelnen Werke im Verhältnis von 2000 : 50, das heißt, von einzelnen Produkten kann das Vierzigfache hergestellt werden und es beginnt hier schon eine geordnete Fabrikation. Aber dieser Gedanke, der so nahe liegt, so sonnenklar, von jedem Techniker verstanden wird, niemals widerlegt und niemals bestritten worden ist, dieser Gedanke setzt sich nicht durch, weil wir unter dem Schlagworte der freien Wirtschaft stehen und weil eine irgendwie geartete Organisation der Wirtschaft von denjenigen nicht gewünscht wird, die aus der Unordnung Vorteile ziehen.

(Weitere Artikel folgen.)

BERNHARD BRUNO

ZENTRUMSTEINE ZUM WIEDERAUFBAU

Das Zentrum liebt die Arbeit im Stillen. „Leise, leise, kein Geräusch gemacht!" Besonders der rechte Flügel des Zentrums schwärmt für stille Tätigkeit. Selbstlose Arbeit für das Volksganze. Aber gelegentlich sind auch diese schlicht lebenden Menschen über die altväterische Ängstlichkeit des alten Windthorst hinausgekommen, der Politik als inneren Beruf betrieb, bei dem er drauf zahlte.

Ein Windstoß wirft mir einen Prospekt auf den Schreibtisch, der zur Gründung einer „gemeinnützigen Baustoffherstellung ‚Deutschland' Aktiengesellschaft" einlädt. Mit einem aus Zement, Schlacken und Sand hergestellten Luftkammerstein soll Deutschlands Wiederaufbau erfolgen.

In dem mir vorliegenden Prospekt heißt es:

„In Erkenntnis der großen Zukunft des Steines wandten ihm führende Männer, besonders des Zentrums, ihr lebhaftes Interesse zu. Minister Giesberts trat zusammen mit dem Vorsitzenden und dem kaufmännischen Berater des die Zentrumskreise beherrschenden katholischen Volksvereins München-Gladbach in den Aufsichtsrat der Zementschnellbau-Aktiengesellschaft Köln, die einen glänzenden Aufschwung sah und nach uns vorliegenden authentischen Nachrichten in diesem Jahr 40 % Dividende ausschütten kann."

40 % Dividende! Der Herr Minister und Aufsichtsrat Giesberts, sowie der Vorsitzende des katholischen Volksvereins München-Gladbach, des Herrn Minister Brauns Nachfolger und Statthalter, beide sind zu dieser schönen Ernte zu beglückwünschen. Dieser Stein trägt Früchte!

Er wird wohl noch reichlichere Frucht tragen, denn in dem vorliegenden Prospekt heißt es wörtlich:

In voller Überzeugung von dem Wert der von ihnen vertretenen Sache konnten diese maßgebenden Persönlichkeiten natürlich den günstigsten Einfluß auf die Propagierung des Luftkammersteins ausüben. Dies findet seine Bestätigung in der uns von beteiligter Seite mitgeteilten Tatsache, daß in einer im Januar d. Js. in Berlin stattgefundenen Konferenz außer Giesberts auch Reichskanzler Fehrenbach, Reichsminister Brauns und andere führende Persönlichkeiten, nachdem ihnen über den Stein Vortrag gehalten war, sich bereit erklärten, in Anbetracht der überragenden Bedeutung des von der Kölner Zement-Schnellbau-Aktiengesellschaft vertretenen Luftkammersteins darauf hinzuwirken, daß allen staatlichen Behörden im Lizenzgebiet dieser Firma die Versendung dieses Steines nahegelegt werden soll. Es ist anzunehmen, daß diese Herren, wenn es gilt, den Stein auch in anderen Gebieten zu propagieren, nicht verfehlen werden, ihn aufs wärmste zu empfehlen."

Der neue Stein, den das Zentrum zum Wiederaufbau propagiert, ist also nicht nur bei Giesberts, dem Minister und Aufsichtsrat, geborgen. Auch Herr Minister Brauns, der Gebieter von München-Gladbach

hält ihn nicht für einen Stein des Anstoßes. Sie empfehlen den Stein, der ihren Freunden 40 % Dividende brachte, allen staatlichen Behörden im Lizenzgebiete!" — — —

Nun soll dieser Zentrumstein in einer neu zu errichtenden „Gemeinnützigen Baustoffherstellung ‚Deutschland' Aktiengesellschaft", (B. D.) Sitz Berlin, hergestellt werden.

Aber der Titel und Charakter einer gemeinnützigen Gesellschaft lockt keinen Kapitalisten vom Ofen.

Doch da kommen die Gründer und beruhigen in ihrem einladenden Prospekt mit folgenden, ziemlich ungenierten Sätzen:

„Für die kapitalistisch an der BD beteiligten Aktionäre scheint zunächst der Vorteil aus der Beteiligung ein geringer zu sein, denn gesetzlich darf die BD als gemeinnütziges Unternehmen nur eine Dividende von höchstens 5 % ausschütten. Es ist aber bei der Kalkulation von vornherein vorgesehen, daß diesen Aktionären noch besondere Vergütungen für nebenamtliche Mitarbeit, gelegentliche sonstige Dienste u. s. w. in ungefährer Höhe von zehn Prozent des Kapitals pro anno gewährt werden können. Die praktische Durchführung des letzteren ist dadurch möglich, daß die Zahl der Aktionäre eine sehr beschränkte ist, und die Aktien nicht „Inhaberaktien" sondern „auf Namen lautende Aktien" sind, und daß der Leiter der Studiengesellschaft als Vertreter von mindestens 50 Prozent der Aktionärestimmen in den Generalversammlungen den übrigen Aktionären gegenüber bei ihrer Beteiligung entsprechende Zusicherungen bezügl. seiner Stellungnahme in den Generalversammlungen zu diesem Punkt geben kann und zu geben bereit ist. Die Kapitalertragssteuer wäre natürlich nur für die eigentliche Dividende in Abzug zu bringen. Es ist in Aussicht genommen, die Gründung mit einem Aktienkapital durchzuführen, das ein Vielfaches von 750000 Mk. Bareinlage darstellt. Die Aktien lauten auf 500 Mk., wonach nach § 180 Abs. 3 bedingt ist, daß die Aktien auf Namen lauten, so daß zwischen den Aktionären und der Gesellschaft eine persönlich engere Verbindung hergestellt bezw. ermöglicht ist."

Es wäre interessant zu erfahren, ob Herr Minister Brauns nicht nur den neuen Stein, sondern auch diese Methode der Dividendenverschleierung in seinen besonderen Schutz genommen hat. Kennt er die „entsprechenden Zusicherungen" zur Befriedigung der Aktionäre? Der Prospekt rühmt sich an anderer Stelle eines Gutachtens des Reichsarbeitsministeriums. Wie würde das Finanzministerium die geplante Umgehung der Kapitalertragsteuer begutachten?

Man sieht, es ist ein ganz interessanter Stein, mit dem das einst so keusche Zentrum den Wiederaufbau Deutschlands von München-Gladbach aus betreiben will.

ERNST ROBERT CURTIUS

NEUES VON UND ÜBER ROMAIN ROLLAND

Romain Rolland und Tagore sind heute die einzigen Schriftsteller, die ein europäisches Publikum haben — in der vollen Bedeutung des Wortes, die mehr und anderes meint als die am ausländischen Schrifttum interessierten engen literarischen Kreise der einzelnen Länder. Von der deutschen Übersetzung des Jean-Christophe sind bisher 125 000 Bände gedruckt worden und so wird auch Clérambault, der im Oktober erschienene Roman, dessen Übersetzung angekündigt ist, bald von Tausenden deutscher Leser in die Hand genommen werden. „Die Geschichte eines freien Gewissens im Kriege" nennt sich das Buch, das die geistigen Wandlungen des Dichters Clérambault in der Weltkatastrophe vorführt. Es ist *keine* Selbstbiographie. Vieles von Rollands eigenem Erleben mag zwar eingeflossen sein, aber sagt er uns, wenn er eines Tages das Bedürfnis haben wird, von sich selbst zu sprechen, so wird er es ohne Maske tun.

Clérambault ist weder künstlerisch noch menschlich eine überragende Natur, weder durch Begabung noch durch geistigen Gesichtskreis zu hohem Flug bestimmt. So hat Rolland seinen Helden gewollt: denn er soll typisches verkörpern. Vor dem Krieg singt er Hymnen eines gutgemeinten humanitären Weltverbrüderungstraums. Aber dann läßt er sich gleich von der Kriegspsychose anstecken — die Infektionswirkung der Collektivseele war das psychologische Problem, das Rolland hier gelockt hat — und liefert sich widerstandslos der öffentlichen Meinung aus. Ebenso sein Sohn Maxime, der gleich ins Feld ausrückt. Aber als Maxime nach ein paar Monaten des Schützengrabenkrieges auf Urlaub zurückkommt, ist er verändert, verschlossen — er fühlt die Lüge im Kriegstaumel der Heimat und kann sich doch dem Vater nicht aussprechen. Maxime fällt. Clérambault erfährt zu spät sein Geheimnis von einem Mitverwundeten. Aber es läßt ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Es zwingt ihn zu einem Umdenken, das immer radikaleren Ausdruck fordert. Clérambault wächst über sein früheres Selbst hinaus zu einem Streiter für die verpönte Wahrheit. Einer gegen alle — so steht er im Geisterkampf, gemieden von Freunden, begeifert von der großen Presse vereinsamt im eigenen Heim. Ein Freier, der nur noch das Gebot kennt, dem Gewissen zu folgen und die verblendeten Volksgenossen sehend zu machen. „Der Herd des Uebels war die Idee der Nation". Clérambault greift sie in leidenschaftlichen Manifesten an. Er verbündet sich mit einem kleinen Kreis junger sozialistischer Führer. Der wahre Kampf hat sich

nicht gegen ein Volk zu richten, sondern gegen eine verfaulte Gesellschaft, die auf Ausbeutung beruht. Der einzige Gewinn der Kriegsjahre ist die befeuernde Einsicht, daß eine neue Gesellschaft aufgerichtet werden muß. So streift Clérambault die Mystik des revolutionären Willens. Aber auch darin sieht er nun eine Psychose. Und jetzt gibt er die einmal gewonnene Freiheit nicht mehr preis. „Alles oder Nichts" ist das Schlagwort der Revolutionäre. „Die Welt weniger schlecht machen? Pfui doch! Sie soll vollkommen werden oder krepieren ... Törichtes Menschengeschlecht! Immer dieser Glaube ans Absolute, der alle zu denselben Räuschen, aber auch zu denselben Katastrophen führte, die Narren des Völkerkampfes, die Narren des Klassenkampfes, und die Narren des Friedens!" Clérambault weist den Dogmatismus der Revolution mit ebenso scharfen Worten ab wie den Kriegswahn. Was bleibt? Und was hat Rolland zu sagen? Ich lese in einer im übrigen sehr anerkennenden Kritik Fritz Schotthöfers in der Frankfurter Zeitung: „Wer von Clérambault Neues erwartet, wird enttäuscht werden. Alle diese Akkorde waren schon in den älteren Werken angeschlagen." Und auch Stefan Zweig scheint in dem neuen Buch, das er mit höchsten Worten feiert, nur ein neues wertvolles Zeugnis des Rolland'schen „Idealismus" zu sehen, der indessen von der naiven stürmischen Gläubigkeit Jean-Christophes zur tragischen Weisheit des Erkennenden gedämpft sei. Da scheint mir doch, daß beide Beurteiler ein ganz entscheidendes Element übersehen haben, mit dem Rolland seinem Denken eine neue Wendung gibt.

Er mußte ein neues Wort sagen, nachdem er den Krieg, die Revolution und den Pacifismus verneint hatte. Clérambault — merkt es euch, meine Herren Pacifisten — sieht die Wirklichkeit „nicht mehr mit seinem pacifistischen und Tolstoischen Denken, das nur ein anderer Wahn ist" (diese Worte sind im Text gesperrt) Kapitalistische Versklavung — Diktatur des Proletariats: eine Kette ohne Ende — eine eherne Dicke, die der Geist als Weltgesetz anerkennen muß. „Aber das Herz nimmt sie nicht an. Das Herz verweigert diesem Gesetz seine Unterwerfung. Seine Sendung ist es, das Gesetz des ewigen Krieges zu durchbrechen. Wird es das jemals können? Wer weiß es? Auf jeden Fall ist es klar, daß sein Hoffen, sein Wollen, aus der natürlichen Ordnung hinausschreiten. Seine Mission gehört der übernatürlichen Ordnung, sie ist im eigentlichen Sinne religiös. Aber Clérambault, der davon durchdrungen war, wagte noch nicht, es sich einzugestehen. Er wagte wenigstens nicht, sich dieses

Wort: „religiös" einzugestehen. Dieses Wort das die Religionen — die so wenig religiös sind — heute diskreditiert haben".

Vielleicht werden manche Leser Rollands sich auch vor diesem Wort scheuen. Aber es ist nicht wegzudeuteln. Rolland läßt seinen Helden alle politischen, sozialen, humanitären Ziele zurückstoßen. Er führt ihn auf eine höhere Ebene. Wie ein Durchbruch ist diese Wendung von der „natürlichen" zur „übernatürlichen" Ordnung.

Und es bleibt nicht bei dieser allgemeinen Wendung. Stefan Zweig sagt: „Rolland fügt an die Gestalten seiner irdischen Kämpfer noch die erhabenste, die irdisch-religiöse: die des Märtyrers seine Überzeugung". Er zweideutet damit auf den Tod Clérambaults, der als Opfer nationalistischen Hasses auf der Straße ermordet wurde. Aber er sagt uns nicht, das Rollands Buch seinen Schlußaccord und seinen Höhepunkt in einem Gemeinschaftserlebnis am Karfreitag findet, das an die Christusmystik und die Parusie-Hoffnung anknüpft. Durch das Krankenzimmer, in dem Männer und Frauen das Lager des Kriegsgelähmten umstehen, geht ein Schauer, der sich allen mitteilt. „Ich sehe ihn. — Ich sehe ihn auch, sagt Clérambault. Doktor Verrier fragte ihn: Wen? — Aber ehe die Antwort ausgesprochen war, wußten alle schon das Wort, das gesagt werden würde: — Den, der das Licht trägt. Den Gott, der siegen wird. — Coulanges sagte bitter: Man wartet Jahrhundertelang auf den Christus. Wenn er kommt, verkennt man ihn und schlägt ihn ans Kreuz. Dann wird er vergessen, außer von einer Handvoll armer Bettler, die gut und einfältig sind. Diese Handvoll wächst. Während eines Menschenlebens steht der Glaube in seiner Blüte. Nachher verfälscht man ihn. Er wird verraten vom Erfolg, von den ehrgeizigen Jüngern, von der Kirche. Und das dauert dann Jahrhunderte ... Adveniat regnum tuum ... Wo ist es das Reich Gottes? — In uns, sagte Clérambault. Die Kette unserer Prüfungen und Hoffnungen bildet den ewigen Christus. Wir sollten glücklich sein im Gedanken an das Vorrecht, das uns wurde: in unserem Herzen, wie das Kind in der Krippe, den neuen Gott zu hegen".

Das ganz Neue, das Rolland in seinem letzten Werk bringt, ist also die Ueberwindung aller Parteilehren und geistigen Programme durch ein religiöses Bewußtsein, das sich in die Formen der urchristlichen Reichshoffnung und einer undogmatischen Christusmystik kleidet.

Man muß die Menschen lieben, mehr als die Illusion und mehr als die Wahrheit". „Man kann den Menschen nicht helfen, man kann sie nur lieben". Das sind die sittlichen Intuitionen dieses religiösen Be-

wußtseins. Das Buch endet mit den Worten: „Jesus ist nicht zufällig gekreuzigt worden . . . Der Mann des Evangeliums ist der Revolutionär, der radikalste von allen. Er ist die unerreichbare Quelle, aus der zwischen den Rissen der harten Erde die Revolutionen hervorsprudeln. Er ist das ewige Prinzip der Nichtunterordnung des Geistes unter Cäsar, wer er auch sei, unter die ungerechte Macht. So legitimiert sich der Haß der Staatsknechte, der gezähmten Völker, gegen den geschmähten Christus, der sie ansieht und schweigt, und gegen seine Jünger — uns die Vorboten dessen der größer ist als wir, der der Welt das rettende Wort bringen wird: der Meister, der ins Grab gelegt ist, der „bis ans Ende der Welt in Agonie sein wird" und der immer wieder geboren werden wird — der freie Geist, Gott der Herr".

Edme Froment, der Gelähmte, findet diese Worte. Sie bedeuten Clérambaults Vermächtnis. Und wir müssen annehmen, daß sie der Ausdruck eines Erlebens sind, daß Romain Rolland in der Tiefe berührt hat. Es zeigt Rolland als einen immer noch Werdenden und sich Wandelnden. Es läßt manches in seinem früheren Werk in neuem Lichte erscheinen. Es macht den Wunsch rege, uns ein Gesamtbild des Dichters und seiner Werke zu verschaffen.

Diesem Wunsch, der in unzähligen Freunden Johann Christofs lebendig sein wird, kommt das schöne Buch entgegen, das Stefan Zweig soeben bei Rütten und Löning in Frankfurt erscheinen ließ: „Romain Rolland, der Mann und das Werk." Schön ist dieses Buch schon durch die edle und ausdrucksvoll lebendige Sprache. Schön ist es durch die Gesinnung bewundernder Liebe, die den Herzschlag des Menschlichen verrät. Schön zuletzt einfach darum, weil es den ganzen Romain Rolland, sein Schaffen, sein Kämpfen vor uns hinstellt und uns zu eigen gibt. Es zeichnet zunächst die Umrisse des Lebens von der Kindheit bis zum späten, aber dann mit einem Schlag Weltmacht werdenden Ruhm. Es geht dann über zu einer eingehenden Betrachtung der ganzen Kette von Werken, anhebend mit den ersten Jugenddramen, endend mit den letzten Büchern der Nachkriegsjahre. Breugnon, Liluli, Pierre et Luce, Clérambault. Zum ersten Mal insbesondere wird Rollands geistige Aktion im Kriege gewürdigt und werden die Auseinandersetzungen mit Hauptmann und Verhaeren, diese europäischen Zwiegespräche voll bitter grotesker Tragik, beleuchtet. Warum aber übergeht Zweig hier die Auseinandersetzung zwischen Rolland und Thomas Mann? Gerade sie enthüllt tiefste und letzte Spannungen, die noch nicht ausgetragen sind.

Zweig gliedert Rollands Werk von 1890—1920 in fünf Schaffenskreise. „Der erste Schaffenskreis, ein Cyklus der Dramen, der in Shakespearschem Geiste die Renaissance als eine Gesamtheit, in der Art Gobineaus, bezwingen wollte, fällt zerstückt aus den jugendlichen Händen: selbst die einzelnen Dramen hat Rolland als unfertig verworfen. Der zweite Cyklus sind die Tragédies de la foi", der dritte das Théâtre de la Révolution", beide unvollendet, aber schon hier sind die Fragmente von ehernem Guß. Der vierte Cyklus, die „Vies des Hommes illustres", ein Biographienkreis wie ein Fries um den Tempel des unsichtbaren Gottes geplant, bleibt gleichfalls Stückwerk. Erst die zehn Bände des „Johann Christof" runden ganz den Erdkreis einer Generation, Größe und Gerechtigkeit in erträumter Harmonie vereinend". Aus dieser Gruppierung fallen nun allerdings die seit 1920 geschaffenen Werke heraus. Will man Colas Breugnon als Intermezzo scherzoso, wie Zweig glücklich formulirt, gelten lassen, so müßten die Kriegsbücher als eigene Schaffensgruppe gefaßt werden.

Das Buch Stefan Zweigs ist ein Buch der Huldigung und des Bekenntnisses. Es sieht Rolland mit den Augen der jasagenden Liebe. Bejaht wird sein Schaffen in seinem ganzen Umfang als festgefügtes überragendes Denkmal einer brüderlichen europäischen Geistesgemeinschaft. Es ist gut, daß dieses Bild der Liebe festgehalten wird. Denn es ist die Schau eines Glaubens. Sie gibt dem Buch seine Geschlossenheit und Einheit. Aber zugleich ist damit gesagt, daß eine andere Form der Betrachtung möglich — und notwendig ist. „Vivent mes amis, les ennemis" rief Johann Christof einmal aus. Und Rolland selbst würde der letzte sein, der eine Beurteilung seiner Werke zurückwiese, die mit dem einfühlenden Verständnis die Unabhängigkeit der geistigen Fragestellung verbände. Es müssen die Fragen gestellt werden, die Stefan Zweig, aus der menschlichen und künstlerischen Conception seines Werkes heraus, ausschalten mußte: was ist das künstlerische Gewicht des Rollandschen Werkes? Was bedeutet und was gilt beim dichterischen Schaffen der Wille zur Größe? Wie steht es um das Gleichgewicht zwischen Gesinnung und Gestaltung? Wie reiht sich Rolland in die Geschichtswelt und den Formenkreis des europäischen Geistes ein? Welcher Wert kommt der Grundhaltung zu, daß nur ein wenig aussichtsloses Ziel ein erhabenes Ziel ist? Alle diese Fragen sind noch unbeantwortet, weil Rolland noch zu sehr in die geistigen Kämpfe der Zeit verstrickt wird: vor seinen Lesern nämlich, die ihn als Helfer oder als Gegner in die taktische Situation einbeziehen, in der sie selbst kämpfen. Aber damit

wird Rollands Bild verunklärt. Wir werden es schärfer und plastischer zu sehen vermögen, wenn Rolland uns neue Werke schenkt, die den Fragestellungen des Krieges (die noch Clérambault bestimmen) entrückt sind und uns in irgendein ganz anderes Seelenland führen.

Man weiß, daß für den jungen Romain Rolland ein Brief Tolstois entscheidendes Erlebnis wurde. Stefan Zweig gibt uns als Erstes nähere Kunde von diesem Brief und er zeigt, wie aus der Tat Tolstois eine unversiegliche Quelle der Kraft und des Trostes für viele wurde. Denn was Rolland von Tolstoi empfing, das gab er allen jenen weiter, die sich später an ihm um Führung und Teilnahme wandten. Viele junge Menschen haben an Rolland geschrieben, so wie er an Tolstoi geschrieben hatte, und Rolland hat sich ihnen nie versagt, hat ihnen immer ein brüderliches Wort der Ermutigung und der Stärkung gespendet. Vielen ist er durch seine Briefe Freund und Helfer geworden. Und vielen wäre er es noch geworden, die der Krieg zu früh fällte. Einer von ihnen war der junge Marc de Larréguy de Civrieux, der einundzwanzigjährig vor Verdun fiel. Romain Rolland hat ein ergreifendes Vorwort geschrieben für die ersten Verse des jungen Dichters, die der schmerzgebeugte Vater herausgegeben hat, um die Erinnerung an den teuren Toten festzuhalten. „La Muse de Sang" heißt das kleine Heft (Paris 1920, Société mutuelle d'Edition). Marc de Larréguy stammte aus alter katholischer, konservativer Familie. Aufgewachsen in südlicher Sonne, gebildet an dem Seelenadel der Lamartine'schen Dichtung, schien er einem Leben der Kunst und des idealen Strebens entgegenzureifen. Nun bleiben nur die ungefeilten ersten Verse, die er aus dem Schützengraben nach Hause sandte: Schreie der Qual aus dem Inferno: Schreie der Empörung gegen die Welt, in der ein solcher Krieg möglich war. Sie wird gehört werden, die Stimme dieses Toten, der sich als Sprecher ungekannter Brüder fühlte, und dem Romain Rolland das bewegte Gedenkwort nachsendet.

DIE PARTEI

Hier veröffentliche ich die letzte Arbeit von Willi Handl, des zu früh verschiedenen Dichter-Journalisten. Sie war von ihm selbst für die „Neue Rundschau" bestimmt.

Was ist die Partei? Die Verunreinigung der Idee durch ihre Anhänger. Masse schart sich, um gegen andere Massen mächtig zu werden. Was sie alles treibt, ist mancherlei Begehr des Leibes und der Seele, tägliche Notdurft, in ewige Gedanken umgelogen; denn in den Breiten, die Partei werden können, verzehrt und verdaut auch die Seele nur von Tag zu Tag. Das Wunder ist, daß der Gedanke den Druck der ungeheuren Gewöhnlichkeit aushält, ja unter ihm nur kräftiger und lebendiger zu werden scheint. Er flüchtet zu den einzelnen, die ihn rein bewahren und, wenn die Zeit kommt, immer wieder als Trost oder Forderung vorzeigen. Wie sie es anstellen, bei dieser Empfindlichkeit des Geistes dennoch in der Partei zu bleiben, ist ihr Geheimnis. Sie könnten es keinesfalls, wenn sie nicht die Schwäche, Armut und Gemeinheit der Menschen ebenso lieb hätten, wie ihre Sehnsucht und ihren Aufschwung. Und keiner kann es, der sich in seinen Gedanken wie hinter Mauern hält und innerlich nie zu den anderen hinüberkommt.

Im wesentlichen ist dies der Inhalt des Romans „Die Partei" von Stefan Großmann (Verlag Ullstein). Unsinnig wäre, das Buch mit dem Schlüssel in der Hand zu lesen, Anspielungen zu knacken, bekanntere Namen für die erfundenen einzusetzen und gar mit begieriger Nase enthüllten Skandal zu schnüffeln. Weder Chronik aus der Froschperspektive noch eine Sammlung von Bildnissen mit verstellten Namen ist hier gewollt. Erinnerung, beschaulich abgeklärt, durchdringt mit hellen Blicken das vielfältige, lärmende, schwitzende, dampfende Gewimmel der Partei, haftet in Liebe an einzelnen Zügen menschlicher Besonderheit und vollendet sie zur Gestalt. Das gelebte Leben muß sich schon gefallen lassen, daß es ein wenig vereinfacht, zusammengelegt, zweckmäßig gereinigt wird; seine Schönheit kommt dabei nicht zu kurz. Von den Wiener Sozialdemokraten ist die Rede, von ihren Fanatikern und ihren Strebern, von den Diplomaten und den Stärkeren der Partei, von den Unentwegten, die in Programm und Taktik eingespannt sind wie ein Gaul in das Geschirr, und von den fröstelnd Sehnsüchtigen, die ihre Einsamkeit nie loswerden und lieber abtrünnig sein als sich selbst aufgeben wollen. Andere Parteien, andere Städte haben das auch. Aber die sozialdemokratische Partei rühmt sich, die wissenschaftliche vor allen

zu sein, und Wien . . . . . . ist Wien. Das gibt, in bewußtem Gegensatz und in unbewußter Anpassung, ein Gemisch von ganz besonderer Farbe. Diese schafft den gemeinsamen Grund für die Erscheinung der einzelnen Gestalten, für Leichtsinn und Schwermut, dumpfe Verbissenheit und das helle menschheitliche Ziel: sie saugt auch die starken, harten Züge jüdischer Geistigkeit, die den Aufriß zum Teil beherrschen, mildernd in sich. Diese merkwürdig zähe Lockerheit, die nachgibt und dennoch festhält, die Andeutung der Ausführung vorzieht und für den fragmentarischen Menschen eine so herzliche Neigung hat, teilt sich dem Gefüge der ganzen Erzählung mit. Der Roman hat seine dichten und seine windigen Stellen und kümmert sich nicht um gleichmäßig epischen Gang. Wo das Erlebnis versagt, setzt ohne Scheu die geschwinde Erfindung ein. Und die Naturgeschichte der Partei wird nicht in übersichtlicher Aufstellung gegeben, sondern an wenigen Exemplaren, die nach Laune gewählt und gemodelt sind, scheinbar willkürlich ausgedeutet. Doch diese Willkür trifft mit bedeutender Sicherheit das Wesentliche, und der lässige Griff umfaßt am Ende die polaren Gegensätze, von denen jene Partei belebt und begrenzt wird. Aber die Strahlung der innigsten Wärme und der schärfsten Aufmerksamkeit sammelt sich auf der einzigen Gestalt, die alle Züge des großen Führers hat: versöhnliche Milde, strenge Sachlichkeit und das überlegende Lächeln des Zweifels, bitteren Fleiß in der kleinen Arbeit und den unverrückbaren Blick auf das letzte Ziel. Dieses Bildnis, an dem eine unverlogene, durch keinerlei blindes Pathos überhitzte Ehrfurcht geschaffen hat, ist zu getreu, als daß die zurückhaltende Verschwiegenheit hier noch zurechtkäme: der Dargestellte ist Viktor Adler. Die anderen, die Durchschnittlichen und die Sonderlinge, die Gezeichneten und die Gehemmten, die Träumer, die Spieler und die Handwerker der Partei machen das Buch zeitgemäß und interessant. Dieser Eine, menschlich Erhabene, gibt ihm dauernden Wert. Die anmutigen Einfälle, die Wiener Luftschicht, die Vorgänge und ihre Vertiefung: das alles ist gute Literatur. Jenes Denkmal aber ist eine Sache der erkennenden Liebe, frei, fast unwillkürlich aus dem Herzen heraus. Es ist in Wahrheit gedichtet.

AUS DEM TAGEBUCH

THADDÄUS RITTNER

Der Komödiendichter Thaddäus Rittner, vielleicht das sublimste Talent der nie reich gewesenen, nun aber ganz verarmten deutschen Bühne, litt an der Krankheit des Österreichers: Er hatte eine Heimat, aber kein Vaterland. Seine Heimat war Polen, aber wo war sein Vaterland? Sein Vater war als Galizier österreichischer Minister geworden. Thaddäus Rittner selbst saß in einem Wiener Ministerium. Er dichtete deutsch und er dachte doch auch polnisch. Er war an Wien mit all den zarten Fäden gefesselt, mit denen diese Geliebte unter den Städten unmerklich, aber unzerreißbar bindet. Es kam zur Gründung des polnischen Staates, Rittner hätte Intendant in Warschau werden sollen. Das war mehr als eine Vernunftheirat, das war die Verbindung mit einer plötzlich reich gewordenen Jugendliebe. Aber dazwischen lagen eben fünfundzwanzig Jahre selig — unseligen Zusammenlebens mit Wien, und o entstand in Rittner die Zwiespältigkeit des im Innersten zerrißenen Österreichers: Er strebte nach Warschau und er klebte und lebte in Wien. Wahrscheinlich war diese Zerrissenheit nur letzte Krönung seines Österreichertums. Er war national und war doch mehr als national. Wien ist ja, nicht durch Vorsatz, sondern aus seiner Natur und Mischung heraus, die weltbürgerlichste Stadt Europas. Von diesem menschlichen Weltbürgertum war Rittner angehaucht. Es lähmt die Tatkraft, es verringert die für Daseinskämpfe notwendige Brutalität, aber, von diesem menschenschätzenden Weltbürgertum getragen, wandelt man leichter über die trübe, schmutzige Erde. Das schönste Buch Rittners heißt: „Das Zimmer des Wartens" (es ist bei Ullstein erschienen) und schildert einen phantastischen Menschen, der sein Leben im Vorzimmer des Glücks verbringt. Wartend. Die Anderen, die deutschen Männer, dringen in das Hauptgemach ein. Dieser Österreicher verplempert sich, verträumt, versehnt sich in den Warteräumen. Die Stimme eines solchen Phantasie-Erlebers ist nie grob, selten laut, Rittners Komödien sind ganz zarte Stücke, besonders für Berlin und seine Kritiker viel zu leise. Nun, es gehört zum Schicksal des wartenden Menschen, überhört zu werden. Er kann nicht schreien, er muß sich gedulden bis die Anderen Ohren bekommen. Das dauert, wenn man Glück hat, ein paar Jahrzehnte. Wenn man Pech hat, wird man auch im Tode und nachher überhört. Unsere Generation hat Pech. Kein Zeitalter für leise Menschen. Diese Epoche gehört den rohen Schreiern, den Gesinnungsmeiern, den handfesten Spekulanten. So schliefst Du ein, ThaddäusRittner, in Deinem Wiener Zimmer des Wartens. Aber Du hattest wenigstens eine schöne Aussicht dabei: Du sahst durch offene Sommerfenster die blaugrünen Gipfel des Wienerwaldes.

BRIEFE ANS TAGEBUCH

PRINZ MAX DEMENTIERT SICH

Karl Friedrich Nowak, der Verfasser des höchst lesenswerten Buches „Sturz der Mittelmacht" schreibt mir:

Sie verzeihen, daß ich auf die ins „Tagebuch" (Heft 23) vorgebrachten Ausführungen von „Lschw.": „Prinz Max dementiert sich" kurz erwidern muß; die dort ebenso phantasievoll, wie unrichtig interpretierten drei Überdrucke auf einer Seite meines Buches „Der Sturz der Mittelmächte, sind von mir verfügt worden, weil der — auch sonst schmerzliche — Eigensinn eines Korrektors die Verbesserungen meines Manuskripts an dieser Stelle vor der Drucklegung nicht berücksichtigt hatte. Ich zog drei Überdrucke der Feststellung vor, daß drei von mir vorgebrachte Tatsachen historisch falsch wären. Es ist nicht alles romantisch, was durchschimmert —.

MÜNCHENER BETT-CONTROLLE

Ganz harmlos fuhren wir nach München.

Im Parkhotel, Maximiliansplatz, frühmorgens $6^1/_2$ Uhr. — Heftiges Klopfen an der Zimmertür. — Mit der ganzen Freundlichkeit eines im Schlafe Gestörten frage ich, was los sei. „Öffnen! Polizei!" Im Interesse der Aufrechterhaltung der bayerischen öffentlichen Ordnung und um Blutvergießen zu vermeiden, stand ich auf und schob den Riegel zurück. Zwei stattliche Männer (einer mit freundlichem Grinsen, welches offenbar die Überwindung seiner Verlegenheit bezweckte), standen auf der Schwelle. Ich bemerkte bescheiden, daß meine Frau noch im Bett läge, da die Herren Anstalt machten, das Zimmer zu betreten. — „Die kann sich ja zudecken!" Da meine Frau zugedeckt war, war mir der Boden zu sachlichen Einwendungen entzogen. Die Beiden traten also ein. — „Seit wann sind Sie hier?" „Seit vorgestern." Der Fragesteller griff in sein Notizbuch und nickte. „Sie sind nichtbayerischer Deutscher und mußten sich sofort anmelden." Um die Hoteldirektion, die mir bei meiner Ankunft mit Bezug auf die allenthalben plakatierte Anmeldepflicht für „Staatenlose, Ausländer und nichtbayerische Deutsche" mit den Augen zugezwinkert hatte, zu schonen, erzählte ich ein langes Märchen. „Wo ist ihr Paß? — Da ich meinen Paß nicht mit ins Bett zu nehmen pflege, mußte ich ihn erst suchen. Die beiden benutzten die Zeit zu einer verstohlenen Musterung, was ihr gutes Recht war. Während der Wortführer meinen Paß prüfte und vergeblich die Krawatte meines Paßbildes auf meinem Schlafanzuge suchte, kam mir ein rettender Gedanke. Ich bin nämlich im glücklichen Besitz einer Bescheinigung des Reichswirtschaftsministeriums, die alle Behörden ersucht, mich ungeschoren reisen zu lassen und nach Kräften zu unterstützen. — Die Bescheinigung machte infolge des allgemeinen Ansehens, welches man heute der Regierung zollt, nicht den geringsten Eindruck. Der längere der beiden Herren musterte mich nochmals (ob wieder wegen der Krawatte weiß ich nicht) und verfiel dann sichtlich in tiefes Mißtrauen. Mit halber Wendung zu den Betten ertönte die Frage: „Wer ist die Dame dort?" Er konnte damit, da keine andre Dame im Zimmer war, nur meine Frau meinen. — „Meine Frau." „Hat die Dame einen Ausweis?" — Ich versuchte die bayerischen Staatsvertreter davon zu überzeugen, daß ich bis dahin geglaubt hätte, Bayern gehöre noch zu Deutschland, und daß ich, wenn mir bekannt gewesen wäre, daß dem nicht so sei, mich vorgesehen und außer meinem Trauschein auch zwei eidesstattliche Erklärungen meiner beiden noch lebenden Großmütter mitgebracht hätte. — Stillschweigen und angestrengtes Überlegen. — (Es sei bemerkt, daß man mit bloßem Auge die Anstreng-

ung des Überlegens wahrzunehmen vermochte). Plötzlich funkelndes Auge und Siegesgewißheit. — Der längere von beiden reichte mir ein Stück Papier und einen Bleistift. — „Schreiben Sie auf, wann ihre Trauung stattgefunden hat!" Gottseidank erinnerte ich mich noch des letzten Hochzeitstagkuchens, sodaß ich nach flinkem Subtrahieren und Multiplizieren das Datum niederschreiben konnte. Mit dem Zettel in der Hand wandte sich der Großinquisitor wieder gegen die Betten und fragte meine mittlerweile munter gewordene Ehehälfte: „Wann sind Sie getraut?" Da wir, was nicht überraschen wird, am selben Tage getraut sind, konnte meine Frau nur dasselbe Datum angeben. „Zufall" — dachte der Mann — und das Spiel nahm seinen Fortgang! Nachdem mir wieder Papier und Bleistift, an dem ich diesmal wenigstens die Spitze abbrach, ausgehändigt worden waren, hieß es: „Wer waren ihre Trauzeugen?" — Diese Frage brachte mich, ich muß es zu meiner Schande gestehen, ernstlich in Verlegenheit. „Ja, dehnte ich, wir haben, soviel ich mich erinnere, sechs, oder acht oder noch mehr gehabt . . ." — „Es gibt nur zwei gesetzliche Trauzeugen!" — Ich hatte kein Bürgerliches Gesetzbuch zur Hand, um das Fundament dieser Belehrung nachzuprüfen. Deshalb schrieb ich, nachdem mir der Zweite, der offenbar als Reserve und Sicherheitsfaktor gedacht war, seinen Bleistift geliehen hatte, zwei Namen auf, die meine Frau nachher erfreulicherweise als richtig bestätigte. Der Eindruck war überwältigend. Die Beiden nickten befriedigt und verließen in der Reihenfolge, in der sie eingetreten waren, das Zimmer, nicht ohne mir vorher Gefängnisstrafe angedroht zu haben für den Fall, daß ich mich nicht sofort bei der Polizei meldete.

Während des Frühstücks kaute ich außer an meiner Semmel an dem Problem: Was wäre geschehen, wenn meine Frau nicht meine Frau gewesen wäre!? . . . . . .

Schluß der Komödie: 10 Uhr auf dem Polizeiamt. Aus Vorsichtsgründen hatte ich mich mit einem ganzen Kranz von Bekannten umgeben, die übrigens auch nicht freiwillig, sondern gleichfalls nach voraufgegangener Bettkontrolle diese Stätte aufsuchten. Zu meiner Überraschung litten die Büropolizisten im Gegensatz zu ihren Fahndungskollegen an einer beachtenswerten Gemütstiefe. Als ich das Fehlen eines hinlänglichen Ausweises für meine Frau erwähnte (der Unauffälligkeit wegen zwischen meinem Geburtstag und Geburtsort) antwortete mir ein Wuschelkopf mit großer Brille ohne von den Akten aufzusehen: „Dös is aba schad'!" — Unangefochten und in gehobener Verfassung durften wir abtreten.

So geschehen in München am 2. Juni 1921.

Aus Dankbarkeit möchte ich der Münchener Polizei verraten, daß das Park-

hotel am Maximiliansplatz ganz vorschriftswidrige Balkons besitzt; sie machen einem das Entwischen von einem Zimmer zum anderen unendlich leicht. Vielleicht läßt sich diese Gefahr für die Staatssicherheit durch starke Eisengitter an den Fenstern bannen. Dr. C.

BÜCHER

René Schickelé: Die Mädchen (Verlag Paul Cassirer).

Diese drei Erzählungen sind glühende Strophen aus einer Hymne auf die „Klugheit, die eine sinnliche Eigenschaft, ja, die Blüte einer schönen Sinnlichkeit ist." Paris als Erbe Attikas empfunden, ist die Heimat dieses gleichzeitig lyrischen und plastischen Buches. Pallas Athene hat die Akropolis verlassen, um sich an der Seine als Göttin der Vernunft verehren zu lassen. In der letzten, der schönsten Erzählung zerbricht die Urgewalt der Leidenschaft die Gitter der Klugheit. All denen, die den Farbenglanz und die Edelarchitektur romanischer Erzählungskunst lieben, ist dieses Buch ein Geschenk.

M.

Robert Saudek: Diplomaten (Drei Masken Verlag 1921).

Eines Romanwerkes von drei Bänden der erste. Vom Dezember 1914 bis zum Prinzen Max. Krieg als Hintergrund, an der österreich-ungarischen Gesandschaft im Haag, wo man den Ereignissen mit Graphologie näher zu kommen versucht. Die Träger der Namen sind bekannt. Unterschiedlich geschrieben: ein Largo-Einsatz, sozusagen im österreichischen Dialekt und ein bissel wehmütig. Nach einem scharfen Schnitt: Explosivität, Zusammengerafftes, Geballtes, Leidenschaftliches nicht selten. Menschliches mit einem flackernden Impuls geschaut. Der Diplomatie, die den anderen den Krieg gewinnen half, hinter die Maske geleuchtet. Dem Preußischen Militarismus eins ausgewischt. Etliche Jahre nach dem Zusammenbruch sehen wir besser: die Handschriftendeuter, der Graf Gall, die Psanec lesen Geschichte aus den schwarzen Buchstaben auf Papier ehe bei uns ein Mensch daran denkt, daß es anders kommen könnte. (Als daß wir gewinnen.) Die straffe Linie reißt alle Nebenspieler zwischen den Schlagschatten mit, alles mit sicherer Hand beinahe mit Routine gezeichnet. Zwischen der Technik aber lagert das Mitleid, ein bissel Weichheit, ein bissel — na eben Oesterreichisches. Aus der Deutung der Handschriften Hindenburgs, Mackensens, Scheidemanns, der Zita, des Dr. Seidler und Michaelis wird alles mögliche herausgelesen. 1921 stimmtes. Den Schriftzug des Verfassers auf dem Titelblatt vermag ich, da ich kein Graphologe bin, nicht zu entziffern. Vielleicht stimmt er aber auf das, wie er das Buchgeschrieben hat? Nicht gespannt bin ich auf die beiden anderen Bände, aber ichwarte auf sie.

B.

ANEKDOTEN

DICHTER-EHRUNG

Rabindranath Tagore ist so schwer auszusprechen. Deshalb schlägt Lucy von Jakobi vor, den weichen, allzuweichen indischen Dichter aus dem Morgenland kurzweg den Gangeshofer zu nennen.

*

Es gibt in Schwabing eine Buchhandlung, die einen hoffnungsvollen, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Ausgehjungen besitzt; der hat sich die schöne Lautfolge „Rabindranath" als Leib- und Lieblingsfluch zugelegt. Sie ersetzt ihm jedes veraltete „Herrgottsakra" und entbehrt auch nicht der zwei rollenden R, die diesen Ausruf in dem kernigen Bayern so beliebt machen. So sagt er z. B. nicht mehr, wenn ihm am Abend noch ein Gang aufgetragen wird: „Ja Herrgottsakra, nimmt denn dös goar ka End' heut?" sondern er

sagt, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend: „Rrrabindranath umanand, kimm i denn heut goar nimmer hoam?!"

Das ist Popularität.

BURGTHEATER-ANEKDOTE

Ein biederer Schauspieler von anständiger Zweitrangigkeit tritt im Burgtheater zum letzten Mal vor seinem Ausscheiden aus dem Ensemble auf.

„Nun, habt Ihr schon Ersatz für G.?" fragt Carl Rößler den Intendanten.

„Lieber Rößler, antwortet Baron Berger, „die Lücke, die er hinterläßt, ersetzt ihn vollständig."

NICHT ZU ENTWAFFNEN

Probe. Auf der Bühne fällt das Wort „Halluzination".

„Hallupination!" verbessert der Unfehlbare im Parkett.

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, es heißt „Halluzination"."

„Wollen Sie mich belehren? Das ist doch unerhört!"

Es entspinnt sich ein Wortwechsel, die Mitglieder sind geteilter Meinung, der Unfehlbare zieht sich in stumme Unnahbarkeit zurück — — da bringt der Requisiteur das Conversationslexikon „Großkreuz bis Hübbe". Der Schauspieler schlägt das umstrittene Wort auf und überreicht es triumphierend dem Direktor.

Dieser gönnt sich eine kleine Kunstpause, dann schlägt er das Lexikon vorne auf — und reicht es achselzuckend mit mitleidig hochgezogenen Augenbrauen zurück und sagt, sich kühl abwendend:

„Meyer, alte Ausgabe —!"

ERKLÄRUNG

Siegfried Jakobsohn hat mich in der „Weltbühne" verleumdet. Ich habe durch meinen Rechtsanwalt Fritz Grünspach die Beleidigungsklage gegen ihn anstrengen lassen.

Stefan Großmann.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 25):

AN DIE LESER

Quartal-Schluß!
Rechtzeitig erneuern!
Nicht bloß Leser, sondern Abonnent sein!
Je mehr Abonnenten, desto besser das T.-B.

Die Verwaltung.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

Die sechs Bücher des Bô-Yin-Râ

Das Buch vom lebendigen Gott
Das Buch vom Jenseits
Das Buch vom Menschen
Das Buch der Königlichen Kunst
Das Buch vom Glück
Das Buch der Gespräche

Jeder Band geh. M. 10.—. geb. mit Verlags-Teuerungszuschlag M. 15.—

Hans Thoma schreibt:

Die Bücher des Bô-Yin-Râ,

vom lebendigen Gott, vom Jenseits und vom Menschen gehen aus dem tiefen Bedürfnis hervor, welches die Menschheit in sich trägt, welches ihr angeboren ist, ihren geistigen Verstand über die vergängliche irdische Zeit hinaus zu retten; so sucht sie nach uralter verlorener oder dem Sinn verhüllter Weisheit, welcher der Seele einst durch dazu berufene Kräfte geoffenbart worden ist.

Soweit ich erkennen kann und hier zu denken wage, sind die Worte des Bô-Yin-Râ von ahnungsvoller Weisheit getragen, die wie Klänge aus einer fernen hohen Welt ihren Ursprung vom lebendigen Gott nehmen will, sie sind nicht vom Verstand zu erfassen — nicht das Wissen um sie macht diese Weisheit des Lebens uns zu zeigen. Ja man könnte denken, daß es Seelen gibt, die diese Weisheit in sich tragen, ohne daß sie darum wissen — die Religion nennt diesen Vorgang Wiedergeburt, die Wahrnehmung, die Fühlung der Seele, daß sie unsterblich ist — diese seelische Neugeburt ist ein Gnadengeschenk des lebendigen Gottes —, das aber ist ein unaussprechliches, also unverständliches Geheimnis.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER / MÜNCHEN

ALEXANDER GOMBOSSY

DIE ANGEKLAGTEN IM TISZA-PROZESSE

In Ungarn spielt der Journalismus eine ganz andere, eine viel bedeutendere Rolle, als in jedem anderen Lande. Die reine Literatur ernährt ihren Mann nicht und so muß jedes Talent Anschluß bei einer Zeitung suchen. Für manche bedeutet dieser Anschluß ein Unglück, ein moralisches oder künstlerisches Verkommen. Für andere, jedoch bedeutet die Zeitung einen Segen. Man lernt in dem Zeitungsbetriebe die Kunst des leichten Vortrags. Nicht nur die Literatur, auch die Politik rekrutiert sich zum größten Teil aus Journalisten. In Ungarn ist es ein gewöhnliches Schauspiel, daß die Minister vom Redaktionstisch her, in die höchste Politik, unmittelbar in den Ministerfauteuil hinübergehoben werden. Nach der kurzen oder langen Regierungszeit kehrt der Minister wieder in die Redaktion zurück. Ein ewiger Anwärter auf den Ministerpräsidentenposten, wie Graf Julius Andrássy, ist gezwungen, seine politische Ambition in Zeitungen auszuleben.

In der mächtigen journalistischen Gilde Ungarns waren gewiß die mächtigsten Zwei, die einflußreichsten und talentiertesten: Paul Kéry und Ladislaus Fényes, die heute sehr zu Unrecht des Tisza-Mordes angeklagt, sich vor dem angeblich unparteiischen Gericht zu verteidigen haben.

Ladislaus Fényes gehört einer Junkerfamilie an. Seine Journalistik hat die Verve, beinahe wollten wir sagen, die Rauflust des ungarischen Kavaliers. Seine Spezialität ist: unschuldig Angeklagten oder Verfolgten beizustehen. Er hat eine sehr hohe Idee von der Zeitung, — er ist geradezu ein messianischer Reporter. Sein Schreibtisch war immer voll mit Briefen aus Dorf und Stadt, jedes Ehepaar, das sich in den Haaren lag, jeder zugrunde gegangene Geschäftsmann, jeder zu Unrecht enterbte Waisenknabe, jeder Kranke, jeder Mißbrauchte, jeder, der sich unschuldig verurteilt wußte, wandte sich an Ladislaus Fényes, damit er das Unrecht wieder zu Recht mache. Der Erfolg der Mittagszeitung „Az Est" war zum allergrößten Teil Ladislaus Fényes zu verdanken.

Als zu Anfang des Krieges sich Wohltätigkeitsvereine gründeten, da war Ladislaus Fényes mit Rat und Tat überall dabei, wo man helfen konnte und mußte. So oft sich die Tür eines solchen Vereines öffnete und Bittsteller hereinströmten, da hörte man nur ein Gemurmel:

wo ist Ladislaus Fényes? Er sollte den kranken Mann von der Front heimholen, er sollte das requirierte Vieh retten, er sollte irgend einen brutalen militärischen Vorgesetzten entlarven, er sollte Hungernden zu essen geben, Kranke gesund machen, Gefangene heimholen, ja vielleicht auch Tote lebendig machen. Seiner unerhörten Popularität konnte Ladislaus Fényes das Abgeordnetenmandat verdanken. Im Haus spielte Fényes eine weniger bedeutende Rolle. Sein unglückliches schrilles Organ hat seinen Reden jene Wucht und Autorität genommen, die seine Schriften inne hatten. Auch hat er sich nicht viel um die große Politik gekümmert. Wenn er sprach, so war das immer so, wie wenn er schrieb, eine sozusagen philantropische Angelegenheit. Und man weiß, wie wenig sich Politiker um Philantropie kümmern.

Natürlich sah dieser Feind alles Bösen den Krieg als das Grundübel unserer Zeit an. Doch ist Verallgemeinern nicht Sache von Fényes. Er hat das naive Bestreben, jedes einzelne Übel einzeln zu kurieren, Man kann also keineswegs sagen, daß er ein Pazifist, ein Sozialist, ein prinzipieller Umstürzler gewesen wäre. Er ist überhaupt kein Denker, er ist ein Herz. Er gehörte mit diesem Herzen der Revolution von 1918 an. Er dachte, nun sollen alle Kriegsschäden entschädigt, alle Kriegsgebrechen geheilt werden, An diese Wunderkur glaubte Fényes, er glaubte an sie, und er wollte seinen Teil als Wunderdoktor an ihr haben. Als er jedoch die Auswüchse der Revolution kennen gelernt hatte, da faßte der Philantrop — der im übrigen zum Regierungskommissar der Volkswehr ernannt wurde — einen mutigen, festen Entschluß Nicht nur, daß er die Lumpen der Revolution als Schriftsteller bloßzustellen bestrebt war, sondern er stellte sich an die Spitze eines kleinen Matrosendetachements und bekämpfte, von Dorf zu Dorf reisend, mit wirklich tapferem soldatischen Schneid jeden Umsturzversuch. Auch sorgte er dafür, daß Budapest nicht verhungere, er führte mit seiner kleinen Schar von Getreuen Zwangsrequirierungen in dem ganzen Lande aus. Dann brachte er die Beute nach dem verhungernden Budapest.

Natürlich wurde er von den Bolschewiken verfolgt, er war einer der ersten, den die Kommunisten ins Gefängnis warfen. Als er nach mehr als zweimonatlichem Gefängnis begnadigt wurde, da haben wir ihn gesehen: gebrochen, blaß, auf einer Krücke hinkend.

Als die Gegenrevolution mit ihrem weißen Terror ein drohendes Regiment der Rache begann, da wurde Ladislaus Fényes, der erste Zeitungsmann des Landes, von allen Zeitungen verjagt. Weder „Az Est“ noch eine andere Zeitung wollte von Fényes wissen. So stand er

allein. Er gründete für sich ein kleines Wochenblatt, da erschienen mutige Aufsätze gegen den politischen Abenteurer Stephan Friedrich. Kaum waren einige Hefte herausgekommen, da wurde schon mit Fényes kurzer Prozeß gemacht. Er wurde der Anstiftung im Tiszamord bezichtigt und ohne viele Prozeduren einfach eingesperrt. So sitzt er nun seit beinahe zwei Jahren unter gräßlicher Anklage, der reine Tor, der unschuldige Mann. Ein tragisches Verhängnis, daß der Ritter der unschuldig Verfolgten nun selbst unschuldig verfolgt wird und daß sich niemand von denen, denen er geholfen hat, für ihn findet, um Hilfe zu leisten. Im ganzen Lande findet sich kein zweiter Ladislaus Fényes. Ein rührender Zug des findigen Journalisten. Fényes stellt dem Richter von der Angeklagtenbank sein journalistisches Material über den Tiszamord zur Verfügung.

II.

Paul Kéry war von diesem Prozeß eigentlich nur in Journalistenkreisen bekannt. Denn er schrieb anonym. Er hat einen neuen Stil für den ungarischen Leitartikel gefunden. Vor Paul Kéry war der ungarische Leitartikel ein oratorisches, pathetisches behäbiges Schriftwerk. Das war die Zeitung mit dem feierlichen Faltenwurf. Paul Kéry hat eine neue, unmittelbare, erfrischende Zeitungsschreiberei erfunden. Paul Kérys Leitartikel waren der zweite Grund zu dem großen Erfolg „Az Est".

Auch als Berichterstatter war er der Mann der kühnsten Unternehmung. Er brachte es fertig, nach einem sensationellen Gerichtsprozeß beinahe eine ganze Zeitung telephonisch von der Provinz aus nach Budapest voll zu diktieren. Das war ein Bericht, wie aus Kristall. Ein Stil wie gemeißelt. Jeder Satz ein Treffer. Der Krieg hat ihn zum großen Berichterstatter gemacht. Er ließ sich im Prsemysl einsperren, während es von Russen umzingelt war, und fand dann Mittel und Wege, um aus der belagerten Festung Berichte zu schmuggeln und brachte es schließlich fertig, aus ihr mit heiler Haut zu entkommen, Paul Kéry hatte einen unheimlichen politischen Flair. Sein Riecher hat ihn nie betrogen. Doch aus dem Spürsinn des Journalisten ist leider der Leichtsinn des Politikers geworden, als ihm das erste Mal Mittel und Wege zur Tat offen standen.

Seine Grundanschauung war richtig, daß wir den Krieg verlieren, auch seine Folgerung aus dieser Grundanschauung hat ihn nicht betrogen daß der Umsturz herannahe. Doch er begnügte sich nicht mit dem Umsturz, der die Throne wanken und die Reste der mittelalterlichen Hörigkeit und Stände in der bürgerlichen Gesellschaft hinweggefegt hat. Paul

Kéry machte die bürgerliche Gesellschaft verantwortlich, wofür gewiß nicht der friedliche Bürger, sondern der feudale Großherr in Deutschland, Österreich und Ungarn verantwortlich war: für den Krieg. Er wußte dieser Anschauung Geltung zu verschaffen, indem er sie auch dem leicht beeinflußbaren Károly beibrachte. Doch zur Bolschewikenzeit sehen wir Kéry im Oppositionslager. Der Volksbeauftragte Georg Lukács, der bekannte wirrköpfige Philosoph, hat einen Wirrkopf seines Schlages, einen armseligen Dadaisten, Kubisten, einen künstlerischen Hanswurst zum Leiter des Nationaltheaters ernannt. Zur Zeit des entsetzlichen Terrors, wagte es Paul Kéry, diese Ernennung in seiner scharfen Art zu kritisieren. Aus der Einzelfrage wurde bald eine prinzipielle Frage. Wenn man die Volksbeauftragten kritisieren darf, so gibt es ja eine Preßfreiheit. Und wenn es eine Pressfreiheit gibt, dann gibt es keinen Bolschewismus mehr. Paul Kéry, der Gegenrevolutionär, bestand diesen Kampf aufrecht, indem sich alle Augen des Bürgertums auf Paul Kéry, als auf die Hoffnung, als auf den Helden des Tages richteten. Wo waren damals die Friedrich, die Haller, die Prohászka und alle, die heute so groß tun? Die Frage war von den Volksbeauftragten gegen Paul Kéry entschieden. Der Zeitschrift Franz Göndörs „Az Ember", wo Kérys Aufsatz erschien, wurde das Recht des Erscheinens entzogen.

Nach dem Bolschewismus, als Stephan Friedrich sich selber zum Ministerpräsidenten ernannt hatte, da wandte sich Kéry an seinen einzigen Freund aus den Tagen der Károly-Revolution mit der Bitte, daß er ihm einen Paß nach Wien ausstellen möge. Stephan Friedrich hat ihm die Empfehlung an den Polizeipräsidenten gegeben und zugleich dem Präsidenten die Weisung erteilt, man möge Paul Kéry, wenn er sich mit dem Empfehlungsschreiben beim Präsidenten meldet, einfach gefangen nehmen. Und so ist es geschehen. Als Paul Kéry bei der Verhandlung seine Verteidigungsrede begann, da war das erste Wort des einst so brillanten Gesellschaftsmenschen: „Ich sitze seit zwei Jahren in Einzelhaft, man möge mir meine stotternde Unbeholfenheit verzeihen."

Paul Kéry ist wegen Aufwiegelung bereits zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt. Das Urteil ist drakonisch für ein politisches Vergehen. Sein Hineinziehen in die Tisza-Mordsache ist absolut unerklärlich. Seine Unschuld beweist sein dreistes, mutiges, klares Auftreten, wie er weltmännisch noch als Gefangener mit seinem gut geplätteten Gefangenenanzug ruhig die Fragen seiner Richter beantwortet. Er kann sogar sein Alibi beweisen, wenn auch die Leute, die dieses Alibi beweisen wollten, zu dieser Stunde es verweigerten, Zeugenschaft für Paul Kéry abzulegen. Paul Kéry ist jedoch über menschlichen Undank nicht erstaunt.

Eines der interessantesten, jetzt leider von den Ereignissen überholten, Bücher des gegenwärtigen Präsidenten des Moldaustaates, ist sein 1894 erschienenes Werk „Die tschechische Frage". Masaryk setzt sich darin mit der tschechischen Politik der damaligen Zeit auseinander und zeichnet als Grundlage der tschechischen Zukunft die Konturen seines sog. „realistischen Programms". Er fordert die Rückkehr zu den idealen Zielen der großen Tschechen Hus, Comenius, Palacky und Havlicek, die der tschechischen Geschichte einen positiven Sinn und eine positive Richtung verliehen haben, im Gegensatz zu den negativen Tendenzen der damaligen tschechischen Politik, die sich völlig in der Ablehnung des Habsburgerstaates erschöpfte. Auch heute sieht Präsident Masaryk seine Hauptaufgabe darin, den leider noch immer stark negativen Charakter der tschechischen Politik positiv zu gestalten: Denn nicht von außenher kommende Zusammenwirkung von Negationen sondern nur eine aus positiven Elementen gebildete Grundlage kann ein Staatswesen dauernd aufrecht erhalten. Zu diesen positiven Elementen gehört zweifellos das Verhältnis zu den der Tschechoslowakei angehörenden Deutschen. Hören wir (und mögen auch die Tschechen sich ins Gedächtnis zurückrufen) was der bedeutende Humanist vor 27 Jahren über diese Frage zu sagen hatte: (Johannes Urzidil)

Die kulturellen und politischen Gegensätze und Kämpfe zwischen Tschechen und Deutschen lassen sich nur durch eine Übereinkunft beider Nationen regeln.

Das praktische Übereinkommen mit den Deutschen läßt sich durch die größtmöglichste Autonomie im Sinne des „selfgovernements" durchführen, so, daß jede Nation in der inneren Politik selbst über sich entscheiden kann. Dies liegt auch im Begriffe der Menschlichkeit, auf welche wir uns berufen.

Der aufklärende Übergang, den wir Tschechen eröffnen und führen sollen, gelingt uns nur in Versöhnung und Übereinkunft mit den Deutschen.

Uns bedrückt unser Kulturverhältnis zu den Deutschen. Sehr häufig verkünden wir das als untschechisch, was sich bei Deutschen vorfindet, dabei aber stört uns beispielsweise französisches Wesen nicht, obgleich es manchmal übel und noch schlechter für uns paßt. Wir haben dafür Beispiele in unserer jüngeren Literatur, die im gekünstelten und gemachten Paris geradezu untertaucht.

Trotz allem Enthusiasmus für die Russen und alle Slaven, und trotz allem Widerstreite gegen die Deutschen, bleiben die Deutschen dennoch unsere tatsächlichen Lehrer. Ich erkenne immer besser und besser, daß dem Charakter der Slaven die Germanen am nächsten stehen.

Ebenso wie zur Zeit Kollars, haben wir später von den Deutschen Ideen und nationale Institutionen übernommen. Als bestes Beispiel kann hierfür das Sokoltum*) gelten, das als eine rein deutsche Idee von einem gebürtigen Deutschen zu uns verpflanzt und durch nationalen Eklektizismus ausgeschmückt worden ist.

Wir haben keine festen und ununterbrochenen literarischen Traditionen. Wir haben keine Literatur, welche sich selbständig aus sich selbst entwickeln würde. Die Literaten selbst und die intelligente Leserschaft, die gut deutsch kann, steht in Verbindung mit der deutschen und der fremden Literatur überhaupt. In der Revolution von 1848 standen wir den deutschen Landsleuten zur Seite, indem wir so die nationale Idee der allgemeinen Idee unterordneten.

Unsere Erwecker fanden ihre philosophische Grundlage in der deutschen Philosophie. Deutsche Philosophie mußte die philosophische Basis für antideutsches nationales Streben bieten. Für ihre tschechische Kultur konnten unsere Erwecker nur die deutsche Philosophie benutzen: denn auch französische und englische Ideen gelangten zu uns nur durch deutsche Vermittelung . . . . Lange Zeit hindurch wurde für die wissenschaftliche Arbeit die deutsche Sprache verwendet; die deutsche Sprache mittels der deutschen Sprache verdrängt. Noch Kollar hat sein Hauptwerk in deutscher Sprache verfaßt. Von Dobrovsky ist dies selbstverständlich. Safarik hat seine „Slavische Literatur" in deutscher Sprache geschrieben; Palacky sein Geschichtswerk zuerst deutsch herausgegeben. Unsere größten Männer also schrieben deutsch. Safarik schrieb deshalb deutsch, weil er eine große Menge Stoffes für die Geschichte der slavischen Sprache und Literatur aus fast durchwegs deutschen Schriften geschöpft hatte. Aber auch der slavischen Idee, nicht nur der tschechischen, mußte die deutsche Sprache und Kultur dienen. In Rußland schrieben deutsche Schriftsteller über russische Geschichte, ja der deutsche Müller ist von Bestjuschew-Rjumin der Vater der russischen Geschichtsschreibung genannt worden.

Dobrovsky fühlte keinerlei Haß oder kulturellen Neid gegenüber den Deutschen. So denkt und fühlt ein Mann, nicht nur großen Geistes und Herzens, sondern auch durchaus positiver Natur, der für seine Bestrebungen keinerlei Mißgunst und Haß gegen das Fremde benötigt. Aber die Mehrzahl der Menschen, die das Eigene liebt, glaubt, sie müsse das Fremde hassen. Dobrovsky aber war uns ein glänzendes Vorbild nicht kleinlichen Wesens und ein tatsächlich humaner Slave.

*) Die „Soculn" (Falken), tschechische Turnerverbände nach dem Muster der von dem Deutschen Jahn gegründeten.

Unsere Denker schöpften aus der deutschen Literatur. Stur, der in seiner Jugend sich an Kollar begeisterte, nimmt seine Geschichtsphilosophie von Hegel, Vocel hielt sich an Goethes Faust. Kollar wurzelte in dem gedanklichen Boden der deutschen Literatur, auf welchem auch seine Anhänger standen.

Herder ist für Palacky, sowie auch für Kallar, das Ideal und Muster der Humanität. Palacky nennt ihn in seiner „Geschichte der Aesthetik" den „heiligen Priester des reinen Menschentums" und auch Kollar nennt ihn so. Hauptsächlich lehnt sich Palacky an Kant an. Noch mehr aber an Hegel, dessen Ideen sich auch schon in den Schriften der damaligen Denker kundgaben. Die Kantische Philosophie zeigt sich implicite in der historischen Arbeit Palackys, in seinen ethischen Anschauungen, in den religiösen und endlich auch in seinen politischen Anschauungen. (Ewiger Friede, keine Gewaltsamkeiten.) Auch Smetana (der Philosoph) wie die meisten übrigen Tschechen war völlig in deutsches Denken, sonderlich in Hegels Philosophie verstrickt.

Ist es tatsächlich notwendig, daß eine kleine Nation und der Mensch, der in den Verhältnissen der kleinen Nation lebt, sich mit Intriguen helfen muß? Soll die Lüge in verschiedenen Gestaltungen geradezu zur nationalen Waffe werden? Kann ein Mensch nur innerhalb einer großen Nation durchaus wahrhaft sein?

Politische Gewaltsamkeit ist nach meiner tiefsten Überzeugung für uns der Anfang vom Ende.

Ich halte den Raub an der Sprache für eine Barbarei des geistlosen Materialismus und des politischen Mechanismus.

Eine spezielle Nationalethik existiert nicht.

Nicht durch Gewalt, sondern friedlich; nicht durch das Schwert, sondern durch den Pflug; nicht durch Blut, sondern durch Arbeit, nicht durch den Tod, sondern durch das Leben zum Leben. Dies ist die Rede des tschechischen Genius. —

IV.

Ich bin noch immer bei der Kritik unserer gegenwärtigen deutschen Wirtschaft. Wir haben gesprochen von den Standorten, wir haben gesprochen von den Frachten und Typen: wir müssen weitergehen und uns klar machen, was solche Begriffe bedeuten, wie zum Beispiel Konkurrenz und Reklame. Wollen wir uns einmal klar machen, welche produktive Arbeit dadurch geleistet ist, daß zwei Werke das ganze Jahr hindurch Organisationen unterhalten, die Millionen und Millionen kosten, Tausende und Tausende von Beamten beschäftigen, Räume beanspruchen, Materialien verzehren, nur zu dem einen Zweck, damit am Ende des Jahres das eine Werk sagen kann: ich habe so und so viel mehr verkauft als andere. Welchen Sinn hat dies Konkurrieren, welchen Sinn hat die damit verbundene Reklame, welchen Sinn hat die Arbeit eines jeden Menschen, der etwa in der Welt herumfährt, nur mit der Aufgabe, darüber zu wachen, daß die und die Firma den und den Auftrag bekommt und nicht eine andere?

Ich bitte, ein paar Tage folgende Übung vorzunehmen: Wenn wir einen Menschen sehen auf der Straße oder in unserer Bekanntschaft, so fragen wir uns, welche produktive Arbeit leistet dieser Mann? Er leistet produktive Arbeit, wenn er entweder Geistesarbeiter ist, Gedanken erfindet, Organisationen schafft, Verwaltungen überwacht: er leistet produktive Arbeit, wenn er in einer Werkstätte arbeitet als Handwerker oder als Transportarbeiter; er leistet produktive Arbeit, wenn er einer Gemeinde, einem Staate, dem Reiche als Beamter, als Soldat, als Sicherheitsperson dient; er leistet produktive Arbeit auch dann, wenn er als Künstler, als Musiker, als Dichter, als Schriftsteller, Schauspieler den geistigen Stand des Volkes erhöht und ihm die Erholung und die Genüsse innerer Art verschafft, deren ein arbeitendes Volk bedarf. Das sind die arbeitenden Kategorien. Nun fragen wir uns bei den Menschen, mit denen wir zu tun haben, was sie an wirklich produktivem Wesen schaffen. Was schafft der Mann, der nichts weiter tut, als dafür zu sorgen, daß ein Werk einen Auftrag erhält und ein anderes Werk keinen Auftrag erhält? Was schafft der Mann, der irgendein Geheimmittel vertreibt und davon den Vorteil hat, daß kein anderer weiß, wie es gemacht wird? Die produktive Arbeit des Landes läßt sich auch in der Weise konzentrieren, daß wir dafür sorgen, daß jeder Mensch im Lande wirklich produktive Arbeit leistet.

daß das Hin und Her des gewerblichen Betriebes auf ein Minimum geführt wird, daß das Handelswesen in verständige Bahnen geleitet wird, die nutzbringend sind. Man muß nicht etwa glauben, daß der Handel an sich ein Übel ist. Der Handel ist unentbehrlich, sowohl der Großhandel wie der Kleinhandel. Aber auch hier gibt es ein Übermaß. Wir müssen wissen, wieviel Handelsarbeit ist erforderlich, um ein bestimmtes Maß von Gütern umzusetzen, und man wird mir zugeben, daß in der heutigen Konstituierung des Reiches leider mehr gehandelt als geschaffen wird.

Auch die Richtung der Produktion eines Landes ist nicht gleichgültig. Es ist nicht dasselbe, ob ich Modeartikel oder ob ich Lokomotiven mache. Mit den Lokomotiven, die geschaffen werden, wächst der Wohlstand des Landes, und wenn sie ausgeführt werden, so wächst die Einfuhrkraft des Landes. Mit den Modeartikeln kann auch die Einfuhrkraft des Landes wachsen, nämlich wenn sie ausgeführt werden, aber der Luxus, der im Lande selbst verbraucht wird, geht einfach der Landesproduktion verloren. Er ist nutzlos und noch schlimmer ist derartiger Luxus, der auf Einfuhr beruht. Also auch hier sind gewaltige Umstellungen unserer Wirtschaft nötig, um uns produktiv zu machen. Wenn wir in Betracht ziehen, daß für viele Milliarden unnütze, überflüssige, schädliche Stoffe aus dem Ausland hereingeholt werden, wenn wir das umrechnen auf Getreide, auf Kupfer, auf Erz, auf diejenigen Dinge, die wir brauchen; wenn wir uns klarmachen, daß das, was wir hier draußen im Lande verkaufen sehen an eingeführten Luxusartikeln, in seinen Kohlenäquivalenten einen großen Teil dessen bedeutet, was uns an Kohle fehlt, werden wir dazu kommen, daß auch die Richtung unserer Wirtschaft nicht gleichgültig ist, daß auch hier grundlegende organische Ordnungen erforderlich sind.

Wir haben damit dasjenige Gebiet umschrieben, das in dem Begriff enthalten ist: der tatsächliche Zustand unserer Wirtschaft ist kein höchst produktiver. Er kann zu einem höchst produktiven durch organische Änderungen gemacht werden; der Wert unserer Produktion ist kein maximaler, er kann beliebig durch entsprechende Durchdenkung und Rationierung der Wirtschaft gehoben werden. Formuliert man die Forderungen, die wir an eine Wirtschaftsordnung zu stellen haben, so lassen sie sich einfach aussprechen in den Worten: Wir müssen Verluste vermeiden an Material, an Transporten, an Kraft und an Arbeit. Das ist nichts Übermenschliches; das sind Aufgaben, die gelöst werden können, die jeden Augenblick hätten gelöst werden können, wenn keine

Gegenkräfte vorhanden wären, die ich heute nicht behandeln will und die sich im wesentlichen verkörpern in dem bekannten Ruf: Freier Handel, freie Wirtschaft, womit im wesentlichen nur gesagt ist: freies Geldverdienen! Die Forderungen sind also die: Verluste auszuschalten an Arbeit, Material, Transport und Kraft.

Wir sind ausgegangen von der Tatsache, daß das Produktionsproblem das entscheidende ist, daß vom Produktionsproblem ausgehend alle Fragen sozialisierender Tendenz, sowohl die Tendenz der Güterverteilung wie die Tendenz der Mitbestimmung, geregelt werden können. Wir haben die Notwendigkeit unserer Produktionsorganisation besprochen. Wir sind dazu gekommen, zu prüfen, wie weit das Land diesen Erfordernissen entspricht, wir sind zu dem Ergebnis gekommen, es ist weit davon entfernt. Wir haben die Notwendigkeit zusammengefaßt in eine Reihe von Forderungen, und diese Forderungen werden sich dahin präzisieren müssen, daß wir sagen: Wirtschaft ist nicht mehr Privatsache, sondern ist Sache der Gemeinschaft, und es ist erforderlich, eine solche Wirtschaft zu betreiben, die alle Verluste, die ich genannt habe, ausschließt. Es ist erforderlich, daß kein Mensch feiert, daß keine Arbeitsstätte ruht, daß kein Produkt ungenutzt bleibt. Nun schwebt uns allen auf der Zunge die Frage: Ja, wie macht man das? Denn Redensarten und Worte haben wir nun zwei Jahre lang von allen Seiten gehört, Programme kennen wir zur Genüge: wie sieht die Wirklichkeit aus?

Die Wirklichkeit sieht in diesem Falle sehr einfach aus, denn wenn auch bisher die Aufgaben, die wir uns gestellt haben, nicht als Staatsaufgaben, als Nationalaufgaben bekannt waren, als Aufgaben der Einzelwirtschaft sind sie immer bekannt gewesen und haben da ihre Lösungen gefunden, die gang und gäbe und überall bekannt sind.

Ich gehe davon aus: Was wir schaffen, das ist nicht etwa Zwangswirtschaft. Immer wieder versucht der Vertreter der sogenannten freien Wirtschaft jede Organisation unserer Produktion damit zu diskreditieren, daß er sie als Zwangswirtschaft verschreit, daß er sie in Parallele bringt mit unserer unglücklichen Ernährungswirtschaft und mit einer Reihe von Kriegsexperimenten. Das ist eine taktische Irreführung, die ein für allemal ein Ende haben muß. Organisierte Wirtschaft hat mit Zwangswirtschaft nicht das mindeste zu tun! Sie hat aber auch nichts zu tun mit Staatswirtschaft. Sie hat gar keine Ähnlichkeit mit irgend etwas, das nach Staatssozialismus aussieht. Ich bin deshalb auch kein Anhänger des Wortes „Planwirtschaft", in dem

Sinne, in dem es heute entstellt gebraucht wird. Meine Freunde Wiesel und v. Moellendorff haben dieses Wort geprägt und haben es in gutem Geiste geprägt. Es hat leider allmählich durch den Sprachgebrauch eine Bedeutung angenommen, als ob es verbunden sei mit irgendwelcher staatlichen Zwangsregelung. Diese staatliche Zwangsregelung ist abzulehnen, und der Gedanke, für den ich einzutreten bitte, der Gedanke der organisierten Wirtschaft ist lediglich ein Gedanke der freien Selbstverwaltung, der freien, selbstgeschaffenen Ordnung. So gut wir unsere Städte in Selbstverwaltung geordnet haben, so gut die Tausende und Tausende von Vereinen, die wir haben, sich in Selbstverwaltung ordnen, so gut um Himmels willen kann doch auch die Wirtschaft zu einer Selbstverwaltungsordnung zusammentreten. Etwas anderes wird niemals verlangt. Die Formen aber zu beschreiben, ist durchaus einfach; wir können nämlich ausgehen von den Begriffen, die jedem geläufig sind aus der Privatwirtschaft und die nur sehr geringer Abwandlungen bedürfen.

Der Ausgangsbegriff einer wirtschaftlichen Organisation ist der Begriff des Trustes, das heißt der Verschmelzung der Interessen und der Selbstverwaltung. Wir wissen, daß der Trust als rein privatwirtschaftliches Instrument gewisse Gefahren in sich birgt und Amerika das Schöpferland des Trustes, ist zuerst vorgegangen mit einer großen Gesetzgebung, die das Trustwesen eigentlich untersagte; aber im Trust selbst, in der Vereinigung der Interessen, in der Vereinigung der Wirtschaftsorganisationen liegt die Gefahr nicht, sondern nur in ihrer monopolistischen Ausgestaltung und Ausnutzung. Die muß richtig vermieden werden. Das System an sich ist das richtige. Es gibt gute Vereine und es gibt schlechte Vereine, es gibt Verschwörervereine und es gibt religiöse Vereine, es gibt Interessentenvereine und es gibt Vereine von solchen, die einem Lande schaden können. Damit ist für den Begriff des Vereines gar nichts gesagt. Ebensowenig liegt im Begriff der Interessenverschmelzung irgend etwas, das an sich gut oder böse ist. Es ist ein Werkzeug. Seine Gefahr liegt im Monopolismus. Der Monopolismus muß vermieden werden, das Werkzeug aber ist zu gebrauchen, denn dieses Werkzeug bedeutet nichts als eine gemeinsame Ordnung, unter gemeinsame Interessen. Das ist die allgemeine Form, in der eine jede Wirtschaft in Zukunft organisiert werden wird. Diese Ordnung wird aber nicht eine Ordnung der Unternehmer sein, sondern sie wird eine Ordnung der gesamten produzierenden Kräfte sein, eine Ordnung, bei der jeder mitwirkt, der Unternehmer, wie der Arbeiter, wie der Konsument.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Leo Matthias, Die Partitur der Welt. Ernst Rowohlt Verlag. Berlin.

Wer geschickt ist und zu schreiben versteht, holt aus diesem bunten Vogel von Buch (es ist ein Falke) drei Feuilletons für eine Tageszeitung. Wichtiger, daß sich auch einige Abhandlungen ins Archiv für systematische Philosophie daraus gewinnen ließen. Endlich wäre an einen literarhistorischen Beitrag über das Verhältnis von Rationalismus und Mystik in der gegenwärtigen Literatur zu denken. Politisch-praktische Anwendungen gibt bereits der Autor selbst in seiner Parallelschrift „Genie und Wahnsinn in Rußland" (gleichfalls bei Ernst Rowohlt), die sich zur Partitur verhält, wie „praktische" zur „reinen" Vernunft.

Was den Feuilletonisten anbetrifft, so wird er die Originalität von Matthias künstlerischer Form rühmen, die in der philosophischen Literatur so noch nicht da war. Seit wann schreibt man gewaltig erahnte Kosmologie in vertauschten Briefen? Und entwickelt man etwa schulmäßig eine Lehre von der Gestalt und vom Sinn an einem beklexten Blatt Papier? Auch entgeht dem schürfenden Kritiker nicht jene faszinierende Manier, die Untersuchung unvermittelt in Europa abzubrechen und plötzlich in Amerika neu anzufangen, um dann doch mit einem Male wieder im richtig fortgeführten, ja bereicherten Gange der Deduktionen weiterzuschreiten.

Was der philosophische Exeget aus diesem Buche mit den tausendundeins Eingebungen herausziseliert, ist: 1) Eine Logik, d. i. Lehre vom Gleichnis, welches am Einzelfall gewonnen, sofort die Herrschaft über die ganze Welt antritt, 2) Eine Erkenntnistheorie, d. i. Lehre vom Sieg des vielfachen Entsprechenden. Die Welt ist Gegenbild des Ich, ist Perspektivismus dieses Ich. Auf die Perspektive, auf den Standpunkt kommt es an und das mit ihm gegebene Koordinatensystem der Gegensätze, die nicht an sich sind, sondern vom Ich gewählt, ja geschaffen werden. Der Relativismus wird erst entrollt, dann überwunden, indem gerade das Relative als das einzig Absolute, Feststehende hochtaucht. An dritter Stelle folgt dann eine Ethik, welche wundervolle Resultate zeitigt. Sie gipfelt in einer Verherrlichung des Ingenieurs, der tiefer ist, als er weiß, und in den ja auch das Ende des „Faust" eingeht. Der Ingenieur ist *der* Mensch, der die Dinge *zwingt*, indem er ihnen *dient*, der zugleich dient und herrscht, der also immerfort im Widerspruch zu sich selbst handelt, in Selbstüberwindung handelt. Ein solcher, sich selbst beständig überwindender Mensch heißt „heroischer Optimist".

Er ist zugleich die Überwindung des Romantikers und des Vernünftigen, er ist die Synthese des „Beherzten" und des „Gehirnten". Mit dem heroischen Optimisten sind wir im Zentrum des Matthias'schen Gedankenganges. Der heroische Optimist ist polar, ja mehr als polar, — distanziell; d. h. er verwandelt — dies ist das Neue an ihm — noch die unvereinbarsten Gegensätze in fernste Enden einer Verbindungslinie. Daß ihm das gelingt, ist sein Heroismus. Und worin besteht sein Optimismus? Matthias erzählt, wie Tolstoi klage: Nicht einmal zwei Blätter desselben Baumes stimmen genau überein. Hodler antwortet Tolstoi über Europa hinweg: unter allen Dingen weichen doch zwei Blätter desselben Baumes am wenigsten von einander ab. Mit anderen Worten; hier ist eine Ethik der geringsten Forderung gegenübergestellt einer Ethik der höchsten Forderung. Wer von oben herab sieht, wer den höchsten Anspruch zur Plattform nimmt, wird überall verneinen müssen. Wer von unten heraufblickt, wer den geringsten Anspruch zum vorerstigen Maßstab nimmt, der wird überall da noch bejahen, wo der andere verneinen muß; d. h. er wird Optimist sein dürfen.

Es soll dem zukünftigen Philosophiesystematiker nicht vorgegriffen werden in der Erschöpfung sämtlicher Ansatz-Punkte systematischen Denkens, die Matthias zu einem künstlerischen Ganzen, zu einem Roman der Idee ordnet. Nur so viel sei noch gesagt: dies ist die Paradoxie der Denkprozesse: dem Denker erscheint die Entwickelung seiner Ideen wie die spannendste Geschichte, dem Leser sind sie trockene Abstrakten. Matthias aber will seiner Gedankenwelt die Höhe letzter Abstraktionen gewinnen, ohne doch auf den Roman des Denkerlebnisses zu verzichten. Und daß ihm das gelingt, das eben ist das Enorme seiner Leistung, ist selbst ein Stück Vereinigung der Gegensätze, d. h. heroischen Optimismusses.

Wenn nun noch der Historiker zu Worte kommen soll, so wird er uns zunächst eine Begegnung zwischen Matthias und einem der alten Nominalisten vermitteln, etwa Roscellinus. Der alte Roscellinus würde sich an den Kopf fassen und sagen: Wenn man die Ideenlehre so wendet, wie du in deiner Gleichnislehre, dann wird ja plötzlich unser ganzer Streit, den wir Nominalisten seit hundert Jahren mit den Realisten führen, hinfällig. — Ein Zusammentreffen mit dem mystischen Schuster und Philosophen Jacob Böhme aber ergebe als Resultat, daß der mystische Meister mit dem Kopfe nicken würde: Distanz, ja Distanz, da sieht man noch schärfer als zu meinen Tagen die heimliche Einheit, die allem Gegensatz innewohnt. (Und hier würde sich wohl auch aus dem Heute Friedländer-Mynona mit einem Händedruck der Zustimmung in die

Unterhaltung mischen.) Kant aber würde sich fragend an Leo Matthias wenden: War ich nicht schon ein heroischer Optimist, längst bevor du die Formel fandest, als ich nämlich meine „Praktische Vernunft" gegen meine „Reine Vernunft" „querzulegen" unternahm, wie du es ausdrückst! Und Schopenhauer würde lachen (nicht höhnisch!): Sieh an, Freund, du bist dabei, einige letzte Konsequenzen meiner Willensmetaphysik zu ziehen, welche andere Leute noch nicht sahen! Nietzsche aber, der große Individualist, Perspektivist und Forderer des neuen Menschen, er würde sagen: Ich sehe „Pfeile in die Zukunft" aus deinem Köcher. Doch da wäre noch einer, ein Hagerer, Zartgesichtiger, Verzwickt-Gütiger; Hamann, der Magus aus dem Norden; der würde den Autor an sich ziehen und rufen: du rationalistischer Mystiker, du mein kleiner Bruder. Oder bist du etwa der im zwanzigsten Jahrhundert wiedergeborene alte Hamann selbst?

STEFAN GROSSMANN

TRAGÖDIE DES KRÜPPELS

Romane! Wer kann noch Romane lesen? Nein, gebt uns Erwachsenen Lebensbücher, von Wahrheit gesättigte, liebelose Bücher. Die wollen wir lesen. Also lieber Memoiren, Briefe, Tagebücher, Prozeßberichte, Arbeitsprotokolle — nur keine Belletristik. Vor dem großen Morden, als das Leben des Einzelnen noch von einiger Wichtigkeit war, als ein Kronprinz, freilich nur ein Österreicher, den längst überholten Ausspruch tun konnte: „Der Mensch — das ist das wertvollste Kapital", ja, damals in den rosaroten Tagen, da war es noch möglich und statthaft, sich für das Suchen und Finden zweier Menschen zu interessieren. Der Einzelne ist seit 1914 entwertet. Entwertet — nicht zugunsten einer Idee, nicht zugunsten eines nationalen oder menschlichen Ganzen, sondern entwertet als „Bruch", wie die Soldaten sagten, als unwesentlicher Abfall, als Splitterchen des großen Baus.

Ein solches schicksalgesättigtes Buch ist mir gestern in die Hände gefallen. Es enthält die Aufzeichnungen eines Herrn N. R., geboren 1889 in Wien, der 1902 an den Folgen eines Sturzes vom Fahrrad die linke Hand verlor und 1919 in Linz durch Selbstmord geendet hat. Ein Freund hat sein Tagebuch herausgegeben (Genossenschaftsverlag 1921, Wien, Leipzig.) Es sind nichts als die Gedankenmonologe eines Krüppels. Aber ich habe seit vielen Jahren nichts Herzerschütternderes, nichts Vernichtenderes gelesen als diese Selbstgespräche.

Im Anfang beziehen sich die Aufzeichnungen mehr auf die Schwierigkeiten des äußeren Lebens. Er trägt in sein Tagebuch ein:

„Waschen mit einer Hand.

Waschen der Hand untertags außer Haus unmöglich. Mit schmutziger Hand herumlaufen müssen, oft stundenlang.

Das Niedersetzen, das Sitzen in der Straßenbahn, das Operieren mit Geld, das Hervorholen, das Umwenden der Zeitung.

Das Problem der Schnürschuhe".

Allmählich frißt sich das Leiden tiefer. Es zeigt sich, daß die Verkrüppelung sich auf den Arm nicht beschränkt hat. Etwas in seiner Seele ist verändert worden. Er ist innerlich auch nicht mehr ganz. Da drinnen ist etwas gebrochen.

Er schreibt: „Kein Mensch assoziert sich freiwillig dem Elend.

Das Unrecht, das mir widerfahren ist, frißt an meiner Seele. Es wäre Unrecht, Unrecht still zu dulden.

Mein Unglück nimmt den ganzen Platz in meiner Seele ein und hindert mich, zu mir zu kommen. Ich kann nicht ich sein. Ich bin mein Unglück."

Es kommt die harte Feststellung: „Zwangsmäßig dreht sich alles um meinen Defekt. Hölle!"

Nun folgen die ersten Geständnisse über die innere Verkrüppelung, die er erlitten. Sein Verhältnis zu den Anderen ist vergiftet. Niemand wage es, ihn zu trösten. „Mangel an Phantasie hindert die Menschen sich vorzustellen, wie so ein Leben mit einer Hand verlaufen mag".

Das Schlimmste: Die Verkrüppelung vergiftet sein Verhältnis zur Frau: „Das Unglück meines Lebens ist: ich bedarf der Frau, um zu leben. Neunundzwanzigjährig, hab ich noch niemals eine Geliebte gehabt.

Die Liebe zur Frau ist die treibende Leidenschaft meines Lebens. Mein Beruf. Die schwere physische Einbuße, die ich erlitten habe, macht es mir unmöglich, ihn auszuüben."

Es ist mit dem Verlust der linken Hand etwas im Zentrum der Seele verletzt worden.

Er schreibt über seine Nächte: „Immer wieder werde ich in die Pubertätszeit zurückgeschleudert. Ich komme immer wieder vor das erste Tor zu stehen, an dem ich schon jahrelang rüttle, und komme nicht hinein."

Ganz knapp stellt er seinen Fall fest: „Die tragigroteske Tatsache, daß eine Umarmung mit einer Hand praktisch undurchführbar ist, hat mich zu Grunde gerichtet.

Man kann mit einer Hand einer Frau nicht vor die Augen treten, es sei denn als Bettler.

Man kann mit einer Hand nicht umarmen.

Man kann weder Klavier spielen noch Violine.

Man kann nicht Billard spielen mit einer Hand, nicht photographieren, auch Karten spielen nur mit Intimstbekannten, und die gibt es nicht.

Man kann sich keinen Regenschirm aufspannen.

Ja nicht einmal sterben kann man mit einer Hand, denn wie den Revolver laden mit einer Hand?"

* * *

Als ich diese Klagen und Anklagen las, wurde ich allmählich etwas widerspenstig. Es gibt mehr als diesen einen Krüppel in Deutschland und, wahrhaftig, sie haben Lust und Fähigkeiten zum Kartenspiel. Es muß irgendeine innere Absonderlichkeit in diesem Unglücklichen vielleicht von Anfang an da gewesen sein. Vielleicht hätte er auch mit beiden Händen nicht umarmen können? Es gibt Unglückselige, denen die naive Kraft zur Hingabe fehlt. Vielleicht ist die Verkrüppelung dem Manne weniger gefährlich geworden als das Denken darüber. Vielleicht hat ihn das Denken verkrüppelt, nicht der Sturz vom Fahrrad . . . Schließlich gibt es auch Einarmige, die umarmen können. Vor allem Einarmige, die umarmt werden.

Ich erinnere mich, vor einigen Wochen in einem großen Theater dem Dichter Adolf von Hatzfeld, einem sehr schönen jungen Mann begegnet zu sein, einem Dichter, der von einer jungen Frau geleitet wurde. Der junge Mann war blind. Aber sie bemühte sich, für ihn zu sehen, für ihn den Weg frei zu machen, und in dem Gesicht dieses behüteten Blinden lag unsagbare Dankbarkeit, ja — ich finde kein besseres Wort — Gott-Ergebenheit. Er sah nichts, aber man hatte das Gefühl, daß er nicht ganz blind war. Ein Licht war in ihm.

* * *

In diesem Krüppel ist kein inneres Licht.

Er erhebt ununterbrochen seine verlorene Hand gegen Gott.

Sein Denken ist eine einzige Anklage.

Er hat nicht nur die Hand, er hat die ganze Welt verloren. Er tritt in seine Wohnung und schreibt auf: „Ich wage mich kaum umzuschauen in meinem Zimmer. Die Einsamkeit, die Einsamkeit! An wen soll ich mich wenden?"

Der Verlust wird seine fixe Idee! „Ich bin der Sklave der nicht vorhandenen Hand."

„Den gebrochenen Arm haben sie mir abgenommen, das gebrochene Herz gelassen."

„Die Amputation meiner Hand hat psycho-physiologische Folgen, Veränderungen, Strömungen mit sich gezogen, gegen die meine Vernunft nicht aufkommen kann.

Mein jetziger Zustand verhält sich zur Amputation meiner Hand wie Paralyse zur luetischen Ansteckung."

* * *

Etwas Ungütiges, das von Anfang an in ihm gewesen sein muß, wagt sich frei herauf. Er schreibt für sich: „Ich fühle mich nur wohl in der Nähe leidender Menschen. Das befreit mich."

Der Krieg brach aus. Also Leiden genug. Da schrieb der innerlich Verkrüppelte in sein Tagebuch das entsetzliche Geständnis: „Wird man es begreifen, daß ich in Hunderten von Nächten herbeisehnte, — wünschte — flehte und fluchte das Gemetzel und Elend, in das Europa jetzt versinkt. Es mußte ein Ausgleich kommen, eine Entlastung. Als ich an jenem Abend die Extraausgabe mit dem einen, in Riesenlettern gedruckten, erlösenden Wort „Krieg" in der Hand hielt, da fühlte ich zum ersten Mal, was das heißt: Triumph! Ich glaubte den Krieg gewonnen zu haben, bevor er noch begonnen hatte.

Die Tatsache allein der täglichen, ja stündlichen Vermehrung von Invaliden hat mich freier atmen gemacht."

Als ich diese Haß-Fontäne vor mir aufsteigen sah, da wußte ich, daß dieser Mann nicht deshalb ein Krüppel ist, weil ihm die Hand fehlt, sondern deshalb, weil er von hysterischer Ichsucht besessen und zerfressen ist. Und je weiter ich las, je deutlicher ich sein Feindschaftsverhältnis zu Vater, Mutter, Kameraden wahrnahm, desto klarer war es mir: Der hätte ein Krüppel werden und bleiben müssen, auch wenn seine linke Hand unversehrt geblieben wäre!

* * *

Ich legte das Buch, das von einer grandiosen Offenheit ist, beiseite. Nahm es wieder zur Hand und entdeckte allerhand literarische Nüancen drin. Bemerkungen über Novalis. Auseinandersetzungen mit Peter Altenberg. Plötzlich wurde ich mißtrauisch: Wie, wenn dieses Tagebuch doch ein Roman wäre? Das Leben selbst ist gütiger als dieser Monomane. Es gewährt Vergessen und Unbewußtsein. Auch der Krüppel ist nicht immer Krüppel.

Am Ende sind die Lebensbücher, die keine Romane sind, erst recht raffinierte Erzählungen?

AUS DEM TAGEBUCH

BAYRISCHE SCHNADAHÜPFELN

MAXI

Dieser Pöhner war vorher Gefängnisdirektor. Er muß eine starke Liebe zu diesem Beruf gefaßt haben, denn er übt ihn, wenn er nicht gerade Pässe fälscht, noch heute als Münchner Polizeidirektor aus. Das Paßfälschen haben ihm die S. D. nachgewiesen, schon vor einem halben Jahr, und er hat es stillschweigend zugegeben. Das Münchner Polizeikorps ist heute doppelt so stark als je, und auf jeden Polizisten kommen vier Konfidenten. Wie viel Spitzel, das könnten nur die Kommunisten genau sagen: wenn, so glaub ich, drei Kommunisten den bayrischen Staat in die Luft sprengen wollen, sind zwei von den dreien immer Spitzel. Meist drei. So wird dem Justizminister Roth der Tag nicht lang. Keiner vergeht ohne Kommunistenprozesse. Sie nehmen so zu wie die Kommunisten ab. Über diesen Prozessen merkt man nicht, daß der Mörder des Gareis noch immer nicht gefunden und der Verprügler des Saenger zwar genannt und bekannt, aber auch nicht gefunden ist. — —

Man stellt sich in Norddeutschland das politische Leben Bayerns viel zu ernst vor. Gewiß ernster als es der Eingeborene, trotz Mord und Prügel nimmt. Im Landtag erklärt ein Bürger, der Rummel der S. D. mit dem Gareis habe keinen andern Zweck, als den Münchner Fremdenverkehr zu schädigen. Großer Beifall der andern Bürger, soweit sie im Saal und nicht bei Tarok und Vollbier sind. Der Mann hat ihnen aus der Krämerseele gesprochen. Seitdem Thoma politisiert, deutschnational natürlich, hat Bayern im Miesbacher Anzeiger das lustigste deutsche Witzblatt und Amtsblatt. In jeder Nummer wird erklärt, die Messer seien gewetzt, mit denen man an das große Schlachten der Berliner Regierung gehe. Sogar den pedantischen sittlichen Herrn Kahr macht das Blatt lächeln. Sagt man ihm, daß das Blatt zum Mord hetze, meint er nur: „Ich bitt Sie, ein Witzblatt . . .!“ — —

Bayern ist sehr streng mit der Einreise- und Aufenthaltserlaubnis. Durch die Ermordung von Gareis wurde ein Platz frei. Bekommen hat ihn, in Reichenhall, der von Alt und Jung herzlichst begrüßte größte Kriegsgewinnler Österreichs, der Schlachtendenker Erzherzog Friedrich seligen Angedenkens. Ludendorff ist gleich hinübergefahren, dem alten Kriegskumpan die schlachtengewohnte Faust zu schütteln. Die vom adelig-russischen Kongreß her noch anwesenden russischen Kriegshetzer und Feinde von 1914 gaben den beiden ehemaligen Gegnern und nunmehrigen Freunden ein solennes Abendessen. Man lachte sich schief in Erinnerung an den gut funktionierenden Patriotismus von 1914 hüben und drüben. — —

Herr Kahr wird nicht müde, zu repetieren, wie uns nur die Sittlichkeit retten könne. Es gibt so viele Sittlichkeiten. Welche Kahr meint, ist unsicher, aber ich glaube, er meint die Sittlichkeit seiner Regierung. — —

Auf den Vorwurf, sie wollen den Umsturz, antworten entrüstet die bayrischen Sozialdemokraten, das sei Verleumdung, denn sie hätten in Landtag und Regierung einmal vor zwei Jahren oder so die Majorität gehabt und, — ja, was und? Na, und hätten trotzdem nichts getan, sondern gewartet, bis die andern wieder die Majorität zusamt Kahr, Roth und Pöhner haben. Mein unpolitischer Verstand versteht nicht, warum die S. D. so bös auf diese Regierung sind, die sie seinerzeit durch ein bißchen Diktatur ja hätten verhindern können. Ich habe die ketzerische Meinung, daß diese „demokratische" Anschauung der heutigen Parteien so etwas wie eine Schaukel ist, oben, unten, oben, unten, ad infinitum, sehr zum Ergötzen der Leute in der Schaukel, aber gar nicht zu dem jener, welche ewig die Hutschen schleudern müssen. — —

Die Einwohnerwehr wird aufgelöst, löst sich schon auf. 150 000 Gewehre sind bereits in das glückliche Land Tirol verschoben. Man weiß, die Tiroler schießen so viel gern. Beten und schießen sind die Lieblingssporte dieser biederen Älpler. Leider ist der Escherich nicht mit den Gewehren und seinen Reden bei den Tyrolern geblieben, sondern wieder zu den Bayern zurückgekehrt, samt Herrn Kanzler, dem Kanzler der Orgesch. — —

Der Fremdenverkehr hat mit aller Macht eingesetzt. Da man die Sozialdemokraten ungestraft hier totschießt, fühlen sich die deutschen Schieber nirgends sicherer als in München. Sie strömen in Scharen herbei. Die Weißwurst wiehert und im Prinzregententheater wabert um Wotan die Lohe. Heil! rufen die Kappelbuben, ganz Germanen vom Plattfuß bis zum durchgezogenen Scheitel. Heil!

BÜCHER

Harald Bergstedt: Alexandersen. Gyldendalscher Verlag, Berlin 1920. „In einer kleinen Stadt auf einer kleinen Insel" beginnt die Rotation eines Schneiderhirns. Daß ihn der Schuster von seinem Vorstandsposten verdrängen konnte, bedeutet für ihn Schmach und Untergang. Einzige Rettung ist Flucht. Wenn diese Dänen anfangen zu phantasieren, sind sie nicht mehr zu halten. Jeder Punkt hinter Andersens Märchen ist die Zelle zu einem neuen phantastischen Raum. Kommt noch Ironie, Spott und Satire dazu, wie bei Bergstedt — ist also Andersens Liebe in Mitleid mit den Hastigen, Ewig-Betriebsamen der Straße gewandelt — dann zerfällt aller Erdenrummel zwischen Kommunismus und Reaktion. Dieser Schneider sagt zu einem Teppich: „Fliege mein Tüchlein." (Und warum soll er nicht fliegen, wenn früher schon Koffer und Teppiche Abenteurer durch die Luft trugen? Ecco). Aber dieses Leben, konzentriert in Menschenfressern, Wölfen, unter den Bergen der Urnatur, in den Städten des Fleisches, des Geistes, des Todes, kennen zu lernen, zu leben; andere mitzureißen in die Turbine des phantastischen Rausches kann nur diesen Alexandersen Bergstedts gelingen. Er ist eine Mischung von Überladenheit und nordischer Simplizität, voll tollender Überfülle und krasser Gelassenheit. Eine Umklammerung rationalistischer Fährnisse mit Symbolhaftigkeit: der Schneider schließt in sich die Pilgerfahrt eines Menschen, der ausgeht, das Leben zu suchen und Welten des Elends, der Grausamkeit, der Ängste, der Pracht, der rauschenden Feste und lohenden Genüsse unter-, in- und übereinander findet. Viel Menschlichkeit, große Innerlichkeit, in einen warmen Körper gesenkt. B.

Hermann Unger: Knaben und Mörder. E. P. Tal Verlag 1920. Bei diesem Buche habe ich einen dringenden Wunsch: es möge keinem Freudianer in die Hände fallen und Ungar vor Rühmlingen geschützt werden. Über die hundertfältigen Zellkerne zu psychoanalytischen Weisheiten würden sie die Wesenheiten dieser starken, tief in die seelischen Dunkelheiten dringenden Novellen zertrümmern und aus erschütternden Enthüllungen letzter menschlicher Regungen Fetzen reißen, um Beweise für ihre Oberfläche zu haben. „Ein Mann und eine Magd", „Geschichte eines Mordes" heißen die beiden Erzählungen, von denen die erste reicher an Wechsel, Inhalt und Ortsbestimmungen ist, die zweite aber gesteigerter an Wesentlichem, Zutiefstgeborenem und Ewig-Hintergründigem. Es ist das erste Buch eines jungen Österreichers, dem die Analyse des Mannbarwerdens, des Herrseins, niedriger grausamer Instinkte, aufgepeitschter Triebe im Blute liegt, der aber die inervierende Gestaltungskraft hat, das zersetzende Wühlen in eine kraftglühende Synthese zu formen. Er weiß das Bleierne und Schwere, das Leichtschwingende und Hochgebogene in einen Rhythmus voll erschütternder Tragik zu sammeln, nicht schreckend vor Häßlichem, Kraßem und Aufgewühltem. Die seelische Ausbreitung und Vorbereitung allen Geschehens, mit chronistischen Mitteln (ich-erzählt) bis in letzte Ausläufer verfolgt und visionär aus dem Einzelfall in allgemein Menschliches gehoben, ist eine Verkündung und Verheißung. Man kann die Linien dieser Novellen nicht sagen. Denn alles wurzelt weit zurück in unserer Kindheit. Und wer wollte da anfangen zu „besprechen".

ANEKDOTEN

DER DIREKTOR

Im Schauspielhaus zu M. ist Arrangier-Probe von „Tor und Tod." Der Herr Direktor selbst ist Regisseur. Es kommt bis zu der Regiebemerkung: „am Fenster erscheint Tod mit Hippe".

Am Fenster erscheint, vom Inspicient hinausgeschickt, Herr X Y.

„Na was ist?!" ruft der Herr Direktor ungeduldig, „wo bleibt Hippe?!"

GUTES PFLASTER

In einer illustrierten amerikanischen Zeitung fand ich jüngst eine Photographie, die eine riesige Lokomobile zeigte, die über ein Feld voll kochtopfähnlicher Gebilde dahinfährt. Darunter befindet sich die Notiz: „Englische Wegebaumaschinen zermahlen die Tausende, in den letzten Kriegsmonaten erbeuteten deutschen Stahlhelme zu Pflastermaterial (Schotter).

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Nr. 26):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

Commerz- und Privat-Bank Aktiengesellschaft.

Bilanz abgeschlossen am 31. Dezember 1920.

Aktiva	M.	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	222 355 932	08
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	2 405 817 925	51
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	393 942 156	97
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	386 918 794	48
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	201 444 280	75
Eigene Wertpapiere	77 852 617	67
Konsortialbeteiligungen	48 005 222	61
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	39 465 513	41
Debitoren in laufender Rechnung	1 684 588 602	56
Außerdem: Aval- und Bürgschaftsdebitoren M. 377 462 463 63		
Verrechnungsposten mit Niederlassungen und Filialen	69 586 922	35
Bankgebäude und Inventar in Hamburg, Berlin, Magdeburg und Filialen, abzgl. Hypotheken	19 717 353	53
Sonstige Immobilien, abzgl. Hypotheken	4 117 470	93
M.	5 553 812 792	85

Passiva	M.	₰
Aktienkapital	200 000 000	
Reservefonds I	30 000 000	—
Reservefonds II	20 700 000	—
Talonsteuer-Rückstellung	340 000	—
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds	2 321 242	01
Kreditoren	5 057 879 906	—
Akzepte und Schecks	175 367 802	18
Außerdem: Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen M. 377 462 463.63		
Dividenden-Rückstände	405 889	50
Reingewinn	66 797 953	16
M.	5 553 812 792	85

Gewinn- und Verlust-Rechnung

für das einundfünfzigste Geschäftsjahr, abgeschlossen am 31. Dezember 1920.

Ausgabe	M.	₰
Unkosten	133 136 433	91
Steuern	10 604 732	53
Reingewinn	66 797 953	16
M.	210 539 119	60

Einnahme	M.	₰
Gewinnvortrag von 1919	508 014	—
Zinsen, einschließlich des Gewinns auf Sorten und Zinsscheine	128 672 825	17
Provision	81 358 280	43
M.	210 539 119	60

FRIEDRICH WOLF

BARKENHOFF

Der Dichter und Arzt Friedrich Wolf hat seinem Amte als Stadtarzt entsagt, um als Siedlungsarbeiter in Barkenhoff zu arbeiten. Seine Erfahrungen sind im Augenblick, da endlich das Arbeitslosenproblem mit dem Siedlungsproblem zugleich angepackt werden soll, von höchster Wichtigkeit und so sei die Arbeit Wolfs dem volkswirtschaftlichen Ausschuß des Reichstags besonders nahegelegt.

In der Stille des Heide- und Moorgürtels von Worpswede wächst seit 2 Jahren eine Siedlungszelle, der Barkenhoff. Heinrich Vogeler hat sein Land und seinen Besitz einer Gemeinschaft von Erwerbslosen und kriegsbeschädigten Handwerkern und Gartenbauern zur intensiven Bewirtschaftung übergeben. Zwar sind viele Rosenbüsche und Parkgänge verschwunden, auf dem früheren Tennisplatz wachsen Himbeeren; aber unsere 10 Kinder der Arbeitsschule finden die roten Träubchen der Johannissträucher und die Kirschen und das Zwergobst nicht weniger geschmackvoll. Die Erwachsenen, welche die Siedelung tragen, sind die Kristallisation vieler Menschen und Nöte, die in den letzten beiden Jahren über den Barkenhoff hinweggegangen. Wieviel begeisterte Jugend ist immer wieder zur Mitarbeit angetreten, Freideutsche, Akademiker, proletarische Jugend. Sie fielen nach kurzer Zeit von selbst heraus. Sie sahen nur die Gemeinschaftsfreude, nicht die harte Gemeinschaftsnot, sie sahen das beglückende: Hinein in die Erde; sie brachten Feuer, Schwung und besten Willen mit; aber es gehört eine besondere Zähigkeit und Gesundheit dazu, die Entbehrungen, Arbeiten, Schicksale und die Unsicherheit einer Aufbausiedelung, wie es, der Barkenhoff ist, zu bestehen. So verblieben denn als Stamm außer Heinrich Vogeler 1 Tischler und Zimmermann, 1 Schlosser und Schmied, 2 Landwirte und Gärtner, 1 Gärtnerschüler, 1 Lehrerin, 4 Frauen für Küche und Haushalt und die 10 Kinder, die zum Teil Waisen und Halbwaisen sind. Von den erwachsenen Männern sind 3 allein durch Verwundung Kriegsbeschädigte und 4 solche, die als Arbeitslose zu Heinrich Vogeler kamen; sie haben bereits 2 Jahre die „produktive Erwerbslosenfürsorge" und Siedelungsfrage auf ihre Weise zu lösen versucht. Sie haben sich bis heute weder durch das Mißtrauen der bürgerlichen Umwelt, noch durch Spott und Verdächtigungen aus dem proletarischen Lager an ihrem Werk irre machen lassen. Es ist ihnen in 2 Jahren gelungen, 10 Morgen Wiese

und Zierland aufs Intensivste gärtnerisch zu bewirtschaften, sie haben 3 bis 4 Morgen Oedland gerodet und kultiviert, sie haben Werkstätten eingerichtet, ein kleines Wohnhaus und einen großen Schuppen mit eigenen Kräften gebaut; sie haben 4 Waisenkinder ohne eine Vergütung durch Kommune oder Angehörige in ihre Pflege genommen. Sie haben den Kleinbauern ihre 2 Pferde ohne Entgelt geliehen und vereinzelte Nachbaren schon zur Gemeinwirtschaft und gegenseitigen Hilfe erzogen; sie sind als Tischler und Schlosser gekommen, wann man sie rief. Sie haben mit einem Wort begonnen: ernst zu machen. Sie sind von der Phrase zur Tat übergegangen.

Gibt es in der heutigen Zeit, da man zuerst die Firma schafft, die Organisation, das Programm, gibt es heute etwas natürlicheres, als daß man diesen absonderlichen Menschen vorerst einmal ein unbegrenztes Mißtrauen entgegenbrachte! Die Proletarier sahen in dieser wenig lauten Arbeit, die jenseits von Streik und Masse lag, eine Flucht vor der „Aktion", ein romantisches Idyll, und ließen es nicht an bitteren Worten fehlen. Der Bürger aber witterte Furchtbares. Er sah in dieser Zelle besitzloser Gemeinwirtschaft den Anfang vom Ende, die Anarchie, die Sintflut. Allsonntäglich aber, wenn die Scharen der Arbeitslosen und Arbeiter aus Bremen hinauspilgern, durchaus nicht mit weniger Vorurteilen und Zweifeln belastet wie der Bürger, so werden sie nach dem ersten Ansturm: „Ja, Ihr sitzt hier gut!" nach und nach ganz still. Es ist doch nicht allen bekannt, daß auf dem Barkenhoff bei spartanischer Kost zehn bis 12 Stunden gearbeitet wird, bloß um das Werk zu erhalten; daß die Menschen sich dort kein Theater, keine vollen Mägen, keinerlei Genüsse irgendwelcher Art leisten können, daß sie bei aller Arbeit — inmitten einer anders gesonnenen Umwelt — oft nicht wissen, was am anderen Tage aus ihnen wird; und daß sie dennoch und bei aller Entbehrung auch seelisch nicht erschlaffen dürfen, da sonst die Arbeit leidet. Es ist weiß Gott kein romantisches Idyll, der Barkenhoff! Er hat keine Zeitschrift wie andere Siedelungen und keine festgelegten Richtlinien, wonach die parteigläubigen Massen begehren und fragen; sondern aus der Arbeit selbst wächst den Menschen dort von Tag zu Tag mit ihrem Leben die neue Gewißheit und die neue Gestalt. In ihren Kindern, die in ihrem Dasein leben und lernen, die in Licht und Sonne in freier Erde mit ihnen arbeiten, die in den Werkstätten mit anfassen und helfen, erschließt sich ihnen die Blüte dieses von der Erde umfangenen, noch dunklen Lebens: Die Arbeitsschule. Das spürte wohl jeder, der auf dem Barkenhoff war. Hier geschah ein Schritt: von der Phrase zur Tat.

Noch absonderlicher meist ist die Umstimmung und Verwunderung, wenn Bürgerliche aus ihrer Welt den Hof betreten. Die Neugier ist groß. Sie haben ihr Wissen aus den zuverlässigsten Quellen bezogen: Kommunistische Siedlung!! Die Enttäuschung beginnt gleich an der Torfahrt, da der Doppelposten mit Handgranate und roter Armbinde sich offenbar zurückgezogen hat. Auch Höhlenmenschen und Nacktkultur, Lautenspieler und Bänkelsänger sind nicht in erwartetem Umfange vertreten. Keine Ansichtskarten, Programme oder rote Rosetten werden feilgeboten. Man steht enttäuscht und sieht sich um.

*

Von einem großen Teich strecken sich nach dem Südhang einer Mulde zahlreiche Saat- und Verstopfbeete. Darüber steigen in dreifachen Terrassen Tomaten- und Maispflanzungen an; und dort arbeitet ein Mensch. Mit entblößtem Oberkörper (Es bestätigt sich) Dieses Wesen aber weist den heranschnürenden Gast mit mehr oder weniger freundlichen Gebärden zu den hochgelegenen, langgestreckten Reihenfeldern, auf denen Sommergemüse, Kohl, Wurzeln und Salate in dichtem Wachstum stehen. An vereinzelt abgeernteten Stellen sind schon die neuen Winterpflanzen gesetzt. Schachbrettartig sind alte Beeren- und Buschobstrabatten für Bohnen und Erbsen kultiviert. In einer Niederung wächst Mais, Hanf und Flachs. Jedes Fleckchen Erde ist aufs Äußerste ausgenützt. Ich sah eine solche gärtnerische Intensivierung des Landes bisher nur in Flandern. Über dem Gartenland an der Waldgrenze liegt ein prächtiger Kartoffelacker, der erst im letzten Jahr aus gerodetem Oedland geschaffen. Ein anderer Teil der Brache ist zur Obstwiese und Koppel für das Vieh vorgesehen. Gerade steht oben ein Bohrturm an dem drei junge Kerle arbeiten: Ein Eisendreher aus Dresden, ein Maschinenschlosser aus dem Rheinland und ein Student aus Leipzig. Sie verpflegen sich selbst, da der Barkenhoff auch nicht die kleinste materielle Belastung zu tragen vermag; aber sie sind guter Dinge, schlafen auf einer Planke neben dem Geräteschuppen und wollen helfen, solange ihre Vorräte reichen. Die Quelle soll die oberen Wiesen und Felder berieseln und das Neuland intensivieren helfen. Hinter den Ländereien zieht ein schmaler Kiefernwaldstreifen hin. An seinem östlichen Seehang liegt ein kleines Lehmhaus, das ganz mit eigenen Kräften und mit eigenem Material der Siedelung erbaut ist. Heinrich Vogeler bewohnt es. Daneben steht der Bienenstand mit seinen 6—8 Körben. Ein steiler Waldweg führt zu den eigentlichen Gebäuden. Das Haupthaus stellt den geräumigen Umbau eines alten Bauernhauses dar. Rings

um den großen Innenhof liegen die Wirtschaftsgebäude und Stallungen. Daran schließt sich eine Schlosserei und Schmiede. eine Schreinerei und Tischlerei und eine im Bau begriffene Töpferei. Schmied und Schreiner haben ständig die Hände voll Arbeit; vorerst für den eigenen Hof. Der große Wagen ist bis auf den letzten Zapfen nnd den letzten Beschlag selbst gebaut, der neue Schuppen steht im Rohbau, Öfen, Pumpen, Garten- und Handwerksgerät, Zäune und Staudämme müssen erneut und ausgebessert werden. Jetzt in der Trockenzeit sind alle Mann notwendig, im Moor den Torf umzuschichten, einzufahren und neu zu stechen; für die Kinder ein Fest! Inzwischen liegen auch von außerhalb für die Handwerker ständig Anfragen und Aufträge vor. Mit einer Zahl Nachbarn wird in Form des Naturalaustausches und der Gemeinwirtschaft verfahren: etwa eine Deichsel gegen ein halbes Fuder Torf, oder eine Schlosserreparatur gegen einen Bienenkorb, oder Ausleihung der Pferde gegen Bestellen der Weide. Viele aber haben versagt und abgelehnt; der Barkenhoff hat die Hoffnung nicht aufgegeben. Aber da er selbst viele Dinge noch mit Geld bezahlen muß, so ist er genötigt, von denen, die seine Bereitwilligkeit verneinen, aber seine Pferde brauchen, auch Geld entgegenzunehmen. Es ist schon eine Tat, daß 20 Menschen u n t e r s i c h besitzlose Gemeinwirtschaft und gegenseitige Hilfe so restlos und konsequent verwirklichen konnten. Ihr Verhältnis zur Umwelt der Privatwirtschaft und des Profits ist für sie nur ein Übergang eine Brücke, aus dieser Zeit in eine neue Zeit.

*

Die Kinder sind teils Kinder der Familien des Hofes, teils Waisenkinder. Sie schlafen in einem gemeinsamen Schlafsaale und werden von einer Lehrerin, die der Gemeinschaft angehört, gepflegt und unterrichtet. Der Unterricht vollzieht sich bis auf einzelne Grundfächer völlig im Verlauf der helfenden Arbeit und des Spiels. Heinrich Vogeler hat seine Auffassung über die alte Lernschule und die werdende Arbeitsschule in einer vorzüglichen Broschüre: „Die Arbeitsschule als Aufbauzelle der klassenlosen Gesellschaft" niedergelegt. Die Quäker haben die Kinder der Arbeitsschule Barkenhoff für die kommenden 4 Monate in ihre Speisung aufgenommen. Sie haben auch hier ihre unermüdliche Hilfsbereitschaft bewiesen; für sie war die Tatsache, daß Menschen sich zu einer besitzlosen Gemeinschaft und Siedelung verbunden hatten, kein Grund, diesen ihre Hilfe zu versagen!

*

Der volkswirtschaftliche Ausschuß des Reichstages hat jüngst eine Revision des schwerfälligen Reichssiedelungsgesetzes vorbereitet. Die

Erkenntnis, daß heute das Arbeitslosenproblem von dem Siedlungsproblem nicht mehr zu trennen ist, hat sich nunmehr durchgesetzt. Es ist auch zu widersinnig, daß Milliarden für die Ernährung Arbeitsloser ausgegeben werden, während draußen Millionen von Hektar Land brachliegen. Franz Oppenheimer hat schon vor Jahren vorausgesagt, daß die Arbeitslosenkrise einst zur Beseitigung des Bodenmonopols hintreiben werde; er hat darauf hingewiesen, daß in Deutschland statt der 17 Millionen Landbevölkerung auf 32 Millionen ha Kulturboden und den vielen Millionen ha Oedland und Hochmeeren 34 Millionen Menschen, also die doppelte Zahl, sich ernähren könne, falls man auf den Kopf 1 ha Land rechne. Wie groß die Desorganisation unter den jetzigen Verhältnissen aber auch auf dem Lande selbst ist, geht daraus hervor, daß in dem ländlichen Kreise Osterholz bei Bremen tagelang die Bäckereien kein Mehl zu verbacken und die zahlreichen Häusler und Torfarbeiter kein Brot zu essen haben. Dabei leben sie umgeben von vielen hundert Morgen Heide und Ödland, das Großbauern und Unternehmern gehört, die garnicht daran denken, es zu kultivieren.

Als ich mit den beiden jungen Eisendrehern, die durch Betriebseinstellung erwerbslos geworden, auf dem jungen Berieselungsland des Barkenhoffs stand, zeigte der eine über den Zaun nach dem angrenzenden Heidestrich mit einem Stoßseufzer: „Herrgott, wenn wir doch nur so ein Stück Land hätten und Gerät, wir würden uns einfach Unterstände bauen und wenn ihr uns helfen könnt, anfangen! Uns hängt die Fabrik zum Halse heraus!" Ich erfuhr, daß diese 60 Morgen unbestellten Heidelandes einer reichen alten Frau gehören, die außer ihrem Landhaus hier noch ihre Stadtwohnung in Bremen hat. Ich erfuhr, daß ein altes Geschwisterpaar hier 600 Morgen Land besitzt, wovon nur 30 Morgen für ihre eigenen Bedürfnisse bestellt werden; das übrige ist völliges Brachland. Ich erfuhr, daß auf dem Barkenhoff, der für die aus den Städten hinausdrängende proletarische Jugend als Vorposten und Signal gilt, monatlich Dutzende junger erwerbsloser Fabrikarbeiter kommen und die Gemeinschaft bitten, sie auf dem Barkenhoff aufzunehmen oder ihnen zu sagen, wie sie in freier Arbeitsgemeinschaft unter fachkundiger Leitung beginnen können. Ich sah eine halbe Stunde südlich des Barkenhofes eine Siedelung, den „Moorhof", wo ebenfalls unter Leitung zweier Gartenbauer junge Arbeiter mit Erfolg begonnen haben, 20 Morgen Oedmoor in täglich 12—14 stündiger Arbeit zu kultivieren. Die Bewegung wächst von Tag zu Tag. Die Not ist da; der Wille ist da; die Menschen sind da; der Boden ist da! Es wäre ein glatter Mord an der Volks-

kraft, wenn die Regierung den Willen und die Arbeitsfreude der Jugend, die aufs Land drängt, nicht fruchtbar machte!

Für Deutschland hat die proletarische Siedelungsbewegung im „Erdbund" jüngst sich zusammengeschlossen. Aus Westdeutschland wird berichtet, daß Arbeitslose gegen 100 Morgen kommunales Oedland besetzt haben und es auf eigene Faust zu kultivieren beginnen. In Italien haben sogar die klerikalen Bauern, die „Populari", die unbestellten Großgrundbesitze besetzt. In England begann eine Schar „Diggers" mit der Besetzung und Intensivierung von Brachländereien. Es handelt sich in allen Ländern um eine derart elementare Bewegung, daß sie nicht mehr aufzuhalten ist, sondern daß es einzig gilt, sie in fruchtbare Bahnen zu lenken. Der volkswirtschaftliche Ausschuß des Reichstags hat in seinem letzten Entwurf, der die produktive Erwerbslosenfürsorge und Siedelungsfrage zwangsläufig behandelt, eine ganz neue Stellung eingenommen. Die einzelnen Vorschläge des Entwurfes könnten auf die Heide- und Moorsiedlungen, wie sie im Barkenhoff und Moorhof bereits verkörpert sind, sofort angewandt und in die Tat umgesetzt werden. Diese Siedlungen dienen schon jetzt als Siedlerschulen. Sie sind fachmännisch geleitet. Sie sind von umfangreichem Oedland, von Moor und Heide unmittelbar umgeben. Sie könnten sofort als Anliegersiedlungen dienen. Sie sind das Ziel und die Sehnsucht von Hunderten arbeitslosen Proletariern, die unter großen Entbehrungen oft von weit herkommen, um der Siedlung am Aufbau zu helfen. Da es an Mitteln fehlt, müssen sie wieder in die Städte zurück.

*

Wenn es der Regierung ernst ist mit dem neuen Siedlungsprogramm — und das muß nach der heutigen Lage der Dinge angenommen werden — so verlasse sie sich nicht auf Berichte und Gerüchte; sie schicke einen Beauftragten und Fachmann, der die beiden Siedelungen prüfe! Es darf nicht länger geschehen, daß die Jugend, die mit bestem Willen und voller Arbeitsfreude auf ihrem Vorposten, dem Barkenhoff erscheint, daß diese nach Erfüllung drängende Jugend bloß infolge mangelnder materieller Hilfe immer wieder in Katastrophenstimmung in die Städte zurückkehren muß. Ist es ein Wunder, daß die besten und gesundesten Kräfte des Volkes sich dann in äußeren Aktionen verpulvern?

Es gibt einen Weg, diese ungeheuer produktiven Kräfte der erwerbslosen proletarischen Jugend, die mit durchaus sicherem Instinkt ihre Not fühlt, fruchtbar zu entladen. Der Barkenhoff ist ein solcher Weg!

V.

Den privatwirtschaftlichen Trust zu vertreten, daran denke ich nicht, sondern ich denke an diejenige Organisationsvereinigung, die bisher in der Welt die Möglichkeit gegeben hat, die schädliche, arbeitsvergeudende Konkurrenz-Reibungsarbeit, Zeitvergeudung, Materialvergeudung, Transportvergeudung auszuschalten. Die Initiative des Privaten muß erhalten bleiben. Wir können heute nicht mit einem Sprung übergehen von einer Erfolgswirtschaft zu einer Wirtschaft, in der niemand arbeiten, jeder mitbestimmen, jeder mitberaten, aber niemand verantworten will. Die Verantwortung muß erhalten bleiben, aber nicht die patriarchalische Verantwortung, die Unterordnung erzwingt, sondern diejenige Verantwortung, die auf demokratischer Basis ruht und die konstitutionell arbeitet. Damit bekommen wir einen neuen Begriff der wirtschaftlichen Organisation, der sich erheblich unterscheidet von dem bisherigen privatwirtschaftlichen; wir kommen damit vom amerikanischen Trust zum Sozialtrust, wir kommen zu derjenigen Ordnung, bei der nicht mehr eine Klasse, nicht mehr ein einzelnes Interesse herrscht, sondern bei dem sich alle Interessen verschmelzen zu einer gemeinschaftlichen Arbeit und Verantwortungsführung.

Vielleicht gehen wir einmal in die Praxis. Nehmen wir an, daß heute auf irgend einem Arbeitsgebiet der Maschinenindustrie zehn verschiedene Fabriken bestehen. Diese zehn verschiedenen Fabriken machen eine Anzahl verschiedener Produkte, keine einzige ist imstande, wirklich ein Massenfabrikat zu liefern, keine einzige ist imstande, wirklich Experimentationen zu tragen und ihre Produkte zu verbessern. Wir schließen diese zehn Fabriken zusammen zu einer Einheit. Nenne man es Gilde oder Sozialtrust, wie man will. Die Fabriken verständigen sich über ein gemeinschaftliches Programm der Produktion, sie verständigen sich über eine Arbeitsteilung von Werk zu Werk, sie verständigen sich über die geeignete Typisierung ihrer Produkte, sie verständigen sich über Arbeitsmethoden und gemeinschaftliche Forschungsinstitute, sie verständigen sich über einen gemeinsamen Absatz im Lande ohne Konkurrenz- und Reklamekosten und sie verständigen sich über einen gemeinsamen Absatz im Auslande und in Übersee, ebenfalls unter Ersparung der enormen Kosten, die heute bei überseeischen Vertretungen im Hinblick auf die Geldentwertung gar nicht mehr zu berechnen sind, der Effekt wird sein, eine unerhörte Steigerung der Produktion auf

den Kopf des Arbeiters, eine unerhörte Verbilligung des Produkts, eine unerhörte Ersparung an allgemeinen Unkosten, eine gewaltige Verbesserung des Produkts und eine gewaltige Steigerung der technischen Ausrüstungen, der Forschungsergebnisse für die Zukunft.

Diese Vereinigung aber würde keine rein privatwirtschaftliche sein, sondern sie würde an ihrer Zentralstelle die Mitwirkung ihrer Angestellten und Arbeiter haben. Diese Mitwirkung würde sich hier nicht mehr auswirken in Formen von syndikalistischen und Einzelbestrebungen; es würden dort nicht lediglich Tages- und Lohnfragen zur Diskussion stehen, sondern hier wäre eine wirkliche Mitwirkung des Angestellten und Arbeiters möglich, an der Zentralpolitik des ganzen Gewerbes, ein Hineinleben in das Verständnis, in die Begriffe, in die Erfordernisse eines großen Betriebszweiges des Landes; zugleich aber werden in diesen Zentralstellen die Gewinne sich vereinigen, diese Gewinne aber werden infolge der vielfältigen Ersparnis und Mehrproduktion gewaltig viel größer sein, als sie heute sind, und in dieser zentralen Stelle findet sich die Möglichkeit derjenigen Beteiligung und derjenigen Verrechnungen mit Arbeitern und Angestellten, die dann nicht mehr den Betrag einer mäßigen Lohnerhöhung ausmacht wie heute, sondern die dann tatsächlich zur Lebenshaltung beiträgt und einen Anreiz bildet, mitzuwirken, und zum eigenen Interesse am Werk, denn dann arbeitet nicht mehr der einzelne für den anderen, für den Unbekannten, Anonymen, für den Fremden, den Kapitalisten, sondern dann fühlt jeder, daß er in seinem Selbstverwaltungskörper für sich selbst mitarbeitet, daß er mit eigener Verantwortung am Gesamtwerk teilnimmt, daß er von den Erträgnissen des Gesamtwerkes Nutzen hat.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß die Zentralorganisation in unserer Wirtschaft im Sozialtrust oder in der Sozialgilde das Produktionsproblem löst und durch die Ausstrahlung des Produktionsproblems und seiner Lösung die übrigen Probleme, die der Güterverteilung und die der Mitbestimmung, mitgelöst werden können.

Wir wollen uns klar machen, ob eine Lösung dieser Art sich mit unseren deutschen Begriffen, mit unseren deutschen Gepflogenheiten vereinbaren läßt.

Stets sind wir das Land gewesen der Organisation, der Disziplin, der Forschung, vielleicht zu sehr das Land der Disziplin und Organisation, vor allem vielleicht zu sehr der Disziplin. Heute sind wir es nicht. Aber es liegt etwas in unserem Wesen, das nach Ordnung verlangt, es liegt etwas in unserem Wesen, das nach Durchdenkung ver-

langt. Wenn wir eine Sache machen, so wollen wir wissen, wozu, wir wollen sie verstehen, wir wollen sie begreifen, denn da wir die Sache der Sache wegen machen, so wollen wir auch die Sache begreifen. Leider haben die deutschen Kräfte, die der Organisationsfähigkeit, der Disziplinierbarkeit, der wissenschaftlichen Durchdenkung nicht gemündet in eine Gemeinschaftsarbeit, in einem gemeinsamen Aufbau unserer Politik und Wirtschaft, sondern leider haben sie gemündet in imperialistische Tendenzen. Das ist falsche Leitung der Eigenschaften gewesen, die wir haben. Die richtige Leitung ist, sie ihrem Ursprung zuzuführen, mit unserer Ordnungsliebe Ordnung zu schaffen, mit unserer Organisationsfähigkeit Organisationen zu schaffen, und mit unserem Willen zur Forschung diese Organisationen auf die höchste Höhe menschlicher Kunst und Leistung zu treiben.

Ich sehe darin eine durchaus deutsche Aufgabe.

Sie wird sich erheblich unterscheiden von den Organisationen des Westens, aber je mehr sie sich davon unterscheidet, je mehr wir endlich dazu kommen, Formen der Verbrüderung zu fordern, um so mehr wird die Lage, der wir heute in der Welt ausgesetzt sind, sich verändern, denn die heutigen Imperialismen der Welt, der englische und französische vor allem, werden nicht geleitet und inspiriert von der Gesamtheit der Bevölkerung, sondern sie werden geleitet und inspiriert von der herrschenden Klasse. Diese herrschenden Klassen im Westen aber sind weit einseitiger kapitalistischer orientiert als bei uns; infolgedessen werden diese Länder alle Kämpfe in sich auszutragen haben. Wir hatten ein Beispiel in dem großen Bergarbeiterstreik in England.

Die zukünftige Ordnung der Erde ist das nicht, was uns der Westen bringt. Es handelt sich darum: welches Land wird die zukünftigen Ordnungen der Wirtschaft und der Gesellschaft zuwege bringen? Deutschland ist bestimmt, das zu tun, denn in Deutschland ist die Not am größten. Wir können nur leben, wenn wir diese Organisationen schaffen, schaffen wir sie aber und bringen wir sie den Ländern, so werden wir damit diese Länder aus den Händen ihrer imperialistischen Einzelbeherrscher überführen in ähnliche Interessengemeinschaften der Gesamtvölker, wie wir sie bei uns im Inneren erstreben. Die Gesamtvölker aber sind nicht Feind der eine des andern, die Gesamtvölker sind friedlich. Feindlich, kriegliebend sind, die an der Spitze stehen, die an der Spitze der nationalen Wirtschaften, der Politiken stehen und die den Wunsch haben, durch Beherrschung, durch Vernichtung des andern ihre eigene Macht zu stärken. Je mehr die

Völker getragen werden von ihren Gesamtheiten, von der Gesamtheit ihrer Stämme, ihrer Stände, ihrer Menschen, in demselben Maße werden sie sich das Leben gegenseitig gönnen, in demselben Maße werden sie friedlich miteinander leben, und dasselbe Volk wird eine respektable Stellung im Kreise der Völker haben, das zuerst solche Organisationsformen emporbringt, die gerecht sind, die sich von der Einseitigkeit, von den Leidenschaften fernhalten, die durchführbar sind und die eine Wohltat sind für jeden, der sie annimmt, weil sie die Produktion der Welt steigern, weil sie die Güter eines jeden Landes vermehren, weil sie dem andern einen größeren Anteil an diesen Gütern zuteil werden lassen, weil sie einem jeden das Recht der Verantwortung und der Mitbestimmung garantieren.

Bringen wir den Völkern solche Organisationen, so ändert sich das deutsche Schicksal. Ob dieses deutsche Schicksal sich aber ändert oder nicht, ist Frage unseres Entschlusses.

Mit Schlagworten sind wir genügend abgespeist, Theorien haben wir genügend gehört. Die Gedanken, die ich hier entwickelt habe, sind nicht Schlagworte, sie sind vielleicht eine Enttäuschung für viele von uns, sie sind vielleicht nicht ausreichend für manche von uns, aber sie entstammen der Praxis. In der Privatwirtschaft sind alle diese Wege seit Jahrzehnten beschritten. Hier handelt es sich um Organisationsformen, an die man von heute zu morgen gehen kann. Es handelt sich also nicht mehr um das Schlagwort der Sozialisierung, von dem niemand weiß, was es eigentlich bedeutet, sondern es handelt sich hier um einen präzisen Vorschlag einer Organisation der deutschen Wirtschaft auf sozialer Grundlage.

Prüfen wir diese Gedanken. Wenn wir sie geprüft haben, werden wir finden, daß sie wahr sind. Wenn sie aber wahr sind, so haben wir den Mut, sie zu wollen, denn wenn wir sie wollen, so wird auch das Land lernen, sie zu wollen, und wenn das Land sie will, so werden sie.

Der historische Verruf, in den die Sexualität geraten ist, sollte er am Ende in einem Zusammenhang stehen mit der historischen Erfahrung „Omne animal triste post coitum"? Sollte er gar die Wirkung dieser Erfahrung sein — insofern man eine Ekstase verrufen mußte, die solch Depression zur notwendigen Folge hatte? Das physiologische Minusgefühl der Beweggrund des ethischen Minusurteils — des Werturteils „Sünde"?

Aber hat die sexusbejahende Antike denn diese Erfahrung nicht gemacht? „Sünde" ist eine jüdische Erfindung (von dem sehr bezeichnenden, tiefsinnig-zarten Adam-Eva-Mythos an, bis zu den Ergüssen jenes monomanisch-wüsten Verfolgers Schaul): die andern antiken Kulturen kannten diese Vorstellung nicht. Da muß fast vermutet werden, daß die Juden unter der Tristitia heftiger gelitten, sie folglich ernster und wesentlicher genommen haben als die übrigen Völker Vorderasiens und Europas, daß die Juden also von vornherein die Nervenschwächeren waren. Demnach würde die bekannte Neurasthenie der modernen Juden ein Erbfehler (zugleich ein Erbvorzug? Schattenseite zu der Lichtseite Geistigkeit?) und keine bloße Folge der Verfolgung, von Golus und Ghetto sein. Andererseits würde der verhältnismäßig leichte Sieg des Paulinismus — fälschlich Christentum genannt — über die hellenistische Kultur dafür sprechen, daß die hellenistische Kultur scharf neurasthenisch verseucht war —; eine bekannte Vermutung.

Es gibt zwei andere Erklärungen des jüdischen Antisexualismus. Erste: Die Nachbarkulte seinerzeit waren sämtlich stark orgiastisch: man mußte sich in jeder Hinsicht von ihnen unterscheiden, sich ihnen entähnlichen, mußte zur Festigung seiner völkischen Eigenart — jawohl: völkischen Eigenart, aus den Tugenden der Feinde Laster machen. Diese Erklärung reicht aber nicht aus; sie befriedigt nicht, weil sie allzu intellektualistisch ist. Die zweite: Der Sexus lenkt den Mann von der geistigen Aufgabe ab: die Juden, als das Volk par excellence der geistigen, nämlich der ethischen, welterlösenden, messianischen Aufgabe, mußten mithin gegen jenes Naturphänomen einen besonderen Groll hegen; die Sinnlichkeit, soweit sie nicht der Stammeserhaltung zugute kam, mußte herabgesetzt, die ungeheuere Lüge kreiert werden, daß der Geschlechtstrieb „einen Zweck" habe, daß er zur Fortpflanzung „bestimmt sei" —

während tatsächlich die Fortpflanzung nur eine gelegentliche Folge des Sexus ist. Daß er aber von der geistigen Aufgabe ablenke, ist eine Halbwahrheit: mindestens ebenso wahr ist, daß der Sexus die Erfüllung der geistigen Aufgabe psychodynamisch erst ermöglicht und daß, vom Geiste her gesehen, nur eine gewisse Disziplinierung der Sinnlichkeit das ist, was not tut.

Diese Disziplinierung aber, die nicht durch generelle Moralnormation von außen erfolgen kann, sondern individuell-autonom sein muß, wird erst möglich, wenn der Verruf über den Sexus aufgehoben, die Unschuld des Sexus wiederhergestellt, die Freiheit des Sexus stabiliert und garantiert ist. Es gibt keine Unzucht: hat sich diese Erkenntnis einmal durchgesetzt, wird es Zucht zu geben beginnen.

Und in einem Leben der Zucht wird die Tristitia erträglich, ja freundlich.

Aber selbst, wo sie es nicht wird, selbst heute schon und in ihren depressionsten Fällen bleibt sie bekanntlich eine Erscheinung, die jedesmal vorübergeht. „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt" — dies mag heroisch gedacht sein und für Durchschnittliche unpassend; aber spießig gedacht ist, zu denken, er sei mit der Tristitia zu teuer gebüßt! Für umsonst gibt es auf Erden nichts. Selbst der Anblick des Sternenhimmels muß bezahlt werden — mit metaphysischer Qual. Die Tristitia reicht nicht hin, den Orgasmus zu kompromittieren. Eher kompromittiert die Hysterie . . die Abstinenz! Ich verstehe, daß man von der Lues aus zum Verdikt über den Sexus kommt, zur Konzeption des Begriffs „Sünde", — doch die Lues ist ja eine Errungenschaft der Neuzeit, von Seefahrern der Renaissance, heißt es, importiert. Als man die „Sünde" erfand, kannte man die Lues nicht.

Allein auch um der Lues willen, welche wahrhaftig einen schwereren Effekt darstellt als die Tristitia, rede man nicht von „Sünde"; an die Stelle des Eiferers trete der Forscher, an die Stelle der Moral die Medizin, und das Strafrecht, weit davon entfernt, nachdem es sich generationenlang muckerisch ausgetobt hat, sich etwa anarchisch zurückzuziehen, vertausche nur den Askese- mit dem Hygiene-Gesichtspunkt.

Ich saß in Glauchau im Hause des Wachsleinwandfabrikanten Albert Ziegenfeld & Co. Ich sollte einen Abschluß auf Wachsleinwand machen, 260 Kilometer, lieferbar nach Pirna, bahnfrei. Aber ich mußte auf Herrn Ziegenfeld senior warten, der gerade einen Abstecher nach Dresden unternommen hatte. Frau Ziegenfeld, Herr Ziegenfeld jr. und die beiden Töchter Ziegenfelds versuchten, mir die Zeit bis zur Rückkehr des Chefs zu vertreiben. Ich wurde in das schöne Speisezimmer des Hauses Ziegenfeld geführt, durfte mich auf das grüne Plüschsofa setzen und von den Zigarren des Herrn Ziegenfeld rauchen. Zuerst las ich den Glauchauer Anzeiger, dann stand ich auf, um aus dem großen Kredenzkasten etwas Lesbares herauszunehmen. Aber da waren nur 26 Bände des Meyerschen Conversationslexikons, vier ältere Engelhornromane, ein Band von Theodor Körners sämtlichen Werken und eine Anleitung zum Tarockspielen. Ich griff nach Theodor Körners sämtlichen Werken. aber die Hand, die nach ihm auslangte, sank wieder herab. Dann ging ich an den Schreibtisch und guckte mir das Enkelkind an, das dort ausgestellt war, ein kleiner fetter Säugling, der auf einem weißen Fell lag und strampelte.

Plötzlich trat Fräulein Ziegenfeld ein.

„Störe ich?"

Es war Dämmerung, und ich konnte nicht genau entscheiden. Sie trat näher ins Licht des Fensters. Ihr Kopf erinnerte mich an ein Gesichtchen aus dem Modejournal, die blonden Haare waren onduliert, der Mund lächelte leer, die Wangen rund und gedankenlos.

„Nicht im geringsten", erwiderte ich. „Wenn ich ihr Gesicht ansehe. kommt es mir vor, als kenne ich sie längst".

„Ich war immer in Glauchau, das heißt: bis auf eine kurze Zeit". Dabei blickte sie zu Boden. Ich spürte, daß in der kurzen Zeit irgend etwas Ungewöhnliches losgewesen sein müsse und fragte:

„Während dieser kurzen Zeit werde ich Sie wahrscheinlich gesehen haben."

„Ich war 1917 in Laon."

„Oh," erwiderte ich, „dann haben Sie vielleicht einen Abstecher nach Brüssel gemacht? Alle Damen, die damals in Laon waren, sind von Zeit zu Zeit nach Brüssel gekommen."

Fräulein Ziegenfeld erwiderte etwas spitz:

„Ich möchte nicht mit all den Damen, die nach Brüssel kamen, verwechselt werden."

„In Brüssel", sagte ich ungeniert und war schon im Begriff, in Erinnerung an alte Kasinozeiten mir auf die Schenkel zu schlagen, „in Brüssel sind Sie sicher auch ein oder das andere Mal im Coq d'or gewesen". Fräulein Ziegenfeld verzog das Gesicht. „Ich bin nie im Coq d'or gewesen".

„Machen Sie doch kein böses Gesicht. Es gibt in der ganzen Welt nicht so reizende kleine Spiegelzimmer wie im Coq d'or.

Es entstand eine Pause. Dämmerung sank ins Zimmer. Plötzlich ergriff mich eine furchtbare Wut gegen alle Damen, die 1917 hochvergnügt im Coq d'or in Brüssel gewesen sind und sich 1921 absolut nicht mehr daran erinnern wollen. Ich ging zweimal durch das halbdunkle Zimmer und setzte mich dann auf einen Sessel ganz in die Nähe von Fräulein Ziegenfeld.

„Sie tun den Damen von Laon unrecht!" sagte ich.

„Bitte", erwiderte Fräulein Ziegenfeld, „ich war Telegrafistin, nicht Krankenschwester."

„Sie irren, Fräulein Ziegenfeld. Sie tun den Krankenschwestern Unrecht."

„Oh, ich weiß", erwiderte sie, „es gab auch unter ihnen durchaus feine und vornehme Charaktere."

„Fräulein Ziegenfeld", sagte ich eindringlich, „Sie tun auch den Andern, die nicht so fein und vornehm waren, Unrecht. Sie können heute, 1921, wenn Sie hier in Glauchau im Hause ihres Vaters sitzen, am Sonnabend bei der Liedertafel des Gesangvereins singen, am Sonntag mit der Familie Ziegenfeld ins Stadtwäldchen hinausziehen, am Montag Besuch bei dem Onkel in der Papierfabrik machen, wenn Sie in Ruhe und Gleichförmigkeit Ihr geordnetes Dasein verbringen, dann können Sie sich in die Tage von Laon nicht mehr hineindenken. Aber glauben Sie mir, Fräulein Ziegenfeld, Sie tun sich und den Krankenschwestern Unrecht. Es ist wahr, viele junge Damen in Laon haben nicht wie Nonnen gelebt. Viele Krankenschwestern haben nicht bloß am Bette ihrer Pfleglinge gesessen . . . Aber glauben Sie mir, Sie tun sich selbst und ihren Kolleginnen Unrecht, wenn Sie heute darüber hart urteilen. Erinnern Sie sich an die Jünglinge, die bei Langemarck gefallen sind? An die schönen Knaben, die sich freudig opferten. Von zweitausend dieser Jünglinge kamen dreihundert, die den ersten Anprall der Wirk-

lichkeit überlebten, ins Lazarett. Sie kamen, auch wenn nur das Schienbein verletzt oder Weichteile getroffen waren, mit gebrochenem Mute in den Lazaretten an. Das bischen Bein konnte rasch verbunden und geheilt werden. Wer aber gab diesen singenden Knaben den erstorbenen Lebensmut wieder? Wenn in diesen grimmigen Tagen junge Mädchen alles versucht haben um die Jünglinge zum Leben wieder zu bekehren, wollen Sie darüber jetzt die Nase rümpfen? Ja, diese famosen Mädels haben nicht nur nächtelang gewacht, Wunden ausgewaschen, Fiebernde getränkt, sie sind nicht nur Genesenden übers Haar gestrichen, sie haben den Ermatteten nicht nur die Hand gedrückt, sondern sie haben die verzweifelten Knaben an ihr Herz gerissen und sie sind auch zu den Reconvaleszenten ins Bett gekrochen . . . aber dürfen Sie heute, hier, in Glauchau, in den Räumen der Firma Ziegenfeld darüber die Nase rümpfen? Wie alt waren Sie, als Sie nach Laon gingen?"

„Einundzwanzig", sagte sie leise.

„Denken Sie, daß Sie bis zu Ihrem einundzwanzigsten Jahr ein kleines Bürgermädchen gewesen sind und daß Sie von Ihrem dreiundzwanzigsten Jahr an bis zu Ihrem vierundsiebzigsten wieder ein geordnetes, braves, geregeltes Bürgerleben führen werden. Aber diese zwei Jahre zwischen Ihren Bürgerexistenzen, die müssen Sie als das Außergewöhnliche in Ihrem Leben ansehen, als das Einmalige, das nie mehr kommen wird. Verleugnen Sie es nicht, wenn Sie mit den jungen Leuten nach Brüssel in den Coq d'or gefahren sind."

Einen Moment lang war es still. Der Abend war da. Plötzlich hörte ich Fräulein Ziegenfeld mit etwas weinerlicher Stimme sagen:

„Aber ich war ja garnicht im Coq d'or".

Jetzt erst übersah Fräulein Ziegenfeld zum ersten Mal ihre Möglichkeiten von 1917.

„Oh", sagte ich entschuldigend, „ich weiß, Sie sind nicht wie die Andern."

Wieder entstand eine kleine Pause, dann sagte Fräulein Ziegenfeld: „Sie dürfen nicht spotten."

Zum Glück trat jetzt Herr Ziegenfeld senior ein. Es wurde das Licht angedreht. Ich bestellte 260 Kilometer Wachsleinwand, lieferbar nach Pirna, bahnfrei.

Als ich mich von der Familie und Firma Ziegenfeld empfahl, fand ich, daß Fräulein Ziegenfeld sehr blaß aussah. Ich glaube, sie empfand zum ersten Mal in ihrem Leben wirkliche Reue.

AUS DEM TAGEBUCH

HELEN GRUND — SO IST ES!

Ich veröffentliche diese Eingebungen (und demnächst noch einen größeren Stoß dieser Kühnheiten im Bewußtsein, einem aphoristischen Talent ungewöhnlicher Denkart den Weg zu bahnen.

Recht hat man immer nur einen Augenblick.
Eine Lüge zu glauben, schändet nur den Mißtrauischen.
Größe hat kein Maß für Kleinlichkeit.
Laster sind organische Fehler.
Wer sich täuscht, betrügt andere.
Gestohlenes bleibt immer überraschend.
Niemand erlebt, was außerhalb seiner Fantasie liegt.
Neid ist Zeitverschwendung.
Auch Stumme lachen.
Die Tropen glauben, die Passion der Sonne zu sein.
Jeder Fleck ist der Anfang zu einem Muster.
Worte sind des Geistes Kerker.
Ein Feind lebt selten allein.
Auch Greise machen Pläne.
Gottes Manko ist seine Furchtlosigkeit.
Manche werden Pastoren, nur um nicht unterbrochen zu werden.
Die Sterblichkeit der Menschen erhebt sie über Statuen.
Man soll dem Totengräber nicht auf Wiedersehen sagen.
Bei einem Begräbnis ist die Leiche Statist.
Bildung ist Einbildung.
Manche möchten immerzu Spalier bilden.
Morgen düngt, was heute stinkt.
Leere Wände erwecken Fresken.
Auch im Flugzeug haftet die Sohle.
Selbst der Nagel an der Wand möbliert.
Tod ist des Lebens letzter Übermut.
Ohne den Himmel wäre die Hölle ein Paradies.
Gottes Armut ist, daß er alles besitzt.
Das Talent macht sich zu schaffen, das Genie schafft.
Auch fremder Verdienst schmückt dich.
Ironie ist die Grazie der Verachtung.
Wort ohne Sinn begreift nur Gott.
Wer in die Sonne geht, wirft seinen Schatten hinter sich.
Alle echten Tiere finden uns häßlich.
Alle echten Tiere verweigern die Auskunft.
Wer rechnet, bekommt nie Geschenke.
Ein gutes Gewissen ist das gefährlichste Schlafmittel.
Pech ist Schuld.
Rat fordert der Faule.
Rat hindert.
Bescheidenheit ziert nur den Erfolgreichen.
Ein froher Gast bleibt zu lange.
Mit Wohltun verliert man den besten Freund.
Wer denkt, kränkt.
Wer nicht begehrt, zerstört.
Habe, was du hast.

Der Wurm krümmt sich auch ungetreten.

Dumme verführen weniger Dumme zum Größenwahn.

Gehorsam ist eine Form der Lebensversicherung.

Mancher, der in den Spiegel sieht, erblickt nur einen Schauenden.

Erledigte beschäftigt ihre Vergangenheit.

Der Gedanke an Selbstmord ist der Schnuller der Erfolglosen.

Dem Genügsamen wird die Etappe zum Ziel.

Überfluß ist das Maß der Götter.

Genügsamkeit ist der Takt der Armut.

Womit du dich begnügst, das raubst du der Menschheit.

Die Genügsamen sind der Welt kostspielig.

Resignation ist die Wurzel allen Stumpfsinns.

Respektiere deine Langeweile.

Lieben ist Privatsache, Liebe erwecken soziale Arbeit.

FILM

DER AMERIKANISCHE FILM

Die deutsche Film-Industrie bebt: Der Amerikaner steht vor der Tür. Dahinter der Schwede, der Italiener, der Engländer. Aber der Amerikaner ist der Gefährlichste, weil er dem deutschen Film den Eintritt in die U. S. verweigern kann.

Der amerikanische Film kommt in eine Krisenzeit der deutschen Industrie. Die Ufa, von ihren erfolgreichsten Leuten im Stich gelassen, tastet unter neuer, noch nicht sehr sicheren Hand und reduziert ihre Produktion. Die Decla-Bioscop, dem Tode durch Verschlingung eben entronnen, weiß noch nicht genau, wie viel sie erzeugen kann, und die Europäische Film-Allianz, der die Theater der Ufa fehlen, hat vorläufig nur eine Reihe von großen Kanonen engagiert, die zuweilen auch gegeneinander gerichtet sind . . . Unmöglich, daß sie nur für Amerika produzieren kann, aber für Deutschland ist ihre Produktionsart etwas kostspielig geworden. Die Riesenbauten, die Massenszenen, kurz: der Reinhardtismus ist für das verarmte Deutschland ziemlich unerschwinglich geworden . . . In dieser Situation ist es für alle Filmgesellschaften gefahrloser und bequemer, ausländische Filme zu kaufen und aufzuführen, statt inländische Filme zu erzeugen und nicht anzubringen.

Nun hat die Ufa den ersten großen amerikanischen Film herausgebracht. Ein Ungetüm, der sechs Abende braucht, um ganz abgerollt zu werden. Es heißt: „Goliath Armstrong, der Herkules der schwarzen Berge". Die erste abendfüllende Abteilung, 5 lange Akte, nennt sich: „Das unheimliche Phantom". Es wird wohl keinen Film geben, in dem so viel, so kühn, so wütend geritten wird wie in „Goliath Armstrong". Auch keinen Film, in dem so viel gerauft, gerungen, geboxt, zu Boden geschleudert wird. Der Hauptdarsteller Elmo Lincoln ist athletisch gebaut und zeigt eine Heldenbrust, die noch behaarter ist als die Fritz Kartners. Er hebt seine auf einem Sessel sitzende Braut leicht mit einem Arm in die Höhe, reitet steile Anhöhen fliegend empor und wirft vier baumstarke Kerle hintereinander

in den Sand. Resultat¶dieser Künste: Man wird aller Reiterei überdrüssig, man findet die Goliathkräfte des ewigen Raufers höchst langweilig und gähnt über die Dauer-Parade strotzender Muskelmännlichkeit. Nicht ein Quentchen Humor, nicht ein Atom Geist, nicht ein bißchen dramatische Kunst. Nur Reiten, Balgen, Schwimmen, höchstens noch ein hübscher Brand und ein bißchen Explosion. Na, wenn schon.

Die deutschen Filmerzeuger atmen auf: Wie gut, daß dieser Film so schlecht ist.

Hat die Ufa absichtlich den ideenlosesten, den rohesten amerikanischen Film herausgesucht? Zu denken, daß dieses Ungetüm noch fünf Abende lang abgerollt werden soll — entsetzlich!

An die Arbeit, Jakoby, Lubitsch, Reinhardt, Fröhlich. Wenn „Goliath Armstrong" der amerikanische Film ist, dann kann man nur sagen: am deutschen Wesen wird die (Film-) Welt genesen!

BÜCHER

Hans Blüher: Christologie. Kampmann & Schnabel, Prien 1920

Seit seiner Geschichte des Wandervogel ist Hans Blüher einer der bestimmenden Faktoren der Jugendbewegung. Bestimmend dadurch, daß er Menschen, in denen der Geist der Jugendbewegung lebte, Worte gab und Namen gab für etwas, das in ihrer Tiefe lag und auf das Wort wartete, bestimmend aber auch nicht weniger dadurch, daß er Widerspruch fand, durch den dann die gestaltet wurden, die ihm widersprachen.

Aus seiner Wandervogeldeutung hob sich das erotische Phänomen als besonderer Betrachtung wert und ergab den Versuch einer Begründung des Staates auf der in den Männerbünden angetroffenen Erotik.

Man merkt es allen Büchern Blühers an, daß er um mehr sich mühte als um die Beschreibung von Oberflächen-Erscheinungen. Schon in seiner ersten Schrift gab es Stellen, die schlugen in den Leser tief hinein, und es wuchsen aus aufgebrochenen Tiefen Einsichten seltsamer und verwegener Art.

In dem Buch „Christologie" versucht sich Blüher an der Gestalt Jesu. Nur der gedankenlose Leser ist verwundert, daß ein Weg von den Wandervogelbüchern über die politischen Aufsätze und „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft" zu der Christologie führt. Wer „In medias res" verstanden hat, bleibt in diesem Buch in bekannter Sphäre. Und wer beobachtet hat, wie es die Jugendbewegung zur Auseinandersetzung mit den entscheidenden Fragen des Religiösen drängt, der kann sich nicht wundern, daß der bedeutendste Schriftsteller unter dieser Jugend sich vor diese Frage gestellt sieht. Es ist in dem Blüherschen Schrifttum ein Rythmus, der etwas Symbolisches und Wegweisendes für die gesamte Jugendbewegung hat. Zusammenhang zwischen diesem Buch und der Entwicklung der Jugendbewegung muß stark betont werden, denn das Buch verlangt ernsthafte Beachtung, schon aus diesem Grund.

Es ist ein echtes Kind Blüherschen Geistes, voller tiefer Worte, die Leben zeugen, und dann wieder voller fast zynisch wirkender Einseitigkeiten. Man wird viel einzuwenden haben gegen diesen Christus, der nichts von der Weisheit des franziskanischen Bildes hat; der nur gekommen ist für die Berufenen; an dessen Sendung die volle Sinnlosigkeit des Menschen zweiten Ranges, des unschöpferischen Menschen, offenbar wird; man kann ernstlich Blühers Theorie bestreiten, daß in der Menschheit zwei Rassen nebeneinander leben, von denen die eine gemeint war, als Menschen wurden, und die andere mißlungen ist.

Man wird auch die eigentliche Deutung des Lebens Jesu als einen Wurf der Natur nach dem Ziel des Menschensohnes nicht

spezielle Abteilung hierfür eingerichtet — das Bureau für landwirtschaftliche Mechanik —, aber volens nolens behielt diese Arbeit nur literarischen Charakter.

So lagen die Dinge bis zur sogenannten Revolution.

Als die Duma-Revolution stattfand, hatte sich die Lage stark verändert; die Welt-Getreidepreise waren sehr gestiegen, die Mechanisierung der Landwirtschaft sehr fortgeschritten, die Mächte der Entente bereit, den produktiven Kräften Rußlands Kredite zu gewähren, das Ansehen der Reichs-Duma war bei der Bevölkerung ungemein hoch, mit einem Wort, es waren objektiv alle Voraussetzungen vorhanden für eine Reform der russischen Landwirtschaft, und zwar eine Actionierung des Großgrundbesitzes unter Teilnahme des Staates und eine beschleunigte Mechanisierung des landwirtschaftlichen Betriebes in Rußland. Es war die Möglichkeit gegeben, alles für das Land zu tun, nicht nur auf dem Gebiete der Landwirtschaft, sondern auch auf dem der Industrie, des Handels und anderen.

Aber — — — die subjektive Möglichkeit zu alledem war leider nicht gegeben, denn — zur Praxis übergehend —: sämtliche Mitglieder jener Regierung waren Politiktreiber, die den Wirklichkeitsnöten der Landes fernstanden, was auch aus der Antwort erhellt, die der Autor dieses Aufsatzes auf seine Bitte um schleunigste Inangriffnahme der Mechanisierung der Landwirtschaft von dem damaligen Minister der Landwirtschaft Schingaroff erhielt: „Jetzt ist nicht die Zeit für praktische, reale Arbeit, jetzt ist der Zeitpunkt des Klassenkampfes und der Selbstbestimmung von Rußlands Völkern!" Und so wurde nach und nach die Reinheit des großen Enthusiasmus befleckt und der Bolschewismus erschien als natürliche Folge der Untätigkeit der Duma, der Selbstverliebtheit verschiedener Genossen von der Art eines Kerensky, der beglückt seinen eigenen Reden lauschte, und durch die prinziplose leichtfertige Agitation gewisser Sozialisten á la Tschernoff wurden die großen landwirtschaftlichen Betriebe vernichtet, d. h. vernichtet wurden die Grundpfeiler des russischen Staatsbaus.

Daß jetzt in Rußland Hunger herrscht, ist nicht erstaunlich. Erstaunlich ist etwas anderes: wieso dieses Land sich nach den Pogromen der Sozial-Revolutionäre vom Jahre 1917 noch bis heute halten konnte, warum die Hungersnot nicht schon 1918, sondern erst 1921 ausgebrochen ist — seht ihr — das ist erstaunlich!

Nachdem die Führer der Bolschewiken den russischen „Thron bestiegen" hatten, wandte ich mich auch sofort mit demselben Vorschlag

weiteren Fortschritt bedurfte es einer sorgfältigeren mechanischen Kultivierung des Bodens und dies war nicht zu erzielen in Anbetracht der andauernden Krisis in Bezug auf die zur Verfügung stehenden Pferdekräfte. In der Tat, wenn wir drei Zahlen betrachten, nämlich den Zuwachs der Bevölkerung, den Zuwachs der bebauten Landfläche und den Zuwachs an Pferden in Rußland, so sehen wir. daß der Bevölkerungszuwachs der größte ist. Ihm folgt die Vergrößerung des bebauten Landes, während die Vermehrung der Pferde am geringsten ist.

Der Grund für den starken Rückgang der Pferdezucht ist klar: mit dem Wachstum der Bevölkerung mußte ein großer Teil Weidenland in Felder verwandelt werden, wodurch den Tieren Futter entzogen wurde. Außerdem war durch die Entwicklung von Eisenbahn und Schiffahrt der Fuhren-Transport unnötig geworden, der das Halten von Pferden im Winter früher einträglich gemacht hatte. Jetzt wurde dies nach Beendigung der landwirtschaftlichen Arbeiten verlustbringend, man begann weniger Pferde zu halten und sie schlechter zu füttern. Auch zwang der Übergang von der Natural- zur Geld-Wirtschaft den Bauern, von der eigenen Pferdezucht abzulassen und sich auf Pferdekauf zu beschränken.

In Anbetracht des ungeheueren Umfangs dieser Krisis der Arbeitskraft hatte die Kaiserliche Regierung nicht die Möglichkeit, irgendeinen entscheidenden Schritt zu tun, um eine Vergrößerung der Aussaat von Viehfutter, oder die Verwendung von Traktoren anstelle der Pferdekraft durchzusetzen. Die rein technische Bedingtheit der gemeindeweisen Bebauung der Bauernerde verhinderte eine Besserung des Saatwechsels, und die finanziellen Schwierigkeiten des Reiches, seine Riesen-Schulden, gestatteten nicht, den Gutsbesitzern und Kolonisten jenen großen Kredit zu eröffnen, der nötig war, um ihre Ländereien und Anwesen zu mechanisieren, deren Korn fast ausschließlich die Städte fütterte, die Industrien des Reiches und die Bilanz des russischen Außenhandels stützte.

Die damals niedrigen Getreidepreise auf dem Weltmarkt ließen den Ankauf teuerer Maschinen ,etc. nicht zu, auch war die Bewertung des russischen Getreides dank seiner Unreinheit die geringste, sodaß die Mechanisierung der Landwirtschaft nicht ganz allgemein eingeführt werden konnte. Hier muß noch hinzugefügt werden, daß die Mechanisierung der Landwirtschaft zu jener Zeit überhaupt noch im Anfang ihrer Entwicklung stand. Das betreffende Ministerium verfolgte mit Interesse alle technischen Neuerungen, hatte sogar eine

DIE RETTUNG RUSSLANDS

Juvenal Maximow ist einer der produktivsten Köpfe der russischen Emigration. Er ist Ingenieur und war zurzeit der Bolschewiken-Regierung dem russischen Chaos entflohen, um im Auslande das nötige Material für die Elektrifizierung Rußlands zu studieren. Er gehört keiner Partei an, aber die Sachlichkeit und Selbständigkeit seiner „technischen Politik" hat ihn und sein Wort zur hohen Achtung gebracht, trotz des stumpfen Widerstandes der abgelebten Routiniers der russischen Fraktionspolitik. Sein Standpunkt gewinnt an Bedeutung durch den Umstand, daß er im Kontakt mit Rykow, Lomow und den anderen wirtschaftlich denkenden Führern Sowjet-Rußlands ist, so sehr er auch den Schlagwortpolitikern der Sowjet-Regierung feindlich gegenübersteht.

Die heutige Hungersnot in Rußland, mit ihren Folgeerscheinungen wie Epidemien etc., ist von dem Schreiber dieser Zeilen auf Grund seinerzeit veröffentlichter Feststellungen schon im März 1917 vorausgesagt worden. Er hat sich diesbezüglich schon damals an den inzwischen verstorbenen A. J. Schingaroff gewandt, später an die zur Herrschaft gelangten Bolschewiken, stets hinweisend auf jene Schlußfolgerungen, zu denen er durch logische Berücksichtigung der oekonomischen Statistik Rußlands gelangt war.

Das Material, daß seinerzeit von verschiedenen Ministerien des Russischen Reiches veröffentlicht worden war, zeigte ein ständiges Wachstum der Landwirtschaft, sowohl in Bezug auf den Ertrag als auch hinsichtlich der bebauten Fläche. In der Periode der zuverlässig geführten Statistik — von 1863 bis 1903 — stieg das Ernteergebnis des Bauernlandes beinahe auf das Doppelte, Guts- und Kolonistenland hatte einen Erntezuwachs, der das Doppelte sogar überstieg, zu verzeichnen.

Dieser Fortschritt war von zwei Faktoren bedingt: 1) durch die Kultivierung und Korn-Bebauung der fruchtbarsten Teile Südrußlands und Sibiriens, und 2) durch die Verbesserung der landwirtschaftlichen Kultur, hauptsächlich was Düngung anbelangte, gewissenhaftere Auswahl des Saatgutes dank der inzwischen eingeführten Maschinen und fortschrittliche Bodenbearbeitung durch den Übergang zum Pflug, der fast $1^1/_2$ mal so tief griff, wie die bis dahin benützte primitive „Ssocha".

Als der Ernteertrag ein gewisses Maximum erreicht hatte, blieb es hierbei, — seit 1906 beständigen Schwankungen unterworfen. Die Erklärung für das Ausbleiben eines weiteren Fortschrittes ist eine einfache: Die Landwirtschaft hatte eben das Maximum erreicht, das mit den vorhandenen technischen Mitteln herauszuschlagen war. Für einen

hat. Nie hat in all den Kriegsdebatten eine Frau mitreißend aus der Seele der Mütter zu sprechen und zu ergreifen gewußt, nicht ein Gesetz ist aus der Initiative, ja auch nur aus der Rücksicht auf Frauen entsprungen, nicht eine Rede der abgeordneten Frauen hätte nicht ebensogut und besser ein Mann halten können. Ja, nicht einmal die Hoffnung, daß die Anwesenheit der Frauen den Ton der gesetzgebenden Versammlung bessern werde, ist in Erfüllung gegangen. Die Verpöbelung ist fortgeschritten, trotz der Anwesenheit, ja zum Teil infolge der Anwesenheit von Frauen. Bei einer Rauferei hat einmal eine Abgeordnete sich zwischen die Balgenden gestellt. Aber wenn von den Frauen im Reichstag irgendein Fluidum ausginge, so hätte es vor ihnen zu dieser Balgerei gar nicht kommen dürfen. Aber handelt es sich denn hier um Frauen mit weiblichem Fluidum? Sind diese gewählten Parteisekretärinnen nicht durchweg mißglückte Männer?

Letzte Verteidigungstellung der Anhänger des Frauenwahlrechtes: Aber die Frauen haben im großen Ganzen doch genau wie die Männer gestimmt, also hat das Frauenwahlrecht nicht geschadet? Gemach, mein Guter. Der Schaden des Frauenwahlrechtes liegt in der Senkung der Diskussion. Das allgemeine Niveau der politischen Debatte muß sich dem Aufnahmevermögen der Frauen anpassen, der politisierenden wie der unpolitisierenden. Da die Novemberrevolution den Frauen das Wahlrecht geschenkt hat — sie haben es nicht erstritten und es fehlt deshalb die große politsche Vorbereitungsarbeit, die im jahrelangen Kampf um ein politisches Recht den Kämpfenden reifen läßt — es sind Hunderttausende zur Ausübung der höchsten politischen Macht gelangt, ohne daß sie ein Vierteljahr vorher an diese unverhoffte Bereicherung gedacht hatten. Wie diese indifferenten Frauen innerlich bewegen? Doch nur dadurch, daß man die grellste Schlagwortpolitik treibt oder, um hier im angemessenen Marlitt-Stil zu reden, zu den Herzen statt zu den Köpfen redet. Gerade in dieser schwersten Zeit Deutschlands haben wir aber reinste verantwortungsvollste Hirn-Politik nötig. Wer jetzt bloß aus dem Sentiment herauswählt, verstärkt natürlick nur die Politik der verantwortungslosen, der nationalen und sozialen Exaltados. Wir haben uns in einer Schicksalsstunde dem Votum der Unerfahrenen Uninteressierten und Indifferenten ausgeliefert.

Die Resultate des Frauenwahlrechtes sind auf dem Gebiete der Gemeindepolitik günstiger. Dort nützt den Frauen ein angeborener Sinn für Wirklichkeiten. Im Reichstag sind sie Nullen geblieben, hier sind sie, schlimmstes Frauenlos, unfruchtbar.

die sich im Reichstag einen gewissen Ruhm zu holen gewußt hat, war die kreischende Luise Zietz, die Meisterin des hysterischen Zwischenrufs. Sie war von dem Augenblick an, da die U. S. P. nicht mehr ausschließlich verantwortungslose Politik des schrillen Geschreis treiben wollte, zur Schweigsamkeit verurteilt. Ihr Gegenstück ist die ebenso aufgeregte Käthe Schirmacher, trotz ihrem Doktorhut eine Zietz in schwarzweisrot, nur leider mit einem noch geläufigeren Mundwerk versehen. Der letzte Streich dieser besonnenen Dame war der Ausruf, daß Schlesien „Deutschlands Waffenschmiede" sei, in dem Momente ausgestoßen, da Frankreich Argumente zur Losreißung Schlesiens dringend benötigte. Man wird, wenn von nationaler Frauenpolitik die Rede ist, auf dieses Meisterstück der klugen Käthe immer wieder verweisen müssen. Nun will ich gar nicht behaupten, daß alle Frauen die im Reichstag sitzen, auf dem Niveau der Zwillingsschwestern Luise und Käthe bleiben. Es gibt unzweifelhaft einige kluge und besonnene und nicht temperamentlose Frauen im Reichstag, aber ihre Arbeit ist doch nur Männerimitation und durchaus unorginal und zweiten Ranges: Eine Frau wie Gertrud Bäumer hat ihre Fähigkeiten und ihre Meriten (sie ist, als die Tüchtigste mit Arbeit überbürdet) und die Mehrheitssozialistin Marie Juchacz in ihrer verständigen, fleißigen Art wirkt gewiß auch sehr nützlich. Aber hat dazu der Berg gekreist, um zwei brave Mäuschen zu gebären? Hat „jahrhundertelange Unterdrückung" deshalb gebrochen werden müssen, damit endlich, endlich Frau Juchacz ein Amendement zur Unfallversicherungsnovelle einbringen kann?

Man vergleiche einmal die Anwesenheit der ersten Sozialisten im Reichstage mit dem Dasein der ersten weiblichen Abgeordneten. Die Existenz der Bebel und Liebknecht hatte die ganze Atmosphäre des Reichstags aufgefrischt. Die Magnatenadel jeder Partei, von Eugen Richter bis zu Stöcker, wurde durch Bebels bloses Dasein irritiert, Bismarck hat sich nicht geniert, einzugestehen, daß Rücksicht auf die Sozialisten das ganze Werk der Sozialversicherung hervorgerufen habe. Wie sind die beiden, Bebel und Liebknecht im tosenden Lärm des Siebzigersieges festgestanden, allein, doch eine werdende Macht! Damit vergleiche man die armselige Nebenrolle der weiblichen Abgeordneten von heute, ihr bedeutungsloses Anhängseltum, ihren absoluten Mangel an geistiger Autorität. Die einzige Abgeordnete nach der man sich umguckt ist die Frankfurter Toni Sender, aber die ihr geschenkte Aufmerksamkeit verdankt sie ihrer — an den Kolleginnen gemessen — hübschen Larve, auf die ein kommunistischer Abgeordneter einmal mit leisem Stolz hingewiesen

THOMAS WEHRLIN.

FIASKO DES FRAUENWAHLRECHTES.

Von allen Novemberträumen der fruchtloseste: Die Einführung des Frauenwahlrechtes für den Reichstag. Das darf man heute, nach zweijährigen Erfahrungen, getrost eingestehen, ja, man muß es sogar, weil es in den nächsten zehn und zwanzig Jahren um zu ernste Dinge in der deutschen Politik geht, als daß wir uns konventionelle Lügen, propagandistische Rücksichten gestatten dürfen.

Daß die deutschen Frauen der Politik nichts geschenkt haben, weder einen Gedanken noch ein Talent, weiß heute Jedermann. Die Leute im Reichstag wissen es am allerbesten, und wenn die schlimmste Feigheit, nämlich die Feigheit vor der Masse, nicht für neun Zehntel aller Politiker Gesetz wäre, so hätte dieses absolute Debacle des Frauenstimmrechts längst herausgesagt und es hätten alle verfassungsrechtlichen Konsequenzen daraus gezogen werden müssen.

Im Reichstag sitzen ein paar Frauen. Ist eine unter ihnen, die auf eine politische Leistung, auch nur mittlerer Art, hinweisen könnte? In allen grundlegenden Fragen der deutschen Politik, in den Problemen des Einheitsstaates, des Wiederaufbaus, der Reparation, der Steuerreform, von so schwierigen Fragen wie das Socialisierungsproblem ganz abgesehen, hat keine Frau sich auch nur an der Diskussion nennenswert beteiligt. Wer die Hoffnung hatte, die Frauen würden, als Mütter, wenigstens in Schicksalsstunden, die einigende Kraft zwischen den vom Parteivorteil besessenen Mannspolitikern herzustellen vermögen, der irrte gründlich. Gerade das Gegenteil war richtig: Die Frauen, unfähig zur Produktion einer eigenen Politik, übernahmen gedankenlos die Politik der Männer und zeichnete sich nur dadurch aus, daß sie nicht den staatsmännischen Köpfen, sondern den hysterisch-radikalen Extremisten ihrer Partei nachschrien. Ist es nicht charakteristisch, daß alle Führerinnen von Bildung und mindestens rhetorischer Begabung in der Sozialdemokratie sogleich ins tollste Liebknechttum verfielen? Die im Privatleben sehr kluge, sehr empfindsame, Karl Liebknecht geistig weitüberlegene Rosa Luxemburg ist doch nur seine Wegmacherin geworden. Eine vielseitig wissende, erfahrene alte Frau wie Klara Zetkin hat sich Schritt vor Schritt in die aussichtslose komunistische Ecke drängen lassen. Die einzige Frau

Wer sich bewußt ist zu sündigen, ist ein Dilletant der Sünde.

Man soll einen Kuß nicht nach dem Geräusch beurteilen.

Dankbarkeit schändet den Geber.

Dankbarkeit ist ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort.

Wer nicht liebt ist ein Monstrum.

Zwei Monstren machen noch keine Liebe.

Eifersucht verpflichtet den Partner zu Untreue.

Eifersucht verlegt den Schwerpunkt in den Geliebten.

Eifersucht ist die Höflichkeit der Gleichgültigen.

Wer ohne Eifersucht liebt, liebt die Liebe.

Wer eifersüchtig liebt, liebt seine Liebe.

Wahrhaft Liebende sind jenseits von Hoffnung.

Liebe ist Durst und Getränk zugleich.

Liebenden ist alles ein Vergnügen.

Wer den Geliebten seine Vergangenheit nicht vergessen macht, leidet zur Strafe an Eifersucht.

Jungfernschaft ist eine veraltete Spekulation.

Der Weise scheint dem Dummen langweilig.

Dumme vergleichen.

Freude braucht keine Rechtfertigung.

Trost nimmt einem den besten Schmerz.

Unhöflichkeit egalisiert.

Schmuck verdeckt Schönheit.

Der Prophet überblickt die Kurve, der Weise konstruiert sie.

Der Sonntag ist unmöglich, besonders der Nachmittag.

Wer spottet hat Angst.

Ähnlichkeit zu finden ist eine Undifferenziertheit der Sinne.

Ein Chinese gleicht dem andern, sowenig wie ein Ei dem andern.

Logik ist die Gedankenflucht der Verständigen.

Jedes Ziel ist eine Etappe.

ANEKDOTEN

GUTACHTEN

Ein junger, lange keusch lebender Amerikaner wird in Paris in die Mysterien eingeweiht. Am nächsten Morgen um sein Urteil befragt, erwidert er: „Oh, le sentiment est délicieux, mais le mouvement est ridicule"

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 31):

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Ersten Reihe der Bücherserie der Individualisten bei, wir weisen auf ihn hin.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

hielt, und versuchte, sich möglichst harmloser Wendungen zu bedienen. Aber er mußte doch seine Meinung sagen, und diese ging dahin, daß eine Frau mit kurz geschnittenem Haar unmöglichlich einen gewinnenden Eindruck auf einen wirklichen Mann machan könnte.

Wie die Worte fielen, weiß ich nicht mehr, aber immer, wenn ich später Axels Repik (in den „Kameraden") an Abel gelesen habe: „Putzt Euch nicht so heraus, daß man ans Strafgesetz denken muß, wenn man Euch sieht," hat sie mir wie ein Echo von Strindbergs ersten Worten an Frau Gauguin in den Ohren gelegen."

Dr. Heinrich Goebel.

SOMMERTHEATER

In dem schönsten, abgelegensten Ort der Ostsee prangten eines Augustmorgens rote Zettel an den Telegrafenstangen, auf denen wörtlich zu lesen war:

Freitag den 5. August
Walden-Gastspiel aus Berlin
Größte Sensation! Größte Sensation!
Die Besucher müssen sich verpflichten, keine Protestkundgebung und Demonstrationen über dieses Werk zu veranstalten.
Reigen
von
Arthur Schnitzler
Nur für Erwachsene!
Kinder haben keinen Zutritt.
Überall ausverkaufte Häuser!
Nachmittags 5 Uhr
Kindervorstellung
Hänsel, Gretel und die Knusperhexe
Zaubermärchen mit Gesang
von Engelbert Humperdinck.

Das Waldengastspiel im „Reigen" würde nicht nur an der Ostsee größte Sensation gemacht haben . . . Hoffentlich hat der Souffleur die Bücher der Abend- und Nachmittagsvorstellung nicht verwechselt. Ob der arme Walden nicht nur im „Reigen" sondern auch in „Hänsel und Gretel" mitgewirkt hat, kann ich nicht sagen.

HELEN GRUND — SO IST ES!

Jeder Verlust bereichert die Freiheit.
Wer keinen Mut hat, braucht eine komplizierte Philosophie.
Die Fantasie vernachlässigt entweder das Detail oder das Gesamtbild.
Eitelkeit haßt die Einsamkeit.
Eine Frau allein ist immer schön.
Viele Männer machen eine Frau.
Viele Abenteuer künden eine Liebe an.
Eine Glatze ist noch kein Beweis.
Kein Kind zu wollen ist respektlos gegen sich selbst.
Treue ist Faulheit.
Häßlichkeit verpflichtet zu Exzentrizität.

Hunderup und anderen Künstlern der Fröhlichste unter den Fröhlichen war. Davon erzählt Lundegard:

„Direktor Hunderup war ja immer erst nach Schluß des Theaters um Mitternacht frei, aber umso heißer ging es dann unter den Zechbrüdern her. Strindberg war der ausgelassenste von allen, aber er verlangte dafür auch, daß seine Kumpane niemals vergaßen, mit welchem Genie sie zusammen zu sein die Ehre hätten. In dieser Beziehung erinnerte er an den bei dem Volk beliebten dänischen König Friedrich VII., der sonst gern seinen Zechbrüdern alles gestattete, aber niemals verzieh, daß jemand es an Achtung fehlen ließ, wenn Seine Majestät geruhten, sich zu erheben und glotzäugig zu lallen: „Jetzt ist der König da!"

Ich selbst habe Strindberg nur ein einziges Mal von starken Getränken benommen gesehen. Aber da hatte er sich gründlich übernommen, und das unglückliche Zusammentreffen mehrerer Umstände machte die Sache besonders peinlich.

Einer seiner Verleger, Looström, war auf der Durchreise in Kopenhagen und hatte Strindberg ins „National" eingeladen; aber es war abgemacht, daß Strindberg nach dessen Abreise im Café Bernina mit Henrik Pontoppidan und mir zu Abend essen sollte. Wir hatten also einen Tisch belegt und erwarteten ihn. Am Tische uns gegenüber saß der damalige amerikanische Gesandte in Kopenhagen, Mr. Anderson, mit seiner Gattin und Frau Gauguin, einer Schwester von Frau Eduard Brandes, mit dem später weltberühmten Maler verheiratet. Als Mr. Anderson hörte, daß wir Strindberg erwarteten, sprach er unter lebhafter Zustimmung der Damen den Wunsch aus, die Bekanntschaft des Dichters zu machen.

Strindberg kam hereingestolpert. Unmöglich konnte man übersehen, wie es mit ihm bestellt war. Henrik Pontoppidan und ich eilten ihm entgegen, nahmen ihn zwischen uns und bugsierten ihn zum Sofa, wo er zusammensank. Er bekam zu essen und erholte sich ein bißchen. Aller Blicke suchten ihn, als er seine Nachmittagserlebnisse recht laut schilderte. Er erzählte von dem epochemachenden Esel, der einmal alle Theaterkunst überflüssig machen würde. Es sei eine Eselshaut mit einem lebenden Kerl darin und einem mechanischen Kopf, der sowohl Augen und Ohren als auch den Schwanz bewegen und dazu lustige Bocksprünge machen könnte. Niemals hätte er im Theater so viel Vergnügen gehabt wie über diesen langohrigen und halb mechanischen Gaukler! Der Esel sei ein Sinnbild für die Zukunft der dramatischen Kunst! — —

Allmählich wurde er ruhiger, wir brachten ihn zum Tisch gegenüber und stellten ihn der Gesellschaft vor. Er tat sein Bestes, um sich gut zu betragen. Aber das Schicksal wollte es anders. Frau Gauguin hatte kurz geschnittenes Haar. Das sah man nicht, als sie im Sofa uns gerade gegenüber saß, aber als sie den Kopf drehte und Strindberg die Hand reichte, kam es an den Tag. Es half nichts, daß sie den schwedischen Löwen hübsch anlachte. Strindberg, der die Bekanntschaft einer Frau zu machen erwartet hatte, stieß statt dessen auf die Frauenfrage und verlor sein Gleichgewicht. Er schlug eine brandgelbe Lache auf, die er selbst für liebenswürdig

AUS DEM TAGEBUCH

STRINDBERG IN KOPENHAGEN

Nach mehrjährigem Aufenthalt in der Schweiz, in Frankreich und Deutschland empfand Strindberg tiefe Sehnsucht nach Schweden. Aber hier durfte er sich noch nicht sehen lassen. Seit dem Prozeß gegen sein Buch „Heiraten" 1884, in dem er zwar freigesprochen war, galt er in seiner Heimat als unsittlicher Schriftsteller. Er konnte nicht einmal einen Verleger finden.

Darum ging Strindberg zunächst nach Kopenhagen, wo er sich zwei Jahre, von 1887—89, aufgehalten hat. Diese Zeit gehört zu den stürmischsten seines Lebens, reich an Katastrophen und Krisen, an äußeren Erfolgen und inneren Nöten. Gleich nach seiner Übersiedelung im November 1887 fand die Uraufführung des „Vaters" in dänischer Sprache statt, sie hatte vollen Erfolg. Fortan galt er als der größte Schriftsteller Schwedens. Und er selbst trug sich mit dem Gedanken, die Welt zu erobern, Mit Hilfe der französischen Sprache. Er plante unter andern eine Zeitschrift großen Stils „Le Messager du Nord", welche die isolierten Länder des Nordens mit Europa, namentlich Paris, in enge Fühlung bringen sollte.

Dennoch war seine Stimmung sehr veränderlich. Sie konnte plötzlich ins Gegenteil umschlagen: eben noch heiterster Sonnenschein, im nächsten Augenblick düstere, alles verfinsternde Wolken. Er schrieb damals die grausame Geschichte seiner ersten Ehe: „Le Plaidoyer d'un fou". „Es kocht im großen Topf", sagte er zu seinem hingebenden jungen Freund, dem schwedischen Schriftsteller Axel Lundegard, der uns jetzt in seinen Erinnerungen eine sehr lebendige Schilderung jener sturmbewegten Tage gegeben hat. Einmal überraschte Lundegard sogar seinen Meister, als er gerade sein Testament geschrieben hatte, daß er ihm zur Vollstreckung nach seinem mutmaßlichen Tode übergab. Denn Strindberg litt unsäglich unter der Auflösung seiner Ehe. Er hatte sich freilich noch nicht von seiner Frau getrennt, aber er betrachtete sie nur als seine Geliebte. Er haßte sie unsäglich, und liebte er sie noch. Er schmähte sie, verfolgte sie mit seiner Eifersucht und konnte doch nicht von ihr lassen. Plötzlich, ungestüm, erwachte von neuem die Leidenschaft in ihm, und er feierte dann sein „99. Eheidyll".

Auch äußerlich befand er sich oft in der größten Not. Die Manichäer, oder wie er sie nannte „die Bären" bedrängten ihn: Schlächter, Hauswirt usw. Aber daran war er schon gewöhnt, er habe das letzte Jahr in Lindau am Bodensee auf Kredit gelebt, gestand er seinem Freunde. Mit der Siegesgewißheit des Genies, dem die Welt gehört, schlug er sich von Tag zu Tag durch, das Geld „raffend", wo er es nehmen konnte.

Und so groß war die Spannkraft seines Geistes und seine wunderbare Fähigkeit sich umzustimmen, daß er unter Kameraden, meist nach Schluß des Kasino-Theaters, in dem sein „Vater" aufgeführt wurde, zusammen mit dessen Direktor

von hundert Händen zerschunden, von tausend schwirrenden Fliegen zerstochen, unter einem höchstrichterlichen Urteil leblos umfällt. Solange sie, wenn auch noch so ohnmächtig dasteht, besteht für die Mitzerstochenen und Mitzerschundenen die alte Treupflicht. Ein Rest des mittelalterlichen Glaubens an die Gottgefälligkeit jeder Zurückhaltung scheint hindurchzuleuchten.

Man kommt sich vor wie in ein Bauernhaus geraten, welches in eine wundervolle Landschaft hineingestellt ist: man erstickt in den Stuben und will an die Fenster stürzen, um sie aufzureißen, denn Luft muß hereingelassen werden. Die geschlossenen Fenster lassen feine Naturen unter den Frauen ihr Leben unglücklich bei ihren Männern versäumen, weil sie Schmach und Folgen eines solchen Prozesses nicht ertragen können, und es gibt genug Männer, die dieses Rechtes wegen die freieren Beziehungen zu Frauen den förmlichen vorziehen, nicht weil sie treuloser sind, sondern weil sie über ihr Schicksal lieber selbst verfügen wollen. Wir werden heute nach der Beamtenehe gerichtet, aber es gibt Ehen mit einem anderen Boden. Wir brauchen nicht das Beamtentum als Ideal, und wie das Leben nicht unter Disziplinarrecht steht, so soll auch die Ehe nicht nach Beamtenrecht gerichtet werden! Jeder Mensch will seine Gerechtigkeit; die guten Freunde und Freundinnen der Eheleute wissen meist genau um Not, Leid und Schuld, wenn es so genannt sein soll, der beiden auseinanderstrebenden Bescheid. Solange Beamte und zwar männliche richten, sollte man zu mindesten, was das Gesetz schon heute zuläßt, den ganzen Kreis der Angehörigen und Bekannten als Leumundszeugen aufmarschieren lassen; nach ihrem Verhör weiß der Richter mehr, als in den Schriftsätzen behauptet oder bestritten wurde. Das letzte werden oft auch die Nächsten nicht wissen können, obwohl die Menschen im allgemeinen mehr von uns wissen, als wir annehmen, obwohl wir glauben, weil nur uns die einzelnen Züge der Schraffierung bekannt seien, sähe niemand die Schraffierung überhaupt. Aber immerhin würden bei solchem Verfahren die Urteile anders ausfallen, seelischer und menschlicher, und man würde nicht das Gefühl haben, dessen man sich jetzt bei den Sprüchen der Ehescheidungskammern nicht immer erwehren kann: daß die Ehepaare verwechselt werden.

Hier fallen beide dem Manne zu, der zu siebenzehn Zwanzigsteln schuldig ist, und die Frau bekommt kein Kind, obwohl sie nur zu drei Zwanzigsteln Schuld hat. Dem ist deshalb so, weil beides Jungen und beide über die erste Kindheit hinaus sind. Würden sie Mädchen sein und noch nicht sechs Jahre alt, so fielen sie vorläufig der Mutter zu, auch wenn es umgekehrt läge, wenn sie zu siebenzehn Zwanzigsteln und ihr Mann zu drei Zwanzigsteln schuld an der Trennung wäre. Wenn man das hört, hat man das Gefühl, der Gesetzgeber habe die Ehe als ein militärisches Verhältnis aufgefaßt und darum einen uniformen Rhytmus des Zusammenschwenkens und des Auseinanderschwenkens für alle Menschenregimenter eingeführt.

Zu dieser äußerlichen Ordnung und lehrhaften Regelmäßigkeit paßt auch das folgende, was niemand im Volk begreift. Man sollte meinen, die Ehe sei zu Ende, wenn sich die Ehegatten trennen, oder wenn das nicht spät genug ist, spätestens, wenn einer von ihnen die Klage auf Scheidung dem Gerichte einreicht (eine Flüsterstimme spricht: es gibt Eheleute, die noch zusammenleben, während der Scheidungsstreit sich abspielt, es gibt Gerichte, die dieses anordnen, es gibt Wohnungsverhältnisse, die dies gebieten!). Allein die Ehe geht erst zu Ende, wenn sie rechtskräftig geschieden, das will sagen, wenn das von der obersten Instanz besorgt worden ist. Bis dahin herrscht Eherecht, das heißt Kriegsrecht: ein Ehebruch, begangen während der drei Jahre der Dauer des Scheidungsstreits, reicht aus, um den harmlos abschweifenden Gatten allein schuldig zu machen. Man denke einmal: eine Frau reicht eine Klage ein auf Scheidung gegen ihren Mann, bringt vierzehn Gründe vor, die ihr ein Zusammenleben mit ihm unmöglich machen. In Wirklichkeit denkt sie innerlich an andere Möglichkeiten, die sich ihr bieten können, alle ihre Gründe werden drei Jahre lang untersucht, unter dem Eide der Zeugen schmelzen sie sämtlich hin, und endlich, nach drei Jahren fastender Beharrlichkeit, zerschmilzt das nicht mehr allzufeste Fleisch des Mannes, er sucht einmal eine Frau auf in seiner Not — es reicht aus, den Armen schuldig werden zu lassen. Man sollte meinen, die Frau könne durch einen Ehebruch nicht beleidigt sein, denn das könne doch nur eine Frau, die den Mann gänzlich für sich beanspruche mit Einschluß aller seiner Nöte, nicht eine, welche drei Jahre lang in alle Gerichtsstuben hineingerufen hat, ich will von ihm loskommen, eine, die sich ihm drei Jahre lang, wie sich zeigte, ohne jeden Grund versagt hat — aber wir werden belehrt, daß die ehelichen Pflichten und Rechte erst erlöschen, wenn die Ehe, drei Jahre lang durch den Sumpf gezogen,

mit einer seltenen Zuversicht überhüpft das Recht alle Verschiedenheiten der Schuld und setzt das Hundertstel der Schuld der Frau den neunundneunzig Hundertsteln der Schuld des Mannes gleich und genau so umgekehrt. Wenn beide auch nur ein wenig schuldig sind, so kommt es anscheinend auf Mehr oder Weniger nicht an. Aber man müßte künftig Mathematiker zu der Beratung unserer Gesetze hinzuziehen, dann könnte solcher algebraische Wahnsinn nicht länger Tausende von Ehen verwüsten. Man stelle sich Architekten vor, die nach solchen statischen Berechnungen ihre Häuser aufführten; die Städte stünden nicht mehr. Uns aber mutet man zu, unter einem solchen Recht der biblischen Aufforderung zu gehorchen und Häuser zu bauen.

Und diese algebraische Berechnung ist in ihrer Wirkung belangvoll nicht bloß für die moralische Schätzung. Hier bliebe immerhin der Trost, das Recht und Moral verschiedene Dinge seien, daß man, ohne Recht zn bekommen, doch moralisch unantastbar bleibe, ein Trost, der freilich eine Anklage für Richter und Anwälte wäre, denn wenn in irgend einem Verhältnis, müßte in der Ehe Moral und Recht ein und dasselbe sein. Aber von selbst zieht die Erklärung, daß sie die Schuld an der Scheidung trage, für die Frau die Folge nach sich, daß sie keinen Unterhalt von ihrem Mann verlangen kann, wie der für allein schuldig erklärte und geldbedürftige Mann an seine vermögendere Frau keine Geldansprüche stellen darf. Es mag eine peinliche Frage überhaupt sein, ob über die Dauer der Ehe hinaus noch Verpflichtungen geldlicher Art unter den Getrennten bestehen sollen; aber sie von der äußerlich entschiedenen Schuldfrage abhängig zu machen, ist geschmacklos, bedeutet allerdings Erziehung. Beste Frau, heißt das auf deutsch, halte deinen Mund und wirf deinem Manne keine Beleidigungen an den Kopf, sonst läßt er sich von dir scheiden und gibt dir nichts zu essen mehr — eine Erziehung, aber freilich was für eine!

Schließlich gibt es noch eine schwere Belastung des Endes, und das sind die Kinder. Die Kinder aber sind von beiden Eltern gemacht, und die Blutsverwandtschaft hört nicht auf, wenn ihr Vater in einem Augenblick selbstvergessen seiner Frau ein Schimpfwort anhängte. Für dieses eine Wort, vorausgesetzt, daß es kräftig und er nicht vorher gereizt worden, verliert der Mann seine Kinder. Für dieses Wort fallen sie ab von ihm und fallen sie der Mutter zu. Man denke an einen Fall, wo die Frau zu drei Zwanzigsteln, der Mann zu siebenzehn Zwanzigsteln an der Scheidung schuld ist und darum beide für gleich schuldig erklärt werden. Diese Eheleute sollen zwei Jungen haben, acht- und neunjährig,

essen stichelt ein Ehegatte den andern, übergießt er ihn mit dicker Jauche, und der Anwalt, trotz heftigen Entgegenstemmens, kann sich nicht immer der ihm angesonnenen Aufgabe eines Mistkutschers entziehen.

Indeß das Urteil, das am Ende des Prozesses steht, spricht nicht nur die Scheidung aus, sondern auch die Schuld. Der Ausspruch der Trennung ist nämlich mit dem Ausspruch der Schuld zusammengewachsen und zwar so unglücklich, daß eine Ehe nicht geschieden werden kann, ohne daß ein Teil oder daß beide Teile für schuldig erklärt werden. Man erstaunt zunächst, wie die Betrachtung des Lebens noch von der Vorstellung der Schuld beherrscht und wie vergessen wird, daß das Zusammenleben zweier Menschen aus Gründen scheitern kann, die über keine den Schatten einer Schuld legen. Die meisten Ehen trennt doch etwas Körperliches (die Verschiedenheit der Rasse, ein geschlechtlicher Gegensatz) oder noch mehr ein zu starker geistiger Widerspruch (Trägheit und Schwung, Kleinheit und Größe, Leichtsinn und Trübsinn) — wo läge da etwas, das unbedingt mit Schuld zusammenhängen müßte? Und was vermag neben diesen Gegensätzen ein beleidigendes Wort zu bedeuten, zu dem sich gelegentlich der Temperamentvollere und weniger Beherrschte hinreißen läßt! Bei der Scheidung wird immer meistens einer für schuldig erklärt, und recht behält immer der Korrekte, Disziplinierte, Phlegmatische, Berechnete und Gemeine. Wir haben ein Recht geschaffen, das den Noblen unterdrückt und die beherrschte Gemeinheit in den Himmel tut.

Aber wenn schon schuldig, dann müßte es doch ein 3/4, 1/2, 1/4 schuldig geben. Wie ist es möglich, daß bei den hunderttausend Stufungen der Schuld es nur drei Feststellungen geben soll: der Mann sei schuldig, die Frau sei es oder beide seien es gleich? Ich meine, wenn schuldig, dann sind es in den meisten Fällen beide Teile, aber in dem einen Fall der eine zu sechs Siebenteln, der andere zu einem, in dem anderen Fall der eine zu neun Hundertsteln, zu drei Hundertsteln der andere. Wer die Romane durchliest, die sich mit dem Leben von Eheleuten befassen und den Untergang der Ehen des breiten schildern, wird dickleibigen Bänden begegnen, die hinter der vierhundertsten Seite zu dem Schluß gelangen, daß die Schuld an dem Zusammenbruch zu einem schwer faßbaren größeren Teil der Mann, zu einem nicht leichter faßbaren minderen die Frau trage oder umgekehrt. So wie die Bücherschreiber, die die Freiheit haben, zu scheiden oder nicht zu scheiden, schuldig oder frei zu sprechen, so sollten es auch die Richter halten und sich nicht damit begnügen, zu scheiden, sondern sich bemühen, auch zu unterscheiden. Doc

nicht zerstören, für den Besuch mag die Frau eine Erklärung geben können, die ihren Mann im tiefsten überzeugt, wenn auch nicht den Richter, der sie nicht kennt. Die Ehe wird, wenn sich der andere Teil empört stellt, trotzdem geschieden.

Wir haben in keinem anderen Verfahren die Heuchelei wie hier. Die wenigsten Ehegatten gehen aus den Gründen auseinander, aus denen sie geschieden werden. Sie trennen sich nicht um einzelner Tatsachen willen, sie trennen sich der Zustände wegen, die nicht an einem, sondern an hundert, nicht an einem großen, sondern an tausend kleinen Geschehnissen offenbar werden: weil ihre Temperamente nicht zusammenpassen, weil ihre Lebensart sich hundertfach widerspricht, weil sie sich geschlechtlich enttäuschen oder weil sie sich nicht mehr fesseln. Aber geschieden werden sie wegen der großen Einer, und wird wirklich einmal nicht deswegen geschieden, sondern aus einem zweifelhaften, durchsichtigen, irrationalen Grunde, dann hat keiner der beiden Leute in Wirklichkeit an ihm Anstoß genommen.

Oder anders gesagt: unsere Ehen werden nicht aus Gründen geschieden, sondern aus Vorwänden. Von Eheleuten, die unter sich einig sind, werden sie erfunden, von den anderen werden sie erheuchelt. Wenn Mann und Frau beschwören müßten, die Gründe, aus denen sie die Scheidung verlangen, machten ihnen wirklich die Fortsetzung der Ehe unmöglich, es würden nur Meineide geschworen werden.

Bloß weil die Leute über ihren Scheidungsstreit unablässig mit allen Menschen reden, weil sie ihren Anwalt belügen und oft auch den Richter, ist es möglich, daß sie schließlich an die Vorwände als an Gründe glauben. Aber dabei hat ihnen der Anwalt erst beigebracht, welche Tatsachen Gründe für die Scheidung abgeben, und nur darum wurden plötzlich diese Tatsachen unverzeihlich.

Diese Gründe oder Vorwände zu entfalten, dient nun der Prozeß, der sich im allgemeinen als eine einzige große Schamlosigkeit darstellt. Man sollte meinen, Leute, die miteinander die tiefsten und letzten Erlebnisse gehabt haben, müßten verschüchtert sein, wenn sie vor zwölf Männern, so viele werden es in zwei Instanzen schließlich, das Dunkel von sonst verhüllten Zusammenkünften ziehen müssen. Aber mit Ausnahmen sieht man die Leute, selbst Menschen, die auf Konvention beträchtlichen Wert legen, ihre Bettlaken unbekümmert in die Gerichtszimmer ausschütten. Nebenher wird noch der Haß in ganzen Fuhren abgeladen. Außer ihrem Hauptzweck dienen die Schriftsätze dem der Abfuhr persönlicher Gemeinheit. Unter dem Schutze berechtigter Inter-

Eiskammer würde; alles Triebhafte, Blüteversprechende sei durch ihn vernichtet; er habe mit Fleiß und Absicht eine Hörige aus ihr gemacht, die er nur beachte, wenn es ihm gelüste, und ach, es gelüste ihn nur sehr selten. Der Richter wird für ihren überfließenden Mund nur eine Antwort haben: Hat er Sie geschlagen? Die Ehe gebrochen? Sie beleidigt?

Geschlagen? — nein. — Beleidigt? — seine ganze Ehe war eine einzige Beleidigung. Welche beleidigenden Worte hat er gebraucht, fragt der Richter. Hat er sie einmal eine Dirne genannt? Hat er einmal gesagt . . . .? Kein solches Wort, erwidert die Frau, dazu ist er zu phlegmatisch und zu gleichgültig. Dann, wird der Richter sagen, liegt kein Grund vor zu einer Scheidung.

Das ist es, was auffahren macht, es werden durchaus massive Begebenheiten verlangt. In einem Scheidungsprozeß muß das Wort „Dirne" vorkommen, das Wort „Fresse" muß erscheinen und am besten ist es, was allerdings auch am häufigsten ist, wenn die Frau als „Saustück" bezeichnet worden ist. Einige Wunden am Kopf, blaue oder auch braune Flecke am Arm, das sind Dinge, an die man sich als Richter bei der Niederschrift der Gründe halten kann. Wenn der Ehemann sich einmal eine junge Dame gekauft hat, dann ist kein Zweifel — die Ehe ist unmöglich!

Aber man faßt sich an den Kopf: Dinge von der ungeheuren Kompliziertheit, der seelischen Überfeinerung und irrationalen Verlaufenheit einer Ehe auf Regeldetriweise angefaßt, nur auf ganze Zahlen hin betrachtet, nicht auf die Sechzehntelschwingungen, die Achtundvierzigstelbrüche, die Hunderttausendteilchen!

Dabei ist rechtlich der Ehebruch nicht notwendig, um die Scheidung auszusprechen, es genügt ein ehewidriges Verhalten, und hier wäre die Möglichkeit, die Achtundvierzigstel und Sechsundneunzigstel zu berücksichtigen. Aber in diesem einen Punkt überempfindlich und von einem unmäßigen Verdacht besessen, ohne Ahnung der diffizilen Möglichkeiten eines Umganges der Geschlechter, erklärten die Richter ganz harmlose und mindestens doppelt deutbare Vorgänge als mit der Ehe unvereinbar und für ehewidrig. Ein Kuß, von dem Manne einer anderen Frau gegeben, berechtigt die Frau des Mannes, die Scheidung zu betreiben, ein Besuch, den eine Frau macht ohne Wissen ihres Mannes, bei einem anderen Mann, den sie allein weiß in seiner Wohnung, aus einem vielleicht zulänglichen, aber nicht nachweisbarem Grunde, gibt dem Mann die Möglichkeit, die Scheidung von ihr zu fordern. Aber ein Kuß an eine fremde Frau mag bei den Anschauungen der Eheleute die Ehe

um Angelegenheiten des Rechtes, der Ordnung und des gründlichen Amerikanismus handelt, keinerlei Unterlassungs- oder Begehungssünden vorkommen können."

In der letzten Wahlkampagne erließ Hugh W. Robertson eine ausgezeichnete Erklärung zu Gunsten der New-Yorker Staatsorganisation der Legion, in der er sagte: „Ich zweifle, ob es jemals von Seiten irgendeiner Ortsgruppe der Legion in diesem Staate offene Gewaltanwendung gegen sozialistische Redner gegeben hat." Wundervoll! Aber gleichzeitig fand man in „New-York Times", daß Wilbur Wright, zweiter Vorsitzender der Legion in Brony, folgendes sagte:

„Im vergangenem Jahre gelang es den Mitgliedern der Ortsgruppe Balsom, mit einer Handvoll Männern den illoyalen Rednern dieses Fleckens einen Maulkorb umzuschnallen. Hier in Brony haben wir 5000 Legionsmitglieder, und wenn deren Generalversammlung diese Sozialisten außer Gesetz stellt, so folgt daraus ganz natürlich, daß man ihnen nicht gestatten wird, ihr Geschrei der guten Bevölkerung von Brony aufzuoktroyieren."

Nur die Gesetzlosigkeit und die physischen Gewaltakte dieser Legion haben sich im letzten Jahre anscheinend etwas vermindert; aber das entspringt weniger einer Herzensänderung der Organisation, als einer Tendenz des ganzen Volkes zur Abkehr von der kriegsgezüchteten Gewalttätigkeit. Die Mittel ändern sich, aber die Stimmung bleibt. Sie wirkt sich aus in Forderungen nach Ausnahmsgesetzen und nach einer Politik der Vergeltung und Unterdrückung.

MARTIN BERADT

SCHEIDUNGSWAHNSINN

Man mag den Richtern vorschreiben, nicht ohne triftige Gründe zu scheiden: ein triftigerer, als daß die Eheleute nicht miteinander auskommen, ist nicht zu finden. Allein die triftigsten Gründe werden nicht gezählt. Eine Frau kann hundertmal dem Richter auseinandersetzen, die Ehe sei ihr eine Marter, ihrem Mann fehle das Verständnis, er reize sie durch Unerzogenheiten und Rücksichtslosigkeiten, durch die tausend Mittel, mit denen Tag und Nacht verbundene, räumlich fast zu eins gewordene Wesen sich stündlich aufreiben, das Blut dem anderen auspressen, ihn Wut ausschwitzen lasse; sie kann sagen, sie stehe keinen Tag auf ohne die tiefste Depression; ihr sei am Morgen, als ob die Nacht beginne; wenn ihr Mann eintrete, glaube sie, daß die Stube zur

einen vollkommenen Sieg in dem ersten offenen Kampf, der in diesem Lande gegen den deutschen Film gekämpft wurde. Die Ortsgruppe Hollywood zwang Miller's Theater nach einem Tage Streikpostenstehens und nach einem sechs Stunden währenden Sturm, ihre Aufführung des deutschen Films „Das Kabinett der Dr. Caligari" zu unterbrechen, und statt seiner einen in Losangelos hergestellten Film zu bringen. Das Theater, das den Film zwei Wochen lang laufen lassen wollte, kapitulierte erst nachdem es stundenlang von hunderten Uniformierter umstellt worden war, und nachdem Störungen am Eingang sich so extrem entwickelt hatten, daß der Mob zweimal den Eintritt zu erzwingen suchte, daß faule Eier geworfen wurden und die Polizei und Gerichtsgarde bereits auf eine Kopfstärke von 35 Mann verstärkt worden war."

Zehn Tage später kündigte dasselbe Blatt an, daß eine Versammlung der „Treu-Amerikanischen Filmliga" beschlossen habe Vertreter nach Chicago, New-York, Washington und anderen Städten zu senden, um auch dorthin die Kampagne gegen den deutschen Film zu verbreiten. Ein verläßlicher Korrespondent in Kalifornien berichtet, „daß die Agitation, die jenen Kinosturm hervorrief, gar keinen Versuch gemacht habe, ihren platt-wirtschaftlichen Beweggrund zu verhüllen. Von den Mitgliedern der Ortsgruppe Hollywood der Amerikanischen Legion sind nämlich ungefähr 90% in der Filmindustrie beschäftigt, oder besser gesagt: unbeschäftigt!" Nach neueren Informationen läßt sich die Legion freundwillig auch als Hebel bei dem Versuche benutzen den Kongreß zu einem prohibitiven Schutzzoll gegen deutsche Filme zu bewegen.

Gegen die lange, lange Kette von Gesetzlosigkeiten der Amerikanischen Legion haben Proteste offizieller und einflußreicher Männer innerhalb der Organisation selbst nicht gefehlt, aber sie waren nicht unterstützt durch disziplinare Maßnahmen und sie wurden gewöhnlich durch gegenteilige Äußerungen gleich bedeutungsvollen Ursprungs wertlos gemacht. Franklin D'Oliers Warnungen vor Einmischung in die Geschäfte der Behörden wurde bereits erwähnt. Unglücklicherweise rülpste fast gleichzeitig das „Wochenblatt der Amerikanischen Legion" in einem Leitartikel:

„Man kann von unseren Ortsgruppen sagen, daß sie eine scharfe Überwachung der Amtsführung unserer Lokalbehörden organisiert haben. Sie achten scharf darauf, daß, wo es sich

am 12. März dieses Jahres kam ein Mob von 200 Leuten, bestrich den Organisator und den Sekretär der Parteilosen Liga von Kansas mit Teer und rollte sie im Gras (das in der Prairie billiger ist als Federn!) Herr Galbraith verurteilte diese Aktion und befahl eine Untersuchung; aber der Leiter der Untersuchung wusch die Legion mit der üblichen Entschuldigung rein, daß ihre Mitglieder „individuell und inoffiziell" gehandelt hätten.

Natürlich war die Legion immer ganz besonders eifrig in der Verfolgung von allem, was als „radikal" oder „bolschewistisch" gebrandmarkt war. So wurde die Volkskirche von Louisville, Kentucky, durch „wirtschaftlichen Druck" der Ortsgruppe Jefferson gezwungen, sich aufzulösen, weil der Pastor anarchistischer Predigten beschuldigt wurde. Der „wirtschaftliche Druck" bestand hauptsächlich in Besuchen bei den Interessenten des Kirchenblattes, die gezwungen wurden, ihre Inserate abzusagen. In Neu-Braunschweig, New-Jersey, wurde ein Feldzug gegen „extremistische" Zeitungen und Zeitschriften dadurch geführt, daß man alle Verkaufsstellen zwang, die beleidigenden Publikationen vom Verkauf auszuschließen.

Die Agitation der Legion gegen „Pro-Deutsche" und Pazifisten ist seit einiger Zeit nicht mehr so wild, wie sie einst war. Man darf aber nicht daran vergessen, daß hauptsächlich der Widerstand der Amerikanischen Legion an der Störung der Konzertreise eines Künstlers vom Weltruf, eines Fritz Kreislers schuld war. Die New-Yorker Staatsorganisation der Legion versuchte ihre Stimme dadurch zur Verteidigung des Geigers geltend zu machen, daß sie ihn aufforderte, unter ihren eigenen Auspizien ein Konzert zu geben; aber Druck aus anderen Bezirken der Legion führte dazu, daß man das Projekt aufgab. Es war die Propaganda der Amerikanischen Legion, die bei dem Versuche, in New-York die deutsche Oper wieder aufleben zu lassen, wilde Stürme entfesselte. Es war ihre Propaganda, die selbst Hilfsaktionen für die deutschen und österreichischen Kinder verhinderte. Als der Bürgermeister von Pittsburg die Anberaumung eines „Tages" für solchen Zweck gestattete, erklärten die humanen Legionäre der Stadt, daß sie die Sammlung nicht dulden würden, sie drohten sogar, die Straßen bewaffnet abzupatrouillieren.

Eine der jüngsten und in vieler Hinsicht bemerkenswertesten antideutschen Unternehmungen der Legion sind die Ereignisse in der kalifornischen Filmindustrie. Die „Los Angelos Times" vom 8. Mai berichtet:

„Die Amerikanische Legion gewann gestern Abend 8.40 Uhr

war ausgezeichnet. aber, wie es stets auf schöne Worte der Legionsführer zutrifft: sie war von keinerlei disziplinarischem Verfahren gegen zuwiderhandelnde Ortsgruppen oder Personen begleitet.

Vorwiegend Propaganda der Amerikanischen Legion bewirkte es, daß den rechtsmäßig gewählten Sozialisten die Einnahme ihrer Sitze im New-Yorker Staatsparlament unmöglich wurde; es war dies einer der flagrantesten Verfassungsbrüche, den unser „100-Prozent-Amerikanismus" jemals begangen hat. Der Organisation soll zwar zugute gehalten werden, daß ihre Nationalkommission den Vorgang in einer Resolution verwarf. Indessen: als die verjagten Abgeordneten sich zur Neuwahl präsentierten, kündigte die Legion in Bronx ihre Absicht an, alle Wahlversammlungen „abzupatrouillieren" und alle „aufrührerischen" Reden zu verhindern!

Noch bitterer und gesetzwidriger als gegen die Kommunisten und Sozialisten kämpft die Amerikanische Legion ihre Opposition gegen die Parteilose Liga (Nonpartison League) und die international organisierten Gewerkschaften (J. W. W.) durch. Am 28. Mai 1920 z. B. schrieb der Vorsitzende des „Überwachungs-Komitees" der Ortsgruppe Great Bend, Kansas, an George Klein, einem Organisator der Parteilosen Liga:

> „Dieser Brief soll Sie davon unterrichten, daß eine Versammlung unserer Ortsgruppe, an der über 75 Mitglieder sowie auch Mitglieder der Handelskammer teilnahmen, gestern Nacht einstimmig beschlossen hat, daß die Demonstration der Parteilosen Liga in Ellinwood, die für nächsten Dienstag geplant ist, nicht geduldet werden wird. Wir wünschen keine Gewalttat und ergreifen daher diesen Weg, Sie von unserer Absicht in Kenntnis zu setzen. Eine Abordnung von hier wird anwesend sein, um darüber zu wachen, daß die Demonstration nicht stattfinden wird, weder in der angekündigten Weise, noch sonstwie. Wenn Sie uns mitteilen würden, daß die Versammlung abgesagt worden ist, würden Sie uns der Notwendigkeit überheben, den Ausflug nach Ihrer Stadt zu unternehmen."

Die Parteilose Liga focht den Kampf damals nicht durch, wiederholte aber im Januar dieses Jahres den Versuch, sich in jenem Teile Kansas' zu organisieren. Die Ortsgruppe Salina widersetzte sich dem sofort und wurde vom Legionscomitee des Staates Kansas unterstützt. F. W. Galbraith, damals Nationalkommandant, befahl der Kansaser Legion rechtmäßigerweise, ihre Hunde zurückzupfeifen, indem er die Mitglieder an den angeblich unpolitischen Charakter der Organisation erinnerte. Daraufhin organisierte sich die Mitgliedschaft inoffiziell, und

Zentralen und Redaktionen der Sozialisten und Kommunisten ausgeführt worden sind. In Cincinnati wurde das Büro zertrümmert und die Schriften auf die Straße geworfen und verbrannt. Eine Schadenersatzklage gegen die Ortsgruppe wurde angestrengt; aber obwohl die wesentlichen Tatsachen unbestritten waren, fällte das Gericht einen Spruch zugunsten der Legion. Man berichtete vom Führer der Ortsguppe, daß er triumphierend ausgerufen habe, das Urteil sei eine Warnung an alle, daß die Verbreitung aufrührerischer Lektüre und die Abhaltung aufrührerischer Versammlungen in Cincinnati nicht gestattet werde.

Im ganzen Lande wurden in der letzten Zeit sozialistische Versammlungen gesprengt oder verhindert, und die Redner eingeschüchtert oder aus der Stadt gejagt. Die Redefahrt Irwin St. John Tucker's im Osten war eine einzige Serie von Störungen, die er hauptsächlich der „Amerikanischen Legion" zuschrieb. In Bridgeport, Connecticut, wo ihm die Redeerlaubnis verweigert wurde, erklärte ihm der stellvertretende Polizeipräsident ausdrücklich, daß sein Verbot einem Proteste der Legion Rechnung trage. In Springfield sagte Tucker seine Rede auf Ersuchen des Polizeipräsidenten ab. Die Associated Press berichtet darüber: „Das Ersuchen des Polizeipräsidenten geschah auf Grund eines Ultimatums, das den Stadtbehörden von der Springfielder Ortsgruppe der Amerikanischen Legion überreicht worden war." Die Störungen sozialistischer Versammlungen erreichten gegen Ende 1919 einen solchen Grad, daß vom Zentralbüro der Sozialistischen Partei in Chicago ein Brief an Franklin D'Olier, damals Nationalkommandant der Legion, abgesandt wurde, in dem folgendes zu lesen war:

> „In Stadt nach Stadt pflegen Delegationen der Legions-Ortsgruppe sich zum Bürgermeister zu begeben und ihm zu erklären, daß man, wenn die für diese Stadt anberaumte Versammlung nicht abgesagt werde, Mord und Blutvergießen haben werde . . . . In anderen Fällen haben sich Ortsgruppen zusammengerottet, um die Organisation von Gewerkschaften zu verhindern. So im Falle der Stahlarbeiter von Waukegan oder im Falle Bogalusa in Louisiana, wo Legionsangehörige vier Gewerkschaftsleute ermordet haben, wegen des Verbrechens, das sie dadurch begangen hatten, die Gründung einer Gewerkschaft zu wünschen."

Größtenteils wohl als Folge dieses Protestes erließ Herr D'Olier kurz darnach eine ausgezeichnete Erklärung, in der er die Mitglieder der Legion davor warnte, das Gesetz selbst in die Hände zu nehmen und sich in den Aufgabenkreis der Behörden einzumischen. Die Erklärung

Presse oder von skrupellosen Geschäftsinteressen aufgestachelt wird; aber oft genügt dazu eine kaum nennenswerte Überredung.

Ein typischer und authentischer Fall von Gewaltsamkeit der Legionäre ereignete sich noch ganz kürzlich, am 16. Mai. An diesem Tage wurde Arthur Clark, Redakteur des „Carpenteria Herald" (Kalifornien) mit Reitpeitschen geschlagen, bis sein Körper von Striemen ganz geschwollen war; er hatte einige Artikel über die Legion geschrieben und damit die Ortsgruppe, deren Mitglied er früher gewesen war, aufgebracht. Eine sechsköpfige Bande lauerte ihm auf und schleppte ihn in den Saal der Legion, wo ihm erklärt wurde, daß er seine Artikel abbrechen und einen Widerruf unter zweispaltiger Überschrift veröffentlichen müsse. Wolle er das nicht, so müsse er sich die Handschuhe zu einem Boxkampf mit einem Mitgliede der Bande anziehen, einem Kampfe, dessen Verlierer 50 Hiebe mit der Reitpeitsche empfangen solle. Clark ist klein und schon bejahrt, und da er wußte, daß er mit keinem dieser rauhen Burschen eine Chance habe, faltete er seine Arme und erwiderte: „Gut, betrachten sie mich schon jetzt als besiegt". Der Leiter der Expedition ließ dann Peitschenhiebe auf ihn niedersausen, bis sein Körper von den Schultern bis zum Knie ein einziges Netz von Striemen war. Fünf Mitglieder der Bande wurden später vom Friedensrichter zu je 100 Dollars Strafe verurteilt. Der Führer sagte bei der Verhandlung aus, daß er zwar im Voraus habe annehmen können, sein Verfahren mit dem Redakteur werde bei der Ortsgruppe vorbehaltlose Zustimmung finden, daß es sich aber trotzdem nicht um die Durchführung eines offiziellen Beschlusses gehandelt habe, der eine Versammlung mit fünftägiger Anberaumungsfrist erfordert hätte. Demgemäß lehnte die Ortsgruppe die Verantwortung ab, erklärte, daß die Bande nicht im Einklang mit den Prinzipien der „Amerikanischen Legion" instruiert worden sei, und daß sie bedauere, durch ihre Mitglieder in diesen Gewaltakt verwickelt worden zu sein.

Ähnlich liegt der Fall von Frederic Reis, einem jungen Rechtsanwalt, auch er war früher Mitglied der Legion. Im Zusammenhange mit dem Sturm auf das Kommunistische Hauptquartier in Cincinnati war er als Zeuge vorgeladen gewesen. Seine Aussage war belastend für die Legion, und zugestandenermaßen aus diesem Grunde ergriffen ihn Legionsmitglieder in Dayton, Ohio, warfen ihn von einer hohen Brücke in den Fluß und entfernten sich ohne jede Rücksicht auf sein Schicksal.

Jener Sturm in Cincinnati war nur einer von den vielen, die auf die

den legitimen Interessen der früheren Soldaten zu dienen, hat sich die Legion von diesem Ziele fortentwickelt und ist eine Überregierung geworden. Sie erteilt Befehle an öffentliche Beamte und wird in Ängsten von ihnen befragt; mit dem Privilegium, sich in Regierungsgebäuden festzusetzen, ist ihr ein halboffizieller Stempel aufgedrückt worden; sie hat eine Versammlungszensur eingerichtet und unterdrückt durch tatsächliche oder angedrohte Gewaltakte die Redefreiheit; sie versucht, den Schulunterricht zu diktieren und über die Befähigung der Lehrer zu entscheiden; obwohl dem Namen nach unpolitisch, hat sie einer Anzahl bigotter und repressiver Gesetze und Verwaltungsakte, mit denen die Rückkehr der übrigen Bevölkerung zu normaler Existenz gehindert wurde, Pate gestanden. Anderwärts demobilisieren wir langsam aber sichtlich unseren intoleranten „100-Prozentismus", bringen wir unseren hysterischen Überpatriotismus langsam zum Abschwellen. Nicht so die „Amerikanische Legion", die als ihren Beitrag zum Frieden, die Kriegspsyche zu verewigen sucht. Zwar ist sie nach einer kurzen Periode pilzartigen Wachstums, ziffernmäßig bereits wieder in der Rückentwicklung begriffen und hat wahrscheinlich schon 25 % der Mitgliederzahl verloren, die sie in ihrer besten Zeit umfaßte. Ihr gegenwärtiger Mitgliedsbestand mag auf etwa 600.000 zu veranschlagen sein, das ist etwa ein Achtel der früheren Streitkräfte des Landes. Aber dank der einflußreichen Stellung ihrer Organisatoren, durch die sie viel Beachtung in der Presse gefunden hat und infolge deren sie dem Publikum als die allein hasenreine Organisation ehemaliger Soldaten proklamiert wurde, hält sie ihr Prestige aufrecht und wird als die Stimme unserer früheren Streitkräfte betrachtet.

„Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika zu stützen und zu verteidigen, Recht und Ordnung aufrecht zu erhalten, das Gesetz über die Macht triumphieren zu lassen, Frieden und guten Willen auf Erden zu fördern" —: dies sind die Ziele, die, neben anderen, in den Statuten der „Amerikanischen Legion" aufgestellt sind. Aber, was die Öffentlichkeit mit dieser Organisation bekannt machte, waren größtenteils Akte, die diese Prinzipien krass verletzten. Um gerecht zu sein, soll nicht verschwiegen werden, daß man die Legion oftmals auch für die Taten anderer verantwortlich macht. Aber unglücklicherweise gibt es auch so viele Fälle, die zweifellos der Legion zur Last fallen, daß man den Zeitungen und der Öffentlichkeit, die zuweilen nicht scharf genug unterscheiden, kaum einen Vorwurf machen kann. Es ist auch wahr, daß die Legion zu ihren Gesetzwidrigkeiten häufig von der gelben

wenn er Strafe verhängt oder verhängen läßt über einen Staatsbürger, weil dieser auf einem ihm von der Reichsverfassung eingeräumten Schweigerecht besteht. Und ein solcher Mißbrauch der Amtsgewalt wurde dem Schriftsteller angedroht. Durch Androhung dieses Mißbrauchs wurde er zur Offenbarung seiner Religion . . zwar nicht „genötigt“: denn er ließ sich eben nicht nötigen, er widerstand dem Druck; aber man versuchte, ihn dazu zu nötigen; und der zweite Absatz des §339 St.G.B. lautet wörtlich: „Der Versuch ist strafbar.“

Nicht der sympathische Überbringer der Drohung — der als bloßes Werkzeug handelte, der wie ein Brief fungierte —, wohl aber sein Auftraggeber . . gehört ins Gefängnis. Dito dessen höherer Vorgesetzter, der ihn vermutlich angestiftet hat. (Der höchste Vorgesetzte, pikanterweise, ist der Sozialdemokrat Remmele, badischer Minister des Innern und stellvertretender Staatspräsident. Natürlich hat seine Nase nichts davon gewußt, als man auf ihr herumtanzte.)

Mein Bekannter brachte noch anderes in Erfahrung. Alle Studenten werden in Heidelberg bei der Immatrikulation nach ihrem Glauben gefragt, von einer Universitätsbehörde — welche doch Kirchensteuermotive nicht vorschützen kann! Verwendung eines alten Formulars? Keine Spur. Studiosi, die sich weigern, die Rubrik auszufüllen, werden brüsk genötigt. Vorsätzlich presst man ihnen eine Mitteilung ab, zu der sie nach der Reichsverfassung — die Universitätlern bekannt sein dürfte — nicht verpflichtet sind. Vorsätzlich mißbraucht man die Verfassungsunkenntnis der übrigen. Ein Fetzen Papier! Immer mal wieder.

Es wäre interessant, zu erfahren, ob Heidelberg unter den Hochschulen und Baden unter den Ländern (Bayern ist nicht mitgemeint) alleinsteht. Ich befürchte das Gegenteil.

ARTUR WARNER

DIE AMERIKANISCHE ORGESCH

Der amerikanischen „Nation“ entnehme ich den folgenden Aufsatz, als Beitrag zu der merkwürdig gleichartigen Psychologie der Völker nach dem Kriege.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten etabliert drei Regierungszweige: Legislative, Exekutive und Rechtsprechung. In den letzten zwei Jahren ist noch ein vierter hinzugefügt worden: die „Amerikanische Legion“. Äußerem Anschein nach gegründet, um die Freundschaften, die sich in den Kampftruppen angeknüpft hatten, fortzuspinnen, und um

Die Polizei schickte ihm einen (übrigens höflichen und sympathischen) Beamten auf die Bude und ließ ihn durch diesen auffordern, das auf dem Formular Verschwiegene nachträglich zu offenbaren. Der Schriftsteller weigerte sich und berief sich auf Artikel 136 der Verfassung. Einige Zeit später wiederholte sich der Besuch, die Polizei ließ meinem Bekannten mitteilen, er sei über die Verfassung schlecht unterrichtet; denn jener Artikel fahre fort: „Die Behörden haben nur soweit das Recht, nach der Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft zu fragen, als davon Rechte und Pflichten abhängen oder eine gesetzlich angeordnete statistische Erhebung dies erfordert." — Der Schriftsteller erklärte seinem liebenswürdigen Besucher, daß ihm dies alles wohlbekannt sei, aber

a) „Rechte" von seiner etwaigen Zugehörigkeit zu einer Religionsgesellschaft hier überhaupt nicht abhängen können, und „Pflichten" insofern nicht, als etwaige Kirchensteuern, die er zu zahlen hätte, selbstverständlich an seinem Wohnsitz Berlin zu entrichten seien und keineswegs in Baden, wo er sich ja nur ganz vorübergehend aufhalte;

b) daß eine „statistische Erhebung" über die Konfession der Einwohner zur Zeit weder im Reich noch in Baden gesetzlich angeordnet und keine Behörde Deutschlands befugt sei, dergleichen von sich aus zu dekretieren.

Der Schriftsteller rang mithin auf bemerkenswert sachliche Weise dem Verfassungskautschuk Festigkeit ab.

Gleichwohl besuchte ihn der freundliche Beamte zum dritten Male — und richtete ihm die Botschaft aus, daß, falls er seine religiöse Überzeugung nun nicht endlich offenbare, ein Strafverfahren gegen ihn eingeleitet würde!

Der Schriftsteller, auf seiner staatsrechtlichen Überzeugung fußend, verweigerte die Auskunft abermals.

Bis heute ist das Strafverfahren gegen ihn, wie ich erfahre, nicht eingeleitet. Ein Strafverfahren übrigens auf grund welches Paragraphen? Allerdings enthält das Reichsstrafgesetzbuch eine interessante Bestimmung, die hier anzuziehen sehr reizvoll ist; in dem Abschnitt „Verbrechen und Vergehen im Amte"; es handelt sich um den § 339. Dieser Paragraph bestraft mit Gefängnis einen Beamten, „welcher durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt oder durch Androhung eines bestimmten Mißbrauchs derselben jemand zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nötigt". Zweifellos mißbraucht ein Beamter seine Amtsgewalt,

KURT HILLER

EIN FETZEN PAPIER

Am 11. August feierte sie den zweiten Geburtstag. Ein Ideal ist sie nicht. Sie duftet penetrant nach Kompromiss und nach Kautschuk — ich rede nämlich von der Verfassung des Deutschen Reiches. Einiges enthält sie immerhin, was ohne Zweifel Fortschritt, was Errungenschaft ist und was nur der Verelendungstheoretiker beklagen kann, der die Paradies-Chancen für verringert hält, wenn es gelang, die Temperatur der Hölle um einige Grade herunterzusetzen. Von diesem Verelendungstheoretiker abgesehn, gibt es mithin (oder sollte es geben) eine geschlossene Republikanerfront der Abwehr gegen Attacken auf die Verfassung von rechts. Geschehen solche Attacken? Schlimmeres geschieht. Die Verwaltung der Republik selbst pfeift auf das Gesetz der Republik. Nicht Hakenkreuzer beschießen von außen das Bollwerk des Freistaats; nein, seine eignen bestallten Mannen bohren es von innen an. Zum Beispiel vergleiche man das Gebot des Artikels 148, wonach „in allen Schulen" „sittliche Bildung" unter anderm „im Geiste der Völkerversöhnung" „zu erstreben ist", mit der Schul-Wirklichkeit . . . und fühle sich erhoben! Interessant ist auch, in welcher Weise Artikel 136 befolgt wird, der den nicht ganz unerheblichen Satz enthält: „Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren." Dieser Satz, die natürliche Konsequenz aus der Bestimmung, daß „keine Staatskirche besteht" (Art. 137), dient in einer Zeit pathologisch gesteigerten Religions- und Rassenhasses nebenbei zum Schutze mißliebiger Minderheiten. Man begreift also ohne weiteres, daß sich Bayern nicht nach ihm kehrt. Das Gegenteil erwartet man . . . etwa von dem demokratischen Musterland Baden.

Ja, Kuchen.

Ein mir sehr nahestehender Herr aus Berlin erlebte jüngst in der badischen Universitätsstadt und Kulturzentrale Heidelberg, in die er für einige Wochen geflüchtet war (vor dem Telefon! und vor Sitzungen! er hatte nämlich ein Buch zu vollenden), folgende Schnurre.

Er meldete sich, als er Berlin verließ, selbverständlich hier polizeilich nicht ab, korrekterweise in Heidelberg aber an. Die Rubrik „Konfession" auf dem Meldezettel füllte er, in Kenntnis seiner ihm durch die Reichsverfassung gewährten Rechte, nicht aus. Was geschah?

Im vierten Jahr erscheint

DIE FLÖTE

MONATSSCHRIFT FÜR NEUDICHTUNGEN

4. Jahrgang 1921/22 April bis März

Der Wegbereitung des Neuen in der Dichtung der Gegenwart auf Grund vertieften inneren Erlebens und hochkultivierten literarischen Geschmacks zu dienen, sieht »Die Flöte« als ihre vornehmste Aufgabe an. Beseeltes, vergeistigtes, künstlerisch reines Menschentum zu fördern, und zur Wirkung zu bringen, ist ihr gelungen. Auch im vierten Jahre hält sie unbeirrbar fest an dem Willen zur Kunst und zur Vergeistigung des Alltags, unterworfen der Sehnsucht nach Schönheit und Klarheit.

Der bisherige Erfolg und das weitere Programm geben der Flöte die Bedeutung einer

führenden literarischen Zeitschrift

Aus dem Inhalt der ersten Hefte

Hanns Martin Elster: „Kunst und Leben". Grundsätzliches und Praktisches.
Hermann Hesse: „See, Baum, Berg".
Carl Maria Weber: „Über das Schöpferische und den schöpferischen Menschen".
Hans Franck: „Zwei Sonette".
Ernst Lissauer: „Der Gefangene in der Orgel".
Anton Fr. Schnack: „Franken".
Otto H. Brandt: „Hanns Johst".
Ossip Kalenter: „Die Verse der Dame".
Rudolf K. Goldschmid: „Spengler und der Dichter X".
Heinz Keuter: „Fritz v. Unruh".
Georg Britting: „Die Mückenschlacht".
Leo Sternberg: „Gedichte".
W. Peukert: „Das Drama in Christo".
Erich Bockemühl: „Religiöse Dichtung".

Halbjährlich (6 Hefte) M. 15.—, Einzelhefte M. 3.—
Ausführliche Prospekte und Probehefte kostenlos zu beziehen durch jede gute Buchhandlung

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Dies zweite Mal hat sich Nowak eine weit größere Aufgabe gestellt: er ließ sich nicht von Marschall Conrad allein das Material für den Rohbau liefern — er befragte, scheints, Kühlmann, Czernin, Pflanzer-Baltin und wer weiß wieviel andre. Nowak wollte über den Dingen und Menschen stehen, ein ewiges, objektiv-weitläufiges Baudenkmal bilden vom „Sturz der Mittelmächte."

Und diese Aufgabe übersteigt selbst Nowaks Kraft. Kein Lebender hätte sich ihr mit Erfolg unterwinden können. Erst eine ferne Zukunft wird die zahllosen Zusammenhänge begreifen, die Resultate aus soviel tausend Komponenten ziehen können.

In Nowaks neuem Buch kommen Hindenburg, Ludendorff, Hinze schlecht weg; kommt Deutschland schlecht weg neben Österreich-Ungarn, wo (fälschlich) der Hauptteil der wichtigen Ereignisse zu spielen scheint. Das Buch müßte heißen: „Österreich im letzten Jahr des Krieges". Nowak behandelt ja auch Deutschland des Breiten: doch sozusagen nur als Nebenkriegsschauplatz: weil er die meisten Informationen aus österreichischem Mund bezog.

Jene Kapitel, die Österreich (und den Balkan) schildern, sind wuchtig, eindringlich, erschütternd. Sie gehören zu dem Allerbesten, was über diesen Krieg geschrieben worden ist.

Zwei charakteristische Details möchte ich dem Verfasser des Buches aus eigner Kenntnis nachträglich zur Verfügung stellen:

Nowak malt sehr richtig die Frontflucht des östereichischen Heeres in den letzten Kriegsmonaten: Marschformationen die man nach Italien schickte, zerbröckelten unterwegs; die beurlaubten Kämpfer suchten unter allen Vorwänden im Hinterland zu bleiben. Eine präzise Ziffer wird in Deutschland interessieren:

Am 15. September 1918 betrug die Zahl jener k. u. k. Soldaten, die sich, unbekannt wo, umhertrieben, die „außer Evidenz" geraten waren: 500 000 (in Worten: fünfhunderttausend Mann.

Ein andermal wundert sich Nowak über den ungemein raschen Umfall des ungarischen Ministerpräsidenten Dr. Wekerle. Doch in Budapest war Wekerles Unverläßlichkeit sprichwörtlich. Man erzählte, der alte Kaiser Franz Josef hätte seinen ungarischen Premier einst gefragt: wie spät es sei?

Wekerle hätte geantwortet: „Halb neun, Majestät."

Der Kaiser — mit einem Blick auf die Uhr, kopfschüttelnd:

„Sonderbar. Was haben Sie heute, Wekerle?? Es ist wirklich halb neun."

Roda Roda.

DER SCHUTZPATRON

[Alles ist in Wien menschlicher, sogar die Zeitungsannoncen. Im „Neuen Wiener Tagblatt" finde ich dieser Tage folgendes Inserat:

> Montag 10—1/4 11 Uhr, Stadtpark, Nähe Kursalon. Junge vornehm gekleidete Dame in Blau wird von Herrn mit Bleistift in verbundener Hand innig um Lebenszeichen gebeten. Unter „P. Altenberg 32981" Postamt 133" Wien V.

Wie würde sich P. A. über diese Anrufung freuen, er, der Preiser des „Augenverhältnisses"!

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 30):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

von besessenen Heimkriegern bespien zu werden:

Wenn wir im vierten Jahre dieses Wahnsinns neben einem Flugzeug gestanden hatten, und es hätte uns einer gesagt: in fünf Minuten steigt dies Flugzeug auf, und in drei Stunden ist es in einem Lande, das den Krieg nicht kennt, fern dem Wahnsinn, dem Verbrechen — — — seien wir einmal ganz ehrlich! wären wir da nicht alle zum mindesten in die Versuchung geraten mitzufliegen, hätten wir nicht alle da freudig die Gelegenheit ergriffen, ein Ende zu machen, das wenige an Gewissensreinheit uns zu retten, das noch zu retten war?

Ja: wir hätten sie ergriffen!

Sind wir deshalb „feige"? Unsere Taten, unsere Wunden legen Zeugnis für uns ab, daß nicht Furcht vor persönlicher Gefahr in uns ist. Feige dürfte höchstens man uns nennen, weil wir uns zu einem Tun hergaben, das wir als unsittlich erkannt hatten; weil wir uns der Gewalt beugten mit der bequemen Entschuldigung: es habe ja doch keinen Zweck, als Einzelner sein Leben aufs Spiel zu setzen, ohne die Aussicht, dadurch etwas an der furchtbaren Lage zu ändern.

Und hier sind nun Männer, die offen aussprachen, was wir alle im Geheimen dachten und fühlten, die unerschrocken den Machthabern jener entsetzlichen Zeit ins Gewissen redeten, als wir uns unter ihre Gewalt beugten, die den Mut hatten zu „desertieren", um die große Sache nicht zum Tode verurteilen zu lassen, der sie dienten und der offen zu dienen wir — nicht den Mut hatten! Sollen nun Männer, die nie dem Tode ins Auge gesehen haben, sollen Heimkrieger und Heldentodpreissänger vom — — — Schreibtisch aus hingehen dürfen und diese „feige" und „anrüchig" nennen?

Kameraden von La Bassée und Fleury, vom Stochod und vom Piave, bekennen wir laut und ehrlich, was war und ist: Wenn diese „feige" waren, so waren wir alle es. Wenn diese „anrüchig" sind, so sind wir alle es. Wir in Feldgrau ebenso wie die in Khaki oder Veilchenblau. Dann sollen sie kommen und uns unsere Kreuze und Verwundetenabzeichen abreißen. Dann sollen sie die Schmach dieser Zeit voll machen.

Herbert Saekel
ehedem Lt. d. Res. im
Garde-Reserve-Pionier-Regiment.

BÜCHER

Karl Friedrich Nowak. Der Sturz der Mittelmächte. München 1921, Georg D. W. Callwey, Verlag für Kulturpolitik.

Wer K. F. Nowaks Buch gelesen hat: „Der Weg zur Katastrophe" wird diesen neuen Wälzer mit dem sicheren Gefühl zur Hand nehmen, es stehe ihm keine uninteressante Lektüre bevor.

Dieser Nowak ist einer unsrer besten politischen Journalisten. Sein Fleiß spürt die Stoffe auf, seine Intuitionsgabe fühlt und füllt die Lücken, Phantasie und Kompositionstalent bauen luftige gegliederte Paläste.

Im „Weg zur Katastrophe" ist der Bau vollauf geglückt: da schreitet der Leser an Nowaks Ariadnefaden sicher und staunend durch das Labyrinth der Ereignisse. „So hat Conrad seine Mitwelt gesehen", ruft Nowak, der Führer, stolz auf dem Rundgang durch sein mächtiges Haus. Der Leser, im Bewußtsein, von einem klugen Menschen, einem der vielen Interessenten unterrichtet worden zu sein, scheidet belehrt und dankbar.

Ich gedenke da eines Gespräches am Morgen des 21. März 1918, wenige Stunden vor dem großen Angriff bei St. Quentin. In einem Unterstand der vordersten Linie war es, da sprachen wir — zwei aktive Sturmtruppenoffiziere: älterer Hauptmann der eine, blutjunger, stürmischer Leutnant der andere, und ich — vom Sinn oder Unsinn dieses Mordens, von der Furcht, von solchen „Deserteuren" auch. Und trafen uns, die wir alle drei aus persönlicher Erfahrung von $3^1/_2$ Jahren hier sprechen konnten, in dem Urteil: Vielleicht sind solche Leute tapferer, ohne Zweifel aber konsequenter, ehrlicher als wir, die wir diesen Wahnsinn in gleicher Weise zu verdammen gelernt haben und dennoch bleiben! Und wie viele waren — Mannschaften wie Offiziere —, die in Stunden der Besinnung und Selbstprüfung Ähnliches zu mir äußerten! Sollten nicht einige wenigstens von ihnen sich selbst treu geblieben sein, den widerlichen Beschimpfungen der „anrüchigen Deserteure" entgegenzutreten, Manns genug sein?

Haben wir nicht alle, Kameraden, Stunden gehabt, da uns das Grauen packte vor dem furchtbaren Verbrechen, an dem wir uns mitschuldig machten? Haben wir nicht alle wenigstens ein Mal uns gefragt: Wozu dies alles? und darf ich noch weiter mich mitschuldig machen an diesem Frevel? Haben wir nicht alle wenigstens ganz im Geheimen uns gefragt: Ist es nicht meine Pflicht, dem ein Ende zu machen, die Waffen hinzulegen, hinüberzugehen zum „Feinde" und zu sagen: „Kameraden, tut wie ich!?" Haben wir nicht alle wenigstens ganz, ganz leise an diese Dinge gerührt, wenn wir uns fragten: Warum ist dieser oder jener „feige" übergelaufen? was trieb ihn? tat er Recht oder Unrecht? war er vielleicht doch nicht „feige", sondern — tapfer und ehrlich? — —

Ja, wir haben alle bisweilen so gedacht, von solchen gesprochen auch. Wir alle haben zum mindesten ganz geheim solche Gedanken in uns aufkeimen gefühlt, wenn wir im dumpfen Unterstand keinen Schlaf finden konnten oder auf Posten standen, den Blick auf die schaurige Wüstenei des Niemandslandes, die verfaulenden Leiber von Menschen!

Und seien wir einmal ganz ehrlich — ohne Bedenken und auf die Gefahr hin,

AUS DEM TAGEBUCH

DER DESERTEUR

In einer jener Zeitschriften, die vordem, vornehm konservativ und von unaufdringlich geistiger Haltung, schätzenswertes Gegengewicht gegen allzu hemmungslose Radikalismen waren, jetzt aber — die Psychose von 1920 ist ansteckender noch als die von 1914! — einem grobschlächtigen und grobdenkenden Nationalismus so sehr verfallen sind, daß, was von alten Mitarbeitern und vom alten Geiste in ihnen noch weiterwirkt, neben den Ablagerungen dieses neuen „Geistes" kaum noch zur Geltung kommt — in der „Deutschen Rundschau" vom Juli d. J. findet sich in einer Besprechung des „Weltengeheimnis" von Jellinek durch den bekannten Biologen J. v. Uexküll folgender Satz:

> „Die Berufung auf Nicolai hätte Jellinek besser unterlassen, denn ein Deserteur ist immer anrüchig, selbst wenn er uns nur in einem Buch begegnet."

Ich verzichte darauf, das Verhalten des Herrn v. Uexküll gegenüber seinem Fachkollegen Nicolai näher zu kennzeichnen — obwohl es nachgerade Zeit wird, die immer mehr um sich greifende Verwilderung des Tones in der Auseinandersetzung über wissenschaftliche Fragen einmal gründlich zu brandmarken —; es liegt mir auch fern, den wirklich hinreichend geklärten „Fall Nicolai" erneut aufzurollen; aber dies pharisäerhaft selbstgerechte: „Ein Deserteur ist immer anrüchig", verdient eine kräftige Antwort. Es trifft ja nicht nur Nicolai, es trifft so manchen anderen auch — und wahrlich manchen der Besten unter uns auch —, der „desertiert" ist oder sich dem Militärdienst entzogen hat, weil er sich zu einem Handwerk, das er als unsittlich erkannt hatte, nicht hergeben wollte und konnte. Gewiß: es war unter denen, die über die Grenze gingen, auch manch einer, der keineswegs gegen den Krieg war, wenn — andere ihn auskämpften. Solchen gebührt mit Recht Verachtung: aber sie sind heute zumeist wieder, wie im Sommer 14, in den Reihen der säbelrasselnden „Völkischen", wo man über ihre „Kriegserlebnisse" mit taktvollem Schweigen hinweggeht! Aber viele waren doch auch, die, gleich Nicolai, nicht aus Feigheit außer Landes gingen, sondern nur, um freier und kräftiger den Kampf gegen den Blutrausch führen zu können, den sie auch vordem schon, im Bereich der harten Faust des deutschen Militarismus, offen und mit Entschiedenheit geführt hatten! Und die, indem sie diesen Schritt taten, die Gefahr, die über ihnen schwebte, gewiß nicht sonderlich von sich abwendeten: auch in Kopenhagen Amsterdam oder Bern war doch keineswegs ganz sicher vor der Rache und dem Zugriff der „rechtmäßigen Gewalt" in der Heimat, wer gegen sie aufzutreten wagte! Soll man solche noch immer als „anrüchige Deserteure" bezeichnen dürfen, ohne Widerspruch zu finden?

An der Börse, die den wachsenden Widerstand Englands gegen Frankreichs Oberschlesienpolitik verfolgt, wird ein Umschwung sich vollziehen. Die Industriewerte aller Kategorien werden wieder etwas von ihrer stolzen Höhe heruntersteigen müssen. Den notierten Werten aber folgen die unnotierten, unter denen in letzter Zeit besonders die Filmaktien Beachtung gefunden haben. Ufa, Decla und Nationalfilm, in dem die Decla aufgegangen ist, haben sich in letzter Zeit ebenfalls guter Aufwärtsbewegung erfreut, und während diese Werte vor den letzten großen Kapitals- Konsolidationstransaktionen noch Kurse genannt wurden, dis wenig über Pari lagen oder Pari kaum erreichten, hat man heute schon die 160—170 % überschritten. Die National hat nach Aufsaugung der Decla ihr Kapital auf 75 Mill. M. erhöht. Mit der Ufa-Decla ist es also entgültig nichts geworden. Aus der Ufa spaltete sich die Efa ab. Der Sinn dieser Transaktion ist der, das Risiko auf breitere Grundlage zu stellen. Der Zug der deutschen Filmindustrie geht immer mehr dank der Mitwirkung der Großbanken ins Große. Immer mehr fallen die Eintagsfliegen, an denen viel kleines Kapital und manche enttäuschte Hoffnung kleiner Spekulanten hängt. Nur die großen kapitalkräftigen Bildungen haben Aussicht auf Erfolg. Mag man auch die Geldentwertung beim Film gebührend beachtet haben, soviel steht fest, daß Rohstoffe und Herstellungskosten und noch mehr die Gagen ins Phantastische gestiegen sind, allerdings soll nicht verkannt werden, daß die glänzenden Schlager die deutsche Filmindustrie auch nach der Richtung gefördert haben, daß sie die Filmausfuhr förderten und es ist gut, daß Deutschland hier seine Schuld mit Ausfuhr geistiger Erzeugnisse deckt. Die Finanzierung des Films in größtem Stil bedeutet zugleich Förderung unseres Exports. Freilich müssen wir auch dem Auslande in der Einfuhrgewährung fremder Films durch Erhöhung des vorherigen Contingents Entgegenkommen beweisen, denn auch hier wäscht eine Hand die andere. Wollten wir nur ausführen, so könnte leicht die ausländische Filmindustrie einen Druck auf die fremden Theater ausüben, das deutsche Produkt zu meiden. Auch im Filmgewerbe heißt es Reziprozität zu wahren, wenn sich auch unsere großen Konzerne geeignete ausländische Absatzorganisationen, sei es für Vertrieb, sei es für die Aufführung geschaffen haben. Das Großkapital aber wird bei aller Anerkennung und großzügigem Gewährenlassen künstlerischer Ambition streng auf Rentabilität achten und wird mehr als bisher mannigfachster Verwendung des Films im eigenen Interesse der Filmindustrie selbst die Wege ebnen müssen

anderen Dinge und auf das Wirken des Subjects gilt: sondern an sich selbst in seiner Einzel-Erscheinung Geltung hat und, als Einzelner, als Individuum, lediglich durch den existentiellen Sinn seiner Erscheinung in der Totalität Menschentum schicksalshaft, also nicht zweckhaft verankert ist. Die zeitliche Begrenzung gewinnt also ihre Bedeutung aus ihm selbst, aus seiner Position. Er ist dem Zeitlichen gegenüber frei, der überzeitlichen Existenz gegenüber schicksalshaft verkettet; und die Unterbrechung des Coitus läßt diesen erst in seiner absoluten Gegenwärtigkeit, seiner existentiellen Über-Zeitlichkeit als dem Menschen eigenes, ihn erfüllendes Erlebnis offenbar werden. Der Mensch steht in beiden Sphären: in der des Zwecks und in der des Schicksals: so kann auch der Sexus seinen Zweck in der Fortpflanzung erfüllen: nur darf dieser Zweck nicht primär sein, nicht das Erlebnis beherrschen.

Tristitia wird den Act beschließen, wo das Menschentum nicht als centrale Offenbarung des Daseins bejaht wird. Tristitia wird das Sexual-Erlebnis beherrschen auch, wo das Menschentum nur in seinem zeitlichen oder nur in seinem überzeitlichen Teil bejaht wird. Tristitia wird sein, wo der Sexus den Sinn nicht erfüllt, den die Situation des Menschen in der Zeit und in der ewigen Gegenwärtigkeit des Daseins ihm gibt: wo der Zweck herrscht, oder wo die Vereinigung nur von der einen Seite her in Freiheit geschieht, das Erlebnis also ein einseitiges bleibt, der Partner Mittel zum Zweck wird, zum Object degradiert. Solche Degradation wird durch die geschäftswütige Cocotte, den castrierwütigen Feind des Sexus, den destructiven Sexualismus oder die corpsstudentische Verschweinung gerächt an einer Zeit wie der unseren — deren gesamtes Sexual-Leben eine fortgesetzte Herabwürdigung bedeutet. Erfüllt aber der Sexus seinen Sinn — wie man ihn in südlichen Ländern und bei den Romanen schon immer erfüllte, wie er vielleicht in einer neuen Zeit sich allgemein und aufs klarste offenbaren wird — so droht nicht mehr Tristitia, sondern lächelt dem noch so übermütigen Diener des Priapus die ewige Laetitia post.

Ketzer-Verfolgung, die aber dieses sinnwidrigste, dieses unheilvollste aller Schismen nicht mehr rückgängig machen konnte.

Es ist Krisen-Zeit; neue Sinngebung tut not. Die Zeit steht im Zeichen der Geilheit: der geistig hilflose, unschöpferische Sexualismus, der allerorten grassiert und in trüben Brünsten überall in pseudo-religiösen, pseudo-künstlerischen Bewegungen durchschlägt, ist ein Zeichen des Verfalls, nicht der Befreiung. Noch ist Siegmund Freund im Recht: aber er wird die Menschheit nicht heilen. Man sage uns, was in der kommenden Aera der Mensch, und was demzufolge der Sexus bedeuten soll! Man sage uns nicht, daß die Tristitia den sexualfeindlichen Moralismus innerviert — man sage uns, was die Tristitia bedeutet!

Eingespannt in die Zwecklichkeit des mechanistischen Kampfes zwischen Subject und Object, gebannt in den Cult, den die Vernunft mit der Entwickelung, der Geschichte, dem zeitlichen Ablauf treibt, festgeschraubt an den Augenblick, der nur als Schnittpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft gilt, sehnt sich der Mensch nach Schrankenlosigkeit, nach unbedingter Gegenwärtigkeit: nach Zusammendrängen des gesamten Daseins in e i n Erlebnis, das die Zeit nicht gliedert, in eine Gegenwart, die weder Vergangenheit noch Zukunft kennt. Der Coitus ist diese Quintessenz aus allem Daseins-Erleben, in ihm werden Zeit und Zweck zunichte, bleibt nur die schrankenlose Gegenwärtigkeit des Erlebnisses einer Vereinigung in Lust, also in Freiheit. Der Mensch genießt und erlebt sich selbst: aber nur weil auch der Andere genießt und sich selbst erlebt. Im Selbst-Erleben wird der Andere erlebt; in der Selbstherrlichkeit des Individuum offenbart sich das Menschentum als geschlossenes Phänomen.

Wird nun dieses Erleben zeitferner Freiheit, zweckfreier Einheit in der Zweiheit unterbrochen durch die Begrenztheit der physischen Potenz: so setzt zwangsläufig die Tristitia ein, sofern nicht diese Unterbrechung wiederum als Existenz-Phänomen, als Offenbarung des Daseins erlebt wird. Ist solches Erleben möglich? Ja: denn auch die Sphäre der Zeit, der Geschichte, des Zwecks ist Phänomen der Existenz und hat als solches ihren Sinn für die Situation des Menschen im Kosmos. In dieser Sphäre wird kraft einer durch Bewußtsein und Willen bewirkten Spaltung in Subject und Object das an sich Unerkennbare, die durch keine Zeit, keine räumlichen Grenzen gegliederte Existenz in der Vielheit der Erscheinung offenbar. Es macht die Würde des Menschen aus, daß er nicht wie die Dinge, die Objecte in die in dieser Sphäre geltende Causalität verkettet bleibt, also nicht nur im Hinblick auf die

LAETITIA POST

Zu dem Aufsatze „Tristitia“ von Kurt Hiller in Nr. 28 des T.-B. erhalte ich diese Paraphrasen eines überzeugten Lateiners.

Den Urhebern des heute noch geltenden jüdisch-christlichen Codex der Moral in sexuellen Dingen blieb der Sinn des Sexus, der sich dem hellenischen Menschen im gestaltenden Eros, dem asiatischen im magischen Daseins-Rausch enthüllt hatte, fremd und verschlossen: sie türmten Geist und Materie gegeneinander, verbannten den Sexus in die Sphäre des Stofflichen und unterwarfen ihn dem Anathema des Geistes, der postulativen Charakter, richterliche Befugnis erhielt. Kurt Hiller greift eine Bemerkung des Hans Blüher auf — die, im Zusammenhange einer leidenschaftlichen und geistvollen Polemik, als zielsicherer Hieb gelten durfte — und rechnet den puritanischen Kerkermeistern des Geschlechtstriebs vor, daß sie physischem Zwang gehorchen, wenn sie den Richterspruch des Geistes zu executieren vermeinen; dem Zwange der Tristitia, jener Trauer, die nach dem Coitus jedes Lebewesen ergreifen soll — soll, sage ich, denn (diese Confidenz sei gestattet) mir blieb die berüchtigte Tristitia post bislang genau so fremd wie die Saturiertheit des allermenschlichsten Schutzheiligen, von dem Rabelais sagt:

Le bon sieur Priapus,
quand eut fait, ne la pria plus . . . .

Die Feststellung Kurt Hillers, dem Reverend, dem protestantischen Moral Bonzen gegenüber am Platze (denn seiner Logik entspricht sie), verschlägt der Kosmologie des Heiligen Ignatius so wenig wie dem asketischen Genie eines Kierkegaard; denn hier entspricht das moralische Postulat einer willenbetonten Einstellung zur Welt, die sinngemäß feindseliges Verhalten zum Sexus bedingt.

Dem Verruf des Sexus macht ein Ende nur wer dem Sexus aus neuer Erkenntnis unserer Stellung im Kosmos heraus einen neuen Sinn gibt, wer der Sternkarte des kosmischen Daseins einen neuen Pol und damit menschlichem Verhalten zur Welt einen neuen Compaß gibt. Es ist Krisen-Zeit: neue Orientierung tut not. Aber sie kann nicht geschehen durch Wiedererweckung des Eros oder der Astarte: jegliche Sinngebung gilt nur für ihre Ewe. Die Renaissance verblühte schnell, weil sie mit einer Deutung, die ihre epochale Mission längst erfüllt hatte, die Welt neu schaffen wollte: die katholische Kirche, die sich in den Dienst dieser Neuerweckung gestellt, eine Synthese versucht hatte, wurde gestraft durch die Selbständigkeits-Erklärung des Puritanismus, durch die Ausbreitung des protestantischen Übels und den Zwang zu blutiger

Er kam zurück und legte sich über die saftschwimmenden Kuddelflecke. Er wollte über sein Unbehagen hinwegstürmen, aber heimlich wünschte er immer lebhafter, er läge zu Hause im Bett. Als dies Gefühl zu stark in ihm wurde, sprach er seinem Nachbar davon. Der sagte aber nur „Du Verräter!" Da aß Bauch melancholisch weiter. „Es ist nur wegen etwas anderem!" sagte er und trank zwei Glas Kirsch um sich aufzuhelfen. Aber seine Schwäche stieg.

„Hund!" herrschte er das kranke Gefühl an. Jähzornig aß er weiter, als könnte er sich drüber wegessen bis zu dem Augenblick, wo der Tralala an der Reihe wär'. Aber da geschah es, daß er zu sehn meinte, wie sich die Kuddeln von seinem Teller erhoben, tunketriefende, fettgespeiste Lappen wurden, die ihm an den Mund klatschten. Patsch! Patsch! machten sie bei jedem Schlag. So wie das Meer an den Damm . . ., damals bei dem wunderbaren Nachtessen in Ostende. Er erinnerte sich. Und plötzlich raste ihm die ganze Eisenbahnstrecke durch die Eingeweide. An einer Station hielt der Zug. Da saßen vielleicht Tausende von Männern. Sie überschwemmten die Bahnsteige, die Geleise, die Büros, die Warteräume, sie preßten sich in den Fenstern und füllten die Dächer, saßen auf den Bäumen und bis in die Toiletten hinein.

Und alle aßen Kuddelfleck. Jedes war so groß wie eine Speckseite. Und ein Riese sprang aus der Toilette heraus und schlug dem Iss eine der schweren Kuddeln irgendwohin, wo grade seine zarte Flöte ansetzen wollte, um zu blasen:

Mein Hut, der ha . . at drei Ecken. . .

Der Saft sprizte weg. Die Kuttel aber blieb auf einem Spundloch kleben und ein Ton mittendrin kam immer nicht. Der Atem schlug Iss aus der Flöte in die Lunge zurück. Da meinte er, er wisse, was los sei mit ihm. Er ward ganz schwarz traurig und er wollte anheben, wie ein Schwan, ein letztes Mal zu singen. Doch auf seinem Instrument. Aber es kamen nur einige zusammenhanglose, unmusikalische wenn auch heftige Töne.

Die hörten seine Freunde aber im Lärm nicht, den er machte, als er vom Stuhl fiel.

Er kam noch einmal zu sich und flüsterte dem Doktor Hientches, der ihm die Kleider geöffnet hatte und seinem enteilendem Herzen nachhorchte, ins nahe Ohr:

Habt ihr gehört. . . .

Er war schon, umflossen von seinem eigenen Lied, der Seligkeit hingegeben. So starb er.

Aber der Doktor sagte: „Bauch du wirst alt!" Da antwortete der Iss, „Ich hab heute meinen guten Tag!" Und er aß noch zehn Muscheln. Darauf rückte er den Teller wieder von sich ab. Aber zugleich, da er dies tat, kam eine neue Schüssel, dampfte wie eine Lokomotive und roch, und der Doktor schaute Iss verächtlich an. Da konnte Iss nicht länger widerstehn und zog seinen Teller mit einer kurzen Gebärde wieder vor sich.

Er dachte noch: „Heut abend haben wir ja auch das Kuddelfleckessen im Kegelverein!" als seine dicke Hand, mit der er grade eine Muschel zum Munde führen wollte, auf einmal plump in seinen Teller niederfiel. Brühe und Schalen sprizten rundum auf die Nachbarn. Der Doktor sagte: „Du Schwein!" Doch Bauch legte ruhig seine Körpermasse über den Doktor hinüber und fiel vom Stuhl.

Nockee hatte einen kleinen Schlaganfall erlitten. Der Doktor wusch sein Gesicht mit Wasser und Wein, und der Kranke kam bald wieder zu sich. Er ließ sich mit dünner Stimme vernehmen. Das Erste, was er sagte, war etwas ganz trauriges: „Jetzt kann ich das Kuddelfleckessen nicht mitmachen." Aber der Doktor lachte! „Mach keine Geschichten!"

„Es ist wegen etwas anderem!" sagte Iss schwermütig.

Nockee erholte sich rasch. Er lag in der Stube des Wirts anderthalb Stunden lang auf dem Sofa und konnte um acht Uhr im Kasino beim Kuddelfleckessen des Kegelvereins erscheinen. Es war ihm etwas schwammig zumut, und er klopfte öfters auf seinen Ranzen. „Es ist nichts drin!" sagte er. Nach dem Anfall war ihm nämlich mit den Muscheln etwas Menschliches passiert.

Die Kuddeln kamen. Große Schüsseln lagen vollbedeckt mit ihnen. Aus der Sauce, die braun drüber schwomm, duftete es nach Würze. und verkochtem Madeira. Und den Iss überfiel die Rührung, daß es einen Gott gab, der Köchinnen auf der Erde leben ließ.

Er aß. Aber sonderbar: es schmeckte ihm nicht. Traurig und beklommen verrichtete er die liebe Gewohnheit, die auf einmal keinen Sinn mehr zu haben schien. Er sagte sich zwölfmal: „Kuddelfleck ist eine der besten Gottesgaben!" und bediente sich ebenso oft. Er ging hinaus und versuchte heimlich. Es ging herrlich:

Mein Hut, der ha . . at drei Ecken.
Drei . . ei Ae . . cken hat mein Hut!

Das stimmte ihn wohl zuversichtlicher. Er malte sich sehr verführerisch aus, wie es dann wäre, wenn er nachher auf einmal aufstünde und den Hoidrioh singen ließe, wie eine Drossel. . . Das beruhigte ihn.

hintereinander ordentliche Brote mit Butter und Kochkäse. Darauf rauchte er drei dunkle gewürzte Tinchantzigarren.

Manchmal ging er hinaus und probierte im Verschwiegenen, an passendem Ort die Flöte. Er war befriedigt. Drinnen sagte er: „Herr Klees, ich bin etwas pressiert. Wir haben heute ein Kuddelfleckessen im Kasino." Aber es war noch keine fünf und das Essen war um acht Uhr. Trotzdem ging Iss.

Die Zeit stellte er erst draußen fest. Er war erschrocken. Er bließ dreimal hintereinander: Mein Hut . . voll Schwung und Ungeduld. . . Drei Stunden noch. . .

Wie willkommen war es ihm, als der Doktor Haentges des Weges kam und ihm sagte:

„Komm mit, Iss, wir bekommen Muscheln bei der Madame Schintchen!"

Aus Freude hätte er dem Doktor fast die Melodie in die Nase geblasen. Rechtzeitig, bevor er sich veriet, stoppte er noch. Bei der Madame Schintchen dampften die Muscheln schon aus der Schüssel. Sie warfen einen fremden, gebeizten Geruch vor sich her, der die Nasenhäute süß pfeffrig bestrich. Bauch schlürfte ihn mit offenen Nüstern ein, und sein Appetit reizte sich in ihm so mächtig an, daß er zu seinem Nachbar sagte: „Misch, wenn ein Essen auf den Tisch kommt, dann bin ich immer ganz gerührt!"

Misch war aber ein Rationalist und antwortete: „Du bist ein Witzbold! Du verwechselst Rührung mit Hunger". Bauch schwieg betroffen und schaute dem anderen ungeduldig zu, weil der sich lange und gründlich bediente. „Laß uns auch noch was!" sagte Bauch zu ihm.

Man trank den sauren steinigen Wein des Landes, der in Porzellantöpfchen verzapft wird. Als Bauch sechzig Muscheln gegessen und acht Pöttchen Wein drauf gegossen hatte, stieg eine Hitze in seinem Kopf an, denn er war etwas nervös wegen seiner Flöte . . ob sie bis zum Kasino die Stimmung hielte, und schob seinen Zustand dieser Unruhe zu.

Er aß weiter, indem er die Hitze mit einem Pöttchen Wein, das er auf einen Zug leerte, zu vertreiben versuchte. Bei der achtzigsten Muschel fühlte er langsam eine kleine Schwäche an sein Herz heranschlüpfen und er dämpfte das Tempo. Er trank Pöttchen Nummer zwölf, nahm die hundertste Muschel und schob den Teller halb entschlossen weg.

jedem Dorf, in dem er die erste Versteigerung abhielt, mit Böllerschüssen, Bukett und Rede des Bürgermeisters im Beisein der ganzen Gemeinde empfangen. Denn der Notar gab zum Besten, sodaß die Arbeit an diesem Tag ruhte.

Der Notar hatte zu Nockee gesagt: „Bauch du verstehst dich auf die Fresserei am besten. Du schaffst an!"

„Verlaß dich drauf!" hatte Nockes Iss geantwortet.

Als ihr Wagen in Sicht kam, böllerten die Schüsse los, und als Empfang und Versteigerung vorbei waren, begann das Gelage. Der Wirt hatte Vollmacht, 200 Liter Bier, 30 Liter Zwetschenschnaps, 8 Kisten Zigarren, 150 Schinkenbrote und 150 Stullen mit Schmierkäse (und nicht zu knauserig geschmiert) umsonst abzugeben.

Der Notar mit seinem Freund, der Bürgermeister, der Lehrer, der Pastor, der Ausrufer und der Schreiber zogen sich ins Nebenstübchen zu einem Frühstück zurück, und dabei aß Nockees Bauch drei Boeuf à la mode, sechs handgroße Scheiben Schinken, fünf gewichtige Brotscheiben mit Schmierkäse und trank dazu sieben Humpen Bier. Es war ihm am Morgen nämlich zu spät zum Kaffeetrinken geworden.

Während dieses Essens unterbrach sich Bauch auf einmal ein wenig im Kauen und sagte dann: „Notar, Bauernkost schmeckt manchmal recht gut. Aber man darf nicht zuviel von diesen Sachen essen. Unsere städtischen Mägen sind nicht mehr darauf eingerichtet."

„Das sah man deinen Portionen auch an!" antwortete der Notar.

„Ja immer hygienisch, das ist modern, sage ich!" meinte Nockee und aß zu Ende.

Als die beiden Freunde bald darauf im Wagen saßen, nahm Nockee auf einmal die Zügel und rief: „Laß den Bidi laufen, daß wir zum Mittagessen zu Muttern kommen!"

Das Mittagsmahl war von alltäglichem Umfang. Es gab eine gemästete Käsesuppe, einen trächtigen Nierenbraten mit Nudeln und Kartoffeln und dann, weil Iss über Land gewesen und gewiß einen Bauernhunger mitgebracht hatte, noch einen Teller Schinken mit einer Schüssel Zichoriensalat. Vom Sonntag war noch eine halbe Apfeltorte über geblieben. Auch die beendigte der Iss. Er stürzte zwei Gläschen Kirschwasser hinunter, denn er hatte es eilig und mußte auf den Lempeschberg hinauf.

Er ging dort mit seinem Geschäftsfreund ins Wirtshaus und sie tranken einige Pöttchen Bier, als er in seinem Innern eine Regung von Hunger entdeckte, die ihm sehr willkommen war. Er bestellte dreimal

In Wien hat der Secessionist Otto Wagner vom Jugendstil aus weit vorteilhafter zu orientalisieren versucht.

Von jenem starken, gesunden Geist, der aus den riesigen Bauklötzen junger amerikanischer Architekten spricht, ist Poelzig noch weit entfernt. Wo er sich in vielfältigem Lisenen — und Blendarkadenwerk des Aussenbaues einer knappen Nüchternheit befleißigt, wirkt es bestenfalls wie architekturales Nazarenertum. Bedeutende Männer aus unserer Großväter Tagen hatten sich darauf weit besser verstanden. Wenn dann schließlich eine X beliebige Gemeindeschule mit hochsacralen Wandgliederungen überblendet wird — Balthasar Neumann hätte nie ein Pfandhaus oder ein Spital hergerichtet wie ein fürstbischöfliches Schloß —, so wird deutlich genug, daß es noch immer das Gleiche ist, wie damals, als man in Berlin ein Weinhaus baute wie den Thronsaal im Palast weiland Theoderichs oder Barbarossas.

Unsere Hoffnung geht leer aus. Der wahre Anfang einer neuen Baukunst bei den weißen Rassen muß und muß anders aussehen! Man sagte uns, daß Poelzig vor Jahr und Tag an der lapidaren Monumentalität hochragender Bauten zu Bamberg tiefe Freude gehabt hat. Da ist der Weg — dem Geiste nach — vorgezeichnet, sich loszuringen vom Morgenlande. Der romanische Wölbedom ist die Überwindung der orientalischen Basilika altchristlicher Zeit. In der Romanik lag der echte Cubismus architektonischer Möglichkeiten.

Auf jeden Fall: Heraus aus der Sackgasse! Noch ist es Zeit auch für den Meister, dem hier ein stachliches Kränzlein gewunden wurde. Die schöpferischen Mächte mögen ihm gnädig sein!

NORBERT JAQUES

DIE LIMBURGER FLÖTE

II

Er hatte einen feinen heimlichen Gedanken nämlich. Im November feierte der Kegelkub sein jährliches Abendessen mit „Kuttelfleck" im Kasino. Da würde er dann von seinem Stuhl aufstehen, auf einmal, wenn sie gegessen hätten und niemand an Issens Kunst dachte, und bliese sie mit frischem Winden vom Stapel . . . die ganze Arie . . . daß alle Herzen sich erfreuten.

Am Vormittag des Kegelessens fuhr Nockees Bauch mit Schaake Fritz, der als junger Notar eine Versteigerung in einem Dorf hatte, über Land. Nach der Sitte des Landes wurde der junge Notar im

Ideal bleibt unerfüllt. Das Orientalische ist Ausflucht für mangelndes Körpergefühl. Gewiß ist der letzte formale Sinn aller morgenländischen Baukunst (mit Ausnahme des vorislamischen Indien) in zweidimensionalen Abstraktionen zu suchen. In diesem Falle steht jedoch hinter der Entkörperlichung der ganze Vergeistigungsdrang des orientalischen Menschen. Was aber hat der an der Spree, an Elbe und Oder zu tun, zumal wenn es sich um Industriebauten handelt, an deren Gemäuer auch ästhetisch hohe Ansprüche auf Stabilität und Massigkeit gestellt werden müssen! Die Wände der Chemischen Fabrik Poelzigs in Posen sind körperlos, scheibenhaft. Der Morgenländer suchte Außerarchitektonisches zu verwirklichen. Er stand jenseits des Nur-Artistischen. Poelzig hat seine Bauaufgabe jeweils bei ihrem eigentlichen Wesen anzupacken. Das ist seine Pflicht als moderner Europäer. Aber immer wieder findet man, daß er ein architektonisches Thema von der falschen Seite zu bewältigen sucht. Ein Terrassenbau à la Semiramis ist kein Rathaus. Man rede da nicht von künstlerischer Freiheit. Höchste Baukultur ist nur möglich innerhalb bester Tradition (siehe England). Das andere ist extrem subjektivistische Willkür, führt letzten Endes zur Anarchie, und die kann Europa, kann Deutschland gegenwärtig in der Politik ebensowenig gebrauchen wie in der Architektur. Wer sich etwa auf unsere genialen Spätbarockisten und ihre vermeintlichen Freiheiten beruft, zeigt, daß er das Wesen des Barock absolut nicht begriffen hat. In Vierzehnheiligen offenbart sich die gleiche, durch lange Traditionen geschulte Disziplin wie im dorischen Tempel. Nur ist sie im komplizierten Raumgefüge des Balthasar Neumann nicht auf den ersten Blick deutlich. Man muß schon sehr scharf aufmerken.

Mit den falschen Stalactiten, die das Eisengerüst der Zirkuskuppel am Schiffbauerdamm cachieren, ist Persisch-Arabisches ad absurdum geführt. In Wandelhalle und Foyer haben Motive von Säulen aus Knossos und Mykenä-Tiryns vergesellschaftet mit ägyptisch-persischen Palmkapitellen sich bösartige Variationen gefallen lassen müssen. Auch haben Minos und die Achäerfürsten keine elektrischen Beleuchtungskörper verstecken können wie Glühwürmchen, die dann aus heimlichen Örtern mystische Schimmer vertrahlen. Was hätte sonst der alte Homer für famose Vergleiche machen können!

Das Ganze aber, deucht uns, wurde schon einmal ähnlich versucht in einer schönen Zeit, die den Jugendstil kreierte. Riemerschmids Schauspielhausinterieur in München wird heute verlacht. Respice finem! Mit Babylonismen wird ein latenter Jugendstil nicht illusorisch gemacht.

Romantisch-sentimentale Begeisterung für literarische Ziele einer Architektur hatten Philhellenen einst mit besserer Würde und mit weitaus glücklicherem Erfolge zu propagieren gewußt. Dahinter standen damals die Engländer. Da hatte es gleich ein anderes Gesicht. Klassizismus und colonial style sind höchst schätzenswerte Dinge, zumal in Bath, Edinburg, Washington oder St. Petersburg. Ausserdem lag den Männern vom Ausgang des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts noch ein gutes Stück geheimen Barocks im Blute. Das war wesentlich. Das Raumschöpferische allerdings sank dahin. Und Poelzig eben hat unter der Erbsünde jener Generationen zu leiden, die aus falscher Klassizität so ganz von „Raum" verlassen waren. Das Tektonische blieb immer voll strammer Gesinnung. Uns ließ man nur eine verschwommene Sehnsucht nach — Innendekoration, die bestenfalls Surrogat sein kann für kultivierte Raumempfindlichkeit. Man liest auf Firmenschildern moderner Architekturbüros immer nur: Atelier für Hochbau und Innendekoration, bedenkliche Symptome.

Neuklassizisten waren begeisterte Archäologen. Gewissenhaft sind historische Correlationen zwischen den Entdeckungen von Herkulanum-Pompeji und den ersten Regungen architektonischer Latinismen und Gräcismen gebucht. Heute machen die Ausgrabungen Koldeweys im Zweistromlande viel von sich reden. Vielleicht wird in 150 Jahren eine kunsthistorische Preisarbeit sein, zu eruieren, was Poelzigs Bauten Koldeweys „wiedererstehendem Babylon" verdanken. Jakob Burckhardt sagte einst, bekümmert über die Renaissancehuberei, die er „auf der Zeil" und anderswo erblickte: Und daran ist nun unser guter Lübcke schuld. Doch auch jetzt wieder können wir einsehen, daß man in Sachen einer wirklich schöpferischen Architektur um keinen Schritt weitergelangt ist als Philhellenen und Renaissanciers. Ob die Ideale Pästum, Parthenon und Pantheon heißen, wie einst, oder Ischtartor, Tempel des Esagilla oder Zikurrat des Etemenanki, höchster Turm zu Babel, Grundstein Himmels und der Erden, dem Marduk geweiht, das ist eins wie das andere.

Für Kinoveduten hatten die Männer um Schinkel und Klenze freilich noch nicht zu sorgen. Das blieb dem Enkel vorbehalten: Sumurun. Immerhin nicht das schlechteste!

An der wahren Lösung großer Massenprobleme wird gleichfalls vorbeigesehen. Poelzigs Bauten haben alle nur einen Pseudomassencharakter. Er gelangt bestenfalls zu abstrakt — flächenhaften Effekten. Es ist immer das Zweidimensionale gegeben. Ein wirklich cubistisches

Das Transarchitekturale, das Poelzig sucht, liegt im Morgenland. Bei der Festhalle in Breslau blieb es noch äußerlich. Eisenkonstruktionen mußten sich dem Formgedanken einer Kuppelmoschee beugen. Wesentlich aber ist, was im Morgenlande von der Hagia Sophia bis zum Taj-Mahal und von der Alhambra bis zum Pavillon der Acht Paradiese in Ispahan notwendigster Ausdruck innerster Seelenverfassung war, was dort über den Raum und begrenzte Flächen hinausführte in eine höchste Ebene des Geistigen, wo religiöse Abstraktionen und Ziele des schöpferischen Kunstwollers in eins zusammenfallen, daß dieses alles in Poelzig als romantisch-sentimentalische Idee nur ein literarisches Schattendasein führte zum anderen, und gerade aus solchen Gründen, unbedingt am Raumhaften, am eigentlich Raumschöpferischen vorbeiführen mußte.

Der Orientale ist durch die Raumproblematik notwendigerweis, hindurchgegangen. das lag schon überall in der historischen Constellation, und gelangte dann erst in höchste Sphären. Der Berliner hingegen verfehlt von vornherein die Quintessenz des Architekturalen. er bog der Raumproblematik geflissentlich aus und hatte nicht einmal, was die Meister Konstantins d. G. und Justinians zur Verfügung hatten an Mitteln des Transarchitekturalen: die hieratische Symbolik grandioser Mosaiken.

Alle Baukunst des Morgenlandes ist Verkleidungsarchitektur. Das Optisch-Flächenhafte und alle seine Möglichkeiten dienen der Entmaterialisierung der Massen und der abstrakten Vergeistigung des Raumes. In der Dreiecksfläche der Pyramide ist dem Cubischen das Quälende genommen. Nichts anderes wollen Mosaiken, Fliesen und ähnliche Dinge. Bei unserem bauenden Zeitgenossen an der Spree wird die Verkleidungsarchitektur zur Draperie, eine Weltausstellungssache. Unselige erbliche Belastung des 19. Jahrhunderts. Freilich für pompöse Circensien vergnügungssüchtiger Großberliner immer noch gut genug.

Von Symbolik kann schon überhaupt nicht die Rede sein. Das Abstrakte ferner, bei Israel, im frühen Christentum und beim Islam Identität von Kunst und Religion in letzten Dingen, von diesen Abstrakten ist wiederum bei Poelzig nur ein dünnes Programm übrig geblieben, das niemals einen Anfang, allemal Ende einer Kunst bedeutet. Programme werden erst aufgestellt, wenn Künstler rettungslos am Ende sind mit der schöpferischen Geste. Man organisiert — auch Expressionismus und Bolschewismus —, wenn keiner mehr weiter weiß. Untergangsstimmung!

OTTO HÖVER

ÜBER HANS POELZIG

Eine Ketzerei

Die Hoffnung aller orthodoxen Expressiven ist auf Poelzig gerichtet. Er paßt restlos in ihr Programm. Ohne Zweifel — mancherlei triftige Gründe sprechen für höchstwertige Begabung. Ein ganzer Kerl, erfüllt von neuen Ideen, die Gesinnung, bis auf Kleinigkeiten, unantastbar. Der Einzige, der überhaupt tiefere Beachtung verdient. Dennoch, unumschränkte Begeisterung derer, die unentwegt allermodernst sein wollen, gleichviel ob in Kunst oder Politik, muß den stutzig machen, der gewohnt ist, zu den Quellen hinabzusteigen. Schon der wirkliche oder vermeintliche Einklang mit programmatischen Aktualitäten kann bedenklich stimmen. Expressionismus ist Kunst gesehen durch ein Programm, wie Parlamentarismus Politik ist gesehen durch Parteiprogramm. Darin liegt der Todeskeim, der gegenwärtig für den Expressionismus schon diesseits aller Erörterung steht. Das Geistige der Kunst wurde durch desorientiertes Schöpfertum pathologisch verzerrt. Das gilt aber nicht für die Echten wie Van Gogh und Franz Marc. Wer da noch weiter mitmachen will, möge sich hüten, daß er nicht über Nacht zu den Ewiggestrigen gehört.

Baukunst, ist Gottlob, in ihren Mitteln und Zielen zu fest, als daß Vergewaltigung erheblichen Schaden stiften könnte. Poelzig mußte das Spirituelle außerhalb suchen. Er beschritt die Bahn des Transarchitekturalen, suchte metaphysische Ideen im Bauerlebnis zu realisieren. Nicht die Metaphysik, die in französischen Kathedralen Stein wurde, eine Vorwegnahme der cartesianischen Philosophie, die von der reinen Mathematik aus den Weg zu Gott erlangen wollte. Nicht die Metaphysik schrankenloser Vertikalität, die doch nie den letzten Erdenrest überwindet den materialistischen Rest jedes Rationalismus, der auf französischem Boden wuchs. Auch nicht jenes Metaphysische, das Meister süddeutschen Spätbarocks in den Raumwundern zu Ottobeuren, Vierzehnheiligen, Neresheim oder Bruchsal einzufangen wußten, Meister die den umgekehrten Weg unserer heutigen Polytechniker gingen, indem sie aus Ingenieuren zu Raumdenkern wurden. Das Geistige lag bei ihnen in der kreisenden Bewegung ihrer Raumgestalten. Das fing schon im Spätromanischen an und wuchs in den Hallen der Spätgotik zu geheimnisvollem Sausen und Raunen, fand dann im 18. Jahrhundert seine höchste und letzte Erfüllung. Immer aber blieben Gotik und Barock innerhalb des Architekturalen, wie originales Bauschaffen echter Abendländer zu allen Zeiten,

schiedener Nationen, die sie bei diesem Werk zu unterstützen hätten. So scheint es ihr. Die Welt soll die Entente zwingen? Bisher schien es, daß die Entente die Welt bezwungen hat. Aber „anders als in andern Köpfen, malt sich in diesem Kopf . . . ." sowohl die Welt als auch die Entente.

Ich möchte nicht in den Verdacht kommen, daß ich die edlen Bestrebungen der Frauenliga sabotieren will. Im Gegenteil, ich teile sie. Aber dieser Kongreß war zu traurig. Unter der Fülle des unausgekochten Geredes war kaum noch ein Streben, in den gegenseitigen und Selbst-Verhimmelungen nur noch Eitelkeit aber kein Edelmut zu erkennen. Da steht eine Dame auf und beantragt kurzweg Abschaffung des Privateigentums. Wer hat sie bevollmächtigt, wer hat ihr erlaubt zu sprechen, wer hält sie ab, in ein Kränzchen zu gehen, statt auf einen Kongreß, wer verantwortet ihre Reisekosten, die Telegrammspesen für die Berichterstattung solcher Redensarten?

Und so ging denn das große Ereignis zu Ende. „Der Kongreß sprach sich für die Schaffung eines dauernden Abzeichens — einer kleinen Brosche, die auf Emailgrund in der Mitte das Wort „Pax" (Friede), umgeben von einem Ölzweig, trägt — aus und stimmte der Anregung der Vertreterin Norwegens zu, dieses Abzeichen in Österreich herstellen zu lassen." Zwei Fliegen auf einen Schlag, die Abschaffung des Krieges durch eine neue Brosche und die Rettung der österreichischen Industrie mit einem fetten Auftrag.

Als nach dem Waffenstillstand die Ligafrauen in Zürich unbekümmert von der nationalen Absperrung sich einander die Hand reichten, war es eine schöne Geste, erfreulich vor Allem im Gegensatz zu der Konferenz der zweiten Internationale, auf der der Krieg mit andern Mitteln festgesetzt wurde. Wenn es aber nur Verantwortungslosigkeit und Unautorisiertheit, Hemmungslosigkeit statt Hemmungsüberwindung war, was sie so friedlich zusammenführte, so ist einem noch nachträglich die Freude vergällt. Es wird noch sehr vieler Mühe, Arbeit und Disziplinierung bedürfen, bis weiblicher Pazifismus ein politischer Faktor werden soll.

Für Pazifisten, Demokraten, Internationalisten und Feministen war dieser Kongreß eine bedauerliche Angelegenheit — eine reine Freude allerdings für die Andern.

Pazifismus ist ja, besonders in den besiegten Ländern, eine seit dem Kriegsende immer mehr kompromittierte Angelegenheit. Es wird so viel darüber geredet und so wenig darin geleistet, daß es allmählich geradezu peinlich wird sich als Pazifist zu bekennen. Aber auf dem Frauenkongreß spricht eine Engländerin kühn die Worte, es gäbe „in den meisten Ländern eine wachsende pazifistische öffentliche Meinung". Der Bericht verzeichnet hier, wie bei allen Absurditäten, wenn sie nur die vorgeschriebene Gesinnung zeigen, lebhaften Beifall.

Die kroatischen Regimenter waren bekanntlich die tapfersten, aber auch grausamsten der österreichisch-ungarischen Armee. Kroatien ist seit jeher als kriegerisch berühmt. Aber die kroatische Repräsentantin auf dem Kongreß darf sagen, das kroatische Volk sei stets antikriegerisch gesinnt gewesen. („Beifall").

Oder eine Frau aus Polen sagt, „in Polen gäbe es keinen Imperialismus. Wir pflegen den Internationalismus durch Fühlungnahme mit den Amerikanern und hoffen, mit Hilfe der Liga bald ein Land des Pazifismus zu werden." Man denke — Polen, das klassische Land des Nationalismus. „Mit Hilfe der Liga" soll es morgen internationalistisch werden. Aber der Bericht vermerkt: „Beifall".

Für Freiheit soll hier gewirkt werden. Das unfreieste Land, das es heute gibt, ist vielleicht Ungarn, das Land mit den zehntausenden ihrer Gesinnung wegen Vertriebenen und Verbannten, mit den aufgelösten Gewerkschaften, den ungerächten politischen Morden. Eine aristokratische Dame aus Ungarn aber spricht mit Entrüstung über die drei Fünftel seiner Bevölkerung, die die Magyaren früher unterdrückt haben und wieder unterdrücken wollen.

Dann wird ein Ausflug ins Wirtschaftliche unternommen. Ein Fräulein aus Deutschland stellt munter den Antrag, „der Völkerbund solle die Weltproduktion, die Weltfinanzen und die Verteilung regeln und die Produktion und die Verteilung dem Bedarf anpassen." Frieda Perle heißt dieses Fräulein. Aber was stellt sich diese Perle unter Weltproduktion und Weltfinanzen vor? Und was denkt sie von der Macht des Völkerbundes, der zur Zeit schwitzend an dem Kredit für Österreich arbeitet, ohne ihn zu Stande zu bringen.

Eine andere Dame ist als sachverständig auserkoren worden, sich zur Revision der Friedensverträge zu äußern. Sie tut dies folgendermaßen: „. . . . aber so lange die Welt unter den geltenden Friedensbedingungen leidet, scheint es mir, daß ihr das Recht zusteht, die Entente zur Revision zu zwingen, ebenso zur Ernennung von Vertretern ver-

RUDOLF OLDEN

PAZIFISMUS ALS WEIBLICHE HANDARBEIT

Die „Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit" hat ihre diesjährige Tagung in Wien abgehalten, und wenn man diesen Kongreß nach seinem äußern Anstrich mit Chinesinnen, Sympathietelegrammen, Ministerempfängen, Journalistenhekatomben beurteilen will, so wird man seinen Verlauf wahrscheinlich glanzvoll nennen. Wer es ernst meint mit Demokratie und Pazifismus, der muß solche Veranstaltungen als bedauerlich bezeichnen.

Um mit einem sehr aktuellen Beispiel zu beginnen: der Kongreß befaßt sich mit Oberschlesien. Internationalistische, pazifistische Demokraten müßten darüber etwas zu sagen haben. Was ist das Ergebnis? Die polnischen und deutschen Vertreterinnen proponieren gemeinsam, „ein Telegramm an den Obersten Rat zu richten, worin ersucht wird, über die Frage im Sinne der Gerechtigkeit und im Interesse des Friedens zu entscheiden." Welchen Einfluß versprechen sich wohl die Absenderinnen von diesem Telegramm auf Lloyd George, Briand und Torretta? Ist es nicht trostlos?

Es kann und soll garnicht bestritten werden, daß hier ausgezeichnete und hervorragende Frauen aus aller Herren Länder zusammengekommen sind. Aber sie verfallen, versammelt, dem Fluch ödesten Parlamentarismus, versinken in ein Phrasenmeer, das den Verhandlungen jede Bedeutung nimmt.

Es wird über die Erziehung der Jugend zum Pazifismus gesprochen, ein Thema, über das Frauen, wäre anzunehmen, eine Meinung haben sollten. Aber siehe, da erhebt sich eine literarisch angehauchte Dame und beantragt eine Resolution des Inhalts, es sollten von Stund an nur noch „künstlerisch vollendete Lehrbücher" in den Schulen zugelassen werden. So hemmungslos darf sich gedankenloser Dilettantismus breit machen, ohne daß ein Protest laut wird. Wie mangelhaft muß aber auch ein Kongreß vorbereitet sein, daß es einer Teilnehmerin möglich ist, einen so kindlichen Vorschlag zu machen. Fast könnte es scheinen, als ob die Rednerinnen nicht gewählt und gesiebt, die Anträge vorher weder überlegt und geprüft worden seien, sondern jede, die da ist, nun ihres Herzens Inhalt nach außen kehrt, wenn sie endlich so glücklich ist, zu Wort zu kommen.



Disconto-Gesellschaft Berlin

Zahlreiche Zweigniederlassungen in Deutschland

Kapital u. Reserven 650000000 Mark

Bankmäßige Geschäfte aller Art

Bilanz am 31. Dezember 1920 *)

Aktiva	M.	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Coupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	1098831613	64
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	6229595220	85
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	1177142550	94
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	95717561	74
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	120763568	46
Eigene Wertpapiere	88251869	21
Konsortial-Beteiligungen	77464947	07
Beteiligungen bei der Norddentschen Bank in Hamburg	60000000	—
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	100000000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken u. Bankfirmen	60396718	70
Schuldner in laufender Rechnung	3576751897	99
Forderungen an das Reich oder die Reichsbank aus für Rechnung derselben übernommenen Verpflichtungen	160112747	40
Wertpapier-Bestände der Pensionskasse u. der Stiftungen	4352254	79
Einrichtung	1	—
Bankgebäude	36844816	45
Sonstige Liegenschaften	8140725	62
	12894366493	86
Passiva		
Eingezahlte Kommandit-Anteile	310000000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve	109000000	—
Besondere Reserve	81000000	—
Gläubiger	12015647575	50
Akzepte	96571711	75
Für Rechnung des Reichs oder der Reichsbank übernommene Verpflichtungen	160112747	40
Wohlfahrtseinrichtungen	7451240	47
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre	1439769	—
Rückstellung für Talonsteuer	3630040	—
16% Gewinnanteil auf M. 310000000 Kommandit-Anteile	49600000	—
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats	2853571	68
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber, Direktoren, stellvertretend. Direktoren, Prokuristen u. Angestellten	20543331	15
Rückstellung für Ruhestandsversorgung der Beamten	10000000	—
Überweisung an Bau-Reserve	20000000	—
Übertrag auf neue Rechnung	6516506	91
	12894366493	86

*) *Die Bilanz enthält nicht den Vermögensstand unserer Londoner und Metzer Niederlassungen.*

Jeder Monolog ist ein Dialog mit sich selbst.

Der tapfere Soldat trägt seinen Lohn in sich, den feigen sollte man sehr entschädigen.

Das Wetter wechselt auch während man schläft.

Lachen ist der Aeroplan des Geistes.

Ein Clown darf sich über das Gelächter, das er erregt, verwundern.

Muße verlangt auch gewissenhafte Organisation.

Kein Gewissenhafter kann Wort halten.

Verschwendung hat Heimweh nach dem Chaos.

BÜCHER

Das neue Buch. Man kann nicht immer Theodor Körner, Schopenhauer oder Kant lesen, wenn man morgens in die Stadt fährt. Auch Goethe, Storm und Schiller sind nicht an jedem Tag die erwünschte Lektüre — und das sind fast die Einzigen, deren Werke in handlichen Ausgaben vorlagen. Die Italiener haben längst ihre „editione tascabile", aber wie uns das Wort „taschlich" fehlt, so fehlen uns auch die „taschlichen" Bücher. Monumental, wie wir uns nun einmal haben, mußte jedes Buch sozusagen im Vollbart auftreten, im würdigen Gewande. Und das war fast allemal ein dicker großer Band, den niemand gerne mit sich herumtrug.

Jetzt ist der Verlag Kiepenheuer auf die glückliche Idee gekommen, das gute Vorbild der Großherzog Wilhelm Ernst-Klassiker des Inselverlages auf Roman- und Novellenbände zu übertragen. Unter dem Namen „Das neue Buch" sind zunächst sechs schmale Bändchen erschienen, die wirklich einen neuen Buchtypus darstellen. Durch gute Ausnutzung der Seitengröße, unter Fortfall allzu breiter Papierränder, und durch Wahl einer klaren kleinen Antiquatype ist der Umfang der Bücher so vermindert, daß etwa Gogols „Tote Seelen" — sonst ein ansehnlich geschwollener Oktavband — jetzt in jeder Tasche (sogar in einer Damentasche!) Platz finden. Den Menschen unserer Tage, die mehr auf Fahrt und Reise als in der stillen Stube lesen, werden die einfachen bunten Pappbände bald willkommene Begleiter sein. Denn 12 oder 18 Mark für einen Reisegefährten wie Hamsun, Gogol oder Huysmans wird man gerne anlegen.

Wenn Sie also Gogols schöne „Abende auf dem Gute von Dikanka" endlich einmal auf ihrem Weg ins Büro lesen können (Sie kennen sie sicherlich noch nicht!), so bedanken Sie sich beim Verlag Kiepenheuer dafür, der endlich einmal wieder einen neuen Einfall hatte und sich nicht damit begnügte, einen siebenmal aufgelegten Romantiker zum achten Male zu entdecken. Und da der Verlag für die kommenden Bände noch allerlei Gutes verspricht, wollen wir ihm freundlich auf die Schulter klopfen und sagen: „Brav, brav, nur so weiter." S.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 29):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

Tage-Buch dafür dankbar sein, daß sie durch meine Veröffentlichung von dem Mißbrauch erfuhren, der mit ihrem guten Namen in jenem Prospekt heimlich getrieben worden ist."

Herr Fehrenbach, M.d.R., schreibt: „In Heft 26 Ihres „Tage-Buches" vom 2. ds. M. führt Bernhard Bruno in dem Aufsatz „Zentrumsteine zum Wiederaufbau" einen Prospekt an, in welchem meine Person mit einem Erzeugnis der Kölner Zement-Schnellbau A. G., dem Luftkammerstein, in Verbindung gebracht wird. Ich soll mich bereit erklärt haben, darauf hinzuwirken, „daß allen staatlichen Behörden im Lizenzgebiet dieser Firma die Verwendung dieses Steins nahegelegt werden soll." Zu dieser Behauptung stelle ich fest, daß mir weder die Kölner Zement-Schnellbau A. G., noch ihr Produkt, der Luftkammerstein, bekannt ist, ich infolgedessen den Stein nie habe empfehlen können und daß ich mit der ganzen Angelegenheit überhaupt nie etwas zu tun gehabt habe."

Herr Minister Dr. Brauns schreibt: „Alle in dem Artikel „Zentrumsteine zum Wiederaufbau" von Bernhard Bruno — Nummer 26 des „Tagebuch" — hinsichtlich meiner Person gemachten Angaben sind ausnahmslos unwahr. Ich habe mir niemals Vortrag über den in dem Artikel erwähnten Luftkammerstein halten lassen, niemals an einer Konferenz, die sich mit der Verwertung dieses Steines befaßte, teilgenommen, niemals erklärt, daß ich irgend einer staatlichen Behörde die Verwendung dieses Steines nahelegen wolle, niemals ein Gutachten über diesen Stein erstattet oder erstatten lassen und niemals Kenntnis von einem Gründungsprospekt der „Gemeinnützigen Baustoffherstellung Deutschland Aktiengesellschaft (B. D.) Sitz Berlin" erhalten. Ich habe überhaupt erst aus dem zu berichtigenden Artikel von der Existenz der die Verwertung des Steines angeblich betreibenden „Zement-Schnellbau-Aktiengesellschaft Köln" und der Absicht der Gründung der „Gemeinnützigen Baustoffherstellung Deutschland Aktiengesellschaft (B. D.) Sitz Berlin" erfahren."

— — — — — — — — —

Den Prospekt, zu welchem die Namen der Minister mißbraucht wurden, stelle ich dem Staatsanwalt gern zur Verfügung. Die Sache geht jetzt ihn an, nicht das „Tage-Buch."

HELEN GRUND

SO IST ES!

Wer nie eilt, ist den anderen im Wege.
Wer ein Ideal verleugnet, hat ein anderes.
Kariatyden können kein Lied singen.
Trümmer sind so gesetzmäßig wie Bauten.
Ein abgerissener Knopf führt einen neuen Zustand herbei.
Jedes Hindernis hat zwei Seiten.
Auch ein Einäugiger kann schielen.
In einer Welt von Blinden ist das Plakat überflüssig.

fleißig, gewissenhaft, gebildet. Da aber kam die schreckliche englische Prinzessin — hübsch, intelligent und sinnlich — und duckte ihn, mit Waldersees Worten, „zu einem willenlosen Werkzeug". „Englisches konstitutionelles Wesen wurde als Inbegriff aller politischen Weisheit dargestellt" Deshalb glaubt Waldersee, eine „Aera Kaiser Friedrich wäre für das deutsche Reich kein Glück gewesen". Waldersees Erinneruugen sind einige Jahre im Pult liegen geblieben. Vor 1914 haben sie plausibler geklungen. Es wäre unter einem Kaiser, der nicht die krankhafte Einstellung gegen die Mutter und England hatte, wahrscheinlich ein vernünftiges Flottenüberkommen fertig geworden und man hätte die Tücken der Tirpitzheuchelei entbehren können.

Aber gesetzt den Fall, Waldersee hätte Recht. Er erzählt, auch Friedrich III sei sehr eitel gewesen und voll Fürstenstolz. Er habe das Bedürfnis gehabt, den König von Sachsen zu drücken. Gesetzt Friedrich III hätte ein ebenso unglückliches Zeitalter heraufbeschworen wie sein noch eitlerer und fürstenstolzer Sohn. Beweist dann nicht die Geschichte der drei Hohenzollernkaiser das ganze Unheil des monarchistischen Systems? Der Großvater segensvoll nur, weil er sich unterzuordnen wußte unter Bismarcks Willen, der Sohn ein willenloses Werkzeug seiner sinnlichen Gattin, und der Enkel — doch über den Enkel ist nichts mehr zu sagen.

Der alte Waldersee ist ein Agitator für die Republik.

ZENTRUMSTEINE ZUM WIEDERAUFBAU

Bernhard Bruno schreibt mir: Im Heft 26 des Tage-Buch habe ich den Prospekt einer gemeinnützigen „Studiengesellschaft für Preisabbau" veröffentlicht, den ich von einem höheren Beamten in einem Reichsministerium empfangen hatte. Sie, Herr Großmann, und ich konnten nicht daran denken, daß die Angaben dieses Prospektes glatt aus den Fingern gesogen waren. Auch der Chefredakteur eines der angesehensten Berliner Blätter, dem ich den Prospekt zeigte, dachte an diese Möglichkeit nicht. Der Prospekt war von einem Pastor Richter, dem Leiter jener Studiengesellschaft, Berlin Wilhelmstraße 131, unterzeichnet. Ich muß heute feststellen, daß der Entwerfer des Prospektes kein Recht hatte, die Namen der Minister Brauns, Giesberts und Fehrenbach als seine Verbü·ieten zu nennen. Auch die Angaben des geschäftstüchtigen Pastors über die Dividenden der Cölner Schnellbau-A.G sind . . . pfiffig arrangiert. Es wird mir versichert, daß der Herr Pastor, der übrigens einmal auch demokratischer Reichstagskandidat gewesen sein soll, seinen Prospekt ganz ohne Vorwissen auch der Kölner und München-Gladbacher Herren verfaßt hat. Die Herren Dr. Brauns und Fehrenbach, mit Recht erzürnt, senden Ihnen Berichtigungen. Drucken Sie sie ab und bitten Sie die zuständigen Behörden, die Prospekte und Geschäfte jenes Pastors Richter, der sich auf die Zentrumsleute berufen hatte, genau zu untersuchen. Im Grunde können die beiden Minister dem

AUS DEM TAGEBUCH

WALDERSEE-ERINNERUNGEN

In der „Deutschen Revue", die unlängst eine sehr schöne Würdigung und Briefe Herbert Bismarcks veröffentlichte, stehen jetzt Erinnerungen des Generalfeldmarschalls Graf Waldersee an Kaiser Friedrich und seine Frau. Hätte man nicht längst gewußt, daß alle Generäle oft überzeugte Klatschbasen sind, so hätte mans aus dieser Sammlung kläglichster Details erfahren können. Jeder von uns wird sein Lebtag mit persönlichem Krimskrams behelligt, aber welcher bessere Kopf würde dergleichen Nichtigkeiten nicht gleich wieder ausscheiden? Zeige mir, was Du Dir merkst, und ich weiß, wer Du bist! Der Herr Generalfeldmarschall Graf Waldersee aber hat alle Abneigungen und Einflüsse der Prinzessinnen und Prinzen, alle Redewendungen, aus denen Klatschkonflikte entstanden, in seinen Erinnerungen, d. h. in seinem Hirn, wohlaufbewahrt. Er ist über Kaiser Friedrichs Interna so genau informiert, daß er sogar zu erzählen weiß, seine Gattin sei nicht allein geistig überlegen, talentvoll und sehr hübsch gewesen, sondern auch sehr sinnlich. Sie muß, nach Waldersees Darstellung, überhaupt eine unangenehm scharmante und intelligente Frau gewesen sein. Ihr Ideal war „der englische Prinz mit liberalen Anwandlungen, kirchlich möglichst ungläubig, Verächter deutschen Wesens, Soldat nur im Nebenamt und daher für gewöhnlich in bürgerlicher Kleidung". Waldersee bekreuzigt sich. Schreckliche Aussichten: Der künftige Kaiser hätte nicht ewig in bunter, ordensreicher Operettenkostümierung herumgehen sollen, sondern im schlichten farbenarmen Kleid, Soldat nur im Nebenamt. Zwar gehaben sich alle klügeren Monarchen, die noch übrig sind, so nüchtern: nicht bloß die englischen Könige, sondern auch die schwedischen Prinzen, die Spanier und sogar der kleine Italiener, der nur aus dem Minderwertigkeitsgefühl des Zwerges dann und wann nach der großen Uniform schreit. Waldersee förderte mit bescheidenen Kräften den Kampf des nachmaligen Wilhelm II gegen seine Mutter. Er lobt den mutterfeindlichen Sohn, weil er „ein guter Deutscher, ein gläubiger Christ, ein Soldat von Beruf und ein Mann von Mut ohne autokratische Neigungen" war. Aus dem Protest des Kindes gegen die Mutter — ein Schulfall für Psycho-Analytiker — leitet Waldersee Wilhelms „ostentative Abneigung gegen England" ab. Wir haben diesen Familienkonflikt mit Deutschlands fürchterlicher Isolierung 1914 gebüßt.

Waldersee schildert Kaiser Friedrich als einen ursprünglich gutherzigen Menschen von mehr als durchschnittlicher Begabung,

auf sich warten zu lassen. So erfreulich uns auch Warenkredite sein müssen, wir bedürfen vor allem amerikanischer Finanzkredite. Letztere sind aber, selbst wenn die Privatbankwelt in der Union noch so bereitwillig wäre, ohne Zustimmung der eigenen Regierung nicht möglich, oder nur auf Grund durch das Gesetz vorgeschriebener Kautelen möglich, und diese Vorsichtsmaßnahmen fordern die Errichtung eines Garantiefonds aus ausländischen Mitteln, die wenigstens ein Zehntel der zu gewährenden Kreditsumme ausmachen müssen. Deutsches Eigentum in den Vereinigten Staaten, das in nur 3 % Zinsen tragender Freiheitsanleihe angelegt ist, repräsentiert einen schätzungsweisen Wert von 450 Millionen Dollar, darauf ließe sich wohl ein Kredit von 5 1/2 Milliarden Dollar oder 19 Milliarden Goldmark oder ein Vielfaches von Papiermark aufbauen. So werden deutsche Privateigentümer, so unangenehm es vielen auch sein mag, vermutlich durch die Abmachungen mit den Vereinigten Staaten in Ausführung des Friedensvertrages gezwungen werden können, wenigstens einen Teil ihrer Guthaben in der Union als Deckung stehen zu lassen. Allenfalls ließe sich auf dieser Garantiesumme wiederum ein Kredit des Staates an die deutschen Privaten aufbauen. So eröffnen sich Kreditsystemprojekte, die auf den ersten Blick den Charakter des künstlichen und gefährlichen tragen, aber beim festen Willen und wenn jeder in Deutschland sich mitverantwortlich fühlt, uns doch aus dem Unglück herausbringen könnten. Neben diesem Projekt verdienen auch andere von amerikanischer Seite gemachten Vorschläge, so die Errichtung einer Weltbank unter Kontrolle der Union Beachtung. Diese Bank soll den riesigen Geldüberfluß der Vereinigten Staaten, der heute die Volkswirtschaft der Union schädigt, in volkswirtschaftliche nützliche Arbeit verwandeln.

Daß es wenigstens der amerikanischen Geschäftswelt Ernst ist, unter den Wahnsinn des Weltkrieges den Strich zu setzen, beweist auch die Anwesenheit namhafter Vertreter des geschäftlichen Lebens in Deutschland, die auf alle Fälle mit uns durch großzügige Kreditgewährung wieder ins Geschäft kommen wollen, und deren rastloses, geräuschloses Wirken schließlich doch einen Einfluß auf die amerikanische Politik Deutschland gegenüber haben muß.

Aber nicht nur die Banken arbeiten, auch das ganze Volk arbeitet mit. Sogar die bösen Hamsterer, die ihr Gold ungestraft unter die Erde, in den Strumpf, oder auch sonstwohin straflos verstecken konnten. Jetzt lockt es die Reichsbank mit ihren Goldankaufsgeboten hervor, und dabei müssen für diese Goldankäufe noch Preise unter Weltmarktsnotiz festgesetzt werden, da sich die Reichsbank infolge der Transport- und Umschmelzkosten das gelbe Metall nicht unnötig verteuern lassen darf, es nicht über den Erwerbspreis von Devisen bezahlen kann. Die deutsche Notenhamsterei im In- und Auslande aber hat nachgelassen, denn statt der Mark, die man auf den Markt wirft, erwirbt man die fremden Devisen, und dennoch macht die Inflation rasende Fortschritte. Unsere Reichsbank, auf die schließlich die ganze Last der Kreditwirtschaft abgewälzt wird, konnte um die Semesterwende wahrlich ächzen und stöhnen, denn ihr Wechselkonto war auf über 82 Milliarden Mark gestiegen und der Notenumlauf erreichte die erstaunliche Höhe von 75 Milliarden Mark, zu denen noch weitere 8 1/2 Milliarden Mark Darlehnskassenscheine im Umlauf waren.

Dennoch scheint es, als ob sich Deutschland die Hände entgegenstrecken sollten. Die Börse hat in den letzten Tagen auf das Perfektwerden der Auslandskredite mit Spannung gewartet. Zuerst ist es der Reichsbank durch Vermittelung des Bankhauses Mendelssohn und Co. in Amsterdam gelungen, einen Kredit von 150 Millionen Goldmark zu beschaffen und Verhandlungen über aussichtsvolle Kredite gleicher Art sind in der Schwebe. Somit wird die Erfüllung der bis Ende August fälligen Reparationskosten gesichert sein und weitere Verpflichtungen sind für das laufende Jahr nicht mehr in Devisen zu leisten. Für das Vertrauen, das die Reichsbank nach wie vor im Auslande genießt, ein untrüglicher Beweis, der uns den schlechten Stand unserer Währung auf einen Augenblick vergessen machen könnte!

Neben dem der Reichsbank gewährten Kredit sind aber auch die großen Warenkredite nicht zu vergessen, die man uns von Amerika und auch von England aus einräumt. Unsere Getreide- und Mehlversorgung, unsere Baumwollversorgung ist durch große Kreditgeschäfte, bei denen es sich um ein ganzes System kürzer oder länger laufender Dollar- und Sterlingkredite handelt, wenigstens etwas erleichtert worden. Das ist angesichts des Umstandes, daß die Amerikaner auf Verwertung ihrer Rohstoffe angewiesen sind, obwohl die außerordentliche Dürre ihre wichtigsten Ernten nicht unerheblich gefährdet hat, recht erfreulich. Freilich die von uns so erstrebten Valutaanleihen seitens der Union scheinen noch

WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Die Überlast der Geschäfte hat zur Einlegung weiterer Börsenfeiertage genötigt. Hat man damit ernüchternd gewirkt und die Devisen- und Effektenspekulationen eingedämmt? Nein! Denn auf den freien Tag, an dem das Personal aller Banken und der Makler mit Hochdruck arbeitet, um die der Erledigung harrenden Geschäftsaufträge aufzuarbeiten, folgt immer wieder ein Geschäftstag mit neuen riesigen Ordres. Man hat durch die Unterbrechung nur eine Aufstauung der Aufträge bewirkt, welche die Kursfeststellung an den folgenden Tagen nicht nur erschweren, sondern, ein nicht auszudenkender Fall, unmöglich machen könnte. Berlin sucht ängstlich Deckung und Rettung an anderen Riesenplätzen zweiter und dritter Ordnung, die garnicht so feiertagssehnsüchtig sind, sondern geradezu gewillt, ein Stück nach dem anderen von der Centralbörse fortzureißen, und sich zu sichern. Die Los von Berlinbewegung auch auf diesem bisher unbestrittenen Gebiet muß gefährlich genug für die Zukunft werden, besonders dann, wenn die Geschäftsbewegung wieder abflaut, und das kann eher geschehen als man glaubt.

Die Börse ist und bleibt das beste Barometer für volkswirtschaftliche Dinge. Überaus fein spiegelt sie den Zickzackkurs der Ententepolitik und unserer Politik auch in weltpolitischen weltwirtschaftlichen Fragen. Die gewollte Entscheidungslosigkeit in der oberschlesischen Angelegenheit, das bewußte Hin- und Herzerren am Lebensnerv Deutschlands, die dadurch bewirkte und geförderte Aufstachelung politischer Leidenschaften, spiegelt sich auch im Verhalten der Börsen wieder, das man nur euphemistisch „zielbewußt" nennen kann. Jawohl, wir haben eine nur mit ganz geringen Unterbrechungen in Permanenz erklärte neue Auflage früherer Katastrophenhausse, eine erneute Flucht in die Industrie- und Sachwerte, sobald die fremden Devisen steigen und der Markkurs sinkt.

Diese eigenartige Erscheinung müssen wir uns immer wieder klar machen. Genau genommen bedeutet sie einen großartigen Widersinn. Der Bedarf an Devisen, der durch die Pflichtzahlungen an die Entente bedingt wird, bedeutet erhöhte Nachfrage, bedeutet Hochspekulation in fremden Devisen, an der sich bei uns die kleinsten Mitläufer beteiligen, bedeutet das Sinken der Mark, trotzdem und obwohl Deutschland seinen Verpflichtungen, wenn auch in äußerster Anstrengung, wenn auch unter Zuhilfenahme der Privatbankenwelt nachkommen zu wollen, durch die Tat beweist.

Ja, sein Ruhm überschritt die Grenze. Und etliche Tage später bekam Iss folgenden Brief von einem Gastwirt aus Trier:

Ich habe von Ihrer enormen und abnormen Fähigkeit gehört, auf einer Flöte zu blasen, die Sie nicht erst kaufen mußten, und die sonst verpönt ist. Aber gerade das dürfte ihre Anziehungskraft ausüben. Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen vorzuschlagen, bei mir am Pfingstsonntag ein Konzert zu geben gegen freie Kost, freie Getränke und ein zu vereinbarendes Honorar.

Hochachtungsvoll

Otto Noppeney, Gasthaus zum Haaraffen.

Da war Iss wütend! „Preiß!" sagte er nur. Und er schrieb ihm zurück: „Ich werde Ihren Brief benützen, um meine Flöte proper zu halten, Sie Grasaffe." Auf einer offenen Postkarte natürlich. Dem Brief aber folgte das Angebot eines Limburger Kneipwirts und eines Diedenhofener Tingel-Tangelbesitzers. Dann eines Kinobesitzers aus Arel, der mit der Limburger Flöte seine Sonntagsvorstellungen einleiten wollte, um, wie er schrieb, auch ein musikalisches Band zwischen den von der Befreiung vom preußischen Untier aufs neue zu inniger Freundschaft zusammengeschlossenen Nachbarvölkern herzustellen. Auch aus dem Städtchen des Herzogtums selber schrieben Wirte.

Nun wuchs Iss seine Kunst über den Kopf. Verwirrt und beleidigt durch die Zumutung, eine so intime Gabe eines so intimen Körperteils vor die Öffentlichkeit zu zerren, stopfte er seiner Flöte die Klappe zu. Niemehr sang er jemandem darauf vor und seine Freunde mochten ihm bei Gehlen, oder im Café oder zu Haus zusetzen, wie sie wollten!

Er aber hielt den Mund, wenn man sich in diesem Fall so ausdrücken kann. Die Limburger Flöte war verstummt. Iss war nicht mehr der Bläser des Huts mit den drei Ecken, sondern in der Öffentlichkeit nur noch der Mann, der essen konnte, wie ein verpfändetes Pferd.

Aber bei sich im Kämmerlein blieb er seiner Kunst treu. Nein, er arbeitete weiter auf dem Gebiet und ließ seiner Flöte keine Ruh bis er, ohne daß ein Tönchen daneben ging, die ganze Arie sauber ablassen konnte. Mit Leidenschaft und Wollust gab er sich den Übungen hin. Um bei Stimmung zu bleiben, sprach er wieder öfter unter vier Augen mit der Köchin. Er hatte viel Müh, seine Mutter über die Kost zu beschwichtigen, die seit einiger Zeit aufgetischt wurde. Aber er setzte alles an das Ziel. (Schluß folgt.)

Tönen und ihrer lautlosen Begleitung, für die die beiden offenen Fenster bald nicht mehr offen genug waren.

„Geht das Geschäft jetzt so?" sagte die Mutter voll Freude, ihren Iss soviel in seinem Büro sitzen zu sehn. Aber sie räumte erstaunt und erschrocken das Lokal. Iss schnalzte ihr auf seiner Flöte verwegen: „Mein Hut, der ha . . ." nach! Aber die Mutter merkte nicht, daß sich mit einmal ein weiterer Ton gebildet hatte, ja nicht einmal, daß sich die vier Klänge in schöner Ordnung und Absicht folgten, sondern verstand nur, weshalb sie das Büro so rasch verlassen mußte und warf, bevor sie zur Köchin ging, einige herzhafte Zurechtweisungen dem Iss an den dicken Kopf zurück, die dem die Freude und das Blasinstrument störten. Allerdings nicht länger als bis nach dem Kaffee.

Die Fortschritte, die Bauch auf seinem Instrument machte, waren aufmunternd. Bald hatte er heraus, weshalb es nicht weiter ging. Auch dies, wenn gleich so naturgewachsene Instrument mußte gelernt werden. Er gewann sich Kunstgriffe ab. Ein Atemanhalten zwischen den bewußten Lippen zur rechten Zeit, ein sparsames Lostönenlassen, rechtzeitiges Bremsen, kunstvolles Spiel der Muskeln, schlaues Nachhelfen mit einer Körperbewegung . . . das war es.

Und als am Samstag sie im Kasino wie gewöhnlich kegelten, und Bauch listig und scherzhaft mit seiner Kunst im Hinterhalt geblieben war, und dann auf einmal einer fragte, „Bauch, Organist ohne Orgelpfeifen, was macht dein Lied?" da jubelte es auf einmal, während er schon die Kugel zum Werfen nach hinten hob, irgendwo — aus ihm heraus:

„Mein Hut, der ha . . . hat drei Ecken."

Das knallte und schallte und der Duft hob sich aus der frohen Flöte und in das Gewieher, das entstanden, daß die Kegel oben wackelten. Iss aber aß drei Schüsseln vou dem delikaten Ferkelsgelée, das die Köchin im Kasino, die Frau Gehlen, berühmt gemacht hatte, als Zulage zwei Schinkenbrote und sagte dann: „Jetzt könnt ihr mich zum Nachtessen in die Goldene Kugel einladen." Was sie auch taten, wo Iss aber weiter nichts mehr bekam, als ein Boeuf a la mode (anderthalb Portionen) zwei Schüsseln Kutteln nach Caener Art und den Rest von einem Puter. Denn es war schon zehn Uhr.

Von diesem Abend an gab es, muß man sagen, im Herzogtum Limburg keinen berühmtern Mann oder vielmehr Tralala, als den des Nockees Iss. Man nannte ihn „die Limburger Flöte."

schickte. besonnen hatte, sagte sie: „Ihr seid ein Schwein, Herr Nockee. Ich verbitte mir das!"

Aber Bauch blies verwegen und lustig wie ein Postillon eine dritte, daß die Gläser an der Wand klirrten.

Da ging Nanni aus der Stube. Bauch war ein wenig enttäuscht. Er hatte es gut gemeint. Dann sagte er nur: „Dummes Luder!" trank sein drittes Pöttchen leer und rief nach einem neuen Schinkenbrot, bei denen er es nicht bewenden ließ, denn er stand schon ein Stündchen nach dem Nachtessen.

Später brachen vom Notar geführt, seine sämtlichen Freunde ein.

„Was haben wir gehört, Bauch, alter Bläser, Organist! Nun, blas dein Stückchen auf dem „Tralala!"

Und Bauch, glücklich, ließ sich mit frischen Kräften hören und alle drehten sich auf den Stühlen vor Lachen. Der Wirt kam und mußte hören. Aber Bauch ließ die Nanni jetzt immer hinausschicken, so oft ein neuer Gast eintrat. Seine Freunde nahmen ihn in die Mitte und zogen von Wirtschaft zu Wirtschaft. So hatten die Limburger noch nie gelacht, wie an dem Abend, und am nächsten Tag wußte es die ganze Stadt schon.

Bauch saß an seinem Büro und begleitete kleine Eintragungen in die geschäftlichen Bücher mit dem lustigen Gezwitscher seines: „Ihr — wißt — nun — ja — schon — wer". Da machte er eine Entdeckung, über die er vor Freude rot anlief. „Pfü — hi — hö! Pfü — hi — hö!" posaunte er immer wieder. Ja, beim Namen Gottes, beim Namen eines Köters, beim Namen Belzebubs, das war ja der Anfang eines Lieds. Pfü — hi — hö! ... so begann die Arie: Mein Hut, der ... aus dem Karneval von Venedig. Beim Namen des lieben Gottes! Pfü — hi — hö!

Er schlug sich voll Wonne auf den Schenkel. Er stellte ein Bein auf den Stuhl. Er steckte den Tralala hoch in die Luft.

Mein Hut, der ...

Allmählich aber nützte sich die Freude an der dreitönigen Flöte ab und der Ehrgeiz nahm ihn. Weshalb stehen bleiben? Rast ich, so rost ich, sagte Napoleon. Ich muß weiter machen ... Aber jeder nächste Ton kam willkürlich und störte die schönrunde Absichtlichkeit der ersten Triole. Bauch begann nun, in der Überzeugung es weiterbringen zu müssen, sich ganz seiner Flöte hinzugeben. Er bewog heimlich die Kochfrau, einen sachgemäßen, seinen Atem verlängernden Tisch zu führen. Stundenlang saß er in seinem Büro und umhüllte sich mit

als einen ziemlich großen Mann von 30 Jahren, mit dünnen Beinen, einem dicken Bauch und einem dicken Kopf. Zwei fast farblose, ganz runde Augen in diesem Kopf, eine kleine verzogene Nase und das Werkzeug seiner Berühmtheit unter einem nach allen Seiten zauseligen blonden Bart, halb verborgen. Über allem eine Glatze.

Da steht er nun, der Iss oder Nockees Bauch so auf seinen Beinchen, schön satt nach einem duftigen Mittagessen, bei dem es geeignete Sachen für das, was kommt, gegeben hatte. Er erleichtert sich, ihr wißt ja, wo. Ha, er merkt was! Das ging nicht gewöhnlich, gar nicht gewöhnlich. Ohne Blasebalg und Treter und ohne Register noch Tasten, hatte er eine ausgesprochene klare Triole von sich gegeben.

Er horcht ihr nach und ist sehr erstaunt. Er versucht noch einmal. Wieder dieselbe Triole. Da zog sich sein Bart rund um den Mund auf und stand wie ein Kranz um die von einem Lächeln geschürzten entblößten Lippen.

Bei Gott, sagte er, das hab ich nicht gewußt. Eine Triole wie auf einer Flöte! Das gibt es! Das hab ich früher nicht gekonnt!

Er versuchte nochmals. Mit Glück. Da schallte ein Lachen aus seinem breiten Mund, das meckernd um die Wände fuhr und seine Mutter ins Zimmer rief. Iss wurde rot und erdrückte seine Freude in einem Hüsteln. Er ging in sein kleines Büro und schaute zum Fenster hinaus. Fast vergaß er, als sich die Flöte wieder von selber meldete und es genau so ging wie das erste Mal.

Da nahm er seinen Hut und begab sich zu seinem Freund, dem Notar, und sagte: „Horch mal zu, Fritz!" und ließ die Flote spielen. „Ohne Blasebalg und Tasten", sagte er und lachte. Und der Notar lachte noch lauter. „Wir müssen gleich damit ins Café gehn!"

Aber im Café war niemand. Darüber war Bauch betrübt; denn er hätte sich gern von seiner neuen Seite gezeigt. Abends ging Bauch frühzeitig zum Heurigen. Er trank, noch allein, denn die Ungeduld hatte ihn eine Stunde zu früh hingebracht, zwei Pöttchen. Die Kellnerin Nanni stand neben ihm. Auf einmal hörte sie eine prachtvolle Triole. Sie spitzte die Ohren, und es folgte eine zweite, kräftiger und volltönender.

Schon hatte sie gesagt: „Wie Ihr auf einmal so schön singen" ... als sie zugleich sah, wie der Herr Nockee lachte und nun auch die nachträgliche Begleitung wahrnahm, zwar nicht mit dem Ohr, aber dafür nicht weniger wirksam. Das belehrte sie eines Besseren. Sie war erstaunt. Nach einer Weile jedoch, in der sie sich auf das, was sich

Zwar hält es sich in einer strengen Zucht, komponiert so kunstvoll, daß nichts dem Zufall überlassen wird, und dasselbe klare Wirklichkeitsauge wußte den Fischfang und den ersten Anfall der Krankheit, das Orgelspielen in der abendlichen Dorfkirche und das Torfstechen bildend zu schauen. Aber zu viel Gestalten sind in dieser Phantasie, zuviel Gedichte in diesem Herzen, als daß sie, ein jedes in seinen eigenen Zwang von Form, könnten gebannt werden. Los jedoch wollten alle kommen, und darum leidet das Werk an einem Zuviel von Detail gleichen, und zwar, was den Fehler verschärft, gleich hohen Ranges.

Und so, mit einem Tadel strengster Art, wollen wir uns von dem Buche trennen. Gäbe es sonst für uns eine löbliche Entschuldigung, daß wir es nicht lesen? Die Deutschen haben mit gutem Gewissen guten Grund dafür, sich um einen ihrer besten, tiefsten, reinsten Geister nicht zu kümmern; denn sieht man sie etwa ihr Seelenheil versäumen? Würden sie nicht jeden Hölderlin wiedererkennen, wenn er Hymnen in freiem Rhythmus sänge? Und sitzen sie nicht, und mögen weiter sitzen zu Füßen Tagores und hören ihn englisch sprechen? Vielleicht aber läßt sich doch der eine oder andere unter ihnen herlocken, wenn man ihm sagt, daß der Dichter solcher Musiken, wie der „Oger" oder „Prinz und Tiger", auch einigermaßen indisch ist, aus eigenem Herzen indisch und als ein deutscher Dichter und deutscher Mensch.

NORBERT JAQUES

DIE LIMBURGER FLÖTE

Diese Luxemburger Geschichte, so gesund und derbe und humorvoll sie ist, würde in einem blassen Bürgerblatt keine Aufnahme finden, denn es ist darin hauptsächlich von Geräuschen die Rede, die im „Tagebuch" den Hymnus auf den Melos-Apparat hervorriefen.

Das traurige Lebensende von Bauch aus dem Herzogtum Limburg ist noch zu erzählen, der dort eine Zeit lang berühmt war, weil er auf einer Flöte blasen konnte, die nicht künstlich aus Ebenholz geschnitzt, sondern viel natürlicherer Art war. Er trug sie natürlich immer bei sich, von früh bis spät, in der Nacht, und erst recht dort, wohin selbst der Herzog zu Fuß ging.

Nach dem Zivilregister hieß er Isidor Nockee und betrieb eine kleine Zichorienfabrik. Aber bei seinen Freunden war er nur „Nockees Bauch." Er zeigte nämlich beim Essen besondere Fähigkeiten, ohne die er sich nicht besonders hervorgetan hätte. Man muß sich ihn vorstellen

als in ein individuelles Schicksal. Nur, wenn er fragte und wir mit ihm: Was ist die Welt?, konnten wir, durften wir ihn hören. Das apokalyptische Klaffen der Welt mußte aufgerissen werden, wenn vor ihr, als einem Hintergrund, das Schicksal dieser Familie als normal erscheinen sollte. Und also durfte nichts den Hintergrund machen, was aus der menschlichen, sozialen, moralischen Verflechtung besteht: immer wäre sonst das gewohnte soziale Maß siegreich geblieben, nach welchem wir das Gedeihen und den Untergang des Menschen notwendigerweise bestimmen müssen; krank und gesund, schwach und stark, klein und groß; immer hätten wir sonst nur die Wahrheit des zweckstrebenden Gehirns, die enger ist als die der Kreatur. Vor das Außermenschliche stellte darum der Dichter seine Gestalten; von welcher Art er es nahm, ist Sache seines persönlichen zufälligen Erlebnisses; er hätte, was Robert Musil einmal getan hat, die auf den Leim geratene Fliege in unsere gespielte Geborgenheit können summen, können brausen lassen: Loerke ließ die aus dem Dunkel des Meeres herausgeraubten Völker der Fische, die stummen, das Urwort sprechen, das dem beredtestem Geistesmunde nie geglaubt werden darf. Auch das ist bei ihm keine buchläufige Mystik. Der Krebs frißt das Plankton, der Hering den Krebs und wir den Hering, — basta. So tun wir, und wir können nicht anders; aber wenn wir niemals bedenken, was wir damit tun, so bleiben wir zeitlebens Philister.

Noch ein andres, nicht minder apokalyptisches Dunkel steckt uns, wiewohl mehr seitwärts im Bilde, der Dichter auf: die Musik. Johann wird von einem genialischen, verkommenen Organisten an die Pforten dieses Reiches, dieser Neben- und Überwelt geführt, aber er weigert sich einzutreten. Es ist, als ob er seines Dämons zu gewärtig wäre, als daß die Musik ihm zur Welt werden könnte; sein zum Wahn bestimmtes Leben will es so, daß ihm die Welt zu Musik wird, zu Unsinn, Irrsinn, Tiefsinn und Wahrheit.

An Masse nimmt das Musikthema einen geringen Raum in dem Buche ein; an Dichtigkeit hat es soviel wie das Hauptthema — und wie jede Episode, stützende Nebenhandlung oder Begleitfigur. Wenn man an einer echten Damaszenerklinge feilt, so trifft man immer auf dieselbe Musterung des Stahls, wie an der Oberfläche. So finden wir in Loerkes Buch, wo immer wir es aufschlagen, den Grundgedanken wieder, abgekürzt oder gleichnishaft, und alles darin ist trächtig von Novellen und Romanen. Siehe da: die Schwäche des Werkes.

Er aber wedelte, winselte und bellte und wußte nicht, daß er es gewollt hatte." „Die Mutter," so fährt der Erzähler, Martin, fort, „konnte auf diese Fabel nicht antworten. Ihr graute. Hatte sie in der Nacht einen Gott oder ein Tier in ihrem Leibe aufgenommen?"

Er hat sich dem bösen Dämon nicht leicht gefügt, ist ihm andrerseits auch nicht in einem plötzlichen Überfall erlegen. Sondern der Weg hinunter war — und das ist der Hauch und die Stimme des Buches — der Weg in den Irrsinn war ein Seelenweg. Denn schon im ersten epileptischen Anfall, und weiter in der Angst des kranken Kindes vor dem Ogergespenst, das ihm aus dem zerbröckelten Mörtelbewurf einer Kirche entgegendroht, im Spiel mit jeglichem Getier, im scheuen Erfassen der erwachsenen Menschen um ihn her, in allem und allem erlebt der Knabe eine Verwandlung der Welt. Ist es eine Verwandlung? Ja; doch schließlich nur so, wie jeder Sinn, den wir der Welt geben, jede urgeborene Poesie Verwandlung ist. Es ist ein Wachtraum von der Welt, nicht minder gültig, wenn auch gefährlicher, nicht minder irrend, wenn auch harmonischer, nicht minder zufällig, wenn auch tiefer, als wir alle einen träumen. Es gibt keine Krankheit. Nicht als ein ruchlos geistreicher Einfall wird uns dieses Ergebnis zugemutet, sondern wird vor uns aus Qualen ins wieder Lichte gelebt. Loerke ist ein Entdecker; und was er aus den furchtlos betretenen, unheimlichen Schächten heraufbringt, ist Wahrheit.

Wahrheit aber ist ohne Zeit; und darum sehen wir sie in diesem wunderbaren Buch nicht bloß auf die nächste Generation weiterwirkend, als eine Überredung zum Leben, als eine Erlösung vom schlechten Gewissen, sondern, gleichsam wie Wasser, das zum Berge hinaufströmt — und in Wolken tut das Wasser solches —, auch die Vorfahren ergreifend, ins vergangene Leben zurückgreifend. Martin, der Sohn, und Leonhard, der Großvater, erfahren ihre Demut, ihren Sinn, ihre Identität an dem Kranken, gegen den sie sich wehren, an dem Schwachen, den sie glaubten zu ihrem Heil verachten zu müssen.

Dabei ist Loerke, und das ist festzuhalten, selbst gesund und gibt dem Verstand die Ehre. Er gehört nicht zu der Schar der neuesten, aufgeregten Mystiker; sie kommen mir vor, wie die Jahrmarktshelden, die Glas fressen können, und die nun der Menschheit einreden möchten, Glas sei eine natürliche, wohlschmeckende und bekömmliche Speise. Darum konnte etwas so Ungeheuerliches, wie diese — geologische — Verwerfung von Groß und Klein, Krank und Gesund, ja von Nachher und Vorher nur unternommen worden, wenn der Dichter weiter sah,

Meine Verantwortlichkeit lag in den Leidenschaften des Staunens, des Freuens oder Weinens — das ist eine fröhliche Verantwortlichkeit, denn ein Schöpfer kann ja nicht staunen und also nicht lachen und also nicht klagen und also nicht Zusammenhänge sehen. Sein Blick folgt einer anderen Kategorie."

Soviel Weisheit — man könnte meinen, sie wäre schon das Schlußwort und der Saft einer Geschichte — steht an ihrem Anfang; ein gefährliches Maß für die inneren Gewalten, die entfesselt werden und die über jede Fluchtstufe von Weisheit immer wieder hinwegschweilen sollen: aber der Dichter beweist sein Recht auf das kühne Maß.

Drei Generationen der Familie, bis zu dem Spätling, der ihnen im Geiste nachwandelt, ziehen an uns vorüber; vor Johann Wendenich sein Vater Andreas, vor diesem der Großvater Leonhard. Leonhard tritt aus dem noch dumpf ringenden Geschlecht als der erste, ganz befreite Mensch hervor, ein königlicher Bauer, mit Geisteskräften über das Notmaß des Tages reichlich ausgestattet. Er ist Witwer, und ein spätes Gefühl sublimster Art, das der Liebe ähnlich ist, das Liebe ist, zieht ihn zu seiner Schwiegertochter. Für all sein Schaffen und Arbeiten erblickt er in dieser freilich wunderbaren, krystallenen Gestalt den vorbestimmten, verkörperten Sinn, die geistige Auslegung und Verklärung. Aber indem er sie als die eigentliche Erfüllung seines scheinbar unangefochten sichern Lebenstriebes verehrt, nimmt er schon an der Vergeistigung, das ist an der Erkrankung seines Stammes teil. Dichter noch ins eigene Innere verstrickt ist Andreas; der Schatten, den sein Vater wirft, und das Licht, das von seiner Frau ausstrahlt, lassen ihn gleicherweise in der Welt der Wirklichkeit blaß und verwischt erscheinen. Noch ist er tüchtig genug zum Wirken und Tun; aber doch sind Empfindung, Hingabe, Selbstaufopferung, eine mit schmerzlichstem Genuß ausgekostete Resignation sein Element. Und dann kommt Johann, früh von der Krankheit gezeichnet, immer wieder aus den Bulgen des Verhängnisses auftauchend und zum Leben verführt, und endlich heruntergezwungen in eine Region, in der es folgendermaßen aussieht: „Heute Nacht ist mir mein Gott als ein Hund zugelaufen, wie ein Hund, der auf ein fremdes Grundstück kommt. Seine Zunge lechzte, er fürchtete sich vor den Gebäuden und den dunklen Fenstern. Ich gab ihm einen Napf voll Wasser zu trinken, er machte unendlich demütige Augen und blieb. Doch beruhigte er sich nicht und suchte etwas. Er hatte einen Wunsch wie einen Durst über den Durst. Seine Seele mußte die Erfüllung erzwingen. Da bebte die Erde, und der Himmel fiel ein.

Geschöpf; sondern soll im Gegenteil immer tiefer, bis zur äußersten, menschenmöglichen Grenze, immer tiefer in das Mysterium, bis dorthin, wo das Leben auch noch die Krankheit und den Wahnsinn zu seinen Schätzen zählt, hineinhorchen, so lange, bis jeder Fluchtgedanke Niederlage und Leichtfertigkeit ist. Wir haben nicht den Kunstgriff eines Dichters vor uns, der eine Familiengeschichte mitteilen will und dem dazu eine Einkleidung beliebt; sondern daß Martin erzählt und was er erzählt, dieses zusammen in wechselseitiger Durchdringung ist der Roman; ganz so wie in den künstlerisch stärksten Dialogen Platos das philosophische Resultat nicht von dem Prozeß, auf dem es gewonnen wird, sich trennen läßt. Die Kunst der Komposition, um dieses zu erreichen, ist groß; kalte Meisterschaft hätte versagt; ein Herz von allumfassender, gütiger Glut mußte das Ganze besinnen. Selbst der Bruder, obgleich er über den Kampf schon hinaus ist, wird nicht zum bloßem Anlaß und Chor; auch er wird in seiner geschützteren Sphäre bewegt und überrascht. Er ist Führer, ja Lehrer Martins, aber er weiß auch, daß eine Seele alles wiedererhält, was sie gibt, daß sie vielleicht nur, was sie gibt, ganz zu eigen gewinnt. Und so, nicht von oben herab, hat er geführt und gelehrt:

„Gestehe dir das Unwiderrufliche ein, und es ist wunderbar widerrufen. Rüttle aber daran mit Leugnung, Vorwurf, Verteidigung, Recht, Unrecht, Schuld und Sühne, und du nährst es mit seiner besten Speise."

Martin wirft ein: „Ich weiß doch im Grunde von den Zusammenhängen nichts."

„Willst du durchaus Richter sein?

„Das nicht, keinesfalls aber selbst auf die Verantwortung verzichten."

„So habe den Mut zu einer — wie soll ich sagen — fröhlichen Verantwortlichkeit. Denk an die Tiere, die du im Netz hier auf das Schiff kommen sahst. Sie verantworten ihre Schönheit und Häßlichkeit durch sich selbst. Sie schreien in ihrem Leben und Tode nicht immer nach dem Beistand und der Ordnung ihres Schöpfers. Wenn ich in Gefahr war, in ihren letzten Augenblicken wie ein Stellvertreter dieses Schöpfers, ratlos und verzweifelt vor ihnen zu stehen, rettete ich mich, indem ich mich in Gedanken in den Haufen warf und mir vorstellte, selbst solch ein Wesen zu sein. Es tat nicht weniger weh, glaube mir. Nur war ich nicht von vornherein von der Möglichkeit eines außerordentlichen Schicksals ausgenommen. Und als Geschöpf sah ich schon Zusammenhänge, die ich als Sachwalter eines Schöpfers in ihrer Richtigkeit bezweifeln und in ihrer Härte hätte mißbilligen müssen.

sich in die Flammen eines Ofens verführen lassen. An den Überresten dieses Kindes ist der Streit ausgebrochen, der den letzten Sohn, Martin, in das Hafenwirtshaus verschlagen hat.

Martin trifft den Bruder und kommt auf den unwirtlichen Kasten von Schiff. Er fühlt, daß der Bruder ihm weit voraus ist auf dem Wege einer gefaßten Versöhnung mit seinem, mit jedem Schicksal, und daß er ihm selbst auf diesem Wege weiter helfen will. Das Leben auf dem engen Schiff, zusammen mit den wenigen, freiwillig versklavten Leuten, beschäftigt den Flüchtling mit einem Interesse an jedem seiner Winkel und Geräte. Dann beginnt der Fischfang, — für Martin etwas Ungeheuerliches: aller sechs Stunden ein unbegreiflicher Mord an tausenden von Geschöpfen des Lebens, aller sechs Stunden etwas Grausigeres als ein Krieg oder das Erdbeben von Lissabon. Martins Erschütterung gibt dem Bruder Anlaß, ihm ein Mittel anzutragen, durch das er sich fassen und heilen könnte: er solle — da die Fiktion seiner Beschäftigung auf dem Schiffe ohnehin nicht mehr festgehalten wurde — seine und des Elternhauses Geschichte aufzeichnen; ein schönes, andeutendes Märchen, das Martin auf der Schule geschrieben hat, gibt ihm das Recht, dem Bruder die größere Aufgabe zuzutrauen. Martin schreibt mit Unterbrechungen, teils auf dem Schiffe, teils nach beendetem Fang, im Hafenort, in der Wohnung des Bruders, diese Geschichte, und sie macht den Grundstock des Romans aus.

Nicht Reinentsprungenes scheint das zu sein, und nicht Gesang, der es dennoch zu enthüllen wagt; und als sein Ziel erscheint es eher, entgegen den Versen Hölderlins, aufzuzeigen, daß die Stricke des Ursprungs zu lösen oder zu zerreißen sind. Aber, das Wichtigste vorwegzunehmen, was ist Gesang? Aus jeder Zeile Loerkes, so Prosa sie ist und nichts anderes sein will, nichts Ungefähres, nichts Unprüfbares, spricht ein Weltklang, der so gut Gesang ist, wie irgendeiner, der je in abgeteilten Rhythmen zu hören war. Zart und unerbittlich, geistig schwebend und mit Händen greifbar ist das Leben dieser Weltgesinnung, und sie darf sich wagen, an was sie will. Und also, was heißt Reinentsprungenes? Johann Wendenich ist ein Kranker, aber was ist Krankheit? Sein Sohn Martin, der von dieser Krankheit schreibt, verwahrt sich dagegen, eine Krankheitsgeschichte zu schreiben, und: „es gibt keine Krankheit", ist das Ende seiner grausamen, heilsamen Durchforschung.

Dieser Gedanke ist kein Gott aus der Maschine, den Loerke über seinen Nest- und Weltflüchtling bringt. Nicht entspringen aus der Haft des Blutes soll nach dem Willen des Dichters sein sonst unrettbares

instinktiven das bewußte Durchleuchten des elterlichen und Ahnenlebens zur Grundeinstellung des Interesses genommen wurde. So ist Stehrs „Leonore Griebel" das gegen die ursprüngliche Absicht selbständig gewordene erste Buch zu einem „Kaplan Josephus Griebel", dem sein Dichter eine Existenz von der erwünschten allseitigen Objektivität dadurch zuerteilen wollte, daß er seine Eltern, ihre Ehe, ja den Augenblick seiner Zeugung ins Klare brachte. So haben wir in Emil Straußens „Spiegel" einen Mann, der, um sich selbst zu sehen, sein ahnungsvolles, andeutend bestimmendes Gleichnis im Schicksal eines Vorfahren erschaut. Und so ist Loerkes „Oger" die Auseinandersetzung einer jungen, auf der Messerschneide ihres Gedeihens oder Verderbens stehenden Seele mit ihrem Ursprung.

„Ein Rätsel ist Reinentsprungenes. Auch der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn wie du anfingst, wirst du bleiben, so viel auch wirket die Not und die Zucht, das meiste nämlich vermag die Geburt und der Lichtstrahl, der dem Neugebornen begegnet."

Auf den ersten Blick scheint es, als ob Loerkes Roman zu diesen Versen Hölderlins in fast blasphemischem Widerspruch stünde, als ob er sich fast gegen sie versündigte. Ein junger Mann wird uns vorgeführt, der nach einer schreckenvollen Szene mit seinem Vater in die Fremde geflüchtet ist und eine noch schreckenvollere in der Phantasie erlebt; Mord und Haß in der Phantasie, die aber zu seinem eigenen Entsetzen das wahre, nur durch Zufall gemilderte Angesicht der Wirklichkeit verrät. In dem Wirtshaus einer Hafenstadt liegt er auf das Bett ausgestreckt, zusammengebrochen mit allem Trost, geschlagen und erschöpft wie nach einem epileptischen Anfall. Er wird mit einem schon früher von Hause geflüchteten Bruder zusammentreffen, der als Maschinist auf einem Fischdampfer dient, wird auf demselben Schiff eine ähnliche Stellung annehmen und sich, er weiß noch nicht was zu schaffen suchen, ob die erste Station zu einem von Albdruck befreiten Leben oder nur ein weiteres Provisorium.

Sein Vater, Johann Wendemich, hat das stolze Erbe eines über den Durchschnitt emporgewachsenen Bauerngeschlechts verwahrlost und verzettelt, Besitz und Ansehen, Gefäß und Inhalt; schuldlos, denn er ist ein kranker Mann, ein Epileptiker, aber doch schuldig, denn er hat eine Familie gegründet, Kinder gezeugt und das Gegründete und Gezeugte vom Anfang an verheert. Die Kinder mußten Haus und Nährboden fliehen; eines von ihnen, ein kleines Mädchen, hat ein grausiges Ende gefunden, hat vom ererbten, mit der Welt spielenden Wahnsinn

OSKAR LOERKES „OGER"*)

Dieses ist ein deutscher Roman; und da er von hohem Rang ist, so ist er eine Sache für sich, eine einmalige Form.

Die Bedeutung jedes großen Romans, der den Namen verdient, liegt darin, daß er in dem einzelnen Charakter etwas Typisches, in der Verwirrung und Lösung, der Verfinsterung und Erhellung des privaten Schicksals ein Weltbild gibt. Der Deutsche hat es darum schwerer zum Roman, als etwa der Engländer, der Russe und der Franzose; ihm fehlte der anerkannte Querschnitt einer Gesellschaft, deren Biologie ohne weiteres dadurch geschrieben wurde, daß die ihrer Mitglieder geschrieben wurde. Und also mußte der Deutsche, das ist in jedem Fall von Gewicht zu beobachten, sich die Voraussetzungen zum Roman erst selber schaffen, die den begünstigteren Literaturen schon mitgegeben waren. Wollte er nicht in den Fehler verfallen, einen allzu speziellen, allzu individuellen Gegenstand, das Kalb mit zwei Köpfen, zu behandeln, so brauchte er ein objektives Element, das seine Erfindung trüge und ihr das Beispielhafte und Gesetzmäßige verliehe, ohne welches sie die scheinbaren Vorteile und den gründlichen Nachteil der Willkür aufweisen würde. Er fand es in den Ideen, mit mehr oder weniger Glück; mit dem größten in ein paar berühmten Fällen; in denen der Erziehungs- und Entwicklungsgedanke zum Meister über die Fülle des realen Stoffes gesetzt wurde. Indem das Leben des nicht fertigen, durch Widerstände und Irrtümer, durch Vergehungen und Erhebungen sich vollendenden, einzelnen Menschen exemplarisch ist, vermag es, auch andre Menschen und eigentlich alle, die fähig sind, ein Gleichnis ihrer selbst zu erkennen, als einzelne, als Individuen, zu Teilnahme und Interesse zu sammeln, auch ohne daß sie durch eine gleichgestimmte soziale Existenz dazu vorbestimmt wären.

Es war natürlich, daß der Dichter, der, als ein Biograph auf seine Weise, die Geschichte eines Menschen zu schreiben unternahm, auch nach seinem Ursprung, nach seinen Eltern und womöglich weiter zurück in der Kette der Vorfahren zu fragen anfing. Es blieb nicht etwa der modernen wissenschaftlichen Durchforschung des Problems der Vererbung vorbehalten, diesen Anstoß zu geben; nichts „Moderneres", als bei Gottfried von Straßburg des Auftakt zum Leben Tristans mit der Geschichte seiner Eltern Riwalin und Blanscheflur. Dennoch ist es, soweit meine Kenntnis reicht, erst bei neueren Dichtern zu beobachten, daß statt eines

*) „Der Oger", Roman. Bei Hoffmann und Campe, Berlin. 1921.

als der aufgeputzte Erbe kaiserlicher Macht -- einfach und blutwarm war jedes Wort, das er den vertriebenen Söhnen Deutschlands, den Schlesiern, den Österreichern, den bedrängten Westdeutschen zugerufen hat. Wie nahe lag da ein schnell überhitzter Ton! Ebert hat, was es in der wilhelminischen Epoche nie gegeben hat: Politischen Takt. Das empfinden allmählich auch die Leute auf der Rechten. Es gibt keine Ebert Opposition. Hätten die Parteien den Präsidenten im Reichstag zu wählen, so wäre ihm die Einstimmigkeit, bei etlichen Absagen, ziemlich gewiß. Die Weimarer Verfassung verlangt leider die direkte Wahl durch das Volk. Eine Bestimmung, die vermutlich in fünfzig Jahren, wenn es in Deutschland eine republikanische Kultur gibt, am Platze sein wird.

Was Ebert in diesen zwei Jahren lautlos getan hat, fällt den Schlagwortpolitiker nicht grell in die Augen. Immerhin hat er den klügsten Politiker, den Deutschland seit Jahrzehnten gesehen, ins Reichskanzleramt gerufen. Er hat mitgewirkt, Rathenau auf den richtigen Posten zu stellen. Vor allem: er hat seiner eigenen Partei zu einer Politik der Verantwortlichkeit geraten und nicht bloß geraten.

Der Widerstand gegen Ebert ist allmählich still geworden. Selbst die abgeschmackten Scherze über Frau Ebert sind so sehr außer Mode gekommen, daß auch der „Simplizissimus" sie unlängst in Bann getan hat. Beiläufig: diese schlichten, grauhaarigen Arbeiterfrauen, die heute im Hause Eberts oder Löbes die Honneurs machen, haben das bißchen gesellschaftliche Gehaben im Handumdrehen gelernt. Weil sie Mütter sind, deshalb haben sie schnell einen sehr natürlichen Umgangston für Alle gefunden. Sie conversieren nicht, sie sprechen mit Menschen. Sie lassen sich nicht herab zu Dingen und Personen, sie haben das Interesse, die Güte, die Teilnahme des innerlich Beteiligten.

Wer dieses lautlose Wirken in Eberts Haus ermißt, der wird das Urteil in Stade als notwendigen Abwehrakt begrüßen.

THOMAS WEHRLIN

EBERT-BELEIDIGUNG

Zu Stade ist ein Redakteur wegen Beleidigung des Reichspräsidenten zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt worden. Der Edelmann hatte behauptet, Ebert habe sich zur Zeit der quälendsten Lebensmittelnot auf amtlichen Wegen besondere rationierte Lebensmittel erlistet. Ebert habe gepraßt, während das Volk gedarbt habe. Die Taxe, die von deutschen Richtern auf solche landesübliche Beschimpfungen angewandt wurde, war gewöhnlich sehr niedrig. So strenge Hohenzollernbeleidigung gesühnt wurde, so milde ward gegen Verleumder des Reichspräsidenten verfahren. Deshalb ist das Urteil von Stade bemerkenswert. Beachtenswert auch die kräftige Begründung des Urteils. Das Gericht hat eine so hohe Strafe verhängt, weil nach seiner Auffassung gegen solche „nichtswürdige, niedrige und pöbelhafte Beleidigungen des Reichsoberhauptes energische Gefängnisstrafen notwendig seien, weil solche Verleumdungen geeignet sind, das deutsche Ansehen im Ausland herabzusetzen und die Gegensätze im Innern zu vertiefen" . . . Ich möchte glauben, daß ein conservativer Richter diese Sätze geschrieben hat.

Fritz Ebert hat sich in zwei Jahren seiner Präsidentschaft geschickt und würdig benommen. Vor allem lautlos. Er hat sein Amt ganz leise verwaltet und das hat den deutschen Nerven, die dreißig Jahre lang von obenher beunruhigt wurden, sehr wohlgetan. Im Anfang gab es ein bischen zu viel Fotografien, aber auch das hat schnell aufgehört. In den zwei Jahren hat es nicht eine taktlose Rede, nicht eine parteiische Betonung, nicht eine verdrießliche Entgleisung des ersten Präsidenten der deutschen Republik gegeben. Bedenkt man, daß Friedrich Ebert dreißig Jahre lang leidenschaftlicher Agitator gewesen, Bezirkssekretär, Parteiwirt, Wahlredner, dann wird man diese Disziplin des auch im gutgeschnittenen Gehrock noch proletarischen Mannes zu würdigen wissen. Wer ihn einmal in der Wilhelmstraße gesehen hat, wird nicht nur seine selbsterrungene schlichte Würde sondern auch die Gewandtheit und Geschwindigkeit seiner Antworten zu würdigen wissen. Keiner hat je ein bombastisches oder ein selbstgefälliges Wort von ihm gehört und, wahrhaftig, der kleine Sattlergehilfe hätte mehr Recht zur Selbstgefälligkeit

Länder verlassen ließ, als würden sie dadurch ihrer selbst ledig".

Und auch ihn, den Sohn der Normandie, treibt es, wie jene, immer südwärts, zum Mittelmeer; die Pyrenäen, Korsika, Italien, Griechenland, Ägypten, Palästina, Kleinasien und Karthago sind das Ziel seiner Reisen. Nicht als Fremder betritt er den Orient: er fühlt sich ihm schon längst innerlich vertraut, sein gegenwärtiges Ich als das Ergebnis vieler entschwundener Individualitäten: „Ich habe Erinnerungen, die bis zu den Pharaonen zurückreichen. . . Ich war Kahnschiffer auf dem Nil, leno in Rom zur Zeit der punischen Kriege, später griechischer Rhetor in Suburra, wo ich von Wanzen zernagt wurde. Ich bin während der Kreuzzüge gestorben, weil ich an den Gestaden Syriens zu viele Weintrauben gegessen habe. Ich bin Seeräuber und Mönch gewesen, Seiltänzer und Kutscher. Vielleicht auch Kaiser des Morgenlandes?" Und so erlebt er, so sieht er den Orient: als seine zweite eigentliche Heimat.

Sachlich, fast trocken, sind die Tagebuchnotizen, die auch nach der Rückkehr nicht in Form gebracht werden. Aber grade deshalb von welcher Unmittelbarkeit, welcher Intensität des Ausdrucks: die wundervollsten, mit unendlicher Mühe geformten Bilder in „Salambo" — hier sind sie schon alle aufgespeichert und mit wenigen Strichen festgehalten: Wüste, Palmen, Ölbäume, und das Wiegen der am Horizont dahinziehenden Karawane.

Nichts wird „beschrieben", „ausgemalt"; Flaubert notiert nur kurz, was er sieht; und selbst dort, wo er in verhaltenem Entzücken mit einigen Worten verweilt, zerfließt kein Satz zur gefühlvollen „Reisebeschreibung": „Unsere Esel traben gut; ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der in seiner Anmut und Gewandheit reizend ist, läuft in langem weißen Hemde mit einer Laterne vor uns her. Das Blau des Himmels ist sternbesät, fast sind es Feuer, so flammt es. Ein Araber auf einem Kamele kam singend von rechts über unseren Weg und zog vor uns weiter. . ."

Und doch das schönste Tagebuch, hinreißend in Rythmus und Lebensgefühl, ist nicht im Orient, nicht am buntbevölkerten Mittelmeer, sondern an der kargen Küste der Bretagne entstanden: als Flaubert, den Rucksack auf dem Rücken, 1847 drei Sommermonate „über Feld und Strand" dahinwanderte. In diesem Buch hat er, wie im „November", es sich nicht versagen können, „etwas aus seinem Herzen zu Papier zu bringen" Und wir erkennen, daß der Mensch Flaubert sein eigenes Wort widerlegt, und möchten es fast umkehren: „Das Werk ist nichts, — der Mensch alles!" Siegfried von Vegesack.

ANEKDOTEN

FÜR POLITISCHE SÄUGLINGE

In der „Hamburger Warte" stand folgende Annonce zu lesen:

Kinderwagen
für deutschnat. Säuglinge zu kaufen gesucht. Angeb. usw.

Hoffentlich hat der Säugling den Kinderwagen nur mit den alten, deutchen Farben bedeckt.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 28):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

„Nein", sagte der Kutscher energisch, „nur die Ulstermen sind richtige Irishmen, die Irishmen sind verdammte Schweine!"

Richard A. Bermann (Wien).

BÜCHER

Moritz Heimann: Wintergespinst. (S. Fischer Verlag, 1921). Wer unter dieser Zeiten Schande stöhnt, mag im Gedanken, daß Moritz Heimann in dieser alles Feine tötenden Epoche wirkt und sie eben dadurch wiederlegt, Trost und Stärkung finden. Denn der Name Moritz Heimann ist ein Synonym für Geist und Güte. Den drei essayistischen Bänden seiner „Prosaischen Schriften" ist jetzt im „Wintergespinst" die Sammlung seiner novellistischen Arbeiten gefolgt. Aus zehn Novellen erbaut sich eine Welt unendlich subtiler Struktur. Schon die Eigenart der Problemstellungen zeigt den Weisen, der leise fragt, wo andere laute Antworten bereit haben. Wo die Handwerker der Erzählungskunst schwarz und weiß pinseln, hält ein Großmeister des Kunstverstandes wie Heimann die Nuancen fest. Er besitzt einen erlauchten Tastsinn für die Dialektik des Gefühls, für seelisches Geschehen jeglicher Art. Sein fruchtbarer Zweifel am angeblich Selbstverständlichen macht ihn hellsichtig für die Vieldeutigkeit des scheinbar Unkomplizierten. „Es gibt nichts so Absurdes, daß ich es nicht einmal und nichts so Gewisses, daß ich es immer glaubte". Heimann gibt nicht die Zufälligkeiten eines individuellen Schicksals sondern das Wesenhafte eines Seins, die Magie einer Existenz. Um die vom Tau des Mitleids benetzten Gestalten dieser Novellen rauscht wie eine nie versiegende Quelle die dunkeltiefe Melodie tragischen Lebens, dessen Sinnlosigkeit nur im toternsten Spiel künstlerischer Formung vorübergehend einen Sinn bekommt.

Paul Mayer.

Die Tagebücher Flauberts. „Der Künstler darf in seinem Werk nicht sichtbarer sein, als Gott in der Natur. Der Mensch ist nichts, das Werk alles! Es würde mir sehr angenehm sein, zu sagen, was ich denke, und Herrn Gustave Flaubert durch Worte Erleichterung zu verschaffen, — aber was für eine Bedeutung hat besagter Herr?" So schreibt Flaubert an George Sand. Und an einer anderen Stelle: „Ich empfinde einen unbesieglichen Widerwillen dagegen, irgend etwas aus meinem Herzen zu Papier zu bringen."

Flaubert hat sich hinter seinem Werk verborgen, und wer ihn finden will, der muß ihn in seinen Briefen und Tagebüchern aufsuchen (bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erschienen). Auch hier ist er nicht mitteilsam, nirgends sich selbst bespiegelnd, sein Ich und seine Gefühle preisgebend. Aber wer ein Ohr hat für das, was hinter den Worten steht, der wird unter der beherrschten Glätte seiner Sätze Abgründe aufgewühlter Leidenschaft, grenzenloser Sehnsucht, und jene Schwermut spüren, die nur das Haupt der Ewigeinsamen krönt. „Ich trage die Melancholie der barbarischen Völker in mir, mit ihrem Wandertrieb, und ihrer angeborenen Unlust am Leben, die sie ihre

haben Sie mir geklagt, daß Sie „ein Verhältnis“ (das Wort liegt Ihnen gar nicht) haben, geschweige denn Eines, das Sie Geld koste. Nie haben Sie bei der Erörterung der Jacobsohnaffaire ein einziges Mal den Namen der Dame genannt. Das kann ich beeiden.

*

Woher nun dieser eiternde Haß? Vor Kurzem schrieb Dr. Monty Jakobs in einem Aufsatz klar und deutlich über Siegfried Jacobsohn:

> Dem Publizisten, der in Berlin auf Hardens und Kraus' Wegspur am lautesten die Zeitungen schmäht, kann ich urkundlich nachweisen, daß er sich bei jeder Vakanz auf seinem Gebiet um einen Platz im beschimpften Hause der Presse bewirbt. Darf öffentlich anklagen, wer sich heimlich anbiedert?

Das stand brüderlich-nahe neben einem Aufsatze Jacobsohns. Er blieb mäuschenstill. Das „Tage-Buch“ besteht — seit seinem Bestehn bin ich, den er zehn Jahre lang mit Liebesversicherungen honoriert hatte, der Hassenswürdige.

IRLAND

Es wäre jetzt offenbar an der Zeit, meine persönlichen Erinnerungen an den neuen Premierminister der nordirischen Provinzialregierung, Sir James Craig zu veröffentlichen. Ich kenne ihn nämlich, war eines Tages auf seinem Landsitz Craigavon bei Belfast sein Gast, als Sir Eduard Carson bei ihm wohnte und von dort aus (es war im Jahre 1913) die revolutionäre Ulsterarmee organisierte, die gegen die Regierung ins Feld hätte ziehen sollen, wenn Asquith sein Homeruleprojekt durchgeführt hätte.

Leider weiß ich heute von Sir James Craig persönlich nur noch, daß er eine beneidenswerte rote Nase besitzt, daß der Park von Craigavon himmlisch schön ist und daß mir ein großartiges Ale vorgesetzt wurde. Alles andere habe ich vergessen, so fasziniert war ich an dem Nachmittag von der Cromwellschen Energie, dem interessanten stockbritischen Bulldogtrotz Eduard Carsons.

Sir Eduard (und Captain Craig als sein bescheidenes Echo) suchten mir damals klar zu machen, was ich noch heute nicht verstehe, daß nämlich die protestantischen Ulsterleute sich bis ans Ende aller Zeiten mit den katholisch-keltischen Südiren nicht vertragen können, daß es nicht möglich sei, eine gemeinsame irische Autonomie zu schaffen, daß man ein eigenes südirisches und ein eigenes nordirisches Parlament errichten müsse, mit zwei Regierungen. Bekanntlich hat man das wirklich getan und Sir James Craig ist jetzt nordirischer Premier und in Südirland fließt Blut und wird noch lange Blut fließen.

Die beiden Ulsterführer bewiesen mir ausführlich, warum das so sein muß. Die Ulsterleute sind keine Iren, werden nie Iren sein, hassen alles Irische.

Dann fuhr ich nach Belfast zurück. Ich hatte meinen Kutscher lange warten lassen und bat ihn schüchtern um Entschuldigung; auf der Herfahrt war er ulsterisch unfreundlich gegen mich gewesen. Aber siehe da, jetzt, da ich so lange in Craigavon gewesen war, war ich eine Respektsperson. Die Belfaster hängen mit einer fast religiös-fanatischen Verehrung an den Führern der Ulsterpartei. Mein Kutscher war ein leidenschaftlicher Orangist und schwärmte auf dem ganzen Rückweg von den beiden Abgeordneten: „Das sind“, sagte er, „die beiden besten Irishmen in ganz Irland.“

Ich sagte: „Sie sind doch Ulsterman und nicht Irishman? Die Irishmen sind doch die Katholiken?“

Bernhard zu melden. Das tat er flugs. Bald darauf bot er mir ein anderes Manuskript an, brachte mir ein Stück zur Lektüre und Weitergabe. Also kein tragischer Fall — — — Und persönliche Rachsucht? Persönlich hat sich Georg Bernhard immer sehr kameradschaftlich, sehr honorig benommen. Auch seine Wegrichtung bejahe ich oft, denn er ist, dank sozialistischer Jugenderziehung, übers Eng-Liberale hinausgewachsen. Aber seine Leitartikel sind oft hingehudelt. Rachedurst erwecken sie nicht.

*

Ich soll Hasenclevers „Jenseits" nach Berlin verschoben haben, um mich als Regisseur zu zeigen. Verschoben! Dazu schreibt mir der Ernst Rohwohlt Verlag:

> „Siegfried Jacobsohn schreibt in der „Weltbühne" Nr. 27 des XXVII. Jahrganges, Sie hätten Walter Hasenclevers „Jenseits" nach Berlin verschoben. Das ist unwahr. Wahr ist, daß nach der sehr erfolgreichen Uraufführung in Dresden sich die drei angesehensten Berliner Privatbühnen sehr energisch um das Aufführungsrecht beworben haben. Auf ausdrücklichen Wunsch Hasenclevers haben wir das Stück dem Deutschen Theater zur Aufführung überlassen. Erst, nachdem dieser Vertrag zustande gekommen war, hat Ihnen Direktor Holländer die Regie dieses Werkes übergeben."

Warum sollte ich, der als Regisseur große Erfolge hatte, mich der Bühne fern halten? Ich schreibe seit zwei Jahren keine Tageskritiken. Schaffen hat mich immer mehr gelockt als in die Suppe spucken. Der Gedanke, vierzig Jahre lang in der dritten Parkettreihe zu sitzen, um dreimal in der Woche festzustellen, daß Fräulein Müller die Salome mit schwächerem Innenleben als Fräulein Meier gesprochen habe — entsetzlich.

Nun soll ich, aber auch eine Geliebte haben. Die Geliebte soll „außer Gold lobende Kritiken begehrt haben". Jacobsohn schreibt: „Ich verstehe, daß der Kritiker durch Anpreisung der Geliebten, ihr ein neues Engagement zu verschaffen und seinem Budget aufzuhelfen, trachte!" Jacobsohn rechnet hier mit der Ohnmacht des anständigen Menschen. Er hofft, daß ein junges Mädchen sich scheuen werde, vor die Gerichtsschranken zu treten. Nun, da hier nicht nur ich mit Dreck beworfen werden soll, muß ich schon vor der Gerichtsverhandlung erklären: Ich habe keine Schauspielerin als „Geliebte", ich habe mich nie um das Budget irgendeiner Schauspielerin gekümmert, keine je um meines. Richtig ist nur, daß eine junge Schauspielerin, über die ich, seit ich sie kenne, nicht eine einzige Zeile der Kritik geschrieben habe . . . aber das Alles wird die beeidete Zeugenaussage der Frau Gussy Holl ergeben, die mir schreibt:

> Natürlich ist es widerwärtig, über persönlichste Dinge öffentliche Debatten zu führen.
>
> Aber da man Sie da nit behelligt, muß ich Ihnen erklären! Sie haben, wie ich wußte, einmal mitgeholfen, ein junges Mädchen, das schwer erkrankte, in eine Heilanstalt zu bringen. Es war Ihnen anzusehen, daß Ihnen das Schicksal der jungen Dame nahe-ging.
>
> Als ich, Monate danach, mit Frau Dr. T. sprach — wir wollten Herrn Dr. T. dem besten Mitarbeiter der „Weltbühne", das Material vorlegen, aus dem Ihr einwandfreies Verhalten klar wurde — da mag mir in der vertraulichen Zwiesprache von Frau zu Frau der Name der jungen Dame entschlüpft sein. Ohne Ihr Wissen, natürlich. Aber wer kann ahnen, daß aus solchen Gesprächen öffentliche Diskussionen entstehen? Nie

AUS DEM TAGEBUCH

BRIEFE ÜBER JACOBSOHN

> . . . bricht die Kloake der Angriffe in anderen Höllenstürzen los! Affenartige haarige kleine Schreiber . . . werden Sie tadeln, schmähen, fordern, zurückstellen, verfolgen mit einer Systematik, von deren Gründlichkeit Sie sich keine Vorstellung geben.
>
> Kasimir Edschmid „Kean".

Der Prozeß läuft. Gestern die langweilige Zeremonie des Sühnetermins. Dann Gerichtsferien. Im Herbst sehen wir uns vor den Schöffen. Jacobsohn, oft vorbestraft, wird, so denken Kenner, diesmal dem Gefängnis nicht entgehen.

*

Ich mußte nach dem Überfall feststellen, wie ich verleumdet werden sollte. Die Akten wurden gesammelt, Das dauerte einige Zeit. Dann zeigte ich den ganzen Fall, mit allen Belegen, einem Manne, der durch seine Stellung und sein Wesen zur Prüfung solcher Dinge berufen ist. Weil der Inhalt meiner Mappe, die nun erst im Gerichtssaal geöffnet wird, überzeugen mußte, deshalb hätte ich mich damals mit einem freiwilligen Einbekenntnis Jakobsohns begnügt. Wie verlogen S. J. diesen einfachen Tatbestand darstellt, erhellt aus folgendem Briefe, den dieser Vertrauensmann an den Herausgeber der „Weltbühne" am 13. Juli 1921 geschickt hat.

> In N. 27 der „Weltbühne" vom 7. Juli 1921 finde ich unter „Antworten Rechtsanwalt Fritz Grünspach" eine in wesentlichen Punkten entstellte Wiedergabe meines mit Ihnen geführten telephonischen Gespräches in der Angelegenheit Großmann. Obwohl Sie mir ausdrücklich am Telephon versprachen, dieses Gespräch streng vertraulich zu behandeln und es in keinem Falle publizistisch zu erwähnen, haben Sie durch diese Veröffentlichung Ihr Versprechen gebrochen.
>
> Bei diesem Gespräch leitete mich der Gedanke, eine Form zu finden, unter der man vielleicht auf schiedsrichterlichem Wege die Angelegenheit klären könnte, und unter diesem Gesichtspunkte besprach ich, natürlich ohne einen Auftrag von Herrn Großmann in dieser Hinsicht erhalten zu haben, die vier von Ihnen erwähnten Möglichkeiten. Sie schreiben: „Die Frage erscholl — nein, sie erscholl nicht, sondern erklang äußerst zaghaft, weil der Mittelsmann offenbar sich genierte, sie weiterzuleiten: Ob ich, wenn Herr Großmann sich wie die Wanzen totstellte, wenn er mit keiner Silbe von dem Angriff Notiz nehme — ob ich den Vorwurf dann immer wiederholen würde." Erstens habe ich nicht, sondern haben Sie dieses Bild gebraucht und zweitens war diese Anfrage nicht eine Anfrage des Herrn Großmann durch mich, sondern eine rein persönliche zu meiner Information.

*

Jacobsohn erzählt, ich hätte ein Manuskript aus „persönlicher Rachsucht" gefälscht. Tatbestand: Franz Schulz, ein junger Kommunist, gibt mir einen Hymnus auf die im „Tage-Buch" veröffentlichte Verteidigungsrede des Emil Strauß. Da schrieb er: „Die Rede ist besser als alle im Reichstag gehaltenen Reden und sämtliche Leitartikel der B. Z." In der „B. Z." erscheinen keine Leitartikel, und im Reichstag hat auch Otto Bismarck gesprochen. Ich strich die törichte Wendung und ersetzte sie durch die sinngemäßere: „als alle Leitartikel Georg Bernhards". Herr Schulz protestierte, ich wollte ihn nicht schädigen, riet ihm, die Schandtat

Er ist, wie gesagt, ein äußerst rücksichtsvoller junger Mann. Er will morgen gleich weiterreisen, in einen andern Badeort, hat er meiner Frau fest zugesagt. Und er wird sein Wort halten, davon bin ich überzeugt. Er wird uns nie Unannehmlichkeiten machen. Dafür bürgt mir die gute vornehme Familie, aus der er stammt wie sein ganzes bisheriges Leben und sein anständiger Charakter. Denn glaub mir, ich kenn' ihn tiefer und gründlicher, als ihn meine Frau bis heute Abend kennen gelernt haben wird."

Soweit Adolf an jenem heißen Tag! Den Herbst darauf waren wir zu viert an der See. Adolf und seine vor Glück still selige Frau brachten ihr drei Monate altes Kind mit an den Strand: Einen gesunden wohl geratenen Knaben, der in einem Körbchen an der Sonne lag, wenn er nicht seinen Heißhunger an der Brust seiner lächelnden Mutter stillte. Später hat mir Adolf bekannt, daß er und seine Frau sich noch einmal zur Heranziehung des jungen Mannes entschlossen hätten, weil ein einziges Kind doch ein zu großes Sorgenkind wäre. Und in dem Herbst, da ich mit ihm, seiner geliebten Frau und dem Kinderpärchen, einem Knaben und einem fast noch hübscheren kleinen Mädchen, im Bade zusammentraf, gestand er mir, daß sie sich noch für ein letztes Mal mit dem jungen Maler ins Einvernehmen gesetzt hätten:

„Meinst du nicht, fragte mich Adolf in seiner rührenden Offenheit, daß zu einer richtigen Familie drei Kinder gehören müßten?" Und ohne noch eine Antwort abzuwarten, fügte er zu seiner Entschuldigung hinzu: Übrigens haben wir es auch darum getan, weil der junge Mensch sich im Winter verloben möchte. Und wir wollen auf keinen Fall, uns von dann ab noch an ihn wenden. Meine Frau insbesondere würde das nicht für richtig halten. Jedesmal wenn ich in der Folgezeit noch mit Adolf, seiner Gattin und seinen drei Kindern an der See beisammen war, erfreute ich mich an ihrem ungezwungenen, heitern und einträchtigen Familienleben. Die beiden Gatten sind wie stets liebe- und rücksichtsvoll zu einander. Die Mutter ist ein Herz und eine Seele mit dem Mädchen und mit den beiden Knaben, denn das dritte ist wieder ein Junge geworden. An Adolf, ihrem Vater, hängen die Kinder nicht minder zärtlich als er an ihnen. Und die Fremden können nicht davon lassen, immer wieder festzustellen, wie ähnlich die Kleinen ihrem Vater sähen.

Ich mache ein etwas befremdetes, aber zustimmendes Gesicht, so daß er fortfahren kann: „Darum hab' ich meiner Frau endlich gestattet, nun ihrerseits gleichfalls den Versuch anzustellen, ob sie wie ich zur Unfruchtbarkeit verdammt ist oder nicht. Nur ein einziges Mal hab' ich es ihr erlaubt, hörst Du! Ich bin weit weniger großmütig als sie. Und erst nachdem wir den allein möglichen und richtigen Ersatzmann gefunden haben, hab' ich es zugegeben.

Ich will dir alles sagen: Es ist der junge Akademiker, der im Herbst hier draußen immer seine Seestücke malt. Du kennst ihn auch oberflächlich."

Ich besann mich auf einen etwas gesellschaftsscheuen, etwa achtzehn bis zwanzigjährigen Jüngling, den wir zuweilen, wenn er einsam mit seiner Staffelei zwischen den Dünen stand, gegrüßt oder angesprochen hatten:

„Der hübsche Junge mit dem dichten blonden Haar und den sanften Augen in seinem sonnenverbrannten Gesicht?"

„Ja! Natürlich!" schneidet Adolf meine weiteren lobenden Betrachtungen ab; Ich hab' ihn ausgiebig kennen gelernt in der letzten Zeit." Damit streicht er sich die Hitzeperlchen von der Stirn: „Das kann ich Dir sagen. Er ist erst tüchtig von mir ins Gebet genommen worden, eh' ich mich und meine Frau auf dies Wagnis eingelassen habe. Doch alles was recht ist! Es ist ein guter wohlerzogener und unverdorbener Junge. Ich habe selbstverständlich auch noch anderweits die genauesten Erkundigungen über ihn eingezogen, weil wir ganz sicher bei ihm gehen wollten. Bis auf den Stammbaum seines übrigens urgesunden lebenskräftigen Hauses hab' ich mich mit ihm beschäftigt. Darüber konnte ich meine Frau ebenso beruhigen wie über seine Person: Es lag nicht das geringste gegen ihn vor. Er lebt stets still zurückgezogen, ist sauber, zuverlässig und meidet jeden schlechten Umgang."

Adolf sieht mich dabei angespannt an, ob ich nicht meinen Mund zu einer Grimasse, und wär' es auch nur zur kleinsten, verziehe. Den Gefallen tu' ich ihm nicht. Nur von meiner Nasenspitze, die ich in die Luft stoße, scheint er irgend etwas abzulesen. Denn er fährt mich an:

„Ob meine Frau irgend etwas für ihn empfindet, meinst du? Nicht das geringste, versichr' ich dir. Sie mag ihn nur so weit leiden, daß sie sich nicht vor ihm ekelt. Und das ist ja das einzige Erfordernis bei der Sache. Und er? denkst du. Er gibt sich einfach dazu her, um uns einen Gefallen zu tun, meiner Frau und mir. Es ist ja an und für sich nichts Entehrendes noch Unangenehmes, das wir von ihm verlangen.

„Allerdings! Meine Frau!" wiederholt er und verweilt mit einem ganz eigenen, verzweifelten Ausdruck auf dem Wort: „Meine!" Und dann bricht er los: „Ich muß es Dir sagen. Du bist mein bester Freund hier und einem Menschen muß ich mich anvertrauen. Auch sie wird nichts dagegen haben. Ach! Was darf sie überhaupt noch sich verbieten?"

Ich besänftige ihn, indem ich möglich harmlos weiterfrage: „Was hat sie Dir denn schlimmes angetan?"

„Nichts! Noch nichts! Aber sie wird es tun. Jetzt. Vielleicht grade in diesem Augenblick. Aber sie darf es ja. Was reg' ich mich noch auf! Es ist ja zwischen uns abgemacht. Ich bin so blöde und so schwach gewesen, es ihr gradezu zu gestatten."

So redet er und gebärdet er sich noch eine ganze Zeit unklar weiter, bis er mir allmählig ruhiger werdend zunächst beichtet, daß er selbst vermutlich keine Kinder erzeugen könne. Er wisse nicht, ob es an einem Nierenleiden liege, das er als Jüngling gehabt habe. Auch die Ärzte die er schon scharenweise zu Rate gezogen habe, könnten dies nicht mit Sicherheit entscheiden. Jedenfalls sei niemals, auch aus den Verbindungen die er vor seiner Ehe ab und zu flüchtig geschlossen habe, irgend eine sichtbare Folge für ihn hervorgegangen.

„Selbst mit einem unserer Hausmädchen hab' ich mich zum Schluß vor Verzweiflung abgegeben!" bricht er aus: „Mit Erlaubnis meiner Gattin natürlich, um für unsere Nachkommenschaft zu sorgen. Sie hatte mir feierlich geschworen, jedes Wesen, das ihr als Sprößling von mir vorgelegt würde, als ihr eigenes Kind anzusehen und wie eine Mutter aufzuziehen. Aber alle meine Bemühungen, ihr zu dieser Rolle zu verhelfen, blieben ergebnislos."

„Warum habt Ihr denn kein Kind angenommen?" unterbrach ich ihn mit der, wie mir scheinen will, allernatürlichsten Frage.

„Siehst Du! Das verstehst Du nicht", meint Adolf und erlaubt sich, mich überlegen anzusehen: „Solange noch für zwei Eheleute die Möglichkeit vorhanden ist, ein eigenes Kind zu bekommen, wär' es doch die blödeste Torheit von der Welt, sich ein fremdes anzuschaffen. Leuchtet Dir das ein oder nicht? Wenn man Kuckuckskinder aufziehen will — und wir wollen, wollen es alle beide!" — schreit er mich in seiner Gier nach Familienzuwachs an — „so ist es doch vernünftiger, man holt sich solche Bälger heran, die wenigstens mit einem der beiden Beteiligten blutsverwandt sind. Findest Du nicht auch?"

Eine komische Geschichte! sagt jeder, dem ich sie erzählt habe. Und regelmäßig erfolgt dann die Frage: Ist sie auch wirklich passiert? Worauf ich nur immer wieder antworten kann: „Aber ganz bestimmt!"

Mit einem mir befreundeten Ehepaar hat sie sich zugetragen. Der Mann war mit mir auf der Schule gewesen. Seine hübsche junge Frau lernte ich erst später kennen. Ein paar Jahre nach ihrer Verheiratung. Die beiden paßten vortrefflich zusammen und lebten so einträchtiglich miteinander, wie es der Katechismus von guten Eheleuten erhofft. Das einzige, daß ihre liebevolle Gemeinsamkeit trübte, war dies, daß sie keine Kinder hatten. In der ersten Zeit schwebte dieser Mangel nur wie ein leichtes graues Wölkchen über ihnen. Als aber Jahr um Jahr dahinging, ohne daß dieser Fehler in ihrer Ehe sich zu beheben schien, begann aus dem grauen Wölkchen eine düstere Wolke zu werden.

Ich konnte das am besten beobachten, wenn wir zu dritt an der See waren. Wir trafen uns nämlich eine Zeit lang jeden Herbst in einem lieblichen belgischen Seebad. Damals zu einer Zeit, da Belgier und Deutsche noch lebenslustig in dem uns allen gemeinsamen Meer zusammenbadeten. Von Herbst zu Herbst war besonders sie, die Frau meines Freundes, stiller und vergrämter geworden. Sie sandte den Kindern, die mit kurzen Hosen oder aufgehobenen Röckchen an dem Strand herumplanschten, häufig die sehnsuchtsvollsten Blicke zu. Ja, zuweilen vertrug sie es geradezu nicht, an dem Platz, wo die Jugend vor Wonne kreischend ins Meer lief, vorüberzugehen.

In einem Spätsommer, den wir gemeinsam am Strand verbrachten, litt sie augenscheinlich wieder sehr heftig an ihrem kinderlosen Zustand. Denn öfter noch als früher sah ich Tränen in ihren Augen glänzen wenn sie den spielenden Kleinen zugeschaut hatte und dann ihre Blicke wie suchend über die endlosen Wellen streifen ließ.

Eines Mittags nach dem Essen lieg' ich zwischen den warmen Dünen, lausche auf das Schnarchen der See, die in Ebbe verdaut und träume in den müßigen blauen Himmel hinein. Da hör' ich jemand hastig auf mich zukommen. Ich richte mich in die Höhe und erkenne meinen Freund. „Adolf! Hier bin ich! Adolf!" rufe ich. Und denke dabei zum ersten Mal, daß für mich der Name „Adolf" stets etwas leise zum Lachen Reizendes hat.

Aufgeregt wirft er sich zu mir in den Sand: „Endlich hat sie mich so weit!" stößt er hervor. Ich mag mich nicht zu neugierig stellen und frage nur ganz obenhin: „Wer? Deine Frau?"

Das Herrlichste, was Jesus tat: daß er die Händler und Wechsler mit der Peitsche aus dem Tempel trieb. Es gibt Demutpfaffen, Passivisten, Selbstvollender, „Schau"leute, Laotseaner, die ihm das nicht verzeihen können. Man sieht: die geheime Interessengemeinschaft zwischen Irrationalismus und Börse.

*

Lucifer ein gefallener Engel? Er denkt nicht daran! Sondern blieb Engel, licht wie je; nur in euren Augen ward er Teufel. Ihr verteufelt jeden Lichtbringer!

*

Einer wurde von der Kreuzotter gebissen. Um sich zu retten, betrank er sich. Als der Sprit in die Giftmoleküle drang, keiften die: „Dieser zersetzende Geist!" Er ließ sich dadurch aber nicht abhalten, sie weiter zu zersetzen. Und der Gebissene genas.

JOACHIM RINGELNATZ

LIED AUS EINEM BERLINER DROSCHKENFENSTER

Auf dem Asphalt das Blut und das verspritzte Gehirn
Verlaufen in zierlichen Fädchen.
Ein Fädchen kann sein aus Seide oder Zwirn.
Damit nähen und sticken die Mädchen.

Sie nähen einen Saum, und sie sticken ein „B"
In ein seifensteifes Unterhöschen.
Im Kielwasser eines Dampfers auf See
Ersäuft ein vertrocknetes Röschen.

Mein Onkel im Rostocker Rathaus erschrickt
Über eine sich lösende Tapete.
Der hat einmal eine Sternschnuppe erblickt,
Die sah aus wie eine Rakete.

Wenn der Gaul sich auf dem Spittelmarkt mal hinlegen will,
Na dann soll man das dem Vieh auch nicht verwehren.
Nee, dann trink ich meinen Gilka. Und belausche dabei still,
Wie die Wanzen sich im Polstersamt vermehren.

Ein ungütiger Arier kann wenigstens schönes Raubtier sein; ein Jude ohne Güte ist immer ekelhaft.

*

Daß Leute sich etwas auf ihre Talente einbilden — schön; aber auf ihre Defekte? Ich denke an die Irrationalisten-Arroganz, an den Dünkel der Dunklen.

*

Ich liebe euern Stil nicht, aber ich bin weit entfernt, seine Quallität zu bestreiten!

*

Er denkt mit ungelöster Zunge, er schreibt mit einem Kloß im Mund.

*

Mancher sagt auf schwülstige Weise wenig; dies hielt einem einer vor, dem die Berechtigung dazu fehlte; denn er, er sagte auf schlichte Weise nichts.

*

K. gehört zu denen, die sich erst an mir betranken, um dann zu lehren, ich sei Fusel.

*

Einer bewirft mich mit Unrat. Ich säubere mich. Da ruft er: „Geck! Der nur für seine Garderobe Interesse hat! Eitler Selbstbespiegler!"

*

Welch ein Hochmut meist, der da Demut preist.

*

Auffällig: Das Bosnickelhafte der „Neuchristlichen" in der Literatur. Oft braucht man bloß ihre Fratzen anzuschaun, und man ist im Bilde. In den andern Fällen beweist die Fratze ihres Stils genug; von ihrem Lebenswandel zu schweigen. Die Leute verkünden als Tugenden die Eigenschaften, die ihnen am meisten abgehn. Das würde erträglich sein, wenn sie sich nicht gebärdeten, als seien just sie Meister dieser Tugenden. — Parallelen: die körperliche Mißratenheit so vieler Hellas-, Sport- und Ertüchtigungsschwärmer (Schwärmer mit dem Mund . . . und noch einem andern Körperteile!); das penetrant ungermanische, oft geradezu jüdische Aussehen der Hakenkreuzritter.

*

Ich kenne eine Hexe, eine böse „ethische" und „irenische" alte Hexe; wenn die „religiös!" sagt, dann keift sie das Wort, und „Liebe!" — das spritzt sie aus wie Vitriol.

und sich hoch aufreckte und ihm ins Gesicht schaute, wie er sichs vielleicht oft vorgestellt hatte, und doch an ihm vorbeistarrte mit einem leeren Jammerblick. Und einer wie der andere beharrte auf seiner Aussage, und der Ärmste schüttelte geistesabwesend den Kopf und sagte: „Dann weiß ich nicht" — — und dann faßte er sich, dachte an seine Rolle und fuhr fort: „Und wenn die Genossen es mit ihrem Gewissen vereinbaren können, dann nehme ichs auf mich als Kommunist — soll meine Familie und alles zu Grunde gehen." —

Ach, wie kindisch und hysterisch war das und wie erbärmlich vom Standpunkt des logischen und geistigen Helden, aber mich hatte der Gram und das Leiden dieses Menschen gerade wegen all dieser Verirrungen am tiefsten erschüttert.

Die einen werden kommen und sagen, das ist die Gesellschaft der Ausbeuter, die die Menschen erniedrigt und verdirbt, die andern werden sagen, die skrupellosen Hetzer im Hintergrunde, die gehören ins Gefängnis, die haben diese naiven Menschen mit den begehrenden Händen ins Unglück gestürzt und beide Teile haben recht.

Ich will nicht recht haben. Ich wünsche Menschen, die vom Leiden der Kreatur erschüttert werden, und sich doch nicht fressen lassen, sondern erkennen, daß alle Kreatur zur Lust wie zum Leide geboren. Ich wünsche meinem Freunde, daß er mit einem Satz sich wieder in die Höhe rettet und mit zugekniffenen Augen kräftige Reden führen kann, und wenn es nicht anders geht, wird er wie jeder von uns die Augen schließen und sterben. Wir andern aber wollen stark sein, so stark, daß wir das Leben in seiner Breite und Tiefe in uns aufnehmen können und wissen, worauf es ankommt. Denn wir haben nichts anderes! Die Sterne können uns keine andere Gnade geben, als die, daß sie da sind, und wir selbst keine andere, als daß wir uns in Zucht halten, und die Not wie die Freude, die Menschen wie die Erde preißen, daß sie da sind und uns Aufgaben und Erlebnisse schenken durch uns.

Ja, Ihr Freunde und armen Menschen, die ihr da zwischen den spitzen Helmen sitzt, Euch stehen schwere Tage bevor, und alles ist und wird anders, wie Ihrs Euch denkt. Denn es ist nichts mit der Diktatur und der Weltrevolution, und doch ist nichts umsonst, was Ihr getan habt für die eine wie für die andere Seite, und es ist auch nicht umsonst, daß Ihr bestraft werdet.

---

und es ging ihm schlecht. Man vergaß ihn und ohne Mittel mußte er sich zur Festungshaft stellen. Er verschwor sich wohl die Politik, hatte vielleicht auch Gönner seiner Art gefunden, kurzum, er kam bald wieder mit Bewährungsfrist in die Freiheit zurück und hatte eine Stellung in Aussicht, für die er nun leben sollte. Als es daraus nichts wurde, ging er in die Partei der äußersten Linken zurück, an der er, als es ihm schlecht gegangen war, so viel auszusetzen gehabt. und wurde da ein Besoldeter.

Und nun saß er dort auf der Anklagebank und gerade um ihn sammelten sich heute die finstersten Wolken. Der erste, der zweite und noch einige sagten gegen ihn aus, er habe einen Plan entwickelt, die Schutzleute rasch und sicher abzutun, ihre Stationen zu überfallen und anderes mehr. Weiß Gott, was das für ein neues Programm war, das er da verfochten hatte, und ich fürchte. er hat solche Dinge in einer grimmigen Art und mit seltsamer Entschlossenheit gesagt. War doch unter diesen Angeklagten einer, den ich zu seinem Vater habe sagen hören: „Pappa, jetzt ists schon so — die jetzige Regierung taugt nichts und anders muß das werden, daß einmal bessere Zustände kommen." Und vielleicht hätte er gerade wie der Kahlkopf da manches angerichtet, wenn einmal der Sturz gekommen wäre, denn kein Mensch weiß, wo er hingeführt werden kann. Aber sicher hatte der heute so schwer Bedrohte auch schon anders zu anderer Zeit gesprochen, und es schien ihm unmöglich, daß jemand denken könnte, er hätte je die Absicht haben können, Menschen umzubringen, was hier doch eine so schlimme Sache war. Und da hatte er in der Einsamkeit der Untersuchungshaft sich fest vorgestellt, was er zu anderen Zeiten gesagt hatte, und das war ganz anders. Das Lumpenproletariat, das nur plündern und stehlen will bei der großen Revolution, ja, das hatte er gesagt, gehört an die Wand, aber die Schutzleute, die müßte man erst recht für die Ordnung haben, denn die wollten doch wie andere Leute nur ihr Brot haben, und es könne ihnen daher egal sein, von wem sie ihren Gehalt bekämen. Das waren alles doch nur Worte, die einen wie die andern hatte er schon gesagt, sollten ausgerechnet jene ihn für Jahre hinter Gefängnismauern bringen? —

Und dies war das Ergreifendste, was ich gesehen habe in diesen Tagen, als sich alle armen Schlucker mit geisterbleichen Gesichtern gegenüber standen und sich die Wahrheit ins Gesicht sagen sollten. und mein armer Freund mit langsamer, trauriger Stimme flehend und mit Tränen sagte: „Sei ehrlich. Genosse, sag selbst, daß ich so was nicht gesagt habe".

Ernst über allen Menschen im Saale liegt. — Gehts nicht um den augenblicklichen Tod so doch um die süße Freiheit, die nur schätzen kann, wem sie geraubt ist.

Wer in der Stadt gelebt hat, kennt manchen dem Namen nach oder aus Versammlungen, vielleicht auch persönlich.

Dort jenen mit dem glatten Schädel, dessen Kahlheit in einem spitzen Dreieck bis in den Nacken geht, habe ich oft gesprochen, in den Versammlungen, in der Elektrischen und bei anderen Anlässen. Ich kenne auch beiläufig sein Schicksal in diesen zwei Jahren Münchener Geschichte.

Als die in ihrer Führerschaft bedrohte Mehrheit der Sozialisten gegen die Wut der ersten Revolutionspartei, die dem eigenen Land die Schuld vom Elend der Welt aufbürden wollte, die Wahlen durchgesetzt hatte, sah ich ihn zum erstenmal inmitten seiner Parteifreunde von einem Tische aus sich mit irgend einem Gegner herumbeissen. Ho, er dutzte ihn gleich: „Red doch nicht so einen Dreck." Und wenngleich ihm die andern zuriefen, daß er ja gar nicht wisse, was im Erfurter Programm stehe, wenn er sich immer darauf berufe, er war nicht klein zu kriegen. Er hatte eine kräftig schallende Stimme, eine Freude am Rechthaben und Beifall der andern zu seinem schlagkräftigen Witz und eine prachtvolle volkstümliche Art, die mit gleich eine Lust und Freude war. Er war mir lieber, als zehn gute Versammlungsredner, obgleich ich fürchte, er starrte voll Verehrung zu ihnen empor.

Als dann die Sprengung des Landtags kam, hundert Redner Tag und Nacht wie gellende Schellen zu neuen Zeiten riefen, als die Revolutionäre von gestern von Haufen mit Drillerpfeifen niedergebrüllt wurden und bestürzt standen, weil ihre Reden von gestern nicht mehr wirkten da war er voll Ungewißheit und wurde hinüber und herüber gerissen; sprach bald gegen die einen, bald gegen die anderen, bis ihnen gewiß war, daß es am schönsten war, laut mit in die Zukunft hineinzuschreien. Und er ritt hoch zu Roß als ein Führer mit der roten Armee gen Dachau und redete mit gerunzelter Stirne Befehle.

Nun, als München zurückerobert war, spitzte er eine Weile die Ohren, aber nach etlichen Monaten hatte er doch auch seinen Prozeß und steckte ein Jahr und sechs Monate Festung ein. Aber der Mut kam ihm dann doch wieder, er zog auf dem Lande umher, wo man für die Bauern die Art seiner Rede gut gebrauchen konnte, und als eine neue Aufregung im Reiche war, wie die Russen vor Warschau standen, da glaubte er wieder seine Zeit gekommen und zog ins Österreichische

HERMANN HORN

DER MÜNCHNER KOMMUNISTEN-PROZESS

Meiner Seel', das Leben ist so wenig ein Idyll wie ein wütender Krieg aller gegen alle. Am meisten sträubt sichs in mir, es als ein wohl angelegtes Netz von Straßen anzusehen, die man von jedem Luftballon unter sich sehen kann, wiewohl es den Anschein hat, als käme einer vor der Öffentlichkeit am besten weg, wenn er tut, wie wenn er sein Lebtag nichts anderes versucht hätte, als aufzupasen, von diesen schön gewalzten Straßen, die jede Richtung für sich angelegt hat, nie weggekommen zu sein.

Alles zusammen, Ihr Herren, ist das Leben. Grausamkeit, Notwendigkeit, Pflicht, Zartheit, Liebe, Haß, Krieg und Frieden, und was weiß ich noch alles.

Da auf fünf Reihen vor mir im Gerichtssaal sitzen die Verschwörer, die sich Kommunisten nennen, und jeder hat einen Schutzmann mit silberleuchtender Helmspitze neben sich. Irgendwie haben sie alle ein bischen mit dem Feuer gespielt. Mit jenen Phrasen, die man merkwürdigerweise sich angewöhnt hat, geistige Waffen zu nennen, mit ihren Sehnsüchten, mit ihrem Haß und ihrem Begehren und zuletzt auch vielleicht nach dem Willen irgendwelcher finster und entschlossen im Hintergrund Lauernder, mit dem Mitteln der Vernichtung, mit Dynamit und Feuerwaffen. Sie haben kaum bedacht, wie auch diese Flamme fressen und lodern kann, wenn sie erst aus ihrer Hand gegangen, waren vielleicht wie Kinder, obwohl sie sich jetzt und immer sehr wichtig nehmen mit großen und kleinen Worten wie Weltrevolution, Diktatur des Proletariats. Etliche sind auch darunter, die fanatische Scheuklappen anhaben, etliche, die kluger Erwägung voll zu sein scheinen, wie man die Bewegung Schritt für Schritt weitertreibe. Aber alle haben viele Wochen der Untersuchungshaft hinter sich, haben sich mancherlei zurecht gegrübelt von heldenmütigen Worten wie schlauen Ausflüchten, haben sich im Laufe des Verhörs widersprochen und sich gegenseitig, sie wußten nicht wie, belastet. Jetzt haben sie ihre besseren Anzüge und weiße Krägen an, sind frisch rasiert und zeigen eine überlegene Miene, in der sich doch zuweilen die Angst in einem verzerrten Lächeln zeigt. Denn nun ist die Entscheidung da, und die behutsamen Gesichter der Richter, in denen sich wie in einer Retorte alles sammeln und wieder scheiden muß, leuchten vom Tische über ihnen und die Macht des Staates, die sein muß, blitzt zuweilen gleich einem Richterschwert auf, daß ein banger

Vorteile auf unsere Kosten suchen, was ich nicht voraussetzen will, über unsere Zustände ganz unzulänglich informiert sind und noch immer nicht gelernt haben, daß eine schwere Erkrankung der Wirtschaft nicht durch finanztechnische Mittelchen geheilt werden kann, ausgeheckt werden konnte. Viel schlimmer ist es, daß unsere Regierung, und von ihr gezwungen, die parlamentarischen Parteien, diese übrigens unter Vorbehalten, diesen Finanzplan gebilligt haben, statt den Völkerbunddelegierten rund herauszusagen, daß er nichts tauge. Sie sagten sich offenbar, daß es immerhin besser sei, wenn wir zwei Jahre Kredite erhalten, als wenn wir gar keine Kredite bekommen, weil wir die dafür verlangten Bedingungen nicht annehmen. Aber ein solches Vorgehen ist von nicht zu überbietender Stupidität oder Frivolität. Denn während dieser zwei Jahre werden die letzten Reste unserer Wiederaufbaumöglichkeiten vernichtet sein. Wir werden in eine Wirtschafts- und soziale Krise hineingedrängt werden, vor deren Intensität man nur zu schaudern vermag. Wären hier ernste Verhandlungspartner gewesen, dann hätten sie den Delegierten des Völkerbundes erklären müssen: was ihr von uns verlangt, ist innerhalb weniger Jahre überhaupt nicht erfüllbar. Es erfordert einen viel längeren Zeitraum und hat zur Voraussetzung, daß uns für diese Zeit und noch darüber hinaus Kredite in ganz anderer Höhe zur Verfügung gestellt werden, als Ihr sie uns bietet, damit wir nicht nur wie bisher den dringendsten Hunger stillen können, sondern damit wir wirklich unseren Produktionsapparat wiederherstellen und auf eine viel größere Leistung ausbauen können. Dann wird es uns nach 10, 20 Jahren möglich sein, auf eigenen Füßen zu stehen. Und mit der Währungsreform muß gewartet werden, bis die Früchte dieser Hilfsaktion wenigstens zu reifen beginnen, und das wird wohl mindestens 5 Jahre dauern. Daß unsere Regierung nicht den Mut und die Gewissenhaftigkeit aufgebracht hat, so zu den Völkerbunddelegierten zu sprechen, wird sie vor der Bevölkerung einst zu verantworten haben, aber der Bevölkerung wird es nichts mehr nützen.

zu leicht vor. Jede Festsetzung einer neuen Relation erschwert unseren Export, wie ich dargestellt habe. Die ausländischen Kronenguthaben, für deren Aufrechthaltung jedes Interesse geschwunden sein wird, weil an der Krone nicht mehr verdient werden kann, werden abgezogen werden. Und es handelt sich dabei um viele Milliarden. Und mit welchen Währungen soll denn unsere Währung überhaupt stabilisiert werden, da doch alle noch unausgesetzt schwanken? Was wäre damit gewonnen, wenn der Wert unseres Geldes dem Dollar gegenüber festgelegt würde, wenn er gegenüber der Mark, der tschecho-slowakischen Krone und den Währungen der anderen Nachbarstaaten, mit denen uns die größten Handels- und Wirtschaftsinteressen verknüpfen, unausgesetzt schwanken würde. Jede größere Steigerung des Kronenkurses würde uns mit Importwaren aus diesen Ländern überschwemmen, die unser Publikum nach den jahrelangen Entbehrungen mit Heißhunger aufnehmen würde und die alle Stabilisierungspläne der Notenbank über den Haufen werfen müßten. Macht sich das Finanzkomitee einen Begriff von dem Umfang des latenten Güter-Bedarfes einer Bevölkerung, die seit Jahren ihre alten Kleider, Wäsche, Haus- und Küchengeräte immer mühsamer repariert, immer mehr schließlich doch unbrauchbar Gewordenes entbehrt? Und wenn es trotz allem, dank weit größerer Opfer, als sich das Finanzkomitee heute vorstellt, gelingen sollte, die Währung während der Garantiezeit, die gewiß nicht viel länger in Aussicht genommen ist als die Völkerbundkredite für Warenbezüge zu stabilisieren, wie sollen wir dies dann fortsetzen wenn wir wieder uns selbst überlassen bleiben? Dann kommt der Zusammenbruch um so schneller. Die neue Währung wird dann den Weg der alten, d. h. dem Nullpunkt entgegengehen. Warum beginnt man überhaupt mit der Währungsreform bei uns der schwächsten Volkswirtschaft Europas? Warum nicht in Frankreich, Italien und in der Tschechoslowakei? Etwa nur, weil wir als der hoffnungsloseste Patient das geeignetste Versuchskaninchen für gewissenlose Ärzte sind?

Und dafür sollen wir den Rest unserer im Friedensvertrag uns aufgedrungenen Unabhängigkeit aufgeben, sollen zu all den Diktaten, denen wir uns bereits fügen müssen, noch die Oberherrschaft unserer Volkswirtschaft, unserer Gesetzgebung und Verwaltung einer Kontrollkommission einräumen, in der vier Völkerbundvertreter, drei Vertreter Deutschösterreichs stets majorisieren werden!

Es ist traurig genug, daß ein solcher Finanzplan von Politikern und Finanzmännern, die, wenn sie gutgläubig sind und nicht etwa eigene

dessen, was zur Herstellung des Gleichgewichtes der Zahlungsbilanz nötig ist. In jedem Fall — in dem einen mehr, in dem anderen minder — bewirkt man einen Umsturz aller sozialen und Produktionsverhältnisse. Denn wer kann erwarten, daß die ihrer Macht bewußten Arbeiter sich eine Reduktion des Geldlohnes im Ausmaß der Devalvation gefallen lassen werden? Sie sind nun einmal gewöhnt, Monatslöhne von 10 bis 20.000 Kronen zu empfangen, werden sie sich auf 100 bis 500 Francs herabdrücken lassen und nun ganz augenfällig erfahren, daß ihr Monatslohn bei weitem nicht den Wochenlohn eines ausländischen Arbeiters erreicht? Die Gestehungskosten werden also hinaufschnellen und die Konkurrenzfähigkeit auch aus diesem Grunde leiden. Wo wäre die Autorität, um diese, wenn auch nur scheinbare Herabdrückung des Lohnes den Arbeitern aufzuzwingen, wo die Autorität, um zu bewirken, daß diese Steigerung der Gestehungskosten auf die Fertigprodukte nicht überwälzt werde, ja selbst nur zu verhindern, daß Produzenten und Händler, die an große Verdienste gewöhnt sind, ihrerseits die Gelegenheit neuerdings wahrnehmen, um die Preise im neuen Geld hinaufzunummerieren. Freilich muß eine Devalvation einmal kommen, da es ganz ausgeschlossen ist, unsere Währung aus eigener Kraft oder mit fremder Unterstützung zu sanieren. Aber der Zeitpunkt dazu kann erst gekommen sein, bis eben ein gewisses Gleichgewicht der Wirtschaft- und Handelsbilanz hergestellt ist, bis der innere Wert unseres Geldes sich dem Auslandskurs der Krone annähernd angepaßt hat. Und wie soll die Wertbeständigkeit des neuen Geldes sichergestellt werden? Die Theoretiker des Völkerbundes haben freilich eine bequeme Antwort auf diese Frage. Sie sagen, es müsse nur das Budgetdefizit beseitigt und die Notenpresse stillgelegt werden und den Rest besorgt die mit einem ansehnlichen Goldschatz ausgerüstete Notenbank. Aber die erstgenannten Bedingungen sind vorläufig unerfüllbar und das Dogma des vollwertigen, weil metallisch gedeckten Geldes, wird mit dem Goldschatz rasch zu schanden werden an einer Zahlungsbilanz, die an einem Jahrespassivum in der Höhe dieses Metallschatzes, wenn wir ihn uns sehr groß vorstellen, leidet. Freilich läßt sich die Stabilität aufrechthalten, solange eine hinlänglich potente Finanzgruppe sie in ähnlicher Weise garantiert, wie es die Vereinigten Staaten für die englische Währung während des Krieges getan haben. Und es verlautet auch, daß dies für eine kurze Reihe von Jahren in Aussicht genommen ist. Aber vielleicht stellt sich der Völkerbund, wenn solches wirklich beabsichtigt sein sollte, die Aufgabe denn doch

Man stelle uns die Mittel zur Errichtung einer neuen Bank zur Verfügung und sie wird funktionieren und es ist nur festzusetzen, in welchem Verhältnis zu den alten Kronen man die neue Werteinheit, mag sie nun Francs heißen, oder wie immer, einführen will und die nötigen Gesetze können geradezu über Nacht geschaffen werden. Aber dieser Programmpunkt ist an sich das denkbar verkehrteste, was derzeit zur Sanierung geschehen könnte. Die Kreditbedürfnisse von Handel und Industrie, soweit sie derzeit überhaupt sich an die Bank wenden, befriedigt die deutsch-österreichische Abteilung der Österreichisch-ungarischen Bank und es würde völlig genügen, sie in einer oder der anderen Form in eine neue Notenbank umzuwandeln, wenn durch Beendigung der Liquidation der Österreichisch-ungarischen Bank sie in der heutigen Form nicht mehr fungieren könnte. In- und ausländisches Kapital für sie zu finden würde keine Schwierigkeiten bieten. Wenn man nicht längst eine neue Notenbank geschaffen hat, so hat dies seinen einzigen Grund darin, daß es nicht zweckmäßig sein kann, eine neue Notenbank zu gründen, solange die Voraussetzungen für eine Stabilisierung der Wirtschaft und damit der Währung nicht gegeben sind und die neue Notenbank gleich bei ihren ersten Schritten zu diskreditieren. Die Völkerbundbank wird dem Geschäftsleben keine größeren Dienst leisten, auch wenn oder gerade weil Ausländer die Mehrheit der Verwaltung bilden werden, wie es der Völkerbund beabsichtigt. Sie dürfte zunächst den Zweck haben, die Stillegung der Notenpresse wirksamer zu sichern, als es eine heimische täte, aber eben damit würde sie unser Wirtschaftsleben nicht neu aufbauen, sondern völlig zugrunderichten, solange eben die Notenpresse das letzte traurige Auskunftsmittel einer heillosen Lage bleibt. Dann soll die Bank eben die neue Währung einführen, nicht mehr sofort, wie es ursprünglich die Absicht des Finanzkomitees des Völkerbundes war, aber so rasch als möglich. Da gilt es denn die neue Relation festzusetzen. Tauscht man das alte Geld etwa im Verhältnis 100 : 1 um, wie es ungefähr dem gegenwärtigen Wert der Krone entspricht, dann nimmt man den heute durch die Geldentwertung am meisten geschädigten Kreisen die letzte Hoffnung auf Erholung, richtet den geistigen Mittelstand völlig zugrunde. Fixiert man den Umtausch etwa zu 50 oder gar 25 : 1, oder noch günstiger für die alte Krone, dann schafft man eine Wirtschaftskrise von ungeahnter Intensität, weil die Konkurrenzfähigkeit der heimischen Industrie und Landwirtschaft völlig aufhört, der Export zum Stillstand kommt und wir mit ausländischen Waren überflutet werden. Man tut das Gegenteil

Das würde schon an diesem Mißtrauen allein scheitern, wenn nicht die gegenwärtige natürliche Neigung, Vermögen in Sachwerten anzulegen und nicht in Kronenverbindlichkeiten, und die bösen Erfahrungen, die man mit den Staatspapieren, vor allem dank den Bestimmungen des Friedensvertrages mit den Kriegsanleihen gemacht hat, jede Lust, Geld anders als vorübergehend dem Staat zur Verfügung zu stellen, den weitesten Kreisen der Bevölkerung ausgetrieben hätten. So ist der einzig mögliche Weg, doch noch Kapitalien aus der Bevölkerung herauszupressen, der, den die österreichische Finanzverwaltung seit langem beschritten hat, nämlich mehrjährige Schatzscheine auszugeben. Sie sind sechsjährig und mit 6 % verzinslich und können von dem Besitzer jederzeit dreimonatlich aufgekündigt werden. Trotzdem diese Anleihe allen Bedürfnissen entgegenkommt und geradezu kein Risiko damit verbunden ist, können nur sehr bescheidene Mengen davon untergebracht werden, die bei der Höhe des Defizites gar keine Rolle spielen, einfach, weil die Annahme brachliegender Millionen längst eine Legende geworden ist, seitdem Industrie und Handel zur Abwicklung ihrer eingeschränkten Betriebe Kapitalien in einer Höhe bedürfen, deren Aufbringung ihnen selbst und den Banken immer größere Sorge bereitet. Wir werden gewiß auf Geheiß des Völkerbundes die innere Anleihe auflegen. Aber wenn sie den gewünschten Erfolg ebensowenig bringen wird wie die Maßnahmen zur Beseitigung des Budgetdefizites, wenn doch wieder die verpönte Notenpresse in Schwung treten wird, werden wir dann in Verzug erklärt und die Völkerbundhilfe etwa sistiert werden oder wird gar die Banknotenausgabe trotz alldem untersagt und unsere ganze Verwaltung und volkswirtschaftliche Arbeit zum Stillstand gebracht werden? Das sind lauter Fragen, auf welche das Völkerbundprogramm uns bisher keine Antwort erteilt, und die gestellt werden müssen, weil sie ohne Zweifel binnen wenigen Monaten aus den Ereignissen heraus sich aufdrängen werden.

Das Verlangen nach Abbau des Defizites, Einstellung der Notenausgabe und Auflegung einer langfristigen Anleihe ist deshalb Gegenstand scharfer Angriffe, weil es, obwohl alldas gewiß sehr wünschenswert wäre, einfach unerfüllbar ist — denn könnten wir es vollbringen, so hätten wir wahrlich nicht auf den Völkerbund gewartet, um es durchzuführen. So klug sind wir schon selbst, um zu wissen, daß Defizitwirtschaft und Noteninflation uns immer tiefer ins Elend führen, dagegen bietet der letzte oder eigentlich erste Programmpunkt, die Errichtung einer neuen Notenbank und einer neuen Währung an sich gar keine Schwierigkeiten. Das ist ein finanztechnisches Problem von größter Einfachheit.

des Budgets durch Erhöhung der indirekten Abgaben, Eisenbahntarife u. s. w. ist ein Widerspruch in sich, solange der größte Teil der Bevölkerung kaum das Notwendigste zu kaufen vermag und die Steuererhöhungen nicht imstande sind, den Verbrauch an Entbehrlichem zu drosseln, einfach aus dem Grunde, weil nur eine kleine Minderzahl der Bevölkerung überhaupt imstande ist, Entbehrliches in nennenswertem Umfang zu genießen. Freilich, scheinbar kann das Defizit zum Teil beseitigt werden, nämlich, wenn das Finanzministerium in die Lage versetzt wird, seine Auslandskäufe im Kreditwege zu decken, und daher nur die Zinsen der Kredite, nicht aber die Kapitalsbeträge in das Budget als Ausgabenpost einsetzen kann. Aber diese Sanierung ist Selbsttäuschung und sie hört in dem Augenblick auf, wo eben die Auslandskredite aufhören und das Budget ist dann so schlecht, wie es war, oder noch schlechter.

Die Beseitigung des Defizites wird und kann auf diesem Wege nicht gelingen. Sie ist nicht eine Aufgabe, die innerhalb weniger Jahre geleistet werden kann, sondern nur durch Erstarkung der Volkswirtschaft, durch eine ungeahnte Zunahme der Produktion, durch Beseitigung des Wirtschaftsdefizites erreicht werden kann, dessen sinnfälliger Ausdruck — ein anderer ist der Niedergang der Währung — eben das Defizit des Staatshaushaltes ist. Welche Verblendung gehört dazu, zu glauben, daß ein Staat, dessen Volkswirtschaft mit einem enormen Defizit arbeitet und in der der größte Teil der Einwohner — bis auf etliche tausende Schieber und andere große Verdiener — von ihrem Kapitale zehrt, weil sie keine Anzüge, keine Haushaltungsgegenstände anschaffen können, weil die Häuser nicht repariert werden, die Verkehrsanlagen verkümmern, sein Budget in Ordnung zu bringen vermöchte. Daß das nicht von heute auf morgen geht, sieht auch das Finanzkomitee bereits ein, aber die Notenpresse soll doch sofort zur Ruhe gesetzt werden, große innere Anleihen sollen die Fehlbeträge aufbringen. Merkwürdig, daß man gerade von dem schwächsten Lande Europas das verlangt, was die anderen kriegsbeschädigten Länder mit wenigen Ausnahmen nicht vermögen. Bis auf England hat kein europäischer Staat bisher sein Budget ins Gleichgewicht gebracht und selbst England erlebt mit seinen Anleihen immer wieder eine Enttäuschung. In allen anderen Staaten wächst die schwebende Verschuldung trotz wiederholter Versuche, sie durch Anleihen zu konsolidieren, immer von neuem an. Nur Deutschösterreich, der problematischeste Staat Europas, zu dessen staatlicher Zukunft ebensowenig Vertrauen besteht wie zu seiner finanziellen, soll sein Budgetdefizit auf dem Wege von langfristigen Anleihen decken können.

hoffen können, mit normalen Handelskrediten uns im Gleichgewicht halten zu können.

Das sind die Leistungen des Völkerbundes. Von der Errichtung der neuen Notenbank spreche ich später. Diese mageren Leistungen sind aber an eine Reihe von Bedingungen geknüpft, die wir selbst zu erfüllen haben und sie sind im Gegensatz zu der uns versprochenen Hilfe weder vage, noch bescheiden, sondern sehr präzise und umfassend. Sie bestehen zunächst darin, daß wir die uns gewährten Kredite durch Verpfändung der Zolleinnahmen, des Tabakmonopoles, der Wälder und Einräumung einer Generalhypothek auf allen staatlichen und privaten Häuser- und Grundbesitz sicherstellen sollen. Sodann haben wir unser Budget ins Gleichgewicht zu bringen und die Notenpressen unverzüglich stillzulegen, soweit noch ein Defizit besteht — daß es nicht von heute auf morgen beseitigt werden kann, sieht auch das Finanzkomitee ein — soll der Fehlbetrag ausschließlich durch innere Anleihen gedeckt werden. Was dann noch fehlt, soll die Währungsreform und die Stabilisierung des Geldwertes leisten, die durchzuführen Aufgabe der neuen Bank ist. Diesen Teil des Programmes unverzüglich in Angriff zu nehmen, haben sich die Regierung und auf Verlangen der Delegierten des Völkerbundes, die Parteien verpflichtet. Daß sie sich bewußt waren, was sie damit auf sich genommen, bezw. der Bevölkerung auferlegt haben, mag füglich bezweifelt werden und noch mehr, daß die Durchführung dieses Programmes überhaupt möglich ist.

Zunächst die Beseitigung des Budgetdefizites. Es beträgt nach dem letzten Voranschlag etwa 50 Milliarden Kronen, tatsächlich sind es bereits etwa 70 Milliarden Kronen. Um das Gleichgewicht herzustellen, sollen alle Steuern und Abgaben entsprechend erhöht, die Lebensmittelzuschüsse abgebaut, größte Sparsamkeit in den Ausgaben geübt, ein Stillstand in der Hinaufschraubung der Löhne und Gehälter herbeigeführt werden. Das ist zunächst bereits im Zuge, aber das Ergebnis ist, daß das Defizit von Monat zu Monat höher schwillt. Wir haben in den letzten Monaten die indirekten Abgaben, wie Gebühren, die Monopolpreise, die Eisenbahn-, Post- und Telegrafentarife erhöht, zum großen Teil verdoppelt, wir haben die Preise der staatlich bewirtschafteten Lebensmittel hinaufgesetzt, aber die Folge ist, daß die Löhne und Gehälte und damit die Sachpreise immer höher anschwellen. Keine Macht der Erde ist imstande der Lohnbewegung Einhalt zu tun, solange die Kosten der Lebenserhaltung steigen. Und sie müssen steigen, wenn die Preise der Konsumartikel und die Abgaben erhöht werden. Sanierung

Wege gedeckt werden sollen. Aber inoffiziell hat man gehört, daß es sich bei den Vorschüssen um etwa 5 Millionen Pfund Sterling und bei den Anleihen um etwa 600 Millionen schw. Francs handeln soll und daß die Wiederherstellungsperiode, während welcher uns solche Zuschüsse zur Verfügung gestellt werden sollen, mit etwa zwei Jahren in Aussicht genommen wird. Und da beginnt bereits die schwere Enttäuschung. Das Passivum unserer Handelsbilanz hat Dr. Stolper im letzten „Volkswirt" auf Grund der offiziellen Mengenstatistik unseres Außenhandels — eine Wertstatistik liegt nicht vor — in mühevoller Arbeit auf etwa 1 Milliarde Goldkronen berechnet. Diese Berechnung mag unzuverlässig sein, allzuweit kann sie von der Wirklichkeit nicht abweichen. Was soll da also mit 600 Mill. schw. Francs geleistet werden? Damit können wir das Passivum unserer Handelsbilanz kaum zur Hälfte decken, wenn die Wiederholung dieser Anleihe im zweiten Jahr neuerlich zur Verfügung steht und nicht etwa dieser Betrag unsere Bedürfnisse für zwei Jahre decken soll. Wir haben aber noch ganz andere Zahlungsverpflichtungen an das Ausland, Vorkriegsschulden an die Sieger, altösterreichische Staatsschulden und Kriegsschulden an das Ausland und vieles andere. Soweit sie nicht aus dem unsichtbaren Export an geistigen Gütern und Handelsgewinnen gedeckt werden und das ist gewiß nur ein Teil, müssen sie durch den Export von Kapitalsgütern oder durch schwebende Schulden bestritten werden, was beides in den letzten Jahren seit Kriegsende in vielen Milliarden geschehen ist. Die Hilfe ist also in ihrer Höhe ganz unzureichend, sie ist es noch mehr in ihrer Dauer. Es ist geradezu unfaßbar, daß die Fachmänner des Völkerbundes glauben können, daß in zwei Jahren unser Wiederaufbau so weit gediehen sein könnte, um uns wieder auf eigene Füße stellen zu können. Dazu braucht es 10 und 20 Jahre und ganz anderer Mittel. Dazu müßte nicht nur unser Bedarf an Nahrungsmitteln — was auch nur zum Teil geschehen soll — gedeckt sein, sondern dazu müßten wir große Summen erhalten, die unmittelbar zur Verbesserung unseres Produktionsapparates zu dienen hätten, zur Intensivierung unserer von jeher zurückgebliebenen und im Kriege stark herabgekommenen Landwirtschaft, zur Wiederinstandsetzung, Modernisierung und zum Ausbau unserer Industrie, die nach dem Zerfall des alten Staates als ein Torso zurückgeblieben ist, zum Ausbau unserer Wasserkräfte, zur Wiederinstandsetzung unserer Eisenbahnen, und von alldem ist in dem Völkerbundsprogramm überhaupt nicht die Rede. Wenn die zwei Jahre um sind, werden wir mit unserer produktiven Leistungsfähigkeit kaum weiter sein als heute. Jedenfalls lange nicht so weit, daß wir

die Devisen selbst anschaffen und das geht eben nicht ohne starken Druck auf den Kronenkurs. Aber allen diesen ungünstigen Momenten müßte die Tatsache entgegenstehen, daß die Not in absehbarer Zeit ein Ende nehmen werde, und die internationale Spekulation würde die Krone nicht ins Bodenlose sinken lassen, wenn sie eben wirklich von dem Völkerbundprogramm die Hilfe für Deutschösterreich erwarten würde. Wie soll sie aber diesen Glauben haben, da wir selbst nicht an diese Hilfe glauben können, im Gegenteil, von dem Völkerbundprogramm nur neue schwerste Gefahren für unser Wirtschaftsleben erwarten? Es gibt nur eine kleine Gruppe von Menschen in Deutschösterreich, die wirklich das Heil von der Völkerbundhilfe zu erwarten vorgeben, die diesen Glauben bei jeder Gelegenheit verkünden und das ist die Regierung, die nach dem letzten Kabinettswechsel im wesentlichen die gleiche geblieben ist, und ihr engster Beamtenstab, der an den Verhandlungen mit den Delegierten des Finanzkomitees teilgenommen hat. Sonst gibt es kaum jemand in Deutschösterreich, der sich von dieser Aktion einen Vorteil versprechen würde. Und das ist auch leicht einzusehen, wenn man das Programm, soweit es bisher bekannt ist, zergliedert.

Die Völkerbundaktion besteht aus einer Reihe von Maßnahmen, die nach dem Willen ihrer Verkünder in ihrer Gesamtheit untrennbare Teile eines umfassenden Gesamtprogrammes darstellen, die auch in einer gewissen Reihenfolge sich zu vollziehen haben. Davon hat die von dem Völkerbund mit der Durchführung betraute, noch unbekannte internationale Finanzgruppe den einen Teil, Deutschösterreich selbst den anderen Teil zu erfüllen. Die Finanzgruppe hat uns die nötigen Kredite zur Bezahlung unserer Auslandskäufe während der Periode der Wiederherstellung und die Hälfte des Kapitales einer neuen Notenbank beizustellen und, bis diese Kredite flüssig gemacht werden können, was an verschiedenen Voraussetzungen, vor allem an die Rückstellung aller Pfandrechte der Verbündeten und neutralen Staaten, geknüpft ist, einstweilige Vorschüsse zu gewähren, die nach der Note an den Obersten Rat bereits sichergestellt sind und innerhalb weniger Wochen (von Mitte Juni angerechnet) verfügbar sein sollen. Das ist so ziemlich alles, was die deutschösterreichische Bevölkerung offiziell von den uns zugedachten Leistungen der Finanzgruppe weiß. Wir wissen nicht, wie groß die Vorschüsse sein werden, sie sollen aber in einem für mehrere Monate genügenden Ausmaß gewährt werden. Wir wissen nicht, wie groß die Anleihen sein werden, wir wissen auch nicht, zu welchen Bedingungen sie gewährt werden, und noch weniger, während welcher Zeit unsere Auslandskäufe auf diesem

WALTHER FEDERN, WIEN

DIE VÖLKERBUNDHILFE FÜR DEUTSCHÖSTERREICH

Seitdem die Völkerbundhilfe für Deutschösterreich durch die Veröffentlichung des Schriftwechsels zwischen den nach Wien entsendeten Delegierten des Finanzcomitées des Völkerbundes und der deutschösterreichischen Regierung und durch die Verhandlungen in London und den Bericht des Finanzcomitées an den Obersten Rat aus dem Stadium der ersten vorbereitenden Schritte in das der Verwirklichung getreten ist, ist der Kurs der österreichischen Krone in Zürich von 1.60 auf 0.90 Centimes gefallen. Das ist weitaus der tiefste Kurs, den sie bisher eingenommen hat. Es liegt nahe, in dieser Kursentwicklung das Urteil der Welt über die Hilfsaktion zu erblicken. Vielleicht ist das zu pessimistisch. Die Völkerbundaktion ist noch nicht gesichert, noch hat eine ganze Reihe von Staaten, die notwendige Voraussetzung der Aktion, die Rückstellung des Generalpfandrechtes nicht bewilligt. Auch eine andere, vom Finanzcomitée bezeichnete Voraussetzung der Aktion, der erfolgreiche Abschluß der Konferenz von Portorose, die dieser Tage hätte beginnen sollen, ist durch ihre Verlegung bis zum Herbst in unbestimmte Ferne gerückt. Vielleicht sprechen sich also Zweifel an der nahen Verwirklichung der Hilfsaktion in der Entwertung des Kronenkurses aus. Dann mögen auch andere Umstände mitspielen. Der Niedergang der polnischen Mark, an der das deutschösterreichische Publikum Milliarden verliert, mahnt die internationale Spekulation, daß eine Entwertung der Valuta auf 1 % des Nennwertes noch lange nicht den möglichen Niedergang erschöpft, und so mag mancher sein Engagement in deutschösterreichischen Kronen lösen, weil er nicht mehr nur Chancen nach oben darin erblickt, zumal diese Chancen eben durch die Völkerbundaktion begrenzt sind, denn diese strebt die Stabilisierung des Kronenkurses auf einem zwar noch unbekannten, aber nach allem, was man hört, von dem vor einigen Wochen eingenommenen Kursstand nicht sehr weit entfernten Niveau an. Auch ist der ungeheure Bedarf Deutschlands an Westdevisen zweifellos an dem Niedergang mit Schuld. Deutschland versucht auch einen Teil seiner großen Kronenguthaben in Westvaluta zu verwandeln, wenn es auch dadurch alle seine Hoffnungen, einmal seine Verluste an den Kronen zum Teil wieder hereinzubringen, aufgeben muß und die Krone noch mehr entwertet. Schließlich ist uns die Völkerbundhilfe ja nur versprochen. Vorläufig müssen wir für unseren ganzen Importbedarf und unsere sonstigen Auslandszahlungen

genesen, werden nun vielleicht doch einen luziden Moment haben und begreifen, wie der grenzenlose Haß der Welt gegen uns entstanden ist.

Aber wie über die gehorsamen, nachgeordneten Offiziere richten? Hätten sie sich geweigert, dem Mordbefehl des Vorgesetzten zu folgen, wären sie schnell den verläßlich funktionierenden Kriegsgerichten übergeben worden. Und überdies: Sie dienten dem Vaterlande. Das Gekreisch der Ertrinkenden mag ihnen heut noch in den Ohren gellen — sie mordeten ja nicht für sich, sondern auf allerhöchsten Befehl und zur Rettung des Reiches. Wenn je unwiderstehlicher Zwang vorlag, dann hier. Furchtbar zu richten!

Herr Schmidt mag sich in schlaflosen Nächten sein Urteil abzuringen versuchen. Niemand berät ihn und die Herren im Kollegium. Alle Hilfsmittel fehlen. Kein analoger Spruch des Reichsgerichtes, auf den man sich berufen könnte! Man ist Richter, nichts als Richter. Aber gestern sind die Franzosen aus dem Leipziger Gerichtshaus abgezogen, werden morgen die Engländer abmarschieren? Wenn er den Komplex nach allen Seiten durchdenken will, dann müßte er eigentlich bei der Reichsregierung anfragen, welche Folgen ein Freispruch hätte? Aber er ist oberster Richter, er muß Unabhängigkeit betonen. Er darf nicht einmal fragen.

Wie leicht waren alle diese Kriegsverbrecher niedrigen Ranges zu beurteilen. Wie schnell waren halbproletarische Unteroffiziere ins Kittchen zu setzen und wer lärmte ihretwegen? Um diese Ubootshelden aber wird ein großes nationales Geschrei anheben.

Die Reichsanwaltschaft hat Herrn Schmidt die Arbeit nicht leicht gemacht. War die Versenkung des Lazarettschiffes und das Beschießen der Rettungsboote ein Verbrechen, so durften nicht nur die gehorsamen Handlanger vor das Reichsgericht zitiert werden, dann mußte vielmehr die Kette der Verantwortlichen bis zur höchsten Stelle geschlossen werden. Nicht die „Nachgeordneten" allein durften auf die Bank der Schuldigen gesetzt werden. Die Dithmar und Boldt sind Instrumente gewesen, aber Herr von Trotha, der damals Chef der Hochseeflotte war, bleibt von Anklage und Selbstanklage unbehelligt. Es gab preußische Schwärmer, die hofften, der Herr Vice-Admiral werde vor's Reichsgericht treten und sagen: „Ich war der Kopf des Stabes. Ich gab Befehle. Ich hatte zu entscheiden. Im letzten Grunde bin ich der Verantwortliche. Laßt die armen Häscher laufen. Sie haben gehorcht, ich aber habe gewollt!"

Dann hätte Herr Schmidt sich nicht in schlaflosen Nächten ein alle unbefriedigendes Urteil abringen müssen.

Dann hätten Englands Admirale aufgehorcht.

Dann hätte es einen letzten preußisch-heroischen Vorgesetzten gegeben.

Aber Herr von Trotha fühlte sich nur als Zeuge. Er fährt, hoffentlich morgen ins Seebad, um sich von den Strapazen seiner Leipziger Zeugenaussagen zu erholen.

THOMAS WEHRLIN

ARMER HERR SCHMIDT

Ein Dampfer mit Kranken, Pflegern, Ärzten fährt nachts übers Meer. Er trägt die Lichter des Lazarettschiffes. Plötzlich schlägt ein Torpedo mitten in den Schiffskörper. Panik unter den Kranken. Rettungsboote über Bord. Die Kähne schwimmen im Dunkeln. Der Kapitän kommandiert die Mannschaften in den Maschinenraum hinunter. Aber die Offiziere bleiben auf dem Deck und die Geschütze krachen weiter. Getroffene Rettungsboote sinken. Vor einem besetzten Kahn erhebt sich plötzlich ein U-Boot. Es rast mit voller Kraft heran, das Rettungsboot soll gerammt werden. Schreien, Jammern, Seufzen durch die Nacht . . . Am nächsten Tag versammelt der Kapitän des U-Bootes seine Leute um sich und nimmt ihnen das Ehrenwort ab, über die schauerlichen Geschehnisse der Nacht zu schweigen. Sogar zwei gefangenen Engländer wird das Ehrenwort abgezwungen. Unten im Maschinenraum raunen die Leute: „Ein zweites Mal tun wir's nicht wieder". Der Steuermann brummt: „Ich habs ihm vorher widerraten."

Über diese Vorgänge hat das Reichsgericht zu urteilen. Herr Schmidt, der Vorsitzende, ist nicht zu beneiden. Der verantwortliche Leiter des U-Bootes, Herr Patzig, ist verduftet. Seine zwei Helfer sind des Mordes angeklagt. Sie verantworten sich nicht, sie berufen sich auf ihr Ehrenwort.

Herr Schmidt, der Vorsitzende, und seine Rechtsgehilfen sind nie vor schwereren Nöten gestanden. Die beiden angeklagten Offiziere haben ihrem Kapitän gehorcht. Leicht mag es ihnen nicht geworden sein. Wem gehorchte der Kapitän? Der Viceadmiral von Trotha, nur Zeuge, meint, Seeoffiziere hätten geglaubt, wenn das Oberkommando eine Kampfhandlung anordne, so seien alle nachgeordneten Offiziere von der Verantwortung befreit. Aber hier stehen nur die Nachgeordneten. Der vorgesetzte Kapitän hat ihnen den Posten überlassen. Und das Oberkommando, die letzte verantwortliche Instanz, ist gar nicht angeklagt.

Armer Herr Schmidt. Wie soll er richten? Man durfte dem Reporter glauben, daß der Reichsanwalt „mit bewegter Stimme" sprach. Durfte dem Kläger glauben, der versicherte, in vierzig Jahren, die er als Staatsanwalt und Richter verbracht, habe er keine schwerere Stunde erlebt . . . Jahrelang sind die Ubootführer nur mit dem Heldenschein der Legende ausgestattet worden. Ihre nächtliche Todesarbeit wurde mit Ehrenworten verdeckt. Keine Pressekonferenz ward in die Ruhmestat, Verwundete aus Spitalschiffen und Rettungsbooten ins Meer zu werfen, je eingeweiht. Aber durch die Zeitungen aller seefahrenden Völker zog das Bild der deutschen Unholde, die Kranke nachts in die Flut werfen. Deutsche, die immer noch glauben, an unserem Wesen solle die Welt

Bank für Handel und Industrie

Bilanz per 31. Dezember 1920.

Aktiva.	M	Pf	M	Pf
Kasse, fremde Geldsorten, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs- (Clearing-) Banken			436261794	35
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c, d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	2993711918	31		
b) eigene Akzepte	3069117	37		
c) eigene Ziehungen	695	35		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	41122	20	2996822853	23
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			422823814	35
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere			162405942	82
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			247927167	67
davon am Bilanztage gedeckt:				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine . . . . . . M 234598827.25				
b) durch andere Sicherheiten . . . M 8235688.84				
Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs- und der Bundesstaaten	22230525	70		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	7430612	87		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	38400287	94		
d) sonstige Wertpapiere	5855582	20	73917008	71
Konsortialbeteiligungen			35709917	60
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			30331273	89
Debitoren in laufender Rechnung				
a) gedeckte	1301574946	97		
b) ungedeckte	701820035	43	2003394982	40
c) Aval- und Bürgschaftsdebitoren M 565019535.62				
Bankgebäude			34999721	41
			6444594476	43

DRESDNER BANK

Bilanz per 31. Dezember 1920.

Aktiva	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	665017849	60
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	6767932223	95
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	894573333	85
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	235061336	85
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	456789660	05
Verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	53789477	65
	9073163881	95
Eigene Wertpapiere	121205391	80
Konsortialbeteiligungen	71577149	30
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken u. Bankfirmen	77211035	85
Schuldner in laufender Rechnung	2741231530	70
außerdem Aval- u. Bürgschaftsschuldner ℳ 1847187090.— hierunter Avalforderungen an Reich und Reichsbank ℳ 257721450.—		
Bankgebäude	61585415	95
Sonstige Immobilien	4192324	95
Mobilien-Konto	11140475	35
Pensions-Fonds-Effekten-Konto	9220473	25
Effekten-Konto der König-Friedrich-August-Stiftung	95205	—
Effekten-Konto der Georg-Arnstaedt-Stiftung	122250	—
Saldo der Zentrale und auswärtigen Abteilungen mit mit unserer Niederlassung in London	20030784	60
	12190775918	70

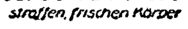
Passiva	ℳ	₰
Aktien-Kapital-Konto	260000000	—
Rücklage A	51000000	—
Rücklage B	29000000	—
Talonsteuer-Rücklage-Konto	1444536	—
Gläubiger	11582010352	95
Akzepte	108928259	65
Außerdem Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen (einschl. der für Reich und Reichsbank übernommenen) ℳ 1847187090.—		
Dividenden-Konto	1292988	—
Pensions-Fonds-Konto	9747841	05
König-Friedrich-August-Stiftung	107294	85
Georg-Arnstaedt-Stiftung	153362	35
Eugen-Gutmann-Fonds	2065377	10
Übergangsposten der Zentrale und Filialen untereinander	799780	75
Reingewinn	144226126	—
	12190775918	70

Dresden, den 31. Dezember 1920.

DRESDNER BANK

Nathan. Jüdell. Herbert M. Gutmann. Hrdina. Kleemann. Ritscher. Frisch.


Gesunde Nerven


straffen, frischen Körper





DER MANN IM MITTELPUNKT

Freiherr von Eckardstein erzählt im eben erschienenen 3. Band seiner sehr lesenswerten (bei Paul List in Leipzig erschienenen Lebenserinnerungen eine ausgezeichnete Bemerkung, die einmal der witzige Amerikaner Senator Chauneay Destew über die Ähnlichkeit zwischen Wilhelm II. und Roosevelt gemacht hat: „Der Kaiser und Roosevelt ähneln sich in vieler Beziehung. Wenn einer von ihnen zu einer Taufe geht, will er der Täufling sein; wenn er zu einer Hochzeit geht, die Braut, und wenn er einer Beerdigung beiwohnt, möchte er den Leichnam vorstellen."

WELTBÜHNEN-GESTANK

Ich habe Siegfried Jakobsohn wegen verleumderischer Nachrede beklagt. Unter anständigen Leuten gibt es einen Kodex: Man wagt es bis der Richter entschieden hat. — Stattdessen überhäuft mich Jakobsohn jetzt mit den übelsten Beschimpfungen. Hofft er dadurch der Züchtigung im Gerichtssaal zu entgehen? Er irrt. Ich habe die, wie ich heute erkenne, kindische Vorstellung gehabt, er werde, wenn ich ihm mein Material geordnet vorlegen lasse, sein Unrecht einsehen und einbekennen. Stattdessen greift er bis in mein privatestes Privatleben, ganz in der Art der schäbigsten Revolverblätter. Seine Züchtigung wird desto strenger sein. —

Das Urteil des Herrn Jakobsohn über mich ist mir gleichgültig. Ich war 10 Jahre lang sein eifrigster Mitarbeiter. Sein zudringliches Lob hat mich so wenig zu fesseln gewußt wie jetzt seine stinkende Verleumdung. Aber es kann oberflächliche Leser geben, die durch sein Gerede überzeugt werden. Deshalb werde ich die tatsächlichen Lügen seiner Erzählung mit zugehaltener Nase zergliedern. Im nächsten Heft.

Stefan Großmann.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Nr. 27):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

ungeprüft und unwidersprochen lassen, des Menschensohnes, der ihr nächster Akt und ihr Ende ist, aber man wird erschüttert werden von den Blicken, die Blüher in die Tiefe des Menschen und des Seins tut, und man wird Ehrfurcht haben vor dem, was an Geistigem in diesen Blicken offenbar wird. Heinrich Becker.

Else Lasker-Schüler: Der Wunderrabbi von Barcelona. (Paul Cassirer Verlag, 1921).

Aus Versen, Prosa und etwas Graphik erblüht hier die Wunderblume eines Kunstwerkes, deren Duft man genießen, aber deren Staubfäden man nicht zählen soll. Dies Büchlein ist der Orient, nicht wie er im Baedeker beschrieben ist, sondern wie er als Fata Morgana vor unseren Kinderaugen auftauchte, als man uns aus „Tausend und eine Nacht" vorlas. Hier ist das Märchen Alltag und kein noch so absonderliches Wunder setzt uns in Erstaunen. Was die Heutigen nicht mehr können, Else Lasker-Schüler — eine Seele unter Technikern — versteht noch zu fabulieren. Sie erzählt nur die alte Geschichte von der Liebe des Christen zur Jüdin, die zu Judenverfolgungen und Mord des Wunderrabbi führt, aber es ist, als hörten wir diese Dinge zum ersten Mal. In immer neuer Verschlingung reihen sich die Arabesken der Wortfolgen aneinander, jeder Satz hat sein eigenes phantastisches Gesicht. Diese kleine Geschichte ist die Alhambra in Worten.

ANEKDOTEN

OPFER DER GASTLICHKEIT

Die „letzte deutsche Tragödin" seligen Burgtheater-Angedenkens empfängt eines korrekten Sonntagsvormittags den Besuch eines aufmerksamen jungen Bewunderers, — Theaterhabitué, Husar und Gräflein.

Schon am Nachmittag ist ihr Freund und Lebensgefährte von dem unprogrammmäßigen Verlauf dieser Anstandsvisite unterrichtet: er stürzt wutschnaubend in ihr Boudoir und macht eine rasende Eifersuchtsszene.

Die Tragödin erhebt sich tiefgekränkt von ihrem Ruhebett — in der Plüschmöbelzeit ruhten Tragödinnen immer auf löwenfellbedeckten Lagern, unter verhängten Stehlampen und umgeben von unerhörten Blumenarrangements — — sie erhebt sich also tiefgekränkt, ungerecht angegriffen und schnattert den einsichtslosen Ankläger im Vollbesitz ihres guten Gewissens nieder:

„Was willst Du denn eigentlich? Dieser fade Kerl sitzt eine geschlagene halbe Stunde da und ist nicht wegzubringen. Ja, was hätte ich denn mit diesem langweiligen Menschen *sonst* anfangen können?"

auch an sie, natürlich in etwas geänderter Form, um nicht als Kontre-Revolutionär beschuldigt zu werden. Mehr als eineinhalb Jahre mußte für die Idee der Mechanisierung geworben werden. In dieser Zeit unternahm die Sowjet-Regierung, aus Gründen ihrer demagogischen Agitations-Taktik, nicht das Geringste gegen die Vernichtung des Großgrundbesitzes durch die Bauern und als dieser Prozeß infolge der vollständigen Zertrümmerung des Großgrundbesitzes sein natürliches Ende gefunden hatte, begann die Sowjet-Regierung zu „registrieren" und „normieren" und die Bildung von landwirtschaftlichen „Kommunen" zu begünstigen, die sich auf den Ruinen der früheren Güter festzusetzen versuchten. Es war ein Schulbeispiel von Demagogie, das städtische Proletariat, das jegliches ernste Arbeiten verlernt hatte und in die Provinz zog, um dort sein Mütchen zu kühlen und zu rauben, so zu belohnen. Die auf den Überresten der Güter gegründeten „Kommunen" zerfielen sogleich wieder nach Zerstörung des noch vorhandenen letzten Inventarstückes. Und die Förderung dieser Kommunen, deren Tätigkeit sich nur auf die Vernichtung vorgefundener Güter beschränkte, kostete im Durchschnitt 3000 Rubel pro Kommune-Mitglied, plus Verlust an zerstörtem Inventar.

Nach der Periode der „Kommunen" begann die Epoche der „Sowjet-Güter", die sich bezahlter Arbeiter bedienten. Die Maßregel kostete allein im Jahre 1919 über eine Milliarde Rubel an Arbeiter-Löhnung, wobei die Produktion um die Hälfte weniger ergab als der Bedarf den Arbeiter ausmachte, von den ihnen außerdem noch gelieferten Waren, Manufaktur, Eisen, etc. ganz abzusehen

Die größeren Bauern-Anwesen gingen schon im Jahre 1917 in der Aera Kerensky-Tschernoff zugrunde, in jener Zeit, wo auch der Wirtschaft der Kolonisten, hauptsächlich der deutschen, ein irreparabler Schlag versetzt worden war.

Die Bauern-Gemeindewirtschaft hatte unter dem Weltkrieg verhältnismäßig wenig gelitten: Sie war zu einer Beschränkung auf jene Arbeiten gelangt, die auch vor dem Krieg schon von Frauen ausgeführt worden waren. Der Ruin aber begann hauptsächlich zur Zeit Kerenskys, setzte sich unaufhaltsam durch die ganze Periode der Bolschewiken-Herrschaft fort, während welcher der tüchtige und darum reichere Bauer auf jegliche Weise zugrunde gerichtet wurde. Die rücksichtslosen „Requisitionen" oder Raubzüge bewaffneter Delegationen des Lebensmittel-Kommissariats und der Arbeiter-Expeditionen, die unaufhörliche Mobilisation von Menschen und Pferden — gewöhnlich gerade

zur Zeit der wichtigsten Feldarbeiten —, dies alles raubte jegliche technische Möglichkeit einer fruchtbaren Arbeit. Die Normierung der Getreidepreise „zugunsten des städtischen Arbeiters, der durch die sozialistische Revolution dem Bauer Erde und Freiheit gab", machte den Getreidebau für den Verkauf zu normierten Preisen verlustbringend. Die straffe Durchführung der Normierung und das Gesetz von der Expropriation und der Produktions-Überschüsse nahmen den Bauern endgültig jede Lust, auch nur das Geringste zu produzieren, was seinen dringendsten persönlichen Bedarf überstieg. Die Eintreibung von Getreide mit Hilfe von Artillerie, Maschinengewehren, etc. kam sehr teuer zu stehen, noch teuerer aber wurde sie durch den hierfür nötig gewordenen unheimlich großen Apparat des Lebensmittel-Kommissariats. Schematisch war die Lage so, daß der Bauer für ein Pud Getreide 40 Rubel erhielt, und die militärischen und Organisations-Unkosten hierauf 560 Rubel betrugen, im Ganzen das Pud also auf 600 Rubel zu stehen kam. Verkauft wurde es nun für 40 Rubel, und die übrigen 560 Rubel wurden durch das unermüdliche Drucken von Papiergeld gedeckt. Freilich wurde die gleiche Methode der Verlustdeckung sozialistischen Handels auch in allen anderen Zweigen der Volkswirtschaft angewandt.

Es ist klar, daß es unter solchen Umständen vorteilhafter gewesen wäre, in den bevölkerungsarmen Gebieten des südöstlichen europäischen Rußland richtiggehende große Staats-Güter einzurichten und dasselbst eine Art von Bewirtschaftung vorzunehmen, die nach Möglichkeit von Arbeitern und Klima unabhängig machte. Das ausgesprochen kontinentale Klima des südöstlichen Wolgagebiets gewährte bei intensiver Bodenbearbeitung die Aussicht auf hohe Ernte. Der Gedanke von der Einrichtung solcher Wirtschaften wurde zuerst von A. P. Meschtschersly ausgesprochen, dem leitenden Direktor der Akt. Ges. für landwirtschaftliche Maschinen „Robotnik". Er bemühte sich schon lange vor der Revolution um die Konzession; im Astrachanschen Gouvernement solche mechanisierte Gutswirtschaften einzurichten, worin ihn die Petersburger Disconto-Bank unterstütze. Von denselben technischen Voraussetzungen wie Meschtschersly ausgehend, wies ich die Führer der Sowjetrepublik darauf hin, wie wichtig es sei, derartige Großgüter von rein produktivem Typus in enen Gegenden Rußlands aufzubauen, wo nur die Anwendung gewaltiger technischer Hilfsmittel erfolgreiche Arbeit ergab, wo die Bauernwirtschaft aus klimatischen Gründen unzulänglich war. Denn es lag auf der Hand, daß nach der langjährigen Agrar-Agitation der Social-

Revolutionäre nur jene Landstreifen in Betracht kamen, mit denen der Bauer selbst nicht fertig wurde und auf welche er darum auch nicht praetendierte, und das Ziel war, in diesen entvölkerten Gebieten große Wirtschaften zur Belieferung der Städte und ertragsarmen Gebiete aufzurichten. Die schon in der Vorkriegszeit erschienenen Arbeiten des Professor Tulaikow und anderer bedeutender Gelehrter, wie auch die Veröffentlichungen des Landwirtschaftlichen Departements gaben hinreichendes Material. um die Sache in Angriff zu nehmen. Bei genauer Prüfung der Sachlage wurde klar, daß in Anbetracht des Mangels an qualifizierten Arbeitern, des ungeheuren Kostenpunkts der Traktoren, des Fehlens von Benzin und anderen leichten Destillaten, der Unmöglichkeit der Maschinen-Reparatur usw. der einzige Ausweg die Elektrifizierung war, um so mehr als von allen Zweigen der mechanischen Produktion die elektromechanische allein noch blühte, dank dem Umstande, daß der Volkskommissar L. B. Krassin persönlich daran interessiert war.

Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände und nach langwierigen Anstrengungen wurde endlich im Mai 1919 beim Volkskommissariat der Landwirtschaft das „Bureau für Elektrifizierung der Landwirtschaft" eingerichtet, das sich sofort an die Arbeit machte, natürlich nur insofern als dies überhaupt möglich war in Anbetracht des progressiven Zerfalls der ganzen Industrie, eines Zerfalls, der die Elektrifizierung ebenso unmöglich machte wie den Bau eines einfachen Bauernwagens.

Aber ein Gutes hatte die Arbeit des Elektrifizierungs-Bureaus doch: in Sowjet-Kreisen begann man lebhaft zu bedauern, daß die Regierung (oder was hier dasselbe ist, die Partei) nicht schon zu Beginn der Revolution, als die technischen Möglichkeiten noch vorhanden waren, all ihr Augenmerk und alle Kreditmöglichkeiten dahin richtete, große Staatsgüter einzurichten, sondern sich daran machte, Getreide aus dem Bauer herauszuquetschen, aus dem russischen Bauer der auch in guter alter Zeit niemals Versorger von Stadt und Industrie gewesen war.

Damals begannen verschiedene Techniker, Ingenieure, Leute der realen Arbeit, daran zu glauben, das jetzt, wo die unvermeidliche Krisis, der unerbittlich nahende Hungertod vor allen Augen stand, die Regierung ihnen, Technikern, Ingenieuren, Leuten der realen Arbeit, die Produktion und Versorgung des Landes in die erfahrenen, zuverlässigen Hände geben würde. Hatten doch die Politiker aller Parteien ihr ganzes Leben nur gelernt, wie man Regierungen stürzt und Reichtümer aufteilt, worin sie, wie die Praxis bewiesen hat, auch tatsächlich Spezialisten waren, — gleichzeitig waren sie aber vollkommen unfähig und unbe-

wandert in der Psychologie und Technik der Produktion, fremd jedem Aufbau, fremd den realen Nöten der Zeit. Und so entstand der Gedanke von der Bildung eines „Arbeits- und Verteidigungs-Rates".

Das „Bureau für Elektrifizierung" bildete sich aus den Mitgliedern des „Provisorischen Elektrifizierungs-Rates" und vereinigte sich später mit dem „Arbeits- und Verteidigungs-Rate". Die hauptsächliche Bedeutung der vollbrachten Arbeit aller dieser hochtrabend benannten Institutionen liegt durchaus nicht im Technischen, da bei dem nicht mehr zu verhüllenden Ruin von Volkswirtschaft und Finanzen Rußlands von einer ernsten Elektrificierung oder Mechanisierung ja nicht die Rede sein konnte und man sich nur auf den engen Bezirk vorläufigen Experimentierens beschränken mußte.

Die wirkliche Hauptbedeutung bestand in der langsamen Dämmerung in den Köpfen einiger Sowjet-Häuptlinge, die endlich zu verstehen begannen, daß die Grundlage des Staatslebens die schöpferische Arbeit ist und nicht die Aufteilung des Vorhandenen, daß die wahre Basis der Produktion Technik und Wissenschaft sind und nicht demagogisch-kannibalische Losungen, endlich, daß es vorteilhafter ist, Brot durch Mechanisierung der Landwirtschaft als durch gewaltsame Requisitionen zu erlangen. Obgleich diese Wahrheiten für die Mehrzahl meiner Leser kaum Offenbarungen sein werden, waren sie doch für die „revolutionären Geister" der Russischen Sozialistischen Föderativen Räte-Republik etwas ganz Neues und sie griffen danach mit dem gewohnten Schwung und leider auch mit dem gewohnten Resultat — reductio ad absurdum —, indem sie das Dekret von der „Anwendung im allrussischen Staats-Maßstabe" herausgaben, was natürlich bei vernichteter Industrie und wohlverdientem Mangel an ausländischem Kredit Unsinn war.

Bevor ich nun zu der jetzigen Lage in der Sowjet-Republik übergehe, das heißt zu Hungersnot, Epidemien, etc., muß ich betonen, daß man zu Unrecht jetzt von einer Katastrophe spricht; denn was jetzt vorgeht, ist nur ein Praeludium jener ungeheuren Erreignisse, die im Jahre 1922 zu erwarten sind! Dann erst wird es eine richtige Hungers-Katastrophe geben. In allen vom Hunger betroffenen Gegenden gibt es jetzt noch Vorräte, die zu Saatgut bestimmt waren, gibt es noch Gras und Baumrinden. Im nächsten Jahr wird's auch das nicht mehr geben. Der Hunger wird sich auch auf die übrigen Bezirke Rußlands ausbreiten infolge der wiederholten schlechten Bearbeitung des Bodens, der vermehrten Unreinheit der Samen, der Verwendung von Samen aus fremden Gegenden, die sich nicht gleich akklimatisieren können. Wenn das

jetzige Minus sich auf ca. 2 1/2 Millionen Tonnen beläuft, so werden es im nächsten Jahr mindestens 6 Millionen Tonnen sein. Jede Hilfe, die man jetzt nach Rußland trägt, schiebt die Katastrophe nur auf ein Jahr hinaus. Eine ungeheure Zahl der Bevölkerung Rußlands ist zum Tode verurteilt, zum Tode durch Hunger und Krankheit, und diesem Tode kann sie nicht entgehen, denn in der ganzen Welt gibt es nicht genügend Überschüsse, um ein Volk von über 100 Millionen Menschen zu füttern, umsomehr als das von den Volksbeglückern vernichtete Transportsystem selbst die Zufuhr an Ort und Stelle der Not unmöglich macht.

Bevor jetzt Hilfe geleistet wird, muß man sich darüber klar sein: hat das überhaupt einen Sinn? Tropfen ins Meer sind jetzt nur ein Aufschub des natürlichen Untergangs, keine Rettung.

Die Regierung der Sowjet Republik, die Partei der Kommunisten, sah recht nüchtern auf die Lage der Dinge und Genosse Trotzky hat ziemlich deutlich schon vor zwei Jahren der ganzen Welt verkündet: „Wenn wir abgehen müssen, dann schlagen wir hinter uns die Türe so zu, daß die Welt erzittert!" Und er hat Recht. Der Bolschewismus kostet Rußland 10 Millonen Menschenleben, geopfert der Marx'schen Theorie. Die Gegner der Komunisten glauben, daß Trotzky ihnen drohte, vor dem Abgehen ein paar Tausend Mitglieder der Intelligenz zu erschießen. O nein, das war keine Drohung, — das war das zynische Voraussehen jener Katastrophe, die jetzt heranrückt und bei der Bauer und Arbeiter und Intelligenz ganz gleich zugrunde gehen. An die Hinrichtungen der Tscheka hat man sich gewöhnt, aber der Tod von 10 Millionen Menschen — das kitzelt die Nerven der ganzen Welt, denn das kommt nicht häufig vor, und dieses Resultat der Tätigkeit der „Sozialisten" in Rußland muß man natürlich als Offenbarung ihrer ungeheuren Macht anerkennen. Denn wo und welche Regierung hätte es fertig gebracht, eine ganze Fülle von Maßregeln zu ergreifen, um so das von ihr geleitete Volk zu vernichten? Zu vernichten ad gloriam eines aus Büchern herausgelesenen Prinzips?!

Übersetzung von Friedrich Jarosy
Ein zweiter Aufsatz folgt.

IWAN FALUDI

BEGEGNUNGEN MIT GORKI

I.

Vor der kommunistischen Revolution begegnete ich ihm zum ersten Male. Er saß in einer schmutzigen Moskauer Vorstadtkneipe und predigte uns die Notwendigkeiten eines Kompromisses nach rechts und links.

Es war unmittelbar nach dem mißglückten bolschewistischen Juli-Putsch. In Rußland träumte man noch von einer Verbrüderung der ganzen kriegsmüden Menschheit, die durch die russische Revolution erlöst werden sollte. Rechts stand Kerenski, von allen bürgerlichen Parteien betrogen, von seinen mißtrauischen Menschewisten verlassen. Links — der Abgrund, die unbekannte Zukunft, die Aussichten einer sozialen Umwälzung. Rechts — der Kampf, „jusqu'au bout", bis zum siegreichen Ende; Plakate, die gegen den germanischen Koloß aufriefen, französische Sozialpatrioten (Albert Thomas'), die vor allem das „preußische Übel" durch das neue Rußland abtun wollten. Links — eine kleine Gruppe, welche Frieden, Brot und Gleichheit versprach.

Gorki stand zwischen beiden Lagern. Er erhob seine mächtige Stimme, als Lenin und die „germanofilen" Kommunisten von den Spürhunden der Petersburger Polizei verfolgt wurden; er verteidigte seine Brüder, die „sich nur um des Volkes willen opferten . . ." Und später verteidigte er in gleicher Weise gegen die „Tscheka", die Menschewisten, die „in ihrer Ideologie nichts Böses wollten."

II.

„Wenn das Unabsehbare und Unabschätzbare, das wir unter dem Kollektivnamen Rußland verstehen, überhaupt existiert, dann findet es seinen mächtigsten Ausdruck in dem Namen — Maxim Gorki." Der russische Dichter Block schrieb diese Zeilen vor 16 Jahren über den von allen Seiten bedrängten großen Erzähler. Gorki bedeutete damals „zu viel" für seine Kollegen, und auch der „arrivé" Mereschkowski konnte ihm seine größte Sünde (sein Talent, das die Revolution förderte) nicht verzeihen.

Damals wurde es den Herrschenden zuerst klar, daß der Dichter Gorki eine Macht sei, mit der man zu rechnen habe.

In den 16 Jahren, die seither verflossen, hat er seine führende Stellung allerdings nicht behauptet. Er war als Dichter — ein subtiler Mensch, als Politiker — ein objektiver Publizist, und als Sozialist — kein Parteimann.

Wie denkt er heute?

Man verknüpft die links-sozialrevolutionäre Bewegung mit seinem Namen, man nennt ihn den Führer der nicht-bolschewistischen Sowjetmänner, — und Gorki wehrt sich nicht. Man verbreitet seine angeblichen sowjetfeindlichen Äußerungen in allen europäischen Ländern, in denen man derartigen Berichten noch Interesse entgegenbringt. Und Gorki wehrt sich nicht.

Vor drei Jahren schrieb er zum letzten Mal gegen die Bolschewiken (die für ihn nicht eine sozialistische Partei, sondern nur eine Gruppe von Taktikern des Klassenkampfes bedeuteten); seine Zeitung „Nowaja Schisnj" durfte nicht mehr erscheinen, seine Artikel haben ihn beinahe vor die „Tscheka" gebracht. Und Gorki wehrt sich nicht.

Ein Russe durch und durch. Ein Mann von ausgesprochen slawischem Typ, — man kann nur Dostojewski und Gogol an die Seite stellen. Das Mongolisch-Asiatische spricht aus diesen verzerrten Zügen, die unterdrückte, nicht-europäische Rasse — wenn auch weniger zu uns Europäern.

Er kann es nicht leugnen: im Innersten ist er ein typischer Russe von der Art der Dostojewski und Gogol. (Die Linie, die alle russischen Größen verbindet, geht von dem Ukrainer Gogol aus und endet im Semi-Russen-Block.) Rußland ist das Symbol, das ihre Dichtung ins Leben rief: Rußland ist das Ziel, das sie nie erreichen werden: sie lieben es zu sehr, und können sich mit seinem heutigen Europäertum nicht abfinden

Gorki ist — seinem Gefühl nach — kein Europäer. Sein Sozialismus geht vom Bauerntum aus und typisch-russische Motive beleben ihn.

III.

In der kleinen Tschainaja (Teehaus), umgeben von zweifelhaften, Mißtrauen erweckenden Gestalten, saß Maxim Gorki eines Abends nach den blutigen Julitagen. Er sprach wenig, überlegte jedes Wort, und verzog seinen Mund nie zum Lachen.

„Glauben Sie, daß eine europäische Revolution möglich ist?" — fragte ich in eine Gesprächspause hinein.

Nie werde ich den Augenblick vergessen. Gorki hob seine Teetasse an die Lippen, überlegte eine Sekunde und sagte dann zögernd, gewissermaßen tastend, jede Silbe für sich betont:

„In Rußland war die Revolution einer großen Evolution gleichwertig. Wir sind in den Gefängnissen, in der sibirischen Katorga und in der ausländischen Verbannung erzogen worden . . ."

Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Im besiegten Frankreich kam es auch zum Kommunismus der siebziger Jahre. Vergessen Sie nicht: Europa ist opportunistisch . . . . Italien . . . ja, die haben noch Blut. Aber das Blut allein tut's nicht . . . . ."

Das Blut allein tut's nicht . . . .

IV.

Auf die Julitage folgte Tarnopol, der Durchbruch der russischen (bürgerlichen) Front. Rettungslos brach die große Armee in sich zusammen; Kasernen, Schützengräben und Straßen waren voll von Agitatoren der Linken; alles trug dazu bei, daß die Politik der „Rückwärtskonzentrierung" bald einer Politik der „unbedingten Unterwerfung" den Platz räumte.

Heimatlos, von links als „Renegat", von rechts als alter Gegner der Bourgeoisie angefeindet, irrte Maxim Gorki in den Straßen der Hauptstadt umher. Wer hätte sich wohl die Zeit genommen, der fein durchdachten Polemik des Nachtasyldichters zuzuhören, während tausend Redner der Straße die monoton-suggestive, ewig wirksame Phrase „Friede nach außen, Kampf nach innen" ständig wiederholten? Die Intellektuellen hatten zu jeder Zeit den sicheren Boden unter den Füßen verloren, und überall machen sich die Demagogen breit.

Gorki schildert uns in seiner Zeitung die wahre Stimmung der Straße.

„Ich fragte einen Straßenbahnschaffner über seine Stellungnahme zum Sozialismus. Der Mann starrte mich mit großen Augen an, dann erwiderte er: „Wir haben mit diesem Kram nichts zu tun. Sozialismus ist eine Erfindung der Herren. Aber wir Arbeiter sind Kommunisten".

Auf Versammlungen, Straßendemonstrationen, überall kehrte das gleiche Motiv wieder.

„Es stehen 20—30 Arbeiter an der Wosnessenskaja. Ein Student spricht zu ihnen: Arbeiten sollt Ihr, nicht Versammlungen abhalten! Was würde die Folge sein, wenn auch wir Studenten nicht weiter lernten? — Ein Augenblick Stille, dann ruft ein kleiner, krebsroter Jüngling — dem Anschein nach ein Angehöriger des Friseurgewerbes — schrill dazwischen: Die Intelligenz füttert uns nur mit schönen Worten. Davon haben wir genug! Ihr Studenten seid doch Bourgeois! Hetzen könnt Ihr, aber für uns denken könnt Ihr nicht!

Ob Gorki damals immer noch daran glaubte, dass die Katorga und die Verbannung allein das russische Volk erzogen hätten?

*

Die letzte Begegnung mit ihm war erschütternd. Bleich, an allen Gliedern zitternd, atemlos beschwört er, predigt er das Recht des Menschentums, das Recht zum Leben. Der Oppositionsgeist überwältigt ihn. Aus dem begeisterten Fürsprecher der Kommunisten wird ein fanatischer Verteidiger der Kompromiss-Sozialisten.

„Man verdächtigt mich," — sagt er — „ich gebe die Rechte der Arbeiterschaft preis. Man glaubt, ich sei ein Renegat der Sache des Proletariats. Nein, nein. Ich glaube an die Arbeiterschaft, aus deren Reihen ich hervorging, als an die Aristokratie in unserem großen Bauernland. Der Arbeiter soll der Aristokrat im demokratischen Rußland sein . . . . ."

Es ist zu spät. Auf Tarnopol folgt Brest-Litowsk. General Hoffmann schlägt mit der blanken Waffe auf den Tisch, an dem das Schicksal Rußlands entschieden wird. Diese Geste treibt die Bolschewisten und Gorki ins gleiche Lager. Von dem Augenblick an ist Gorki ein treuer Waffengefährte Lenins. (Nicht des Leninismus.) Seit dieser Zeit arbeitet er für das gesamte Proletariat, das ihn, den Menschen und Dichter, von jeher als seinen Führer ansah.

Die russischen Zeitungen berichten, er sei krank und erholungsbedürftig. Aber er will nicht ruhen, bevor die große Aufgabe (nicht des Menschentums, sondern des Russentums) gelöst ist.

Und vielleicht glaubt er noch immer daran, daß es das Blut allein nicht tue.

JOACHIM RINGELNATZ

SCHICKSAL DER SCHLAUBE

Anno 1307
Ante Christum natum
War eine Schlaube in einem Zahn stecken geblieben,
Da nahte sich eine Floskel aus Batum
Und sagte: „Erlaube,
Daß ich dir helfe." — — „Ganz nach Belieben,"
Sagte die Schlaube.

Da war das Liebeswerk schon getan.
Da wurde die Floskel blässer und blässer.
Die Schlaube indessen sprang in ein fließend Gewässer,
Trieb fort in der Richtung von Quelle nach Mündung;
Überall roch es nach ham and eggs.

Und die kleine Schlaube starb unterwegs
An Ekel, Scharlach oder Gebärmutterentzündung.

Iwan Goll hat aus der letzten Weisheitsperiode Voltaires die unvergänglichsten Betrachtungen — deutsche Verächter dieser Geistesgrazie würden sagen: Feuilletons — in einem Buche gesammelt, das soeben unter dem Titel: „Das Lächeln Voltaires" im Rheinverlag (Basel, Leipzig) erschienen ist. Hier ein Abschnitt des urlebendigen Buches:

Es gibt soviele Arten der Liebe, daß man nicht weiß, welche zu einer Definition benützen. Man nennt „Liebe" sowohl die Laune einiger gefühlvoller Tage, eine gefühlvolle Anknüpfung, ein achtungsloses Gefühl, eine kalte Angewohnheit, eine romantische Anwandlung, einen von Ekel begleiteten Genuß. Das alles soll Liebe sein.

Der Philosoph, der dies so unphilosophische Thema ergründen will, lese das Gastmahl des Plato.

Aber du, wenn du wissen willst, was Liebe ist: sieh dir die Spatzen in deinem Garten an, die Tauben, den Stier, den man zur Kuh treibt; das stolze Pferd, das zwei Lakaien zur offenen Stute führen, die schon ihren Schwanz zurechtlegt: sieh seine leuchtenden Augen, höre sein Gewieher, betrachte seine Luftsprünge seine gestreckten Ohren, dies konvulsierte Maul und die geblähten Nüstern, den Feuerhauch, der daraus sprüht, die gereckte und hinwogende Mähne und endlich dann sein Stürzen auf das ihm von der Natur geweihte Objekt . . . Und beneide das Pferd nicht. Denke an die Vorteile des menschlichen Wesens: sie gleichen alle natürlichen Gaben der Tierwelt aus — Kraft, Schönheit, Leichtheit, Eilfertigkeit. Auch gibt es sogar Tiere. die den Genuß nicht kennen. Die schuppigen Fische sind aller süßen Gefühle bar: des Weibchen wirft Millionen Eier in den Schlamm. Das vorüberschweifende Männchen geht über sie hin und befruchtet sie mit seinem Samen, ohne sich darum zu kehren, welchem Weibchen sie gehören.

Die meisten sich paarenden Tiere kennen die Wollust nur durch einen Sinn, und dieser erlischt, wenn der Durst befriedigt ist. Kein Tier, außer dir, kennt die Umarmung. Dein ganzer Körper ist gefühlsfähig. Deine Lippen kennen einen nie versagenden Genuß. Und diese Lust gehört nur dem Menschen. Jederzeit kannst du die Liebe üben, die Tiere nur zu gewissen Abschnitten. Und wer über diese Vorzüge lange nachdenkt, wird wie der Graf Rochester ausrufen: Die Liebe, in einem Land von Gottlosen, müßte die Anbetung der Göttlichkeit wecken.

Wie den Menschen die Gabe zuteil wurde, alles von der Natur Gegebene zu vervollkommnen: so taten sie es vor allem mit der Liebe Reinlichkeit und Körperpflege erhöhen das Festgefühl. Gesundheit macht

die Nerven empfänglicher. Alle anderen Gefühle sind dieser Liebe untertan; und wie mit Gold verschmelztes Metall veredelt die Freundschaft sie.

Vor allem trägt Eigenliebe zu ihrer Festigung bei. Unerhörte Selbst-Illusionen steigern den Wert des gewählten Objekts.

Das ist es, was du den Tieren voraushast. Und noch eins: einen Kummer, der jenen fremd ist. Das Schrecklichste ist, daß die Natur zu drei Vierteln die Genüsse an der Quelle des Lebens vergiftet: sie erfand eine schreckliche Krankheit, die nur dem Menschen eigen ist und nur seine Geschlechtsteile angreift.

Diese Pest ist nicht nur die Folge von Exzessen. Nicht Laster brachten sie auf die Welt. Phrye, Lais, Flora, Messalina kannten sie nicht. Sie entstand auf Inseln, wo Menschen unschuldig zusammen lebten, und eroberte von dort aus den ganzen Globus.

Wenn je der Natur vorgeworfen werden konnte, daß sie sich selbst zersetzt und ihre Pläne selbst zerstört: so ist es beim Anblick dieser untilgbaren Plage, die die Erde mit Schrecken und Schauer erfüllt. Ist das wirklich die beste der Welten? Wenn Cäsar, Antonius, Oktavian von ihr unberührt blieben, warum mußte Franz I. daran sterben? Nein, erwidert einer, die Dinge sind zum besten gestellt. Glauben wir's! Aber das ist sehr traurig für die Leute, denen Rabelais sein Buch gewidmet hat.

Einige erotische Philosophen könnten sich fragen, ob Heloise Abälard wirklich noch hat lieben können, als er Mönch und verschnitten war?

Sei getrost, Abälard, du warst geliebt. Die Wurzel des abgeschnittenen Baumes behält noch Saftreste zurück. Die Einbildung hilft dem Herzen nach. Man sitzt noch gern zu Tisch, auch wenn man nicht mehr ißt. Liebe, Erinnerung, Freundschaft? Ein wenig von alledem. Ein wenig, wie die phantastischen Leidenschaften, die die Toten in den elyseischen Feldern bewegt haben muß. Die Heroen, die Zeit ihres Lebens, im Wagenrennen geglänzt haben, führten im Tode imaginäre Viergespanne. Heloise lebte mit dir Illusionen und Träume. Sie streichelte dich dann und wann, und mit um so größerer Passion, als sie doch gelobt hatte dich nie wieder liebzuhaben: weil schuldig, wurden ihre Streicheleien kostbarer. Eine Frau kann kaum für einen Eunuchen in Liebe entbrennen: aber sie kann sie einem zum Eunuchen gewordenen Liebhaber bewahren, wo er noch so liebreich geblieben ist wie du.

Aber es ist nicht das Gleiche, meine Damen, bei Geliebten, die im Dienste alt wurden! Da hält das Äußere nicht stand. Runzeln schrecken euch. Weiße Augenbrauen, ausgefallene Zähne, allgemeine Schwäche sind abstoßend. Da muß man zum mindesten Krankenwärterin werden. Und einen Toten einzusargen verstehen.

5. August 21.

„Das Leben ist eine Gelegenheit, sich die Welt anzuschauen." Das war der erste Satz des ersten Aufsatzes, den ich veröffentlichte. (In Landauers „Sozialist".) Er ist mir, wie ein Leitmotiv, in entscheidenden Situationen immer wieder eingefallen. Alle Laster und alle Qualitäten, die ich habe, stammen aus dieser Leidenschaft des Schauens. Ich sehe offenbar anders als Andere, ich denke mit den Augen, ich liebe mit den Augen, ich taste mit den Augen. Deshalb ist das Äußere des Andern für mich auch sein Inneres. Einer klaren zart gewölbten Stirn glaube ich mehr als einer geschickten Diskussionsrede, eine beseelte Hand ist glaubwürdiger als ein gemütvoller Brief. Wie viel Seligkeit verdanke ich meinem trinkenden Auge, unselig wurde ich immer erst, wenn mir mein Augen-Besitz nicht genügte.

Der Satz enthält meine Begrenzung. Es gab Augenblicke, in denen ich hätte handeln, zugreifen, festhalten sollen, da stand ich — bloß sehend, zum Schauen bestimmt. Viel Schönes zog an mir vorbei, das kaum Einer mit so viel Andacht geschaut hat wie ich — konnt' ich es nicht fesseln? Ich konnte es oft nur in mein inneres, nicht in mein äußeres — wirkliches? — Leben verflechten.

Der schauende Blick lähmt die Hand. Als 1918 die Revolution ausbrach, begegnete mir auf bewegter Straße ein alter Kamerad, der plötzlich mit grauen Haaren neunzehn Jahre geworden war: „Du darfst nicht abseits stehen!" Durfte ich nicht? Jedenfalls hatte ich nur den Wunsch, die Revolution zu sehen, nicht sie zu machen. Und als ich sah, da verging allmählich auch der Wunsch zu sehen . . .

Man kann sagen, diese Leidenschaft zu sehen, schwäche. Sie nehme Aktionskraft. Aber ist denn verringerte Aktionskraft Lebensschwäche? Wie viel Aktionen sind denn wert agiert zu werden? Ich weiß, daß diese Melodie: „Das Leben ist eine Gelegenheit, sich die Welt anzuschauen" mir schon in Augenblicken, wo ich ganz ermattete, wunderbare plötzliche Kräfte eingeflößt hat. Wenn ich ertränke und durch tiefe grüne Fluten hinuntersänke und plötzlich unten auf dem Seegrund stände, ich würde, wenn ich erst die Augen aufschlagen kann, erstaunt um mich sehen und mir diese merkwürdige Welt von Tang und Muscheln, Fischen und Korallenbänken stumm-beglückt beschauen. Sterben ist nicht bitter — wenn man nur schauen kann.

Einmal träumte ich, ich hätte einen Menschen, den ich liebe, getötet. Ich war ins Gefängnis gebracht worden. Aber ich war gar nicht bedrückt. Ich sah die dicken Mauern, den Verwalter, die langen Korr-

dore, das vergitterte Fenster, das Stück Himmel und Baum davor mit neugierigen Blicken an und im Innern sang die alte Melodie: Dies Alles gehört zur Welt, dies Alles sollst Du erleben und ersehen. Das Leben ist eine Gelegenheit, sich die Welt anzuschauen. Ein sanfter, warmer Strom fließt aus dieser Melodie. Handelnd gerate ich in Streit mit der Welt, schauend versöhne ich mich mit ihr. Vor dieser Weltversöhnung, die aus dem Auge stammt, bleibt kein Feind. Der Sehende will keinen ausschließen. Der Blick umarmt Alles, was in seinem Sehfeld liegt.

Ich werde gestorben sein, wenn E. mir die Augen schließt.

Als ich dies vor Jahresfrist Gerhart Hauptmann erzählte, sah er mich an — ich fühlte seine Leidenschaft des Sehers — und sagte: „Diesen Blick können Viele nicht ertragen. Viel Widerstand wird durch solchen Blick geweckt, sogar Haß. Der Mensch will nicht gesehen werden."

7. August 21.

Auf dem Perron des Bahnhofs steht ein französischer General mit einigen Offizieren. Es ist fast Mitternacht. Wir warten, kaum zwanzig Leute, auf den Schlafwagen nach Köln. Der kleine dicke General benimmt sich gar nicht provokant. Er steht nur wartend da, das eine Bein auf den Stufen des Waggons, den anderen Stiefel auf dem Erdboden. Unwillkürlich denkt man: Wenn die Lokomotive jetzt einen Ruck nach vorn macht, liegt der kleine General am Boden. Unzweifelhaft würde ich mich darüber freuen. Vielleicht liegt in der Stellung des dicken Generals doch etwas Allzu-Monumentales. Trägt er auch eine Reitgerte in der Hand? Nein, nur in der „Deutschen Zeitung" tragen alle französischen Generäle immer Reitgerten. Aber dafür hat er ein knallrotes Käppi, das mit einem dicken Kranz von goldenen Bordüren verschönt ist. Wie lächerlich uns diese Goldprotzerei und der ganze militärische Maskenball schon vorkommen. Selbst Ludendorff hat sich gewiß schon an seinen schwarzen Anzug gewöhnt ... Die zwanzig Leute auf dem großen Perron kümmern sich um den französischen General nicht im Geringsten. Eine junge reizende Frau aus Frankfurt sagt lachend zu mir: „Justament seh ich mir ihn nicht an!" Da steht der kleine dicke General, immer noch in Kommandierpose, ein Bein auf den Stufen des Schlafwagens, ein Bein auf dem Erdboden und wartet auf die Blicke der Besiegten. Aber niemand von uns sieht ihn. Ich sage: „In Wien gibt man in solchen Situationen die Parole aus: Gar net ignorieren!" Meine Freunde lachen. Nicht laut, nicht ostentativ, sondern ganz natürlich. Der General hört es nicht. Es tut doch wohl, daß man schon wieder lachen kann, auch wenn ein dicker kleiner Franzosengeneral daneben steht.

9. August 21.

Wir sprechen von einer jungen Frau, die sich neben ihrem Mann langweilt.

„Dabei ist er gar nicht langweilig", sagt ein Verteidiger des Mannes, „er weiß sehr viel, er ist schlagfertig, er kann, wenn er in Laune ist, sehr unterhaltend sein. Aber zuhause schweigt er lieber."

„Sein Schicksal wird ihn erreichen", sage ich, „unerbittlich! Im Dekalog müßte ein Gebot stehen: „Du darfst nicht langweilen!" Es gibt einen Egoismus des schweigenden Geistes, der eine Folge unsozialer Gesinnung ist. Dieser Mann ist gar nicht geistarm, er ist nur wie so viele Deutsche zur Ungeselligkeit erzogen. Er ist zu träge, um sich zu äußern. Langeweile erzeugen ist lasterhaft! In den Schulen müßte es den Kindern beigebracht werden: Du bist zur höchsten, Dir erreichbaren Heiterkeit verpflichtet . . . Der Mann soll uns, wenn ihn sein Schicksal erreicht, morgen nicht mit seinem Lamento kommen! Er hat gesündigt, nicht sie.

10. August 21.

Hans Hyan schickt mir eine kleine Schrift, die er über den Mörder Schumann verfaßt hat, jenen Unhold, der am Falkenhagener See gehaust hat. Das ist der Mann, der nach dem Todesurteil neun Monate auf seine Hinrichtung oder Begnadigung warten mußte. Hyan erzählt in seiner Broschüre, daß Schumann im Schwurgerichtssaal, während über Tod und Leben verhandelt wurde, von den heftigsten sexuellen Wallungen und Erlösungen heimgesucht war. Unheimliches Spiel. Ein moralisch stumpfes Wesen, asozial, wahrscheinlich lustvoll erregt, wenn es auf ahnungslose Spaziergänger schießen konnte, ein Handlanger des Todes, der an seinem letzten Entscheidungstag gequält oder beglückt wird vom Fieber der Fruchtbarkeit. Was für eine wilde Naturkraft muß in diesem Geschöpf gewütet haben, wenn der ganze schreckenerzeugende Apparat des Schwurgerichts, Fragen des Vorsitzenden, Reden des Staatsanwaltes, Weinen der Zeugen den Wildling so wenig beschäftigen, daß er im Gerichtssaal, alles vergessend, sich seinen sexuellen Halluzinationen überläßt . . . Da lesen wir ausführliche Prozeßberichte in den Zeitungen die aufschlußgebenden Tatsachen bleiben Geheimnis. Sind wahrscheinlich auch den Richtern unbekannt geblieben. Sie wissen Bestimmtes von der Tat, was aber wissen wir Alle vom Täter? . . . Hyan, mit dem Ingrimm des Rechtsfanatikers, vertritt die Annahme, Schumann sei im Sinne des Strafgesetzes für seine Taten nicht verantwortlich gewesen. Die Praktiker werden erwidern: Was nützt seine Annahme? Wir haben keine Anstalten für abnorme Verbrecher. Wir werden sie verarmt, wie wir sind, auch nich errichten. Ein Staat ohne Geld muß sich mit einer summarischen Abwehr-Justiz begnügen. Kopf ab, das ist die einfachste und jedenfalls die billigste Art des Strafvollzuges. Auf Psychologie können sich arme Leute nicht einlassen.

LUDWIG v. HATVANY

MISS KATES HISTORISCHE SENDUNG

Der Autor dieser kunterbunten Geschichte ist wegen dieser und ähnlicher Geschichten aus seiner ungarischen Heimat verbannt. Es wird eine Zeit kommen, wo man ihn wegen dieser und ähnlicher Geschichten wieder nach Hause holen wird.

Ich bitte den Leser aufzupassen, denn wie schon der Untertitel beweist, ist die Geschichte, die ich erzählen will, keine einfache. Keine einfache sondern eine zweifache, eine höchst doppelsinnige Geschichte, das heißt, eine Geschichte, die bedeutet, was sie bedeutet, aber auch das, was sie nicht bedeutet, also eine sogenannte symbolische Geschichte. Diese Geschichte wird . . . nein! nein! ich sage nicht was sie bedeuten wird . . . Denn sie ist, wie schon gesagt, etwas komplizierter, höchst närrischer und besonders kunterbunter, symbolischer Art.

Zoppot ist ein deutscher Badeort in der Nähe Danzigs. Danzig ist nicht nur eine Stadt am Meere, sondern auch ein Hafen und eine Garnison. Ein Badeort deutscher Küste unterscheidet sich von den Badeorten anderer Küsten insbesondere dadurch, daß die Wellen des deutschen Meeres die muskulösen Glieder deutscher Männer und die etwas verfetteten deutscher Frauen in getrennten Badehäusern bespülen. Was am Besten damit erklärt wird, daß in Deutschland sogar die Wellen spröde sind.

Jugend, ich bitte sehr, das ist jeunesse, iuventus, youth. Außerdem ist „Jugend" ein Witzblatt in München, in dem man Witze lesen kann. Keine Witze, über die man lacht: sogenannte deutsche Witze. Und doch wird diese Zeitschrift von Schriftstellern geschrieben und ihre Bilder von Malern gemalt, so daß die neue Art neuer Möbelentwürfe nach dieser Zeitschrift benannt wird. Das ist der „Jugend"-Stil, der billig und geschmackvoll, zeitgemäß und praktisch zugleich ist. Oder er erschien so vor etwa zwanzig Jahren im Kreise deutscher Kunstindustriellen vor deren Brillengläsern die geraden Linien des „Jugend"-Stiles sich zum erstenmal im rechten Winkel trafen.

An der stürmischen, doch spröden Küste der Hafen- und Garnisonstadt Danzig gibt es ein Hotel ein sogenanntes Garni. Das heißt: ein Gasthaus für sittlich nicht ganz einwandfreie Begegnungen. In allen Zimmern dieses Garnis herrscht der „Jugend"-Stil wie es zur Jugend und zur Liebe ausgezeichnet paßt.

Und nun kommen viele Dinge und Namen wie Pfeiler nacheinander, die ich dem Gedächtnis des Lesers nicht gut genug einprägen kann, wenn er nicht in Verwirrung geraten, sondern die kunterbunte Geschichte genießen will.

Schwantus von Batzin, ja, ich bitte nicht zu erschrecken, Schwan . . oh ja, Schwantus, wahrlich Schwantus von Batzin ist kein Kannibalenhäuptling sondern ein preußischer Ulanenjunker.

Kate Rowley, eine rosenwangige Miss, geboren in Liverpool, lebte achtzehn Jahre in Liverpool bis ihr Vater Mr. Samuel

Rowley, Theegroßhändler in Liverpool ebenfalls in Liverpool vollkommen pleite gegangen ist.

Schwantus von Batzin, der stiernackige, rotwangige ist ein sogenannter schöner, junger, unwiderstehlicher Ulanenleutnant in Danzig.

Frau Grete Saarmucken ist die Frau des Kapitäns Kurt Saarmucken. Die Dame verbringt mit ihren Kindern den Sommer in Zoppot und sucht zur Erziehung ihrer preußischen Kinder eine englische Miß.

Kaiser Franz Josef fordert die Erhöhung des Rekrutenkontingents. Diese Forderung sucht soeben ein ungarischer Minister im ungarischen Parlament zu rechtfertigen. Die Regierungspartei brüllt: "Éljen", die Opposition: „Abzug". Diese Tatsache steht in keinerlei Zusammenhang mit dem früher Erzählten. Doch wenn ich schon unter dem Titel einer kunterbunten Geschichte erzähle, ist es wohl schicklich, daß ich dem Titel gehorche und alles durcheinander werfe.

Miß Kate Rowley, die rosenwangige Miß, empfiehlt sich in ihrer bedrängten Lage auf schriftlichem Wege als Gouvernante in das kinderreiche Haus des Kapitäns Kurt Saarmucken.

Leser! hast Du Dir alles gemerkt? Ich will hoffen, daß dem so ist!

Merke genau auf! Denn jedes Wort ist von größter Wichtigkeit. Nun, wie schon gesagt, das ungarische Parlament hat das Rekrutenkontingent bewilligt.

Inzwischen erscheint Kate Rowley mit ihren rosigen jungen Wangen zwischen den alten verrußten Mauern Danzigs. Sie sucht das „English home" für derartige Misses, doch findet sie es nicht. So verirrt sie sich in jenes Hotel, das ein Garni ist und gerät in ein nach neuestem „Jugend"-Stil möbliertes Zimmer. Glatt glänzender Schrank! Glatt glänzendes Bett!

Die Weltgeschichte ist voll von Ungerechtigkeiten, die mir und mit mir allen empfindsamen Seelen dieser Welt sehr schmerzlich sind. Wenn ich z. B. Champagner trinke, jenen ausgezeichneten Champagner, dessen kühle Flaschen der Name der Witwe Cliquot schmückt, trifft es mich immer ins Herz, warum die Welt wohl den Namen des seligen Herrn Cliquot vergessen haben mag. Und Herr Cliquot muß doch sicherlich ein sehr trefflicher Mann gewesen sein, wenn er seine Frau als eine so berühmte Witwe hinterließ.

Schwantus von Batzin bricht ins Separèe des Garni-Restaurants bereits der dritten Flasche Cliquot den Hals. In diesem Stadium wird Schwantus besonders Frauen gegenüber so roh und verwegen, wie es nur je ein zukünftiger preußischer, nein, ... ein zukünftiger russischer General auf besetztem Gebiete werden kann.

Kate Rowley verirrt sich zufällig in das Separée, wo die

Herren Offiziere mit den Flaschen kämpfen. Sie ist so unschuldig, so engelhaft englisch, daß sie diesen Raum für das Gastzimmer hält. An dem großen Tisch sitzen die Herren, also nimmt sie an dem Kleinen, der noch frei ist, Platz.

Die Herren lächeln sie an, Kate Rowley schlägt, wie es sich geziemt, ihre Augen nieder. Doch Kate Rowley kann sich mit dem Kellner nicht verständigen. Schwantus erbietet sich als Dolmetsch. Er stellt sich höflich, die bespornten Absätze zusammenschlagend, zur Verfügung. Dann verbeugt er sich, daß der Purpur seines Nackens zwischen Kragen und gradgestutztem Haar — Alpengipfel im Sonnenuntergang — rot aufleuchtet. Er lächelt: er ist unwiderstehlich.

Der Reichskanzler und der sehr, sehr große Herr sind mit dem Grafen Moltke in eine Konferenz über den einmaligen Reichswehrbeitrag vertieft, was keine heidnische Zeremonie, sondern eine neue Steuer bedeutet. Die einprozentige Abgabe vom Vermögen jedes einzelnen, die jedem Deutschen das Recht auf den einmaligen gewaltsamen Tod sichert.

Schwantus und die Offiziere plaudern sehr lebhaft mit beiden Damen. Die eine ist gar keine Dame, sondern nur der in Flaschen verborgen gewesene Geist der Witwe des seligen Herrn Cliquot, die andere ist die Tochter des Mr. Samuel Rowley, die rosenwangige Kate. Die Herren wirken auf Kate, Kate wirkt auf die Herren und in allen wirkt der abgeklärte und aufgeklärte, in Gläsern schäumende Geist der berühmten Witwe.

Das Stubenmädchen macht inzwischen oben im „Jugend"-Stil-Zimmer das Bett. Glattglänzender Schrank! Glattglänzendes Bett! Weißleuchtendes Linnen! „Puppchen," singt das Stubenmädchen, „Puppchen, du bist mein Augenstern . . . ."

Schwantus gibt den Offizieren einen diskreten Wink, der sie zu verschwinden bittet. Dann bietet er den einen Arm Kate und nimmt unter den andern, einige Exemplare der in Flaschen verborgenen berühmten Witwe. So schwanken sie über die Stiegen.

Das Zimmer ist einfach, doch es hat Stil. Den Stil der Jugend und der Liebe wie er in München erfunden wurde, der sogenannte Jugend-Stil, billig und geschmackvoll, zeitgemäß und praktisch.

Es dämmert. Danzigs Sonnenschein sickert durch den schmutziggrauen Nebel und durch ein schmutziggraues Rolleau in das „Jugend"-Stil-Zimmer. Er spielt über den glattglänzenden Schrank, das glattglänzende Bett und über das weißleuchtende Linnen. Kate schläft den Schlaf der Unschuld. Denn am unschuldigsten schläft die schuldige Jugend. Schwantus hingegen schleicht aus dem Zimmer, schleicht auf den Fußspitzen, schleicht feige aus der Türe, um dann auf dem Korridor seinen tapferen Gang wieder zufinden und geht sporenklirrend und säbelschleppend treppab über die Straßen geraden Schritts zur Kaserne. Oh ver-

urteilt Schwantus nicht! Denn wenn er auch als Mensch einen Fehler beging, so hat er doch als Offizier seine Pflicht getan. Er kam pünktlich in die Kaserne, was ja die erste Soldatentugend st. Na! und vielleicht nicht? Ja! nicht wahr?

Kate erwacht erst um 10 Uhr morgens. Ihr Rosengesicht ist bleifarben und aschfahl. Ihr Kopf ist verwirrt, sie weiß nicht, was geschehen ist. Aber die Flaschen ringsum sprechen zu ihr eine recht deutliche Sprache und helfen ihrem müden Gedächtnis beträchtlich nach. Haben sie schon die dichterische Phrase von den geschwätzig gluckenden Flaschen gelesen? So sprechen die Dichter von den vollen Flaschen. Das ist eine sogenannte Rede in Metaphern Dichtung. Doch ich wende sie jetzt auf die leeren Flaschen im „Jugend"-Stil-Zimmer an, die auf dem Boden und auf dem Tisch herumliegen und aus denen der abgeklärte und aufgeklärte Geist der geschwätzigen Witwe des seligen französischen Herrn zu Kate spricht. Das ist keine Sprache in Metaphern. Das ist keine Dichtung. Das ist Wahrheit.

Stellen wir noch einmal fest, daß auch leere Flaschen geschwätzig glucken und gedenken wir der welthistorischen Tatsache, daß gleichzeitig im deutschen Reichstag das Gesetz über den einmaligen Reichswehrbeitrag vorgelegt wird. Sie wird im gleichen Augenblick eingebracht, da der allerhöchste Uniformträger zum Zeichen seiner Zufriedenheit die Schnurrbartbinde über den trotzig aufgezwirbelten Bart legt. Mein Gott! Nur du weißt, was daraus wird.

Und das war der erste Teil. Allen Regeln der Logik entsprechend, folgt jetzt der zweite Teil. Die Geschichte oder diese moralische Abhandlung schlängelt sich nunmehr ihrem Ziele zu. Denn ich erzähle ja nicht nur so, zu meinem oder zu ihrem Vergnügen für nichts und wieder nichts, ich strebe zu einem Ziel, um zu beweisen . . .

Doch genug . . ich will den Begebenheiten nicht zuvorkommen und den tiefen Sinn dieser Geschichte zu früh vor Ihnen aufdecken. Mir wäre es lieber, wollten Sie sich allein den Kopf zerbrechen und ließen mich ruhig weitererzählen.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DEM TAGEBUCH

DER LETZTE ZWISCHENFALL

Schlafwagen. Der Zug ist in der Umgebung von Berlin. Die Reisenden nicht in den Betten, sondern auf dem Gange. Ein französischer Offizier steht an der Tür seines Abteils und raucht. Ein Herr macht ihn darauf aufmerksam, daß im Schlafwagen Rauchen verboten sei. Der Offizier, wahrscheinlich des Deutschen gar nicht mächtig, raucht weiter. Der Schaffner wird herbeigeholt. Auch er ersucht das Rauchen einzustellen. Der Franzose raucht in seinem Abteil, an die Tür gelehnt, weiter. Da tritt ein deutscher Major herzu und schlägt ihm, da höfliches Ersuchen nicht gefruchtet, mit einem Schlage die Zigarette aus der Hand. Große Szene. Der französische Offizier wird in der nächsten Station mit Hilfe eines Polizisten an die Luft gesetzt. In einem Brief an den „Lokalanzeiger" erklärt der deutsche Offizier, die Behandlung des Rauchers sei milde gewesen, denn man hätte den französischen Offizier ja auch aus dem fahrenden Zuge schnell entfernen können.

Der Offizier bringt den Fall natürlich zur Anzeige. Große Untersuchung. Wilhelmstraße und Quai d'Orsay legen große Akten an. Hier wie dort werden Zeugen einvernommen. Aber der Tatbestand selbst ist ziemlich unbestritten und so stellt die französische Regierung ihre Sühneforderung, übrigens keine aufregende. . Sie verlangt, daß man sich bei dem französischen Offizier entschuldige und daß der Polizist, der die Entfernung aus dem Coupé erzwungen hat, entlassen werde. Aber die deutschen Behörden müssen noch alle Zeugen des Schlafwagenzuges abhören und das kann in der Wilhelmstraße nicht sehr schnell geschehen.

Hätte der deutsche Offizier, der so schnell zur Selbsthilfe bereit war, nicht in der Wilhelmstraße eine Menge sozusagen geistiger Anverwandter, so müßte das Auswärtige Amt aus dem Zwischenfall eine Demonstrationsangelegenheit machen von solcher Eindringlichkeit, daß dergleichen dumme Affären nicht wieder entstehen können. Trotz der Lappalie oder vielmehr wegen der Lappalie. Wird hier die deutsche Schuld ohne Herumgerede zugegeben, so kommen die Schuldigen, wenn man dies immer dumme Wort auf diese Kleinigkeit anwenden soll, auch noch glimpflich davon und Niemand kann aus diesem kleinen Coupéstreit eine tragische Angelegenheit machen.

Die deutsche Kommission sollte also ohne Umschweife erklären: Alle Deutschen, die in dieser Geschichte mittaten, haben Unrecht! Es mag zwar richtig sein, daß es ein Rauchverbot für Schlafwagen gibt, das auch im Korridor beachtet werden sollte. Aber wir Alle sind dutzendmal Zigaretten rauchend, in diesem Gang gestanden, genau wie jener französische Offizier. Kurz nach Abgang des Zuges, wenn man sich noch nicht hinlegen will, kurz vor Ankunft des Zuges, wenn man die dumpfe Schlafkabine verlassen hat, pflegen die meisten Reisenden hier eine Zigarette zu rauchen. Der Herr, der sich beschwerte, kennt dies

Gewohnheitsrecht nicht oder er hat es gegenüber dem fremden Offizier nicht gelten lassen wollen. Man kann diese Empfindlichkeit gegenüber der französischen Uniform verstehen. Wir entmilitarisierten Deutschen empfinden den grellbunten Trödel der militärischen Maskerade jetzt als besonders töricht oder aufreizend. Wären die Franzosen klug oder rücksichtsvoll oder überlegen, so ließen sie jetzt ihre Offiziere womöglich im Zivilanzug reisen. Die Uniform hat immer isolierende Kraft — das war ja ihr Sinn. Diese Isolierung kann leicht zu Zusammenstößen führen, besonders weil der Isolierte mit seinem militärischen Putz sich instinktiv in eine ostentavive Pose stellen muß. Es gibt gewiß eine Menge französische Offiziere, die dieses Zur-Schau-gestellt-Sein, Begafftwerden und mit feindlichen Blicken Bespickt-werden als lästig und unangenehm empfinden und die lautlose Anonymität des zivilen Reisenden vorziehen würden.

Nun, der Offizier rauchte seine Zigarette, wie wir Alle sie oft geraucht haben. Schon der erste Mann, der ihn aufforderte, das Rauchen einzustellen, war ein widerwärtiger Mitbürger. Wir alle kennen den Typus des unangenehmen Reisegenossen. Wenn die Luft im Coupé zum Ersticken ist, verbietet er das Fenster zu öffnen. Wenn wir uns müde zurücklehnen und das Oberlicht abblenden wollen, dann muß er seine Zeitung lesen. Er ist gegen Frauen von zudringlicher Galanterie oder von rüpelhafter Feindseligkeit. Kinder, die neben ihm sitzen, muß er sogleich prüfen und erziehen. Er hat das Reglement im Kopfe und regiert sogleich, ein kleiner Wilhelm, das ganze Coupé. Er ist unerbitterlich. Er verbietet dem Anderen, solang er verbieten kann. Sein Reich geht bis in den Korridor. Er muß immer „den Herrn zeigen". Seine Behelligung des ruhigen Rauchers war der erste Fehler.

Dann aber kamen die Herren Beamten. Diese Schlafwagenregenten, sonst nicht so unbeugsam, menschlichen Regungen, wenn sie nur richtig eingewickelt sind, sehr zugänglich, können gegen trinkgeldfeindliche Reisende unerschütterlich sein. Die militärischen Zaubergestalten verschmähen es meistens, durch pourboires ententefreundliche Stimmungen zu erzeugen. Das ist die Basis eines gespannten Verhältnisses zur deutschen Beamtenschaft. Statt nun den dummen Passagierstreit liebenswürdig zu schlichten, trieb der Beamten ihn bis auf die preußische Spitze; „Es ist verboten!"

Und dann noch der tapfere deutsche Major, in dem Ludendorffs Offensivgeist lebte. Statt zu wissen, dass jedem solchen Krakehl eine ganz unnötige Affaire wird, ein gesundes Fressen für die rückständigsten Franzosen, die dergleichen Zusammenstöße mit den boches brauchen, statt sich taktvoll abseits zu halten, überfällt den Herrn Major ein Löwenmut. Im Bewußtsein, daß noch hundert deutsche Reisende hinter ihm sind, alle in einer gereizten psychologischen Verfassung gegen die eine französische Uniform, geht er zum Angriff über. Das alte Schlachtroß wiehert in ihm, er haut dem Ungehorsamen die Zigarette aus der Hand. Fühlt sich offenbar sogleich als Ludendorff dieser Offensive, erwägt, ob man den Franzoen nicht sofort aus dem fahrenden Zug schmeißen sollte und tut sich noch etwas darauf zu gute, daß der Raucher erst in der nächsten Station an die Luft gesetzt wird.

Die deutschen Helden dieses billigen Triumphes sollten ohne weiteres preisgegeben werden. Unser Verhältnis zu den Franzosen ist eine wirtschaftlich und geistig viel zu wichtige Sache, als daß wir es durch solche läppischen Abenteuer kurzstirniger Kämpfer stören lassen sollten. Wir müssen aus dieser kläglichen Periode ganz heraus. Dazu können die Franzosen viel tun, ja das Meiste. Aber Einiges könnten auch wir beisteuern und die freimütige Preisgabe der Dummköpfe, die diese Affaire heraufbeschwören, wäre ein nützliches Exempel.

DESERTEURE

Zu der Glosse von Herbert Sackel über dasselbe Thema in Nr. 31 des „Tage-Buch" erhalte ich diese Zuschrift.

Wenn ich während des Krieges mit Drückebergern sprach, wollten sie alle Pazifisten sein, Aber die wirklichen Pazifisten schlugen sich damals wacker an allen Fronten.

Wenn ich heute mit Pazifisten spreche, wollen sie alle Drückeberger gewesen sein. Manche schämen sich sogar, daß sie nicht Deserteure waren: Es hätte mehr moralischer Mut dazu gehört. Das Eiserne Erster liegt zuunterst in der Schublade. (Aber ihr werdet Söhne bekommen, die es hervorholen.)

Vielleicht lassen sich einige Fälle von Desertion verteidigen; man müßte jeden einzelnen genau kennen. Doch ich verstehe recht gut, daß die grundsätzliche Verteidigung der Deserteure bloß mißleiteter Idealismus ist. Heute schadet es in Deutschland nicht, desertiert zu haben. Aber wenn's einmal nützen würde . . Warten wir ab, wer dann Desertion verteidigen und wer sie verdammen würde.

In der Tschechoslowakei ist heute nichts ehrenvoller als der Hochverrat von gestern. Es gibt einen republikanischen Adel: die Legionäre. Sie heißen so, obwohl ihre Zahl wirklich nicht Legion gewesen ist. Aber die Zahl der Tschechen, die jetzt gern Legionäre gewesen sein möchten, ist überwältigend groß. Keiner will mehr ein treuer Österreicher gewesen sein. Die dümmsten Märchen von Hochverrat und Verschwörung, die einst gegen die Tschechen erfunden wurden, werden seit dritthalb Jahren eifrig von ihnen hervorgesucht und mit Stolz als wahr ausgegeben. Und dabei ist es, wie Karl Friedrich Nowak feststellen konnte, nicht einmal wahr, daß das 28. (Prager) Infanterieregiment gemeutert hat und zum Feind übergegangen ist; nur seine Reste gaben sich nach tapferer Gegenwehr gefangen. Der Deutsche in der Tschechoslowakei, der seinen Rang als Reserve-Offizier behaupten will, ist jüngst verpflichtet worden, fünf tschechische Offiziere als Leumundzeugen zu nennen, damit sie über sein Verhalten gegen die tschechische Nation aussagen. Ich habe einige Monate in einer tschechischen Division ge-

dient. Wenn ich als Leumundzeuge auftreten wollte! Ich kenne nicht fünf sondern fünf Dutzend tschechische Reserveoffiziere so gut, wie man Menschen durch freundschaftlichsten Verkehr in schwerster Zeit kennen lernt — es waren radikale Politiker und Söhne radikalster Politiker darunter — und ich könnte jedem von ihnen bezeugen, daß er ein treuer Österreicher war. Aber ich werde es nicht tun, denn ich will keinem, der mir nichts Böses getan hat, schaden. Nur eins vermöchte ich nicht zu ertragen: daß ein Deutscher in der Tschechoslowakei sich des Hochverrates an Österreich oder der Desertion rühmen würde. Es ist wenig Verdienst dabei, einer herkömmlichen Moral unbedenklich anzuhängen, und ebenso wenig Schuld, die Umkehrung einer Moral mitzumachen, weil es gerade Mode ist. Geistige Eitelkeit ist so menschlich. Amoral darf bloß nicht ein Geschäft werden!

Ludwig Reve.

SCHRIFTSTELLER ESCHERICH

Georg Escherich hat ein Buch geschrieben. Wie Escherich, der richtige Escherich schreibt? Der Verleger muß das Unwahrscheinliche der Sache empfunden haben, drum hat er die dicke Ueberschrift auf das Buch gesetzt: „Vom Organisator der Orgesch". Wovon handelt das Buch? Die Kapitelüberschriften deuten auf Bayern hin: „In der Hauptstadt" — „In der deutschen Gesandschaft" (gemeint ist wohl die preußische) — „Auf dem Marsche nach Süden" (Ist das der Zug nach Tirol?) — „Auf unbekannten Wegen" (das sind wohl die Wege zum Königshaus) — „Versäumte Gelegenheit" (spielt Rupprecht darin eine Rolle?) — „Schlimme Tage" (das ist wohl die Entwaffnungszeit?) — „Löwenjagd" (Erinnerungen an Eisner und Landauer?) — „Auf Büffel" (geht das gegen bayrische Politiker?) Und schließlich „Der Heimmarsch". Ach ja, Escherichs Heimmarsch! Ich schlage das Buch auf und entdecke zu meiner Trauer, daß es sich hier nicht um bayrische, sondern um afrikanische Büffel handelt. Da schaue ich aufs Titelblatt. Richtig, hier heißt es: „Im Lande des Negus". Escherich erzählt afrikanische Jagdgeschichten. Schade, sein bayrischer Heimmarsch, seine bayrischen Jagden wären interessanter gewesen.

F. Sch.

LESEFRUCHT

Ich lese die Prager „Bohemia", wie man zuweilen Zeitungen liest, mit dem Auge bloß, das Gehirn arbeitet nicht mit. Plötzlich fällt mein Blick auf folgende Vereinsanzeige

Verein Schwerhöriger auf arischer Grundlage

Ich wache auf, lese die Zeitung mit Überlegung noch einmal, wahrhaftig: Verein Schwerhöriger auf arischer Grundlage ... Wenn es sich nicht um eine deutschböhmische Angelegenheit handelte (die dumpfe Enge des gelernten Deutschböhmen lebt in dieser Anzeige) so würde ich meinen, die Herren des Berliner Auswärtigen Amtes hätten sich hier ihre Organisation geschaffen. Aber die werden sich lieber unter dem Banner eines Vereins der Kurzsichtigen auf arischer Grundlage vereinen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 32):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa

JUVENAL MAXIMOW

DIE RETTUNG RUSSLANDS

Ich bin weit davon entfernt, nur Lenin und seine revolutionären Vorgänger für schuldig zu erklären an allem, was vorgefallen ist: denn sie sind Fleisch vom Fleische und Blut vom Blute der russischen Intelligenz, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts immer mehr und mehr dem Volke entfremdet wurde, immer mehr und mehr das Verhältnis zum Volke, das Verständnis für das Volk verlor. Es gab keine Mode der west-europäischen Denkart, die nicht von der russischen Intelligenz nachgeäfft und ad absurdum geführt worden wäre. — es gab keine politische Bewegung im Auslande in welche sie nicht ihre Nase gesteckt hätte, in dem verhängnisvollen Bestreben, dem russischen Volke die Geschichte fremder Staaten aufzupfropfen, dem russischen Volke, dessen Lebensweise, Rassen- und Charakterzüge, dessen objektive Existenzbedingungen von denen der west-europäischen Völker grundverschieden waren. Ich werde nie ein Gespräch vergessen, das zwischen einem „aufgeklärten" Muschik und einem amerikanischen Sozialisten über Politik geführt wurde und das damit endete, daß der Amerikaner ausrief: „Damn them politics —, he speaks of socialism but plows with a jack used before the Nohas arch!" — Dieser Muschik war der Stolz der örtlichen Intelligenzkreise, welche die Geschichte sämtlicher Revolutionen auswendig kannten, aber nicht wußten, was ein Sack'scher Pflug ist.

Die Erziehung der russischen Intelligenz, d. h. der regierenden Klasse, war ausschließlich eine juridisch-historische, der jegliche Technik fremd blieb, ohne Wissen um reale Dinge, ohne Streben danach, im Gegenteil — mit einer gewissen Verachtung für alles, was mit dem Prozeß der Produktion zusammenhing, mit industrieller oder kommerzieller Technik. Die tatsächliche Verachtung und erbarmungslose Unterdrückung der so wenig zahlreichen russichen Ingenieure und Gelehrten von Seiten der jetzigen Sowjet-Regierung ist ganz natürlich, dennn sie ist eine Intellegenz-Regierung, sie stammt vom linken Flügel der russischen Intelligenz. Wenn die russische Intelligenz mal in Berührung mit Fabriken und Werken kam, so geschah das nur dann, wenn es nötig war, das industrielle Leben des Landes zu hemmen und ihm

Millionen-Verluste zuzufügen, weil — — — in irgendeinem sibirischen Zuchthause irgendein politischer Gefangener verprügelt worden war. Und dies nannten sie — Teilnahme an der Arbeiterbewegung. Reales Wissen, reale Nutzbringung war für sie „shoking": der Revolutionsgendarm Michailowsky hatte mehr Gewicht als der hervorragendste russische Chemiker Mendelejew.

Man spricht von der Vertierung des russischen Volkes. Ja — das Volk ist ein wildes Tier! Aber wer brachte es so weit? Wer trug ins Volk anstelle von Technik, Wissenschaft, Menschlichkeit — nur Demagogie, Laster und Zerwürfnis? Wer gab dem Volke eine Schule, wo es mit kurzen Auszügen aus unnötigem Wissen vollgestopft wurde, anstatt hier seine moralische Erziehung zu betreiben. Da zeigte sich die tiefe Unkultur der russischen Intelligenz, die nicht verstehen wollte, daß für das Leben des Volkes die Pflanzung des moralischen Gefühls das Wichtigste ist, weil es dadurch von selbst dem Verbrechen ferngehalten wurde und Verstärkung der Polizei und Bau von Gefängnissen dann überflüssig war." Was sollen wir in der Schule, gnädiger Herr? Aus einem Jeden wird kein Schreiber und für unsere Bauernarbeit ist es unwichtig zu wissen, daß in Afrika Löwen wohnen. Wichtig ist, daß in jedem Gottesfurcht wohne, damit man mit seinem Dorf-Nachbaren friedlich zusammenleben könne. In der Schule lernen die Kinder ja nur Leichtsinn, und kommen als richtige Räuber heraus — —" Das war der grundsätzliche Protest des alten Bauern gegen die Schule der Vor-Revolutionszeit. Das Volk fühlte, daß es nicht das brauchte, was man ihm gab.

Wenn Rußland für die Weltwirtschaft nötig ist, dann mögen die Ausländer zu einer Intervention greifen, die von allen verantwortlichen Posten die Russen entfernt; denn für die Intervention, welche Rußland und seine Nachbaren brauchen, eignen sich die Russen nicht. Diese Intervention muß eine rein mechanische sein, abzielend auf die Exploitation der natürlichen Reichtümer Rußlands, auf denen heute eine Schuld von 11 Milliarden Goldmark, plus 11 Milliarden Goldfrancs, plus einer halben Milliarde Golddollars liegt. Für eine vorteilhafte Exploitierung sind ungeheuere Kapitalien nötig, welche die Russen nicht besitzen, also ungeheuere ausländische Kapitalien. Und es ist ganz klar, daß die ausländischen Investoren, die ihre Kapitalien in die Gewinnung der natürlichen Reichtümer des geographischen Rußland stecken wollen, dies nur unter einer Bedingung tun können: wenn die Regierung Rußlands aus ihren Vertrauensleuten bestehen wird, damit die Interessen der Geldgeber,

die Interessen der ausländischen Arbeiter, Techniker etc. genau so wie bei sich zu Hause geschützt werden. Nur dann kann das Mißtrauen, das heute alle in Bezug auf Rußland beherrscht, zerstreut werden.

Die Schwäche dieses Landes beruhte hauptsächlich auf dem mangelnden Zufluß von Kapitalien nach Rußland. Auch jetzt wird die Gefahr einer ungenügenden Kapitalisierung bestehen und begegnen kann man ihr nur auf eine Weise, indem man sämtlichen Kapitalien, sämtlichen Arbeitern der Welt die Türen öffnet, auf Basis einer freien Konkurrenz. Die Gefahr der unzulänglichen Kapitalisierung droht dadurch, daß der Gewinn der Exploitation Rußlands nur im Verhältnis zu den investierten Kapitalien, der Immigration von Arbeitern, Technikern, Ingenieuren, etc. steigen kann, denn es gibt kein, noch so glänzend fundiertes Unternehmen, das als Oase inmitten von Wildheit, Armut, Hilflosigkeit blühen könnte. Die Größe der nötigen Kapitalien ist — praktisch gesprochen — unbegrenzt, denn wenn die ganze Welt im Laufe eines halben Jahrhunderte all ihren Überschuß an Kapitalien und Menschen nach Rußland schickt, dann erst wird Rußland soweit gekommen sein, daß es seine wahrhaft historische Aufgabe erfüllen kann, nämlich Europa, und den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika jenen Dienst zu leisten, den die Vereinigten Staaten selbst im Laufe von 400 Jahren der zivilisierten Menschheit erwiesen: Hafen der überschüssigen Energie der Menschen arischer Rasse zu sein. Hier liegt die nächste historische Rolle Rußlands und nicht in der Gründung einer ganz besonderen „proletarischen Kultur"!

Der Wiederaufbau, richtiger der Aufbau Rußlands liegt nur im Bereiche der Kulturstaaten, deren Energie ein Ventil sucht. Weder die Russen der Sowjets, noch jene im Ausland können es schaffen, denn sie sind Zerstörer par excellence. Natürlich steht das russische Volk als Rasse höher als die farbigen Völker, Natürlich ist das Klima Rußlands für die arische Rasse geeigneter als die Tropen. Und die Mischung von Europäer und Russe, besonders Groß- und Weiß-Russe gibt gute Resultate. Diese Stämme könnten unter gegebenen Umständen sich zu einer ausgezeichneten Rasse verbinden und Träger einer echten Kultur werden. Die Wurzel der völkisch-großrussischen Kultur liegt in der alt-norwegischen, die sich erstaunlich lange in den ferngelegenen Gebieten Rußlands erhalten hat, wohin der Einfluß der „Russischen Intelligenz" nicht dringen konnte. Am reinsten hat sie sich in den „Altgläubigen" erhalten, aus denen die bedeutendsten und stärksten Repräsentanten Rußlands hervorgingen, seine besten Köpfe, seine energischesten

Arbeiter. Und sie — die Altgläubigen — sind jene kleine Ausnahme unter den Russen, die später einmal zum Aufbau hinzugezogen werden können, wenn die Reihe wieder an die Russen gekommen ist, denn durch sie wird man die Erziehung der Volksmassen erzielen können.

Einen kolossalen Fehler würden die Ausländer begehen, wenn sie beschlössen, in Rußland — nach Art ihrer exotischen Besitztümer — „Einflußzonen" einzurichten. Das ergäbe nur Hemmungen. Keinerlei geteilte Zonen in Rußland! Jegliches Mißverständnis muß im Aufsichtsrate des internationalen Trusts, in Washington, New York, London, Berlin, Paris etc. geklärt werden. Nur nicht in Rußland. Rußland muß der Ort gemeinsamer, strebsamer Arbeit sein, aber keinerlei Anteil an Streitfragen haben; im Gegenteil, es muß wissen, daß es vorläufig absolut nicht gefragt wird, denn es ist lächerlich, heute von einer „Russischen Regierung", einer „Russischen öffentlichen Meinung", etc. zu sprechen. Wir haben genug Politik gespielt, genug von „Weltrevolution" und anderen hochtrabend-unverdauten Dingen gekräht, — jetzt, liebe Leute, heißt es arbeiten, nur arbeiten!

Welche der Großmächte könnte die Errichtung einer Regierung für Rußland auf sich nehmen? Offenbar der Hauptgläubiger der Erde, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Denn bei der allgemeinen Verschuldung an Amerika liegt es im Interesse der Vereinigten Staaten, daß die Zahlungsmöglichkeiten Europas, Englands auf festen Füßen stehe, wofür das Aufblühen von Handel und Industrie auf der östlichen Halbkugel nötig ist. Die Aufgabe Rußlands ist's, dies zu ermöglichen durch Aufschließung seiner natürlichen Reichtümer, durch Aufnahme der überschüssigen Bevölkerung West-Europas und Englands. Folglich liegt es auf der Hand, daß die Vereinigten Staaten, als Kreditoren, an der Einrichtung einer internationalen Regierung in Rußland interessiert sind. Auch können sie mehr als jede andere Großmacht der russischen Industrie durch Kapitalisierung auf die Beine helfen und am ehesten die gegebene Arbeitsweise finden, denn wie in Rußland so sind auch in Amerika ungeheure Territorien verhältnismäßig schwach bevölkert. Wenn Rußland an Westeuropa und England verschuldet ist, so sind es diese an Amerika. Die aktivste Teilnahme am Aufbau Rußlands fiele unter den europäischen Staaten auf D e u t s c h l a n d, denn nur Deutschland ist im Stande, jene 3—4 Millionen Arbeiter, Techniker, Ingenieure, Ärzte etc. zu liefern, die für den Beginn der Arbeit unentbehrlich sind. Die russischen Experimentatoren haben die Arbeit und Arbeitslust im Volke getötet und viele Jahre werden vergehen, bevor das russische Volk wieder arbeitsfähig sein wird.

Natürlich müssen auch die übrigen Staaten teilnehmen am Werk, an seiner Finanzierung und an der internationalen Leitung, wo jedes Mitglied nicht nach seiner Armee und Flotte eingeschätzt werden wird, sondern nach seiner Teilnahme mit Geld, Arbeitskräften, Maschinen.

Politiker werden fragen, welche Art von Regierung in einem solchen „Staate" herrschen wird. Ich antworte: Die Regierung einer „Aktiengesellschaft", denn hier wird jeder und Alles nur einem Ziele dienen, dem Gewinn, und jede Arbeit, jede Initiative, jedes Kapital wird mit offenen Armen aufgenommen werden, denn furchtbar ist nur deren Mangel. Ein Zuviel kann es hier nicht geben. Es muß heißen: Rußland — die Farm, die Fabrik, das Bergwerk, aber nicht — die politische Küche, die Quelle von Kriegen, die indische Gefahr. Nur unter solchen Bedingungen wird Rußland von allen verteidigt werden, denn bei einer wissenschaftlich-technischen Handelsregierung wird es sich aus der früheren Gefahr für den Weltfrieden in ein Territorium verwandeln, das von allen Völkern im eigensten Interesse behütet wird. Es gibt für die Lösung des russischen Problems keinen anderen Ausweg als: die Schulden Rußlands eintreiben und es zur Arbeit zwingen.

Vergeblich denken die Herren Politiker, Schulden eintreiben heiße Polen, Rumänen, Neger mit Tanken und Giftgasen nach Rußland jagen. Außer Geldverlusten schaut da nichts heraus. Denn — was weiter? Von wem wollt Ihr denn die Schulden eintreiben? Von den beraubten Russen, die sich recht und schlecht im Auslande durchschlagen? Unmöglich, denn es ist nichts da. Von Lenin, Trotzky, Dsershinsky und Ko.? Nehmt ihnen selbst die „requirierten" Brillanten weg, welche sie sich für „schlechtere Zeiten" zur Seite gelegt haben, — was wollt Ihr mit diesem Tropfen ins Meer? Dem Bauern was wegnehmen? Wo selbst die Sowjet-Regierung — hört, die Sowjet-Regierung! nichts von ihm erhalten konnte! Nein, da werden auch Eure Polen und Senegal-Schwarzen machtlos sein. Nach allgemein slavischem Rechtsspruch fallen die Schulden einzelner oder einer Gruppe von Menschen auf den Landbesitz. Ergo — möge die russische Erde die Schulden Rußlands bezahlen, mit all ihren Reichtümern, den unendlichen, mit ihren unabsehbaren Wäldern, ihren Erzen, ihrer Kohle, ihrem Naphta, ihren Gewässern. Und um dies alles in Empfang zu nehmen, braucht man keine Neger mit Tanks und keine Polen mit Giftgasen, sondern man braucht Arbeiter, Ingenieure, Maschinen, sonst werden alle eroberten Gebiete vergeblich erobert sein, wie Frankreich vergeblich die reichsten Gebiete Nordafrikas an sich gerissen hat, um sich statt mit deren Exploitierung

mit intriganten Machinationen am Rhein oder in Oberschlesien zu beschäftigen. Es ist klar. daß die irrsinnige Politik der kriegerischen Gewalt, die der Welt so teuer zu stehen kam, ein Ende haben muß. Jetzt gibts ein billigeres Mittel: Warten. Laßt die russische Förderative Sozialistische Räte-Republik in Ruhe; sie geht an dem Schmutz zugrunde, den sie selbst aufgewirbelt hat. Dann nehmt das ungeheure Land in Eure Hände und richtet es im Maßstabe Eurer Kapitalien, Eurer technischen Kräfte auf und deckt in friedlicher Arbeit Eure Verluste.

Und fluchet nicht über Rußland, denn Ihr seid selbst so schuldig! Habt Ihr Euch je für das Volk und seine Entwicklung interessiert? Beginnet jetzt eine neue Politik, tragt Euer Geld in die Arbeit, Energie, Initiative, stellet Rekorde in der Führung eines Volkes zur Kultur auf. und in der Erschließung der russischen Ressourcen. Das ist es, was heute not tut. Keine sozialistischen Experimente mehr, geht an die Arbeit und schließt Euch denen an, die schon am Werk sind. Ich meine die Gruppe um den amerikanischen Financier Charles Ferguson, denn seine Ideen sinds, die ausdrucken, was Rußland und mit ihm die Welt heute braucht.

Das russische Volk aber wird teilnehmen an der Arbeit und nach und nach die Aktien dieses internationalen Trusts erwerben und auf diese Weise wird das Kapital im Laufe der Zeit in die Hände der Russen gelangen, und mit dem Kapital auch die Teilnahme, dann die Übernahme der Regierung. So wird auf dem Wege ehrlicher Arbeit Rußland aus einer ausländischen Kolonie wieder ein unabhängiges Reich, in welchem jeder Bürger eine entsprechende staatliche Arbeits-Schulung durchgemacht hat und in welchem nur der von Patriotismus wird sprechen dürfen, der durch seine Arbeit eine möglichst große Anzahl von Aktien Rußlands in Händen hat.

(Übersetzt von Friedrich Jarosy)

DAS UNSCHULDIGE STINKTIER

Wer möchte ein Stinktier beschuldigen, daß es boshafterweise Alles, was es zu sich nehme, in Gestank oder die Natter, daß sie es in Gift verwandle? Diese Tiere sind darum sehr unschuldig; sie folgen nur ihrer Natur. Ebenso unser Held, der einmal zum literarischen Stinktier und der Natter des achtzehnten Jahrhunderts bestimmt war, verbreitete Stank um sich und spritzte Gift, nicht aus Bosheit, sondern lediglich durch seine Bestimmung getrieben."

J. G. Fichte

„Friedrich Nicolai Leben und sonderbare Meinungen"

Als ich auf Ferien ging, wimmelten die Bewohner noch durchs Café Größenwahn, daß an der Ecke der Joachimsthaler Straße und des Kurfürstendamms aufgeschlagen war. War das ein freudiges Erstaunen, als ich bei meiner Heimkehr entdeckte, auch dieser wanzenvolle Literaturraum, seit dreißig Jahren nicht gründlich aufgeräumt und aufgewaschen, sei im Begriff in eine Diele verwandelt zu werden. Der gelbweiße, allmählich braungewordene Raum wird mit giftgrünen Tapeten überklebt, an die Stelle der guten abgesessenen flohreichen roten Plüschbänke werden lauschige Nischen mit geheimnisvoll gedämpftem Licht gesetzt werden, und wo das alte Buffet stand mit allen Schnapsflaschen, da wird jetzt ein Mixer aus den Tiefen eines enormen Buffetschrankes die ausländischen Getränke geschwind hervorjonglieren. Vorbei die Zeiten, da der kleine bucklige Zeitungsmensch vierzig Zeitungen hintereinander heranschleppte, damit man nebenbei einen dünnen Bohnenkaffee hinunterschlürfe. Mit der Ernennung des Café des Westens zur Diele ist seine Entgeistigung definitiv gesichert.

II.

Ich erinnere mich an das Grausen, das mich überfiel, als ich das erste Mal in C. d. W. trat. Vor vielen Jahren. Ich hatte dergleichen Lokale schon gesehen, unser altes Café Griensteidt in Wien, gegenüber der Hofburg, die kleinen Künstlercafés auf dem Boulevard clichy, das Café Stefanie in München. Mein erster Eindruck im C. d. W., den ich nie los wurde, war: Herrgott, ist es hier häßlich! Nirgendwo hatten sich die Künstler einen so scheußlichen Raum ausgesucht, wie hier in Berlin. Ein ekliger Protzbau aus der schlechtesten Berliner Bauzeit. Ungeheuer hohe Räume (schon deshalb ungeeignet: Hohe Gedanken wachsen am liebsten in niederen Zimmern) lieblos geschmückt. Lächerliche vergessene Fenstervorhänge. Dürre unbequeme Rohrsesselchen, dumme, kalte, gußeiserne Marmortischchen. An den Wänden blödsinnig verstuckte Kandelaber. Nicht eine Ecke, in der man sich verbergen konnte; nicht eine Ecke, in der man still reden konnte. Trat man ein, so rauschte einem neben anderen schlechten Gerüchen, Gullasch und Kakao, Steinhäger und gebratene Ente, Bohnenkaffee und verrauchte Torten, noch eine Flut undeutlichen Schwatzes entgegen. So entsetzlich-kahl wie das Café, so abschreckend erschienen mir die Besucher. Die Bohème ist überall arm, und das ist recht so, in Berlin aber ist sie immer auch geschmacklos gewesen. Vergebens irrte das Auge durch

das Lokal, um ein sanft gerundetes, lieb gescheiteltes Mädchengesicht zu erblicken. Aus den düsteren Fensterhöhlen äugt das Grauen, sagt Schiller. Die Weiber, die man hier sah, waren darnach angetan, Einem die Freude am anderen Geschlecht für immer abzugewöhnen. Oh, mich schreckt nicht Kurzhaarigkeit, mich schreckt auch ein derber Röhrenstiefelschritt von Damen noch nicht, eine käsgelbe Hautfarbe irritiert nur momentelang und auch in trübe, glanzlose Augen muß man sich finden. Daß manches Gebiß mit Gold nur unvollkommen gefüllt ist, liegt an den ökonomischen Schwierigkeiten. Ich weiß, ich weiß. Wenn aber eines dieser dürren Geschöpfe den Mund auftut und sagt: „Bergson ist mir nicht dyonisisch genug", dann beschließe ich in aller Stille, nach Borneo auszuwandern.

III.

Ich kenne weniger grauenhaftere Orte, als dieses alte C. d. W. war. Auf den ersten Blick konnte man hier erkennen, daß hier nur jeder siebente oder achte Gast ein ungewöhnliches Wesen war. Die Sieben-Achtel-Majorität bestand aus Zahnärzten, Tuchhändlern, Gattinnen, Ehepaaren aus Kattowitz, neugierigen Lehrerinnen, Prostituierten und Althändlern. Manchmal saß neben vier grünbleichen Gegnern der bürgerlichen Gesellschaft, Sessel an Sessel am runden Tisch, wohl ausgebreitet eine behäbige Familie aus der Fasanenstraße: Papa, Mama, die verheiratete Tochter, der Schwiegersohn, zwei noch unverheiratete, aufgeblühte Töchter, ein Geschäftsfreund, der schwankte, und die zwei Kleinen, Mädchen von dreizehn und elf Jahren, die sich im Rauch und Schwatz und Getue ganz besonders wohlfühlten. Zuweilen war es drollig, daß man bei solchen Nachbarn nicht mehr ganz genau unterscheiden konnte: wo hört die Literatur auf? Wo beginnt die bürgerliche Familie? Zuweilen flossen die Kontraste ineinander. Gelegentlich geschah es auch, daß eine wohlbeleibte Dame, die mit ihrem Gatten und zwei bloßbeinigen Kindern erschien, sich nicht als Bourgeoise, sondern als Genie enthüllte und vom Familientisch zu der literarischen Nebenpartei übersiedelte. Einer der regelmäßigsten Beucher in diesem bürgerlich-unbürgerlichen Durcheinander war hier Herr Korfanty. Wenn ich mir deshalb das Königreich Polen vorstelle, schwebt mir unwillkürlich immer ein vergrößertes C. d. W. vor.

IV.

Nie hat es ein Künstlercafé gegeben, daß so bar aller Laune war, wie dieses. Hier wurde nur ganz selten gelacht. Hier saß man, stierte sich an und schaute weg. Die Bürgersleute kamen abends, um die Größenwahnsinnigen anzugaffen, aber bald stellte sich heraus, daß der

äußere und innere Unterschied zwischen Bourgeois und Genie verschwindend klein war. Im Nu kam da eine Diskussion in Gang. Der Berliner ist durch und durch voll Vernunft. Seine Orgie heißt: Diskussion. Anderswo haben die Leute Musik im Leibe oder Laune, Lebensübermut oder Erfahrungsphilosophie, und dazwischen zwitschern die Weibsen. In Berlin wird immer „erörtert". Natürlich immer „Fragen". Das Orgiastische in diesem gräßlichen Café war, daß mit Vorliebe über die sexuelle Frage diskutiert wurde. Ach, du lieber Gott, anderswo lieben sich die Menschen, besonders die Jungen, hier treten sie in die Debatte über geschlechtliche Beziehungen. Die Dame in Röhrenstiefeln mit der männlichen Weste und dem festen Auftreten stritt mit dem langhaarigen Jüngling, wer mehr W. — will sagen Weiblichkeit — im Blute habe, Strindbergs Fräulein Julie oder Wedekinds Alma Schön. Der Hörer am Nebentische beschloß in aller Stille nach Ceylon auszuwandern.

Es hätte ein Mittel gegeben in diesem durchschwätzten Lokal mit einem Schlage vollkommene Stille zu erzwingen. Man hätte nur am Eingang eine Tafel anbringen und dort allwöchentlich ein paar Namen aufschreiben müssen, die bei Strafe des Hinauswurfs nicht gesagt werden dürften. Etwa: Tilla Durieux, Strindberg, Professor Freud, Herwarth, Walden, Rosa Luxemburg, Magnus Hirschfeld, Arnold Schönberg. Die Schwätzer hätten sogleich nach Luft geschnappt. Sie lebten ja nur von Aktualitäten. Sie wären zu einem Trappistendasein verurteilt, wenn man ihnen den gerade modernen Wochenspielplan konfiszierte. Der alte Johann Nestroy hat von dergleichen Leuten gesagt: „Zeitgeist, nix als Zeitgeist."

V.

Alles wäre verzeihlich gewesen, wenn ich ein Mal im Café des Westens ein einziges hübsches junges Gesicht gesehen hätte. Nur Eines. Ein von Cafèhausrauch noch nicht gebleichtes, mit Literatur noch nicht angepfropftes, natürlich frohes, schlank gewachsenes Geschöpf. Die Enttäuschung wäre freilich fürchterlich gewesen, wenn auch dieses blühende Naturwesen plötzlich den Mund geöffnet und zu reden begonnen hätte von den erotischen Komplikationen der zweigeschlechtlich empfindenden Frau.

Der Fall ist glücklicherweise nie eingetreten. Ein schönes Mädchen hat das C. d. W. nie betreten.

DER FILMZOLL

Der Filmzoll soll von zweihundert Mark auf vierhundert Mark für den Doppelzentner erhöht werden. Diese wichtige Aussicht hat natürlich die Vereinigung deutscher Filmfabrikanten beschäftigt, aber die Meinungen waren geteilt. Es gibt kurzsichtige Leute, die diesen Zoll noch weiter steigern wollen, weil sie sich in ihrem kleinen Geschäft bedroht sehen wenn zehn Meter Auslandsfilm ins Land kommen. Die Vernünftigen wünschen eine Besteuerung, die sich nach der Qualität richtet und die es vor allen Dingen unmöglich macht, daß der Ausschuß der amerikanischen Produktion doppelzentnerweise auf das deutsche Publikum losgelassen werden. Nun, die Zukunft hat dafür gesorgt, daß es zu keinen voreiligen Beschlüssen kam. Der Herr Generalsekretär der Vereinigung tritt aber für eine Zollerhöhung ein, die die Mehrzahl der Mitglieder gar nicht billigt. Ein Filmlustspiel, in dem die Mitglieder der Vereinigung gewissermaßen die komischen Rollen spielen.

AUSLESE DES SCHLECHTESTEN

Zum Schutz gegen die ausländische Überflutung hat man eine Kontingentierung eingeführt. Hundertachzigtausend Meter Negativ sollen insgesamt über die Grenze gelassen werden. Der deutsche Verleiher hatte also die Möglichkeit, aus der internationalen Produktion von fünf Jahren sich die höchstwertigsten Erzeugnisse auszusuchen. Eine einzige amerikanische Fabrik, die Universal Film Co., hat bis jetzt rund fünfzig große Films in Deutschland untergebracht. Dazu gehört Herr Goliath Armstrong und seine ähnlich gearteten Kollegen aus „Caro Aß" und aus dem „Panzergeschoß", die ihre öden Kraftmeiereien immer gleich in mindestens sechsunddreißig Akten wochenlang hintereinander vorführen. Die Begeisterung, die diese Films auslösen, zeigt sich zum Beispiel darin, daß in einem großen Berliner Zeitungsverlag beim vierten Teil eines solchen Serienunfuges kein Referent mehr aufzutreiben war. Diese fünfzig Bilder stellen mindestens die Hälfte der genehmigten Einfuhrmenge dar. Das gleiche Quantum wird aber von dieser Firma noch für die nächste Woche in Aussicht gestellt. Bleibt die Frage offen: wie verhält sich diese Menge zu dem zur Verfügung stehenden Kontingent? Bleibt ferner zu untersuchen: wie ist es möglich, daß eine Firma, der offiziell höchstens dreitausend Meter Kontingent zugeteilt sind, bereits im Anfang der Saison achtzehntausend Meter in Verkehr bringt?

Der Streit um die Filmvorherrschaft, der zwischen Amerika und Deutschland ausgefochten werden muß, wäre entschieden zu unseren

Gunsten bereits beendet, wenn das, was bis jetzt von drüben hergeschickt worden ist, den Stand der gegenwärtigen Produktion anzeigte. Kenner aber wissen, daß vorläufig erst einmal der Ausschuß nach Deutschland verhökert worden ist. Man hat allerdings einen geschickten Weg gefunden. Der Verleiher hat keinen festen Preis zu zahlen. Er teilt seinen Erlös prozentual mit dem amerikanischen Hersteller. Dasselbe Geschäft wäre auch mit den guten neuen Films des letzten Jahres zu machen gewesen. Aber die Theaterbesitzer schrieen nach dem Auslandsfilm und spielten sie schon, um dem deutschen Fabrikanten zu zeigen, daß man ihn nicht nötig hat. Zur gleichen Zeit kommt aus allen Teilen Deutschlands Mitteilung über den schlechten Geschäftsgang. Gewiß mag das zum Teil die Lustbarkeitssteuer gemacht haben. Es ist aber nicht ganz ausgeschlossen, daß sich der Kinobesitzer auch an Akrobatenkunststückchen sehr leicht satt sieht. Sechsunddreißig Akte „Goliath Armstrong", das ist selbst für das Dienstmädchen Auguste Piepenbrinck aus Kyritz an der Knatter ein bißchen zu viel.

FILMKURS-NOTIERUNGEN

In der letzten Zeit findet man Notierungen von Filmkursen, sogar von Aktien, die man trotz wochenlanger Bemühungen an der Börse nicht bekommen kann. Jetzt weiß ich, wie diese Notierungen zustande kommen. Man schickt einfach an die Firmen ein Rundschreiben und bittet um Mitteilung, welchen Kurs die Papiere augenblicklich haben. Das ist natürlichste Methode, den wahren Handelswert festzustellen.

LUDWIG v. HATVANY

MISS KATES HISTORISCHE SENDUNG

II.

Kate Rowley brach in ein lautes Schluchzen aus. Die Mauern des Garni sind dünn. Im Nebenzimmer schläft Ida Gärtner, zwar ein Mädchen, doch kein gutes Mädchen, das wie die meisten schlechten Mädchen, das beste Mädchen auf Erden ist, Auch ein gutes Mädchen ist zuweilen neugierig. Ida Gärtner ist das beste Mädchen, also sehr neugierig. Sie entsteigt ihrem Bett, sie verschiebt einen glattglänzenden Schrank im „Jugend"-Stil, sie öffnet eine Tapetentür mit einer „Jugend"-Klinke und schwebt in Kates Zimmer. Gerade im rechten Moment. Kate öffnet eben das Fenster, was junge Damen im bloßen Hemd und zur Winterszeit nur dann tun, wenn sie sich eine tödliche Erkältung holen, oder wenn sie sich zu einem Todessprung in die Tiefe anschicken wollen. Das

erste ist die Methode unglücklich verliebter Komtessen. Keineswegs eine sehr empfehlenswerte Methode die zu sofortigen greifbaren Ergebnissen führt. Denn unglücklich verliebte Komtessen sind von so äußerst teuflisch unvertilgbar-guter Rasse, daß selbst wenn der Winter noch so grausam und grimmig knirscht, sie sich nicht einmal einen Schnupfen holen. Zur Methode des Todessprunges pflegen sich die Damen der bürgerlichen Klasse mit immer positivem Erfolg zu bekennen. Und die Kate, die aschfarben, bleigraue, rosenwangige Miß, will gerade diese oft approbierte Methode versuchen.

Da tritt Ida Gärtner, das schlechte Mädchen ein, die wie gesagt, ein gutes, ja sogar das beste Mädchen ist und schließt schön die Fensterläden, hebt die ohnmächtige Kate auf, um sie, die leicht wie ein Flaum ist, auf ihren starken deutschen Ballettmädchenarmen in ihr Bett zu tragen.

In den Zeitungen hat sich eine sehr lebhafte Polemik entsponnen über die Vorteile der Zeppelins vor dem System Blériots. Die Deutschen leugnen Blériots Vorteile, während sie seine Methode eifrig studieren. Denn die Deutschen studieren alles eifrig.

Ida, die ein gutes und ein neugieriges Mädchen ist, ist zugleich auch ein gescheutes Mädchen, denn die Frauen bilden sich nicht auf theoretischem, sondern auf sinnlichem Wege aus. Je mehr eine von ihnen ihre Sinne beschäftigt hat, desto gescheuter ist sie. Also ist Ida, die während ihres Lebens vielleicht die meisten Gelegenheiten zur sinnlichen Ausbildung erlangt hatte, mit Recht die gescheuteste Frau zu nennen. Und als das gescheuteste Wesen hat sie sofort begriffen, was das ohnmächtige Mädchen, — da ja Ohnmächtige nicht sprechen können, — verschweigen mußte. Denn zu Ida sprachen die geschwätzig-gluckenden Flaschen, der bittere Geruch der ausgebrannten Zigarrenstumpfe auf dem Teller und auch die anderen vielen Zeichen der Sünde auf Bett, Tisch und Teppich des „Jugend"-Stil-Zimmers. Endlich erwacht Kate.

Die kluge Ida stellt folgende kluge Frage: Wie heißt er?

„Aoh, aoh," ächzt Kate als Antwort. „Aoh" soviel genügt der klugen Ida, um sofort zu verstehen, daß mit dem unglücklichen Mädchen englisch zu sprechen sei. Und da Ida im Dienste des internationalen Varietés, bekanntlich nach den bekannten drei Internationalen und den darauf folgenden Internationalen der Juden, Grafen und Pfaffen, die siebente Internationale, eine noch immer begehrenswerte Veteranin geworden war, beherrschte sie die Sprache jener siebenten Internationale ausgezeichnet.

„Wie heißt er?" fragte sie englisch.

„Aoh, aoh, ich weiß nicht einmal wie er heißt."

„Das macht nichts! Wie sieht er aus?"

Kate beschreibt ihn. Die Beschreibung Kates schreibe ich nicht auf. Wozu? Kate beschreibt einen preußischen Offizier und nicht Schwantus; dies ist nicht ihre Schuld, denn ihr Bericht beschreibt Persönliches genug, da sie jede Gelegenheit hatte,

sich seine mächtige Individualität einzuprägen, es ist Schwantussens Schuld, dessen mächtige Individualität jedes persönlichen Zuges entbehrte. Blaue Augen, ein rotes Gesicht, eine gerade Nase, breite Schultern hat jeder deutsche Offizier. Aber vor Ida Gärtner, die im Dienste der achten Internationale, im Dienste der internationalen Liebe, eine noch immer begehrenswerte Veteranin war, dämmerten plötzlich die für immer in guter Erinnerung bewahrten Züge ihres Schwantus. Vielleicht war es die Schmarre auf Schwantussens Wange, vielleicht sein purpurroter Nacken, vielleicht noch irgend etwas anderes, — ich weiß es nicht. Ida weiß es und das genügt.

Sie, dieses gute, kluge, neugierige, schleche Mädchen, verriet mit keinem Laut, daß sie durch diese Beschreibung Schwantus erkannt hatte. Im Gegenteil. „Tut nichts", sagte sie zu Kate; „hat nichts zu sagen", setzte sie lächelnd hinzu. Sie läutet; man hört das Stubenmädchen: „Puppchen" summen. Mit diesem Refrain tritt sie ein: „Was befehlen die Damen?"

„Thee", sagt Ida, „ein Bad!" fügt sie hinzu.

Ida trinkt mit Kate den Thee. Wenn nervöse Leute Thee trinken, werden sie noch nervöser. Wenn ein ruhiger Mensch Thee trinkt, beruhigt er sich. Ida, die Österreicherin, ist nervös geworden. Kate, die Engländerin, wurde durch den Thee beruhigt. Nur hie und da schluchzt sie noch einmal auf. Inzwischen aber streicht sie Butterbrote und spricht und spricht. Sie erzählt, daß sie gekommen sei, einen Gouvernantenposten anzutreten.

„Bei wem?" fragt Ida.

„Bei Kapitän Saarmucken in Zoppot", ist Kates Antwort. Ida lacht. Warum? Vielleicht, weil Mädchen, oft ganz ohne Grund, so für sich hinlachen. In ihrer plötzlich erwachten guten Laune umarmt und küßt und herzt sie die gute Kate und verspricht ihr ewige Freundschaft.

Kate rafft ihre Sachen zusammen und geht ins Bad. Ida hingegen fühlt, daß es Zeit sei, ihre eben gewonnene „ewige" Freundin, ohne Abschied zu verlassen. Erstens deshalb weil die Neugier des neugierigen Mädchens befriedigt war und zweitens weil sie wohl wußte, daß eine Tochter Albions, wenn sie Thee getrunken und gebadet hat, sich nach all diesen Verrichtungen nicht mehr so leicht zum Selbstmord entschließt.

Schwantus, in der Kaserne angelangt, wird bereits vom General erwartet. Wichtige Beratung! Es sei notwendig, eine Fliegerkolonne auszubilden. Nur die starre Methode ist etwas wert ... Als die kleine Kate mit der kleinen Handtasche die Straße betritt, scheint die Sonne. Und weil die Sonne scheint, ist alles hinter ihr geblieben, das Zimmer und der „Jugend"-Stil, — sowie das nach der Jugend, juventus, jeunesse, youth benannte glatt glänzende Jugend-Bett samt den glattglänzenden Jugend-Schränken. Nichts mehr erinnert an

die geschwätzig gluckenden Flaschen. Vielleicht ist das alles nicht wahr. Denn die Frauen sind so vergeßlich, — so sind Frauen, vielleicht auch Männer, mit einem Wort wir alle, die Menschen sind.

Ida Gärtner begibt sich in Schwantussens Wohnung und wartet dort auf die Heimkehr des Leutnants.

Kate beschließt in ihrer kindlichen Seele dennoch, zu Frau Saarmucken zu gehen und zwar wie es ihrer kindlichen Seele zukommt zu den Kindern. Sie hat einen englischen, engelhaften Appetit und freut sich des guten Mittagessens, daß man ihr auf dem neuen Platze bietet.

Kurt heißt der Papa und ist sehr lieb. Kurt und Gretl heißen die Kinder und sind sehr lieb. Alles wäre gut und schön, nur das Gelée mißfällt Kate, daß wie eine Taube zittert und bunt wie ein Regenbogen schimmert, aber wie geronnenes Wasser schmeckt. Die beiden Kurts und die beiden Gretels aßen vom Gelée, lobten es und sprachen Kate zu, sie möge sich diese gute Speise schmecken lassen. Doch die guterzogene Kate, die wohl wußte, daß es kein Zeichen guter Erziehung sei, etwas stehen zu lassen und die davon überzeugt war, daß sie als Erzieherin mit gutem Beispiel vorangehen müsse, brachte den Bissen nicht hinunter, wenn sie sich auch durch dieses Benehmen eine Blöße gab.

Sehr erfinderische Leser haben gewiss schon erraten, daß in diese Familienidylle heimlich, ganz heimlich die Kriegsursachen gelegt werden, wie Minen in einem stillfließenden Fluß.

Dieselben Leser werden wohl auch erraten, daß in diesem Geschmacksunterschied in der Beurteilung eines Gelées, die Keime des zukünftigen Rassenhasses angedeutet werden; dieses Gelée ist eben ein symbolisches Gelée, wie ja auch alles andere in dieser kunterbunten Durcheinander-Erzählung.

Ida Gärtner wußte von Schwantussens Verhältnis mit Frau Saarmucken. Deshalb lachte sie so herzlich als sie Kates Geständnis entnahm, daß das englische jungfräuliche Opfer der gewaltsamen Liebe des preußischen Offiziers gerade bei Frau Saarmucken Gouvernante werden müsse und deshalb eilte sie auch zu Schwantus, ja vor allem deshalb, um ihn vor Kate und der von ihrer Seite drohenden Gefahr zu warnen.

Was sagen Sie dazu, daß sich Lady Southampton eben ankleidet? Doch nicht in Danzig? Nein, in St. Petersburg. Die Lady hat knochige braune Schultern und einen braunen Hals. Sie wird gepudert und bemalt und ihr werdet bald erfahren, weshalb ich dies erzähle.

Schwantus hat sich schon lange nicht so gut unterhalten wie über Idas Erzählung.

Als jedoch Ida geendet hatte, da runzelte er seine Stirn und wurde ernst. Das war er seinem Junkertum schuldig: „Erstens habe ich kein Verhältnis mit Frau Saarmucken; zweitens hätte ich eines,

würde ich ihre Schwelle nie überschreiten und drittens und überhaupt: was geht es Dich an? Du kannst gehen wie Du gekommen bist! Mach, daß Du fortkommst! Scher Dich zum Teufel!" Dies brachte er in einem groben Ton vor. In seinem Augen funkelte ein wildes Licht. Ida, von der wir bereits des öfteren sagten, daß sie klug sei, verstand diese brutale Stimme und diese wilde Flamme. Also scherte sie sich nicht zum Teufel und blieb schön, denn Schwantus war, wie ebenfalls schon gesagt, ein breitschulteriger Mann, dem man zu folgen hatte und dem zu folgen ein Vergnügen war. Schwantus nämlich ist ein sehr hübscher Mann.

Lady Southampton sagt während des Soupers zum Prinzen Trubetzkoy, daß man die praepotenten Rüstungen Deutschlands nicht mehr dulden könne. Wenn es zum Krieg komme, müsse sich England einmischen. Die Lady war ein bischen angeheitert. Aber der deutsche Botschafter in Rußland war sehr nüchtern, als ihm die Bemerkungen der Lady zu Ohren kamen. Und als nüchterner Mann ließ er es sich nicht nehmen, die mit halbem Ohr erlauschten Worte der Lady nach Berlin zu melden. In einem offiziellen Brief mit feierlichem Siegel bringt ihn ein besonderer Kurier eilenden Fußes von St. Petersburg nach Berlin. Diese Tat ist nüchterner Männer unwürdig, aber was kann der deutsche Botschafter dafür. Er wird ja dafür bezahlt. Das ist Diplomatie.

Es wird Abend. Frau Grete Saarmucken, die Frau des Kapitäns Kurt Saarmucken setzt eine Kappe auf und verbirgt ihr Gesicht hinter einem dichten Schleier. Sie geht zuerst eine Weile am Meeresstrand spazieren. Sie macht zwei Offiziere auf den schönen winterlichen Sonnenuntergang aufmerksam. „Ach! wie lieblich und poetisch!" Und während vor den Blicken der Offiziere kleine rote Kreise flimmern, wendet sich Grete nach rechts in eine kleine Strasse. Dann von rechts nach links. Und jetzt befindest Du Dich, lieber Leser, wiederum im Garni. Und das ist Dir ja schon bekannt: glattglänzendes Bett! glattglänzender Schrank. „Jugend"-Stil. Wer würde in dieser verschleierten Dame die Kapitänsfrau vermuten? Es hat sie auch noch nie jemand erkannt. Außer den Mädchen im Garni. Ehebrecherische Frauen erfreuen sich der besonderen Protektion, der von der außerehelichen Liebe lebenden Mädchen. Wer aus Erwerb die Dinge treibt, die reiche Damen zum Vergnügen betreiben, die Ärmsten der ersten Kategorie bewundern mit neidisch verehrenden Augen die glücklichen der zweiten. Und sie wissen Diskretion zu wahren.

(Fortsetzung folgt.

REFERENT DER KULTURABTEILUNG

Der Schriftsteller Dr. Victor Pordes hat im Jahre 1919 ein Buch „Das Lustspiel" herausgegeben. (Verlag R. Lechner [Wilhelm Müller] Universitätsbuchhandlung Wien). In dem Buche waren, 1919, folgende Sätze zu lesen:

Die Kunst des Kinos steht noch immer im heftigsten Widerstreit der Meinungen. Die Kinematographie selbst hat zwar die Welt erobert und sich allgemeine Anerkennung aller Völker als kulturelle Errungenschaft erzwungen, doch ist die von ihr geschaffene Kunstform, das Kino- oder Lichtspieldrama, ein umstrittenes und noch heute ungelöstes Problem für die Theoretiker geblieben . . .

Dieses Mißverständnis durchzog schon die Wiegenlieder der Kinematographie . . .

In dieselbe Kerbe schlägt Professor Dr. Konrad Lange (Tübingen) mit seiner beschränkten Auffassung von dem Wesen des Lichtspiels . . .

Hermann Häfker stellt in seinem Bändchen „Kino und Kunst" als das charakteristischste Merkmal im Film das Phantastische in den Vordergrund. Auch er legt einem Kinodichter ans Herz . . . Der Autor vergleicht es dem Märchen und dem Traum. „Deshalb" folgert er, „und nur scheinbar wegen der heutigen Unvollkommenheit der Technik, sind die Szenen des Kinos stumm. Jedes Sprechen wäre eine störende Tantologie" . . .

Gewiß, es ist eine rein objektive Wahrheit, daß die Gestalten des Kinos lautlos an unserem Auge vorübergleiten . . .

Ich gebe natürlich ohne weiteres zu, daß das Kino auch phantastisch sein kann, weit mehr noch als das Theater . . .
(letzter Satz)

Dr. Oskar Kalbus, Referent der Kulturabteilung der Ufa, hat in der Zeitschrift „Der deutsche Film", Oktober 1920, zwei Aufsätze unter dem Titel „Lichtspieltheorien" veröffentlicht. In den Aufsätzen waren folgende Sätze zu lesen:

Die Kunst des Kinos steht noch immer im Widerstreit der Meinungen. Während die Kinematographie als solche sich längst die Welt erobert hat und als kulturelle Errungenschaft ersten Ranges allgemein anerkannt wurde, bildet die sich aus ihr gestaltende Kunstform, das Kino-, oder wie wir es nennen wollen, das Lichtspieldrama noch immer ein heftig umstrittenes Problem . . .

Dieses Mißverständnis dauert schon vom Anfang an . . .

Eine ähnlich begrenzte Auffassung von dem Gebiete des Lichtspieldramas bietet auch Professor Dr. Konrad Lange (Tübingen) . . .

Das von den Genannten so in den Vordergrund geschobene Merkmal des Phantastischen im Film hebt auch Hermann Häfker in seinem Werkchen „Kino und Kunst" mit ähnlichem Nachdruck hervor. Auch er empfiehlt einem Kinodichter . . . Der Autor vergleicht es dem Märchen und dem Traum. „Deshalb", folgert er, „und nur scheinbar wegen der heutigen Unvollkommenheit der Technik sind die Szenen des Kinos stumm. Jedes Sprechen wäre eine störende Tantologie" . . .

Rein objektiv ist es ja wahr: die Gestalten des Kinos gleiten lautlos vorüber . . .

Zugegeben, das Kino kann auch phantastisch sein, in einem Maße dazu, das dem Theater ganz versagt bleibt . . .
(letzter Absatz der Einleitung)

Über die Abschreiberei wäre nicht viel zu sagen, wenn der Abschriftsteller nicht im Büro der großen deutschen Filmfabrik säße, nicht als Dramaturg, wie man vermuten müßte, sondern als „Referent der Kulturabteilung". Der Diebstahl ist schon ein Jahr alt. Dennoch: zum Kulturreferenten ist er noch nicht geeignet.

AUS DEM TAGEBUCH

DAS SILBERSERVICE

Die Präsidenten der österreichischen und tschechoslowakischen Republik haben sich ein Rendez-vous gegeben. Das ist zwar eine Staatsaffaire, aber doch eine sehr bürgerliche Staatsaffaire. Der Professor Masaryk aus Prag und Dr. Hainisch aus Wien haben schon öfters beisammen gesessen und sich unterhalten. Z. B. vor Jahren in der Gesellschaft der Fabier, in der sich Sozialisten und andere Bürger, die sich für soziale Dinge interessierten, früher zu treffen pflegten. Vielleicht haben sie auch damals schon irgendwo im Salzkammergut zusammen Mittag gegessen, ich weiß es nicht, ich bin nicht so gut informiert.

Inzwischen hat der Eine eine welthistorische Rolle gespielt, und der Andere ist auch nicht ohne Verdienst ein Staatsoberhaupt geworden. Wenn sie jetzt miteinander auf der Hotelterrasse in Hallstatt sitzen und plaudern, so ist das also nicht ohne Bedeutung für mich und für meine Mitmenschen, die in Böhmen wohnen. Ich muß sagen, es ist mir ein Gefühl der Beruhigung, wenn diese beiden alten Bekannten dort die Angelegenheiten besprechen, die von Wichtigkeit sind für ein oder zwei Dutzend Millionen Mitteleuropäer. Ich weiß, die beiden Herren sprechen sachlich und menschlich, sie reden von nichts, was sie nicht verstehen, behaupten nichts, was sie nicht wissen, sie machen sich gegenseitig keinen blauen Dunst vor, jeder weiß vom andern, daß er ein anständiger Mensch ist, keiner meint, er sei von Gott zum Napoleon oder zum Dschingis Chan bestimmt oder als Herr über Leben und Tod seiner Mitbürger bestellt. Ich bin zufrieden damit, daß diese beiden gescheiten, feinen alten Herren über mich und meine etwas schwierige Situation beraten und miteinander ausmachen, was nun geschehen soll und was sie mit ihren menschlich schwachen Kräften dabei nützen können. Denn sicher haben sie beide das Bestreben, sich nützlich zu machen in ihrem Bereich, den sie gewiß nicht überschätzen. Da sagt bestimmt keiner: „ich und meine Völker" oder „meine getreuen Untertanen" oder „die ruhmreichen Traditionen meines Hauses", und keiner ist böse auf den andern, weil sein Onkel vor fünfhundert Jahren vielleicht vom Urgroßvater des anderen auf den Fuß getreten worden ist, und der andere dünkt sich nicht mehr als der eine, weil vielleicht im Jahr 900 der eine schon ein Raubritter und der andere nur ein Häusler gewesen ist.

Nein es gab keine Generäle, keine Oberhofmeister, keine Ehrenkompagnien, keine tausendjährige Familiengeschichte, keine à la Daumont bespannten Equipagen und vor allem keine Mystik bei dieser bürgerlichen Staatsaffaire. . . .

So lese ich also mit demokratischen Wohlbehagen den ausführlichen Bericht eines nach Hallstatt entsandten Spezial-

korrespondenten über die Präsidentenbegegnung. Über das Wetter, den See, den Dampfer, den Filmoperateur, das dekorierte Gasthaus, die Tischordnung — aber auf einmal steht da geschrieben: „Das Silberservice für das Frühstück war eigens aus der Wiener Hofburg nach Hallstatt gesandt worden". Ja was ist das? Bis dahin war doch alles gut und schön. Und jetzt auf einmal? Ja lieber Professor Masaryk, lieber Dr. Hainisch, ist Ihnen denn das saubere Steingut und Alfenit (oder Britania?) des Herrn Kainz, Gastwirts in Hallstatt, nicht gut genug zum Essen? Oder hat sich da doch so ein mystischer Schmock in Ihre verehrliche Begleitung hineingeschmuggelt? Muß es ausgerechnet Habsburger Silber sein, von dem Sie ihre Forellen verspeisen? Ist es Ihnen überhaupt angenehm, so unmittelbar an Ihre gemeinsamen Vorgänger erinnert zu werden, die Ihnen doch nicht sonderlich sympatisch sein können? Ich bilde mir nicht ein, ein besserer Demokrat zu sein, als sie es sind, aber ich glaube, die kaiserlichen Silberteller würde ich meinen republikanischen Zermonienmeister vor die Füße schmeißen, wenn ich einmal mit einem alten Freund als Präsident der Republik im Salzkammergut zu Mittag essen sollte. Rudolf Olden.

INTELLIGENTE MILCH

Ein Raritätensammler aus dem Inseratenfeld sendet mir folgende Anzeige aus den „Münchener Neuesten Nachrichten:"

> Junge gebildete Dame sucht
> Stelle als Amme
> in nur gutem Haus. Zuschriften
> an die M N. N. erbeten.

Eigentlich ist für die Erzeugung nahrhafter Kindermilch Klavierspielen und Kenntnisse in der Literaturgeschichte nicht nötig. Aber in Bayern herrscht eben ziemliches Durcheinander: Die Ammen sind gebildet und die Gebildeten stehen auf dem Niveau der Ammen.

DOKTOR med. LUDENDORFF

Feldgeneral Ludendorff bekam von der medicinischen Fakultät der Universität Königsberg den Doktortitel, Ehren halber. Gott, die Ehrungen unserer Generäle sind nicht weit her und man nimmt was man kriegt. Und was die Fakultät betrifft, so hat sie mit der Verleihung nur eine große Schuld an den General mit ihrem üblichen und sie nichts weiter kostenden Dank zahlt. Denn der Dr. med. Ludendorff hat reichlich beigetragen, Studienmaterial zur Chirurgie zu liefern. Er war ein Großlieferant wie nie einer vor ihm. Die Internisten haben heute noch nicht das riesige Material, das er beibrachte, aufgearbeitet. Von den Nervenärzten und Psychiatern gar nicht zu reden. Die Fakultät konnte ihren Beschluß einstimmig fassen. Denn auch der Nikolai von Königsberg ist längst von den Kollegen rausgeschmissen. Wie wir hören, beabsichtigt die juristische Fakultät der Universität Greifswald nicht zurückzustehen und Ludendorff ob seiner in den Kriegsgerichten für die Rechtswissenschaft geleisteten Dienste zum Dr. jur. zu ernennen. Da wird der Dr. phil. und der Dr. theol. nicht ausbleiben. Denn „mit Gott" fing ja doch jede Schlacht an, wenn sie auch mit dem Teufel ausging. Und das „für „König und Vaterland" haben sämtliche Sparten der philosophischen Fakultät in dicken Büchern wissenschaftlich bewiesen und in vom Frontdienst be-

treienden Zeitungs-Artikeln noch einmal bewiesen. Vier Doktordiplome müssen hinreichen, den von Bellona versagten Lorbeer zu ersetzen. Es war kein Kopf da, den Kranz draufzulegen. Aber Doktorhüte sind so oft über Köpfe gestülpt, die nicht da sind!

FILM

ALBERTINI

Luciano Albertini ist kein Affe. Der Affe, der in dem Schauspiel „Der König der Manege" die Hauptrolle spielt, hat keinen Namen. Aber er ist Einer der vollendetsten Charakterdarsteller, die ich je im Film sah — ich meine den Affen. Albertini ist auch nicht schlecht. Er ist ein Turner und Kletterer von außerordentlicher Kühnheit und die Szenen im Zirkus sind sehr sehenswert. Zirkus ist immer schön, auch im Film. Doch der Affe ist besser. Er macht sein Spiel mit einem gravitätischen, ungestörten Ernst, unbeirrt und ohne jede Koketterie. Was könnte Bruno Kastner von dem Affen lernen! Der Regisseur sei gebeten, mit diesem Bassermann des Affengeschlechtes keine Mätzchen zu machen. Keine rauchende Pfeife ins Maul, kein Tangoschritt und dergleichen menschlichen Affereien. Nur wenn der Affe Affe bleibt, ist er menschenwürdig.

DIE NACHT OHNE MORGEN

Auch dieser Gloriafilm spielt zur Hälfte im Zirkus. Dort ist er schön. Ein Brand im Zirkus, von dem Regisseur Karl Grune virtuos inszeniert, ist ein Schauspiel ersten Ranges. Die andere Hälfte des Schauspiels ist ein Kriminalroman mittlerer Güte. Auch da hat der Regisseur dichterische Einfälle. Klöpfer hat in einer Gefängniszelle zu leiden, sein schönes Leidensgesicht nähert sich dem Fenstergitter. Da flattert ein Vögelchen. Klöpfers Hand hascht danach. Vergebens. Die Szene ist dichterischer als der ganze Roman. Im Ganzen: Führt uns lieber Zirkusleute als Rechtsanwälte vor, lieber ein schöner Brand als eine tiefe Liebesleidenschaft, lieber eine schlanke Artistin als eine verkümmerte Witwe!

SCHULD AN PARIS

Leidenschaftlich-schöne Feststellung des Hon. Charles M. Schwab: „Nie werden wir Amerikaner vergessen, was wir kulturell Frankreich schulden!" Was der durchschnittliche amerikanische Tourist aus Frankreich heimbringt, berichtet die Abteilung der Sittlichkeissschnüffler des Zollamtes wie folgt:

a) in seinem Gepäck. Eine handgemalte Kopie eines weiblichen Aktes von Gerôme. Paul de Kocks sämtliche Werke, halbfranz. mit Abbildungen. Fünf Dutzend Seidenstrümpfe für seine Stenotypistin. Eine goldene Uhr für seine Frau.

b) an seiner Person. Eine Serie Photos zu Krafft-Ebings Psychopathia Sexualis. Ein Exemplar der Memoiren der Fanny Hill. Einen farbigen Stich mit dem Titel „Madame's Bad". Eine Schachtel Preservativs. Einige kleine Elfenbeinschnitzereien sehr rabelaisischen Geschmackes.

So berichtet H. L. Mencken in der Septembernummer seiner amüsanten Monatsschrift The Smart Set (New York). Im Koffer und am Leibe des durchschnittlichen deutschen Touristen, der aus Paris zurückkam, fand man dasselbe, bis auf die bewußte Schachtel, deren Inhalt er schon in Paris verbraucht hatte.

ANEKDOTEN

FILM-ARBEIT

Der Schauspieler Albert St. klagt: „Das Filmen ist furchtbar aufregend. Man muß so lange warten, bis der Regen kommt!"

GENOSSE C

Der kommunistische Schriftsteller (der allen als guter Mensch geläufig ist) sagte einmal in einer Versammlung leise zu einem anderen: „Ach bitte, halten Sie doch mal meinen Pelz: ich muß eben mal zu den Arbeitern sprechen!"

VICTOR ARNOLDS GALLOSCHEN

Bei Friedländer-Fuld wurde festlich geheiratet. Gartenfest. Tänze. Reinhardt. Grete Wiesenthal. Prügelszenen aus dem Sommernachtstraum. Blumengeschmückte Insel. Pompös geschmückte Gäste. Alles geht unbeschreiblich fein zu. Es beginnt zu regnen. Victor Arnold will den Zauber im Saale nicht abwarten, sondern schnell, nach sauer verdientem Honorar, nach Hause. Er hat den Havelock schon um, den Hut schon auf dem Kopfe, da entdeckt er, daß ihm die eine von seinen Galloschen fehlt.

Verzweifelt hinkt er mit einer Gallosche durch die stilvollen Räume. Reinhardt blickt ihm entsetzt nach. Da tritt die Frau des Hauses, edelsteingeschmückt, in Glanz und Seide auf ihn zu: „Was fehlt Ihnen, teurer Künstler?"

„Mein linker Gummischuh", und Arnold latscht weiter durch die Säle. „Wie schrecklich", seufzt die Fürstin des Palastes, „wie sah er denn aus?" „Ob ganz einfach, ein etwas vertretener schwarzer Gummischuh, 48 cm lang", brummt Arnold, „nur vorn war er mit einer Brillantenspange besetzt".

ES GIBT JA NOCH SO VIELE ANDERE . . .

Wörtliche Abschrift eines Briefes der höchsten kirchlichen Behörde in Prag:

Prag, 12. Juni 1921.

Erzbischöfliches Amt, Prag.

Herrn August Opitz

Habelschwerdt in Sachsen.

Auf Ihren Antrag beim katholischen Pfarramt in Habelschwerdt in Schlesien zwecks Ihrer Verehelichung mit der Protestantin Auguste Michlan in Habelschwerdt muß Ihnen das bischöfliche Amt in Prag mit tiefem Bedauern mitteilen, daß es infolge der großen Schwierigkeiten nicht möglich ist, die Ehe zu genehmigen.

G. vorg. Gen.

das bischöfliche Konsistorium.

NB. Der hochw. Herr Bischof läßt Ihnen mitteilen, daß Sie sich eine andere aussuchen, es gibt ja noch so viele andere.

gez. i. V. (Unterschrift)

bischöfl. Notar.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 33):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa

STEFAN GROSSMANN

ERZBERGER

I.

Mathias, der Fröhliche, war kein Welterlöser. Wollte nicht, wie die Landauer und Liebknecht, ins Morgenrot einer neuen Epoche treten, hatte keinen Willen zum Märtyrertum und mochte noch nicht sterben, auch nicht in Schönheit. Sein Leben war kein gotischer Bau, es war einem farbenfrohen, weiträumigen Bauernhof zu vergleichen, nicht hoch, aber behaglich und warm. Der Plan des Erzbergerschen Hauses war von schöner Einfachheit: Er glaubte an Gott, er war ein Volkskind, er vergaß nicht zu rechnen. Sein schlimmstes Laster war eine an allen Ecken einsetzende Arbeitslust. Er war gewohnt, von Herrgottsfrühe bis in die späte Nacht zu konferieren, zu studieren, zu beraten, zu reden, zu schreiben. Der übergroße Mann, breitschulterig, bauchig, glaubte an sich. Der ehemalige Volksschullehrer wußte, daß er der kommende, unbedingt republikanische Kanzler sein werde. Das Leben schmeckte ihm, das sah man ihm an, er hatte Lust zu seinen Tätigkeiten, Lust an der Politik, Lust an der Macht, Lust an der Förderung seiner Freunde, Lust an Wein und Braten und eine gut katholische Lust an Gott. Er wurzelte, wo er stand. Als etliche allernächste Freunde im Zentrum ihn gern politisch eingesargt hätten, da stellten ihn seine (wahrhaft) christlichen Freunde in Württemberg an die Spitze ihrer Kandidatenliste und die Freunde aus Baden ließen ihm sagen, daß es sie freuen würde, wenn er auch an ihrer Spitze stehen wolle. Wurde er müde (oder vielmehr, wenn die Anderen ihm einreden wollten, daß er müde sei), dann ging er in den Schwarzwald. Auf einem Spaziergang zum Dorf der Mutter hat ihn der alldeutsche Idiot erschossen. Sein Leben war auf den einfachen und ewigen Wahrheiten aufgebaut: Mutter, Heimat, Christenheit, Demokratie, Vernunft, Rechenkunst.

II.

Er war einer der wenigen Politiker in Deutschland, die in sich die Kraft zu Wandlung und Werdung hatten. Schon deshalb mußte er verhaßt sein. Der Typus Helfferich wie der Typus

Müller-Meiningen ist starr. Das rezitiert dasselbe Parteiprogramm vierzig Jahre. Erzberger hat seine Gesinnungen erlebt. Er ist geworden. Sein unermüdbarer Tätigkeitsdrang hat ihn im Kriege zu einer dem Ludendorffabsolutismus immer unerträglicheren Macht gemacht. Erzberger ist, wie wir Alle, 1914 in guter Disziplin aufmarschiert, bis zum Beginn des dritten Kriegsjahres hat er alle Bedenken, Sorgen, Befürchtungen in seinem Busen eingesargt. Und wahrhaftig, der Attacken auf seine Zuversicht sind nicht wenige gewesen, darunter solche von stärkster Wucht. Schon 1915 hat ihm Graf Moltke, der frühere Generalstabschef, erklärt, es sei von Anfang an ein Fehler gewesen, daß die Masse des deutschen Heeres nach dem Westen geworfen worden sei. Ja, wenn die russische Mobilmachung, wie man im Generalstab immer gerechnet habe, zwei Monate gedauert hätte, aber sie war im August 1914 schon vollzogen. Der Papierplan „Frankreich in sechs Wochen niederzuwerfen", habe diese Wirklichkeit im Osten übersehen. Moltke war schon 1914 skeptisch! Nach der den Deutschen unterschlagenen Marneschlacht fing Erzbergers Busen die Geständnisse des Generals Falkenhayn auf, der ihm — damals! — schon zuraunte, der Krieg in seiner Totalität sei „eigentlich verloren". (Beiläufig: Könnte man nicht in einem Sammelwerke die Gutachten der Feldherren übereinander, Ludendorffs über Falkenhayn, Falkenhayns über Moltke, Hofmanns über Ludendorff vereinigen?) Ein neurasthenischer Politiker wäre unruhig geworden. Erzberger, der Breitschulterige, wurde erst 1916 zweiflerisch, als das große Verbluten vor Verdun begann.

Der vielgeschäftige und vielinteressierte Mann hatte die Frische, die kecke Urteilsfähigkeit, vielleicht aber auch den produktiven Dilletantismus des geschäftigen Amateurs. Er war Militärreferent des Reichstags gewesen und hatte sich mit Ausrüstungsfragen eingehend beschäftigt. Mit einigem Stolz erzählte er, daß er im November 1914 in einer Eingabe, die umfangreiches Material enthielt, vom Kriegsminister die amtliche Förderung einer neuen Erfindung zur Herstellung von Tanks gefordert habe. Er ritt dieses „Steckenpferd" auch in der Reichstagskommission und forderte zu Kriegsbeginn den Bau der damals nur abenteuerlich anmutenden Kampfwagen. Das Kriegsministerium lehnte hohnvoll ab. Der Hochmut der Kriegsfachleute steigerte sich zur schroffsten Form, als Erzberger dem Großen Hauptquartier in seinem bittersten Mangel nachhelfen

wollte, im Urteil über das „Menschenmaterial". Im Jahre 1917 lehnte Ludendorff Aufklärungen über die Stimmung im Heer und Volk mit der Versicherung ab, er selbst sei recht gut orientiert. Den zweiten Versuch einer Staroperation wies das Große Hauptquartier mit der Mitteilung an Erzberger zurück, dies alles sei „barer Unsinn" und „ein entschlossener, klarsehender und zufriedener Mensch wende sich selten mit Klagen an Abgeordnete", (wahrscheinlich nur ans Große Hauptquartier). Auf eine andere Beschwerde eines 1870 mit dem eisernen Kreuz Ausgezeichneten wurde Erzberger mitgeteilt: „Der Mann ist wohl nicht ganz gesund". Bis zum Juli 1918 mimte Ludendorff den Unbeirrten. Noch Mitte Juli 1918 hat er ja dem Staatssekretär Hintze auf die Frage, ob er sicher sei, mit der jetzigen Offensive den Feind endgiltig und endscheidend zu besiegen, „mit einem bestimmten Ja" geantwortet. Am 13. August 1918 kam ihm plötzlich diese Sicherheit abhanden. Dann begann Ludendorff zu drängeln. Am 1. Oktober hieß es jählings: „Die Armeen können nicht mehr 48 Stunden warten". Am 2. Oktober wurde Erzberger und anderen Parteiführern erzählt, die militärische Lage „habe sich in wenigen Tagen grundlegend verändert". Am 3. Oktober wiederholte Hindenburg, daß „die Oberste Heeresleitung auf der sofortigen Absendung des Friedensangebotes bestehe". Ludendorff hat das Konzept der ersten Note an Wilson verfaßt! (Auf diese Verantwortlichkeit Ludendorffs hat Erzberger immer wieder, auch in seinem Buch, verwiesen). In den Oktobertagen 1918 wurde Erzberger an das Sterbebett seines gefallenen Sohnes gerufen, aber Ludendorff, obwohl gelegentlich stundenlang wieder in Heldenpose, wirkte weiter für die Fortsetzung der Friedensbettelei. Am 6. November, als Wilsons Antwort nicht schnell genug kam, stimmte Herr Hindenburg zu, daß nunmehr durch Hissen der weißen Fahne Waffenstillstandsverhandlungen, eventuell die Kapitulation eingeleitet werde. Zum deutschen Verhandler wählten sämtliche Staatssekretäre Erzberger. Er sträubte sich. Haußmann sei dazu bestimmt. Vergebens. Hindenburg, der gute Onkel, reicht ihm die Hand: „Reisen Sie mit Gott". Die Generäle, pfiffiger als der gutmütige, sich und anderen vertrauende Mathias, wußten, warum sie die undankbarste Rolle der Kriegsgeschichte dem Zivilisten überließen. Erzberger, von allen bedrängt, immer optimistisch, sprang ein. Sein Begleiter, der General von Winterfeldt, hat nun

die Pflicht, die Arbeit, die im Walde von Compiègne geleistet wurde, gerecht und wahrhaftig darzustellen. Wer bedenkt, daß er ein vom Bürgerkrieg zerissenes, kaum regiertes Deutschland hinter sich, einen einmarschlüsternen Feind vor sich hatte, wird sich hüten, der Treppenweisheit der Helfferiche nachzuschwätzen. „Der Gang nach Compiègne", erzählte Erzberger „war mir schwerer, als der Weg zur Bahre meines einzigen Sohnes". Aber auch in der Depression hat ihn seine politische Rechenkunst nicht verlassen. Immer hat er Pro und Contra nüchtern abgewogen. Man lese seine scharfsichtigen Aufzeichnungen, die er Mai 1919, vor der Unterzeichnung des Vertrages von Versailles niedergeschrieben hat:

I. Wenn der Friede unterzeichnet wird.

Ungeheuer schwere Lasten ruhen auf dem deutschen Volk.

1. Außenpolitische Folgen: Der Kriegszustand hört auf. Die Blockade wird beseitigt. Die Grenzen öffnen sich, es kommen wieder Lebensmittel und Rohstoffe ins Land, der deutsche Kaufmann kann auf Privatkredit Waren kaufen. Der Export kann wieder beginnen. Die Kriegsgefangenen kommen in die Heimat zurück. Polen wird gezwungen, seine Angriffsabsichten aufzugeben. Die Einheit des Reiches bleibt bestehen.

2. Innenpolitische Folgen: Die Steuerlasten werden außerordentlich drückend sein, aber durch die vermehrte Einfuhr von Lebensmitteln, Waren und Rohstoffen wird eine Beruhigung und ein gewisser Ausgleich geschaffen. Die Arbeit wird in steigendem Umfang wieder aufgenommen werden können. Neben der Befriedigung der Inlandsbedürfnisse kommt der Außenhandel wieder in Gang. Der Bolschewismus verliert an Werbekraft. Arbeitslust und Arbeitsleistungen werden wieder wachsen. Durch vermehrte Kohlenproduktion wird die Verkehrslage gebessert, Lebensmittel, Waren und Rohstoffe, sind die Voraussetzungen für Arbeitslust und Arbeitsmöglichkeit, die nötig sind, um den Friedensvertrag durchzuführen. Die gegenwärtige Regierung bleibt aller Voraussicht nach. Von rechts her und von einem Teil des lieberalen Bürgertums wird ein erbitterter Kampf gegen die Regierung entbrennen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es zu einem militärischen Putsch gegen die Regierung kommt. Die Aktion würde sehr wahrscheinlick von Osten ausgehen. Es ist auch damit zu rechnen, daß sich der gesamte Osten der Durchführung des Friedensvertrages mit Waffengewalt widersetzen wird. Von da aus wird versucht werden, gegen die Regierung aufzuputschen. Die Bewegung wird aber wahrscheinlich an der vorbehaltlosen Friedenssehnsucht der großen Mehrheit des Volkes wie an der greifbar in die Erscheinung tretenden Besserung der allgemeinen Lage durch den Friedensvertrag bald verpuffen.

Er hat die Zertrümmerung des Reiches verhindert! Daraus nahm er, der Volksmann, den Mut zur Unpopularität. Er war anfangs der Einzige im Kabinett, der für die Annahme des Ver-

sailler Vertrages zu sprechen wagte. Zögernd trippelte ihm dann die Mehrheit nach. Nach der Abstimmung sagte Friedrich Naumann zu Erzberger: „Heute brauchen wir sie notwendig, aber in wenigen Monaten, wenn die Situation anders ist, werfen wir Sie weg!" Erzberger antwortete karg: „Das genügt mir für heute".

III.

Eine Arbeit brannte Erzberger auf den Fingern. Er wollte die Geschichte des Sommers 1917 schreiben! Er wurde rot im Gesichte, wenn er davon sprach, was Michaelis und Kühlmann, von Ludendorff dirigiert, damals verbrochen haben. „Wir waren 1918 zu gutmütig" gestand er oft.

Erzberger gehörte zu den wenigen Deutschen, die im Kriege über die Reichsgrenzen geschaut haben. Seine Beweglichkeit, die innere wie die äußere, half ihm zu einem Überblick, den kein rein preußischer Geist gewonnen. Er war bald in Rom, bald in Stockholm, bald in Wien — sein nicht immer diszipliniertes Wesen hat gewiß auch, besonders in Wien, einigen Schaden angerichtet — bald in der Schweiz. Aber im Ganzen erschnupperte er den Weg aus der Wirrnis. Ihm kam zustatten, daß die beste internationale Organisation der Welt sich ihm darbot, die katholische Kirche. Es war Christensinn ebenso sehr wie politisches Flair, die ihn veranlaßten, 1917 gegen die Barbarei der belgischen Deportationen aufzutreten. Wer, der 1917 außerhalb Mitteleuropas weilte, fühlte nicht, daß Belgien der Angelpunkt der Lage war? Erzberger wußte sehr gut, warum er vom Kanzler eine Erklärung über die vollkommene Wiederherstellung und unbedingte Unabhängigkeit Belgiens begehrte. Die Mission, die Nuntius Pacelli im Juni 1917 begonnen und bis zum September 1917 unbeirrt fortgesetzt hatte, ist in der Wilhelmstraße verbrecherisch mißachtet worden. Dreimal hat Pacelli Konversation über die Friedensmöglichkeiten gesucht. Zuerst mit Bethmann, im Juni 1917, dann mit Michaelis, im Juli 1917 und schließlich um die Mitte August, als die Friedensnote des Papstes veröffentlicht wurde. Das erste Handschreiben des Papstes, datiert vom 13. Juni 1917, ist vier Wochen lang unbeantwortet geblieben! Das ist, wie man aus Scheidemanns Veröffentlichungen weiß, sogar Wilhelm II zu bunt gewesen und er hat an den vorgelegten Entwurf seiner Antwort die Randbe-

merkung geschrieben: „Vier Wochen! Das ist unhöflich gegen den alten Pontifex. W". Als am 4. August in Rom noch immer keine klare Antwort über Belgien da war, wurde der Nuntius Pacelli vom päpstlichen Staatssekretär beauftragt, nach Berlin zu reisen, um die Friedensdiskussion mündlich zu fördern. Kühlmann und seine Berater hatten den frevlen Mut, den Nuntius am selben Tag telegrafisch zu bitten, nicht zu kommen. Am 8. August wurde von der Wilhelmstraße noch einmal abgewinkt. Darauf erwiderte Pacelli sehr deutlich: Am 7. August finde eine Ententekonferenz in London statt. Der Papst, der vor allem eine unzweideutige Erklärung über Belgien wünschte, hatte mit dieser Konferenz gerechnet. Benedictus XV ließ sich nicht beleidigen. Am 14. August 1917 schreibt der Papst an alle Staatsoberhäupter der kriegführenden Völker, er wünscht vor allem und immer wieder Klarheit über Belgien. Pacelli unterstreicht noch einmal er bitte um Antwort, so lange die Ententeleute in London versammelt seien: Vor der offiziellen Antwort möge man ihm vertraulich Mitteilung machen, er stehe zur Verfügung, er könne Bemerkungen im Namen des Papstes vorbringen. Am 19. August wird ihm — o, wie bundestreu — erwidert, man müsse erst Österreich fragen, und — o, wie parlamentarisch — am 21. August erst tage der Reichstagsausschuß. Am 30. August weist Pacelli in einem Briefe an den armseligen Michaelis noch einmal auf den belgischen Punkt hin. Auch aus Rom berichtet Herr von Bergen, daß er mit dem englischen Gesandten Salis konversiert habe, England wünsche Klarheit über Belgien. Sie war nicht zu erlangen. Am 20. September wird aus München in die Wilhelmstraße telegraphiert: „Papstvertreter außerordentlich enttäuscht und deprimiert, daß seinen Anregungen nicht entsprochen wurde." Vergebens mahnt Rom am 21. September noch einmal. Nun am 22. September, hat der frivolste Diplomat, den Deutschland besessen, den Mut zur vollen Bestimmtheit gefunden. Herr von Kühlmann läßt dem Papstvertreter sagen, daß „aus unserer Friedensbereitschaft keineswegs eine Friedensnotwendigkeit zu folgern sei". Das Genie, das ein ermattendes Frankreich durch sein „Niemals, niemals, niemals!" aufzurütteln gewußt hat, ging tänzelnd an der lange dargebotenen Hand des Papstes vorbei. Dies Alles wollte Erzberger noch sehr ausführlich erzählen. Herr von Kühlmann wird nicht unter den Leidtragenden in Griesbach gewesen sein.

IV.

Erzberger lernte die Deutschen kennen. Dreimal wurde ihm nach dem Leben getrachtet. Der dürre Zahlenmensch, Herr Helfferich, verhalf ihm dazu, ins innere deutscher Beamter, deutscher Richter zu schauen. Ihm zuleide sind Akten aus Amtsstuben gestohlen worden. Er hat die Objektivität hohenzollerscher Richter zu fühlen gespürt. Dem Verbrecher, der während des Helfferichprozesses auf ihn schoß, haben freundlich gesinnte Richter „ideale Motive" zugebilligt. Auch die Wonnen intimer Parteifeindschaft hat er ausgekostet. Und oft hat er über die Fassadenpolitik der Sozialdemokraten geseufzt, die gleichzeitig regieren und opponieren wollen. Robust, fröhlich, instinktiv, wie er war, hat ihn der politische Jammer der Deutschen nicht betrübt, sondern aufgestachelt. Er wußte, daß politischer Demokratismus allein nicht mehr genüge, deshalb arbeitete er an der Vorbereitung des „christlichen Solidarismus", der, ohne die Privatwirtschaft zu töten, das Privateigentum als Lehen begrenzen wollte. Sein beweglicher Geist, allem Doktrinarismus entgegengesetzt, kaute gerade an den Problemen der Planwirtschaft und Steuersyndikate. Er wäre, aus seinen badischen Wäldern, als ein Erneuerter wiedergekommen. Dem Geschwätz der Demagogen, besonders der nationalen Maulauffreißer, kehrte er seinen breiten Buckel zu. Ihm ist bis zuletzt ein herzhaftes Lachen verblieben. Er konnte lachen wie ein dreizehnjähriger Junge. Allein um dieses Lachens willen mußten ihn die dürren Intriganten vom Schlage Helfferich hassen. Ich zeigte ihm einmal die Goethe-Verse: „Denen dein Wesen, wie du bist, im Innern ein ewiger Vorwurf ist."

V.

Das vorige Mal hat ein Fahnenjunker nach seinem Leben getrachtet. Es wird wohl auch diesmal ein helfferichgläubiger Offizier sein. Jetzt rächt sich zweierlei: Der Mangel an geistig-sittlicher Erziehung der Berufsoffiziere und dann die wirtschaftliche Hoffnungslosigkeit der deklassierten Existenzen. Diese innerlich und nun auch äußerlich armen Teufel, um den Glanz der Montur gebracht, zum bürgerlichen Erwerb nicht gerüstet, zu geistiger Erneuerung unfähig, müssen Attentatstheorien verfallen. Hätten wir die Mittel, müßten wir Asyle für gestrandete Offiziere

schaffen. Jeder Gefängnisdirektor weiß, wie viel Zellen von verzweifelten Brüsewitzen besetzt sind. Bei all den Klante und Köhnen versuchten sie, pferdegläubig, wie sie sind, unterzuschlüpfen. Das Attentat ist zuweilen eine Form ihres Selbstmordversuches. Ich nenne diese Milderungsgründe. Es sind zugleich Winke für die politische Polizei. Es genügt nicht die giftigen Fliegen zu fangen, man muß die Tümpel, wo sie auffliegen, im Auge behalten

---

KURT HILLER

DER FETZEN

Ludendorff hatte das Briefgeheimnis aufgehoben. War einmal Krieg, durfte er's wohl: mußte er's wohl. Nach dem Zusammenbruch bestanden wiederum Interessen der Allgemeinheit, die Korrespondenz der Staatsbürger, wenigstens die ausländische, zunächst zu überwachen: vor allem waren damals Umtriebe der Entthronten, restaurationäre Machenschaften . . wenn nicht zu befürchten, so doch zu verhüten. In der Tat erließen die Volksbeauftragten am 15. November 1918 eine Verordnung, durch die das in § 5 des „Gesetzes über das Postwesen" vom 28. Oktober 1871 allen Deutschen gewährleistete Briefgeheimnis in bestimmter Weise eingeschränkt wurde, — „bis auf weiteres"; denn nur für eine kurze unruhige Übergangszeit blieb solche Beschränkung eines Grundrechts haltbar. Die Unantastbarkeit des Briefgeheimnisses gehört zu den ältesten Postulaten der zivilisierten Völker — und zu ihren ältesten Errungenschaften. Es ist im Grunde eine Schmach, daß im heutigen Deutschland von diesem Thema überhaupt die Rede sein kann!

Die Reichsverfassung vom 11. August 1919 stellt in ihrem Artikel 117 fest: „Das Briefgeheimnis sowie das Post-, Telegraphen- und Fernsprechgeheimnis sind unverletzlich. Ausnahmen können nur durch Reichsgesetz zugelassen werden."

Die alte Reichsverfassung hatte eine ähnliche Bestimmung nicht; aber was nützt es, wenn die neue sie hat und das Bürokratentum sich nicht nach ihr richtet? Noch ständig werden Briefe aus dem Ausland, mit Vorliebe eingeschriebene und versiegelte, von eigens dazu angestellten Beamten (die das Volk bezahlen muß) geöffnet und durchschnüffelt. Vor wenigen Wochen erhielt ich ein solches Briefexemplar aus der französischen Schweiz (mit politischem Inhalt: Clarté-Angelegenheit), vor wenigen Tagen eines aus Niederländisch-Indien (reine Privatsache). Während der Drucklegung vorliegender Zeilen: dritter Fall, Brief aus Frankreich. Diese dreiste Gesellschaft

beschmutzt mit ihrer Orgeschneugierde meinen Gedankenaustausch mit Barbusse. Die Briefe waren aufgebrochen, dann wieder verklebt und mit einem bedruckten Streifen versehen: „Auf Grund der Verordnung vom 15. November 1918 (Reichsgesetzblatt S. 1324) geöffnet." Geöffnet das einemal durch die Postüberwachungsstelle Freiburg i. Br., das andremal durch die Postüberwachungsstelle München.

Diese „Postüberwachungsstellen" sind glatterdings verfassungswidrige Institute. Kapitalien deutscher Bürger werden nicht auf dem primitiven Wege rekommandierter Briefe verschoben (und übrigens nicht aus dem Ausland, sondern doch wohl ins Ausland verschoben); ergäben sich aber aus der Korrespondenz mit dem Ausland selbst wirklich ab und zu Anhaltspunkte für Schiebungen, so wäre das keine Entschuldigung für diese permanenten Verstöße gegen das Reichsgrundgesetz. Tatsächlich erfolgen sie natürlich nicht aus finanzpolitischen, sondern aus politischen Motiven; diese Öffnungen sind einfach ordinärste Bespitzelungen.

In der Reichsverfassung ist sehr vieles Kautschuck; der Artikel 117 ist es nicht. Er statuiert die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses und läßt, völlig eindeutig, Ausnahmen „nur durch Reichsgesetz" zu. Ein Reichsgesetz, das derartige Ausnahmen feststellt, (abgesehen von gewissen Bestimmungen der Reichsstrafprozeßordnung und der Reichskonkursordnung, die hier gar nicht in Frage kommen) ist bisher nicht ergangen. Die Verordnung aber der Volksbeauftragten vom 15. November 1918 hat keine Rechtskraft mehr, sie ist null und nichtig; denn Artikel 178 der Reichsverfassung sagt sehr klar: „Die übrigen Gesetze und Verordnungen des Reiches bleiben in Kraft, soweit ihnen diese Verfassung nicht entgegensteht." Der Verordnung vom 15. November 1918 steht diese Verfassung entgegen, eben durch den Artikel 117, der das Briefgeheimnis garantiert; folglich gilt die Verordnung nicht mehr. Zu behaupten, sie sei jenes „Reichsgesetz", das laut Verfassung eine „Ausnahme" von der Regel der Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses statuieren könne, ist deshalb irrig, weil eine Verordnung aus den Revolutionstagen, aus der Volksbeauftragten-, aus der verfassungslosen Zeit zwar unter Umständen noch heute die Funktion eines Reichsgesetzes erfüllen, „Gesetzeskraft" haben kann, aber niemals selber ein Reichsgesetz gewesen ist, noch ist, sintemalen sie den Kriterien eines Reichsgesetzes, wie sie im fünften Abschnitt der Reichsverfassung (Artikel 68—77) festgestellt sind, nicht entspricht. Daß jene Verordnung im Reichsgesetzblatt erschienen ist, macht sie nicht zum Reichsgesetz! Wer das Gegenteil behauptet, wer sich oder irgendwen für berechtigt erklärt, trotz oder gar auf Grund des

Artikels 117 unserer Verfassung heute noch Briefe an Deutsche zu öffnen, ist ein Antirepublikaner, der bewußt die Unwahrheit redet, oder ein Dilettant.

Die Postüberwachungsstelle München (nicht die Freiburgische!) könnte nun geltend machen, daß in Bayern der Belagerungszustand herrscht und Artikel 48 der Reichsverfassung ja der bayrischen Landesregierung erlaubt, das in Artikel 117 festgesetzte Grundrecht zur Zeit außer Kraft zu setzen. Das erlaubt ihr der Artikel 48 in der Tat; aber lediglich in den Grenzen ihrer Gebietshoheit. Grundrechte eines außerhalb Bayerns wohnenden Deutschen darf auch eine mit dem Belagerungszustand arbeitende bayrische Regierung nicht antasten. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Daß Bayern Durchgangsland für einen Teil des internationalen Postverkehrs ist, berechtigt es nicht, sich als Postdurchschnüffelungsland zu etablieren. So wenig ein aus dem Orient nach Skandinavien gerichteter Brief, der etwa Bayern quert, von Bayern geöffnet werden darf (und geöffnet werden kann, ohne daß damit ein deutsch-skandinavischer Zwischenfall geschaffen wäre!), so wenig darf Bayern, trotz seines Belagerungszustandes und trotz Artikel 48, einen aus dem Orient nach Berlin gerichteten Brief öffnen. Nichtbayrische Deutsche auf nichtbayrischem Territorium in die bayrische Belagerungswirtschaft einzubeziehen, wäre eine echt bayrische Unverschämtheit, wenn nicht in diesem Falle das Reich es wäre, das die Reichsverfassung sabotiert; denn die Post ist Reichssache, und diese „Überwachungsstellen" finden sich nicht bloß in Bayern.

Unter Wilhelm war vieles möglich; Defäkation von Reichsbehörden auf die Reichsverfassung nicht. Wie lange wird diese Übung noch möglich sein? Wir wollen, weiß der Teufel, den alten Zustand nicht wiederhaben; aber wir wollen noch weniger den neuen dulden. Die Josephinische Wahlkapitulation von 1690, die zuerst in Deutschland die Gewährleistung des Briefgeheimnisses ausgesprochen hat, bedrohte seine Verletzung mit Staupenschlag und Landesverweisung. Ich plädiere nun nicht dafür, daß unsre „Postüberwacher" verprügelt und verbannt werden; aber § 354 des Reichsstrafgesetzbuchs ist auch ganz hübsch; er lautet:

„Ein Postbeamter, welcher die der Post anvertrauten Briefe oder Pakete in anderen als den im Gesetze vorgesehenen Fällen eröffnet oder unterdrückt, oder einem Anderen wissentlich eine solche Handlung gestattet, oder ihm dabei wissentlioh Hilfe leistet, wird mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft."

20. August 1921.

Ludendorff siegt jetzt wenigstens als Redner. Vor gehorsam lauschenden früheren Frontsoldaten. Er ist nicht immer so redselig gewesen. Ein Freund, der bis 1919 in Kopenhagen gelebt hat, erzählt mir: Als Ludendorff 1918 nach Schweden floh, blieb er zuerst einige Tage in Kopenhagen versteckt. Da hat er sogar einmal Tränen in die Augen bekommen! Nicht etwa Tränen der Qual über die vergebens hingeschlachteten deutschen Söhne, sondern Tränen des Zornes über die schnelle Anpassung der Menschen. Vor Wut knirschend erzählte er damals sein bitterstes Erlebnis. Es war knapp nachdem ihm der Kaiser den Abschied gegeben hatte. Sie wissen ja, eine Zeitlang schwankte Ludendorff, ob er Wilhelm zum Abdanken bringen solle, dann aber gab der Kaiser ihm den Laufpaß. Die Unterredung verlief nicht gerade innig. Der Kaiser überhäufte ihn mit Vorwürfen und wendete sich schließlich grußlos von ihm. Der jählings Abgesetzte beschließt, sogleich aus dem Hauptquartier zu reisen. Am selben Tag noch begibt er sich auf den Bahnhof, läßt den Stationsvorsteher kommen und befiehlt in der ihm eigenen Schroffheit, ihm ein separiertes Abteil bereitzustellen. Nun war aber die Verabschiedung des besiegten Generals schon bekannt geworden. Der Stationsvorsteher, vielleicht besorgt, höhere Gunst zu verlieren, vielleicht aufatmend, daß er endlich widersprechen dürfe, hörte den Auftrag an und zuckte die Achsel. Er bedauere, er könne nicht versprechen, daß er den Wunsch erfüllen werde, es sei kein Abteil unbesetzt und zur Verfügung . . . Ludendorff mußte die Weigerung anhören, ohne den obstinaten Burschen sofort in Eisen legen zu können. Jetzt erst wußte er, wie erledigt er war, und da traten ihm die Tränen in die Augen.

22. August. Ich lese im Prager Tageblatt:

> Gestern hat sich hier der Oberpostrat N. wegen eines Nervenleidens erschossen. Er war der treueste Besucher des Gerichtssaals, kein Sturm, kein Unwetter konnte ihn vom Gerichtsaal fern halten. Es war nicht nur nervöse Spannung, sondern tiefstes Mitfühlen mit den kleinsten und kleinen Existenzen, was ihn in den Zuhörerraum trieb. Wie viele Männer und Frauen, die glücklich oder trostlos von der Verhandlung gingen, sahen sich plötzlich einem unbekannten Herrn gegenüber, dessen Hand nie eine kleine Banknote hinhielt, trotz-

dem der Spender von „einer Kleinigkeit für die nächste Stunde“ sprach. Wie streng wies er Dankesworte zurück, Oberpostrat N. war ledig. Er hat seine Ersparnisse im Gerichtsgebäude verbraucht.

Ein klein gedruckter Nachruf. Der Name des Menschenfreundes wird nicht einmal genannt. Oberpostrat N. Das ist Alles.

Den ganzen Tag ging der Oberpostrat N. heute mit mir. Jahrelang war er von früh bis abends in einem dieser stickigen, dumpfen, Prager Amtslokale gesessen, wahrscheinlich hinter einem Glasverschlag, der den Herrn Oberpostrat von den niederen Beamten distanzierte und isolierte. Das Getuschel der Briefträger konnte er nur durchs Glasfenster sehen. Er war Vorgesetzter. Um Oberpostrat zu werden, mußte man seine 35 Jahre in solchen dumpfen, böhmischen Amtslokalen meistens bei gelblichem Gaslicht, von früh bis abends eingesperrt bleiben, ein Oberkommandierender der Briefflut, Herr über Geld- und eingeschriebene Sendungen. Gebieter über alle gelesenen und verbotenen Zeitungen. Das Leben in Briefen, Ansichtskarten, kleinen und großen Paketen, rauschte durch den dumpfen Raum, der Herr Oberpostrat saß hinter seinem Glasverschlag, vierzig Jahre lang, ein blutjunger Bursche, ein dürrer, vom Gaslicht gebleichter alter Herr. Abends hockte er wahrscheinlich eine Stunde im Wirtshaus. Zu müde, um Gespräche zu führen, zu lebensvoll, um sich mit leeren Unterhaltungen zu begnügen. Seine Unterhaltung ist die Gerichtssaalrubrik der Zeitung: Arme Totschläger wider Willen, Diebe. die garnicht wußten, wie sie allmählich ins Stehlen kamen, Frauen, die sanken, sanken, sanken. ohne zu wissen warum. Der Beamte, an dem das Leben vorbeigegangen war, lebte in Leidenschaften und Verbrechen, in Sünden und Befreiungen der Anderen.

Vom ersten Tage der Freiheit, will sagen: der Pensionierung an, kann er dem Leben näher kommen als durch die Zeitung. Er geht selbst in den Gerichtssaal, täglich, wie er ehedem vierzig Jahre lang ins Postamt gegangen ist. Er sieht Mörder, die arme, hirnlose Tiere sind, Defraudanten, denen vor Allem die eigene Phantasie durchgegangen ist, Frauen, die von Männern devastiert wurden und jeden Halt verloren. Aber allmählich sieht er ein, daß die großen Prozesse nichts für ihn sind. Da ist er nur Zuschauer, da wandeln nur hart gewordene, ganz fertige Existenzen an ihm vorbei. Sein Feld ist das kleine Gericht. Vor den Bezirks- und Amtsgerichten steht der noch nicht gehärtete Verbrecher, der junge wankende Mensch, die irrende zerquälte Frau. Hier ist er nicht bloß Zuschauer, hier kann er handeln. Wenn eine junge Person, die

nicht weiß, wo sie die Nacht zubringen soll, aus dem Gerichtssaal taumelt, kann er ihr knapp und sachlich sagen: „Hier sind zehn Kronen. Schlafen Sie im Schwarzen Adler!" Keine Dialoge, kein Geschwätz, keine Bekanntschaften. Er weiß viel mehr von ihr, als sie ihm jetzt erzählen könnte, er, der Gerichtserfahrene. Ein kleiner Lehrjunge hat gestohlen, aber es kann ihm nicht bewiesen werden. Er wird freigesprochen, aber er stolpert doch etwas zerknirscht auf die Straße. „Hier sind zwanzig Kronen, fahren Sie sofort nach Hause, nach Budweis, und arbeiten Sie in der Nähe der Eltern!" Keine Gespräche. Ja oder Nein! Zuhause? Dsr Junge sieht den mageren Fremden an. Gibt es wildfremde, rettende Menschen?

Bei Sturm und Regen stand der Oberpostrat auf seinem Posten im Gerichtssaal. Wie oft wird ein Richter gedacht haben: „Müßiggänger. Könnte der seine Zeit nicht besser verwenden statt hier herumzusitzen." Daß Zuschauen und Zuhören ein göttliches Amt sein kann, wie viele wissen es? Daß ein rechtzeitig eingreifender Mensch mehr heilen und helfen kann als ein großmächtiger Verein zur Unterstützung von unschuldig oder schuldig Verurteilter, wer weiß das noch in diesem durch Organisation entmenschten Zeitalter?

Der Oberpostrat N. wurde nervenkrank. Hat er an seinem innersten Zuschauerberuf zu zweifeln begonnen? Ist ihm das Betriebskapital zusammengeschmolzen? Fühlte er, daß e i n Oberpostrat N. hoffnunglose Kleinarbeit leiste? Begannen ihn die Lügen der Beschenkten zu ermüden? Sah er zu viele gebrochen aus dem Gerichtssaal wanken? Verfolgten ihn nachts noch die Gesichte der quälenden Gequälten? Ach, auch ein frisches Herz wird in diesen Tagen leicht müde.

Oberpostrat N., die Erde werde Dir leicht!

24. August 1921.

Gestern abends Deutsches Theater. Edschmids „Kean" . . . Uff. Wiedersehen mit allen Berliner Premierengesichtern! Doch es ist etwas Frisches, Empfangsbereites, Aufnahmewilliges in Allen. Auch die verbrauchtesten Leute sind im Herbst erneuerungsbereit. Immer wiederkehrender Gedanke, wenn ich so tausend Leute stumm im Dunkel sitzen sehe: Vom Theater könnte heiligende Kraft ausgehen. Sehr demütig sitzen wir tausend Leute im Dunkel und schweigen und warten . . .

Der heutige Abend gehörte . . . wem? Dem Dichter? Nein. Dem Schauspieler? Eher, aber auch nicht. Sondern dem Regisseur Gustav H a r t u n g. Ich freue mich über den Erfolg Hartungs. Wollte

ihn schon vor zwei Jahren nach Berlin bringen. In das geplante Theater im Esplanadehotel. Inzwischen hat der kleine Mann, der aussieht wie eine Kreuzung von Reinhardt und Beethoven, höchste technische Sicherheit gewonnen. Er kann beleuchten wie nur wenige. Die Boxszene im „Kean“ ist mit einer Lebendigkeit, Schnelle, in einem geordneten Durcheinander hingewirbelt, wie das nur einem Techniker ersten Ranges gelingen kann. Nun frage ich mich: Technik — wozu? Technik muß dienen. Welcher Idee, welchem Geiste, welchem Dichter willst Du dienen, Hartung? Kann er antworten? Gestern gab er, verführt von Edschmidt, „Variationen eines Regisseurs über ein Stück von Dumas“. Er läßt z. B. beim ersten Auftreten Keans hinter der Szene einen Trommelwirbel schlagen. Das ist ein Witz über, aber auch gegen das Stück. Der Scherz zeugt von der Überlegenheit Hartungs in etwas zu ostentativer Unterstreichung. Die Regie demonstriert ihre Suprematie . . . Aber das ist eine Sackgasse, lieber Hartung. Der Regisseur soll dienen! Irgendwie muß das Theater, soll es Mission enthalten, heiligen — jeden, den Besucher, den Schauspieler, den Regisseur, wir Alle sollen uns vergessen. Statt dessen denkt hier jeder an seine Existenz. Der Regisseur arbeitet seine Überlegenheit heraus, der Schauspieler fühlt sich als den Wichtigsten und der Zuschauer, der Dümmste, fühlte sich als Richter und ruft nach seinen Freigesprochenen, bald nach Hartung, bald nach Bassermann. Niemand hat sich in einer reineren Welt verloren und gefunden. Jeder bleibt in seiner kümmerlichen Bewußtheit, Jeder geht so arm und ichbegrenzt aus dem Theater wie er hinkam.

HEINRICH SKLARZ

KLANTE

Niemand ist in die verwickelten und phanthastischen Angelegenheiten der Wettkonzerne gründlicher eingeweiht als Herr Heinrich Sklarz, der die Interessen der genasführten Gläubiger der Klante und Köhn vertritt. In dem Zusammenbruch der Konzerne wird diese Stimme gehört werden.

Zirkus Busch. Massenversammlung. Jauchzend ruft die Menge: „Klante Maxe, da bist du ja!“ Und doch liegt etwas Krampfhaftes in dieser Verzückung, in dieser Begeisterung, in diesem Jauchzen. Der Angestellte, der Arbeiter, der kleine Geschäftsmann, der Beamte und leider auch die Witwe, sie alle müssen jauchzen, sie müssen aus tiefster Seele begeistert sein, denn Max Klante hat ja alle ihre Spar- und Notgroschen. Max Klante will sie alle reich machen, weil er sein besonderes „Wett-

system" hat. Er will ihnen für 1000 M. alle zwei Monate 2000 M. geben, was — man gesteht es zwar nicht ein, aber es ist doch der Fall — nach zwei Jahren nur etwas über eine Million ausmacht. Man will beileibe nicht eine Million haben, aber ausgerechnet hat man es sich doch, daß die tausend Mark, wenn man den „Verdienst" stehen läßt, zu einer Million in zwei Jahren wachsen."

Man hat zwar überall erzählt, daß man nur einmal die Tausend Mark einzahlt, und sich dann mit dem Verdienst von Tausend Mark begnügen will, aber doch nur, damit die Andern nicht auch so reich werden. Heimlich hat man dann die Zweitausend Mark, die „Klante-Maxe" ausgezahlt hat, wieder zu ihm hingetragen. Es durfte auch niemand merken, daß man noch die Sparbücher, und was man sich sonst noch erübrigt, bei „Klante-Maxe" „angelegt" hatte.

So war es nämlich am praktischsten. Man kratzte sich 15 000 M., manchmal auch sehr viel mehr, zusammen. Nach zwei Monaten hat man dann 30 000 M. Die läßt man „stehen" und „hat" nach weiteren zwei Monaten 60 000 M. Man könnte jetzt zwar allen Wünschen, die man je gehabt und deren Erfüllung man nur träumen durfte, nachkommen, aber, wenn man noch einmal, aber bestimmt das letzte Mal, „stehen lassen" würde, dann „hätte" man doch 120 000 M.

Einhundertzwanzigtausend Mark! Wer hätte denn je geglaubt, daß man noch so viel Glück haben würde! Allerdings steht da sehr oft in einer gewissen Presse etwas von „Klante-Gefahr", und es ist ja auch richtig, daß später die Sache nicht klappen kann. Aber jetzt geht ja noch Alles gut. Jetzt sind es, wie „Klante-Maxe" (sehr richtig!) bemerkt, nur die Großbanken, die die Kapitalisten vor der Konkurrenz des kleinen Mannes schützen wollen, die gegen „Klante-Maxe" hetzen. Und gewiß hat „Klante-Maxe" recht, als er von dem großen Kampf spricht, den er gegen die Großbanken und die Zeitungen führen muß, weil es weiter mit dem „Elend" der nur zwei- oder dreiprozentigen Verzinsung gehen soll. Diese Kapitalisten, so sagt Klante wörtlich unter dem Jubel seiner Anhängerschaft, sind neidisch, daß er das „Volk" mit hundert Prozent alle zwei Monate anfüttern will.

Und man ist deswegen verzückt, begeistert und jauchzt, weil „Klante-Maxe" den Kampf aufgenommen hat; aber „stehen" lassen will man das Geld doch nicht mehr. Man will aber überall erzählen, daß man zu „Klante-Maxe" Vertrauen hat, damit nur recht viel neu eingezahlt wird. Dann ist nämlich noch lange nicht der Augenblick des Zusammenbruchs gekommen.

Man unterstützt also „Klante-Maxe" mit seiner Begeisterung und hält dabei krampfhaft die Hand auf das klopfende Herz, damit nicht etwa der Nachbar merken soll, daß sich bereits die entsetzliche Angst heranschleicht. Auf keinen Fall darf man zeigen, daß man sich unter allen Umständen zurückziehen will.

Durch den inzwischen erfolgten Zusammenbruch anderer Sportbanken ist man doch zu ängstlich geworden, weil dort alles verloren worden ist.

Und nun rechnet man rückwärts. Man wird versuchen — natürlich hinten herum. Keiner darf etwas merken, — sein Geld abzuheben und auf die neue Verzinsung zu verzichten.

Man wird einen Umzug nach Auswärts vorschützen, und nur aus diesem Grunde sich mit M. 60000,— begnügen wollen, — so wird man dem Kassierer sagen. Und nun setzt man eine gleichgültige Miene auf und trägt sein Anliegen vor. Der Kassierer zuckt mit den Achseln, „Das Geld sei nicht fällig", und es verstoße gegen das „Geschäftsprinzip" weniger, aber auch früher, auszuzahlen, als man verpflichtet ist. Nun wird man doch ernstlich unruhig und bittet den Herrn Kassierer, weil man doch nach Auswärts verziehe und weil es so viel Umstände mache, „ausnahmsweise" die Sache zu erledigen. Man würde sich statt der „zustehenden" M. 60000.— mit nur M. 30000.— begnügen. Und wieder schlägt es der Kassierer ab. Als man nun erneut die Treppe hinunter geht, steigt die Angst hoch, denn das ist doch zu merkwürdig. Man will „Klante-Maxe" doch verdienen lassen und sich mit „nur" M. 30000.— begnügen. Weswegen macht er wohl dieses günstige Geschäft nicht?

Nun will man sich ernstlich zurückziehen, und bittet den Herrn Kassierer unter Verzicht auf alles, die bar eingezahlten M. 15000.— zurückzugeben.

Wieder zieht er sich auf das Geschäftsprinzip zurück, aber er meint, drunten im Café, das zur „Sportbank" gehöre, wären sicher Interessenten. Rasch eilt man dorthin, denn nunmehr ist man außerordentlich ängstlich geworden. Es sind doch die Not- und Spargroschen, und die Mädels wollten sich die Aussteuern davon kaufen. Und der Mann, das ist das Schlimme, weiß von der ganzen Sache nichts, man wollte ja Alle überraschen.

Also man bietet dem freundlichen Interessanten seine „Forderung" im „Gesamtbetrage" von M. 120000.— für nur M. 20000.— an Runtergehen kann man ja noch immer. Der sieht Einen aber so merkwürdig an und sagt: „Ick schnappe." Man läßt freiwillig M. 5000.—

herunter und hofft, nun die leidige Sache los zu sein. Aber — man erhält keine Antwort.

Voller Angst geht man nach Hause. Das kann doch nicht möglich sein, daß auch das eingezahlte Geld gefährdet ist!? Allerdings sind die anderen Konzern-Inhaber verhaftet, und es ist doch Alles verloren, so liest man es in der Zeitung. Aber „Klante-Maxe" annonciert noch gestern groß und breit:

„Maxe Klante steht da, wie am ersten Tage!"

und wenn es in der Zeitung steht, muß es doch wahr sein.

Die Unruhe kann man nicht mehr verbergen und den Augenblick kaum erwarten, daß „Klante-Maxe" wieder Versammlungen abhält. Und weil er so glaubhaft versichert, daß nichts verloren wird, jauchzt man ihm wieder zu. Man hört zwar, daß er sagt, Dividenden würden vorläufig nicht ausgezahlt, aber das Geld sei sicher und er würde den kleinen Mann unterstützen. Darum hofft man wieder neu, doch die Unruhe läßt sich nicht mehr bannen. Es ist zu merkwürdig, daß „Klante-Maxe" behauptet, man sei Sportsmann und wisse, daß es ein Auf und Nieder beim Wetten gibt. Dabei hat man noch niemals gewettet und wollte doch etwas besser leben, weil alles so maßlos teuer ist.

Was meinte denn wohl „Klante-Maxe" mit dem Auf und Nieder?

Da stand etwas in der Zeitung von „Spieleinwand". Man weiß zwar auch nicht, was das ist, aber man fühlt instinktiv, daß „Klante-Maxe" ab- und vorbaut. Dann hört man aber wieder mit offenem Munde, daß vierzig Millionen Mark von „Klante-Maxe" als Dividende bereits ausgezahlt sind, — allerdings nicht von den Gewinnen. Doch man sieht den guten Willen von „Klante-Maxe" und begreift nicht den kritischen Zwischenruf des verhaßten Gläubigervertreters: „Das ist das Ende!" Der Gläubigervertreter, so sagt „Klante-Maxe", steht nur im Solde der Großbanken, und deshalb schimpft man auf diesen Gläubigervertreter, läßt ihn nicht sprechen und hilft mit, ihn rauszuwerfen.

Befriedigt, wenn auch mit gewissem Zweifel, geht man nach Hause; man braucht doch nicht gleich zu glauben, daß Alles verloren ist. — —

Dieser Traum ist nun ausgeträumt und zahllose kleine Sparer verlieren Hab und Gut. Die Katastrophe ist unbeschreiblich!

Mehr als hunderttausend Einleger sind der Verklantung zum Opfer gefallen.

Fünfhundert Millionen Mark sind ihnen abgeschwindelt.

Ein solches Unglück war noch nicht da!

LUDWIG v. HATVANY

MISS KATES HISTORISCHE SENDUNG

(Fortsetzung)

Schon ist Schwantus im Zimmer und trinkt nicht Thee mit Rum, sondern Rum mit Thee.

„Ein englisches Fräulein bei Deinen Kindern?"

„Woher weißt Du das?"

„Ich habe sie gesehen, ein schönes Mädchen! Wie alt ist sie?"

„Was weiß ich?" antwortet Grete unwirsch.

Grete ist bereits fünfunddreißig Jahre alt. Verblüht, dürr, reizlos.

„Diese Miß hat ein Gesicht wie eine Rose!"

Das Gesicht Gretes kann nicht gerade rosig genannt werden, im Gegenteil, es ist gelblich und sommersprossig.

Kaiser Wilhelm stattet dem englischen König auf seiner Jacht einen Besuch ab. Cher cousin. Sie trinken auf die Gesundheit ihrer Völker, denn nur gesunde Völker lassen sich zur Schlachtbank führen. Hipp, hipp, hurrah.

Hurrah! Hoch, hoch!

„Liebes Fräulein! Meine Tochter Grete ist ein sehr wohlerzogenes Kind. Wenn ich ihr sage, sie soll Gelée essen, ißt sie Gelée. Sie essen kein Gelée. Sie sind nicht wohlerzogen. Sie können gehn!"

Kate hatte weder Flotte noch Maschinengewehre bei der Hand, sie mußte folgen, sie mußte gehn. Die gnädige Frau, die Frau Kapitän, hat ihr selbst die Schiffskarte gebracht und sie bis zum kleinen Boot begleitet, das Kate an Bord des großen Schiffes bringen sollte. Denn gnädige Frau, Frau Kapitän, fürchtete sich und hatte Ursache dazu, daß der schöne breitschulterige Schwantus durch irgend einen Zufall Grete noch einmal treffe. Gegen diesen Zufall mußte jede mögliche Vorkehrung getroffen werden. Und sie wurde durch dieses resolute Vorgehen getroffen.

Erst als das Schiff abdampfte, fühlte sich Grete beruhigt und ging geraden Weges, wohin sie gehen konnte; wohin konnte sie gehen? Natürlich in das Garni, von dessen Zimmern sie wissen, daß sie im Stile der „Jugend", für die Jugend eingerichtet sind. Grete ist zwar nicht jung, desto jünger aber ist Schwantus. Die Garnison ist klein und noch kleiner die Auswahl an Frauen. Glattglänzender Schrank! Glattglänzendes Bett, alles wohlfeil und dabei äußerst praktisch.

Der offizielle Brief enthält die während des Nachtmahls geführten Reden von Lady Southampton, die der Gesandte in St. Petersburg geschrieben, der Kurier mitgenommen, der Kanzler übernommen und dem Kaiser übergeben hat. Darüber halten in Potsdam der Kanzler und der sehr, sehr große Herr Beratungen ab, welchen auch zwei Generäle zugezogen werden. Das Ergebnis

der Beratungen ist ein diplomatisches Geheimnis, daher weiß ich nichts darüber. Nach Beendigung der Beratung steht der eine General auf und meldet, daß von heute an nicht mehr das deutsche Zeppelin-System, sondern das starre System der französischen Flugzeuge zur Eroberung der Luft benutzt werden wird. Der sehr, sehr große Herr nimmt die Meldung mit Befriedigung entgegen. Der Kanzler seinerseits, angesichts der allerhöchsten Befriedigung beschließt, daß er als Diplomat von nun an zur Eroberung der Erde gleichfalls das starre System benutzen wird. Mein Gott, nur Du weißt, was dabei herauskommen wird . . .

Und jetzt nähern wir uns dem Ende dieser symbolischen Geschichte, oder vielmehr, wir gehen zum dritten Teil über, dem noch ein vierter folgen wird, bevor wir Punkt, Schluß und Ende ausschreiben und sie sich über diese verwickelte, aber höchst närrische und kunterbunte Geschichte den Kopf zerbrechen können.

III.

Ich schreibe eine symbolische Geschichte, ich bin jeder Begründung enthoben, daher mußte ich überhaupt nicht begründen, wie Ida Gärtner mit Miß Kate auf ein Schiff gerät. Es würde genügen zu sagen, daß sich Kate und Ida auf dem Schiff begegnet sind. Denn so ist das Leben, der Zufall und das, im Titel dieser Geschichte ausgedrückte Kunterbunt.

Ich bin aber der Sohn nüchterner Väter und ich liebe die genaue Motivierung. Die Sache ist so gekommen, daß sich Ida Gärtner zuerst in Wien, dann später auch in Danzig überlebt hat, warum sie nunmehr beschlossen hat, daß sie erst nach England und von dort aus irgend wohin weiter, wo Weibsbilder selten sind, auswandert. Nach dem fernen Osten, nach dem exotischen Indien, wo Nachfrage nach überlebten Mädchen ist. So geriet Ida auf das Schiff und so hat sie Kate getroffen. Das Meer war glatt wie ein Spiegel, wie der „Jugend"-Stil und die kleine Kate ist doch seekrank geworden auf dem Schiffe. Die kleine unschuldige Kate hat sich gewundert, die aufgeklärte Ida aber hat sich gar nicht gewundert. So sind sie in England gelandet.

Schwantus hat mit seinem starren System großartige Erfolge erzielt. Unverständlich, warum der widerborstige französische Sozialist Jean Jaurès oder wie er heißt, so viele Reden über die Abrüstung, in dieser Zeit des wunderschönen Aufschwungs der Kriegstechnik, hält. Komisch, sage ich, komisch. Auch Schwantus sagt das und er hat viel Sinn für Komik. Sonst würde er nicht den ganzen Tag so grinsen. Es ist sicher, daß dabei seine lebhaften Augen Erscheinungen beobachten, die ein weniger guter Beobachter überhaupt nicht bemerken würde. Oder lacht er grundlos? Wer grundlos lacht, handelt grundlos, — das aber kann man doch von einem heldenhaften Fliegeroffizier nicht annehmen?

England ist ein weiter, weißer Kreidedamm, der sich aus dem Meere erhebt. Als dieser Steilhang vor dem Schiff auftauchte, erfuhr schon Kate von Ida, daß sie in so einem Zustand, in welchem sie sich befand, nicht mehr nach Hause, nach Liverpool, zu dem zu Grunde gegangenen Großkaufmann Mister Samuel Rowley, auf dessen graues Haupt sie Schande gehäuft habe, zurückkehren könne. Aoh! Aoh! Kate weinte, die kleine Kate, aber was nützte der kleinen Kate das Weinen?

In Kiel ist eine großartige Flottenparade, Kaiserrede, begeisterte Menge. Mit der Überschrift: Unsere Flotte! sind begeisterte Artikel in den überaus begeisterten Blättern.

Als Ida und Kate in Dover ausstiegen, war Ida schon entschlossen, nicht nach Indien zu gehen. Der Weg ist ermüdend, kostspielig, das Resultat zweifelhaft. Lieber läßt sie sich mit der kleinen Kate in London nieder, denn wenn Ida alt und häßlich ist, ist Kate umso schöner und jünger. Diese paar schlechten Monate werden schon irgendwie vorübergehen, nachher aber, auch wenn das Kind da ist, kann Kate in irgend einem Variété auftreten. Bis dahin hält Kate aus, weil doch Ida alle Wege guten Fortkommens kennt, dann wird Kate Ida aushalten, wenn dieselben bewußten und bewährten Wege guten Fortkommens auch sich vor Kate eröffnen. Über diese Wege wird Ida Kate unterrichten, da Ida ein guter Lehrer war und Kate sich als gelehrig erwiesen hat

Schwantus erhielt den Adlerorden dritter Klasse, trotzdem er flog wie ein Adler erster Klasse.

Kate lag ermattet im Bett, sie war nicht rosenwangig, nicht bleifarbig, sie war lilienweiß. Der kleine Balg war Schwantus aus dem Gesicht geschnitten. Nur der Schmiß fehlte auf seinem Gesichtchen, — aber sein Hals ist gerade so rot, wenn er sich in einer Wiege rot weint. Ida liest aus der Times vor, beginnt die Vorlesung nicht vorn, sondern rückwärts, wo die Anzeigen sind:

„Ein gutmütiges, kinderloses, reiches Ehepaar möchte ein gesundes Kind adoptieren". Kate wollte anfangs von der Sache nichts hören. Daraufhin kochte Ida, von der wir wissen, was für ein kluges und gutes Mädchen sie war, Thee für Kate. Die lilienweiße Kate hat den Thee ausgetrunken und sich ohne einen schluchzenden Laut ins Unabänderliche gefunden. Nur acht Tage verlangte die Arme, um sich an den Gedanken der Trennung von dem Kind zu gewöhnen.

Das gutmütige reiche Ehepaar wohnte am dichtbelaubten Ufer des Themse-Kanals, in einer unter blauen Clematis, grünen Eichen und gelben Theerosen verborgenen Villa. Ida hatte gleich eine böse Vermutung, als sie vor der Villa in einer mit Bändern geschmückten Wiege ein schaukelndes kleines Kind erblickte. Das war das Kind, welches das kinderlose Ehepaar vier und zwanzig Stunden vor Idas Ankunft angenommen hatte. Pech! Nicht wahr?

Aber warum mußte man auch acht Tage warten? Kate ist ein Dummchen, daß sie diese Mutterschaft so ernst nimmt.

Jetzt ist der Grand-Prix, der Tag des allerfashionabelsten Pferderennens in Paris. In der Präsidentenloge sitzt ein graues, stämmiges, kleines, untersetztes, zwergnasiges Individuum. In seinem Ausdruck: Betriebsamkeit, Wollust, Habgier. Dieser Herr Präsident ist Poincaré. Neben ihm eine Dame mit großem Hut, die dänische Königin. Ein hoher, langbeiniger Herr, der dänische König. Und eine alte, ausgediente, sozusagen Halbweltdame, die Präsidentin selbst, Madame Poincaré. In dieser nach dem Rang abgestuften, sich ausgleichenden Gesellschaft kannst Du die Demokratie des neunzehnten Jahrhunderts, d. h. die Resultate der französischen Revolution, den Triumpf von 1792 und den Sieg der Idee von 1848 symbolisiert sehen. Freue Dich, mein Sohn, jauchzend brich aus in ein inniges Gebet für die weiteren Siege der demokratischen Ideen. Hinter den Präsidenten und Königen haben die Statisten, verstehe: die Mitglieder der Gesandtschaften, Platz genommen. Der Präsident beguckt das Rennen durch ein Fernglas. Jetzt kommt die aufregendste Sekunde, das Finish. Da tritt plötzlich Seine Exzellenz, der artige, Etikette einhaltende, als Sonderling nicht bekannte, sich an jede Schablone klammernde, gut erzogene, österreichisch-ungarisch-monarchistisch-gräfliche Botschafter, — unartig, jede Etikette bei Seite lassend, nach Sonderlingsart mit einem Telegramm vor und zeigt das Telegramm dem Präsidenten. Ein sekundenlanges Gespräch folgt. Stille, artige Konversation. Ein Sonnenstrahl gleitet über die Schwärze der abgenommenen Zylinder, — die sich in die Höhe rankenden Hutfedern Ihrer Exzellenz, der Frau Gräfin, zittern und beben. Adieu! Die österreichisch-ungarische Gesandtschaft entfernt sich plötzlich. Der König, die Königin, der Präsident, die Präsidentin sehen sich das Rennen weiter an. Was ist geschehen? frage ich mich, als ich mich an das Geländer auf dem Grasplatz anlehne und eine kleine, unerklärliche, unruhige Ahnung ergreift mich. Aber Madame Adida, ein großäugiges, tschechisches Mädchen schickt mich zum Totalisator, ich soll in ihrem Namen 20 Louis auf Pegase setzen. Ich habe keine Zeit zu sinnen. Diese Adida spielt wie ein Berauschter und verliert in der Höhe des Montblanc.

Währenddessen schritt Ida mit dem schöngepflegten, reingehaltenen, glattgestriegelten Wickelkind am Arm auf schattigen Wegen zurück zur Station von Meidenhead. Dort verkaufte man schon Extraausgaben, in denen man dem englischen Publikum mitteilte, daß der zukünftige Kaiser der Österreicher, — die englischen Journalisten haben in der ersten großen Eile des Alarms an unsere ungarische Trauer und unser ungarisches Königtum vergessen, und es geschah diese entsetzliche Beleidigung unseres Nationalbewußtseins und unseres Staatsrechts, daß man hierzulande nur den kaiserlichen österreichischen Thronanwärter beweinte — daß Franz Ferdinand und seine Frau der Bombe irgend eines serbischen Buben,

namens Princip zum Opfer fielen. Groß war das Gewühl in der Station von Maidenhead. In Idas Kopf, die ein kluges Mädchen war, drehte sich der Gedanke: Was wäre, wenn ich dieses Kind hier im Wartesaal der Station vergessen würde? Wer würde es bemerken? Niemand würde es bemerken.

Als wir von Longchamps nach Hause spazierten, Adida und ich stellten wir fest, daß mich der Ausflug 100 Louis gekostet hatte. Ich gestehe, ich war nicht sehr galant und beschimpfte die schöne Adida wie einen Strohwisch. Die französischen Extraausgaben brachten Nachrichten vom Tode des Thronfolgers, mit Namen: Franz Joseph. Irgend ein fernliegendes Ereignis. Das Volk interessierte sich kaum. Aber während ich Adida beschimpfte, dachte ich: Der Erzherzog ist in einem glänzenden Palais geboren. Die arme Gräfin Chotek in irgend einem Kastell oder Prager Zinshaus. Der elende Prinzip jedoch vielleicht in irgend einer Belgrader Hütte. Und daß es Zeiten gab, wo der Erzherzog nichts von der Komtesse wußte, die Komtesse kaum etwas vom Erzherzog, und als der Erzherzog und die Komtesse schon Mann und Frau waren, das Thronfolgerpaar nichts wußte von dem blauen, darbenden, fallsüchtigen Studenten, in dessen abgezehrten Hand ihr fürstliches Schicksal lag. Und ich dachte an das Eisen, an die Bombenwand und an das Dynamit, den Kern der Bombe und woher das Eisen gekommen sein mag und woher das Dynamit kam und woher die verschiedenen Menschen und verschiedenen Gegenstände, aus Palais, Zinshäusern, Hütten, Fabriken, Schmelzöfen, ein Durcheinander, bis daraus der Tod zweier Menschen wurde. Und dieses finstere Mischmasch, dieser purpurne Zufall ist das Verhängnis. Wo ist das Gesetz des Verhängnisses? Hat es ein Gesetz? Ist es möglich? Adidas Augen funkelten böse wie ein Alpsee in einer Mondscheinnacht. Bis ich ihr neue 100 Louis gab, damit sie sie abends im Roulette verspiele. Was eine gefühlvolle, aber zugleich philosophische Handlung war, der Ausdruck einer schnell ausgebauten Weltanschauung auf Grund der obigen weisen Überlegung, laut welcher das entsetzliche Gesetz der Weltverhängnisse sich im Zufall des Spiels verbirgt.

Als der Zug in die Station von Maidenhead eindampfte, hatte die geschickte Ida, Kates Kind auf der Schwelle des Warteraumes vergessen und eilte in ihr Abteil. Der Kate jedoch gestand Ida ein, daß sie das Kind verloren habe. Die lilienweiße Mutter aber weinte so sehr, trank so lange Thee und soviel Thee, bis sie endlich nicht mehr weinte und nur noch Thee trank. Damals lernte Kate schon bei einer Tänzerin Variététänze.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DEM TAGEBUCH

HARDENS TUGENDEN.

Die Laster Maximilians Hardens liegen so offenbar, daß jeder Mittelmäßige, jeder Monty Jacobs sie aufzählen kann. Seine Tugenden erkennt der Nachtraber schwerer.

Er hatte die Lust und die Kühnheit, Kontraste zu vereinigen.

Er war sozialistisch disponiert und beugte vor dem starken Einzelnen das Knie. Zur selben Zeit, in der Gerhart Hauptmann vom Massendrama der „Weber" zur persönlichen Tragödie des „Florian Geyer" vordrang, wurde Harden bismärckisch.

Der Launenhafte steuerte 25 Jahre zur Republik hin. In der abscheulichen Debatte des Dresdner Parteitags schrieb Harden an Bebel: „Sie sind schuld daran, daß wir keine republikanische Partei in Deutschland haben."

Er hatte die Kraft, Probleme zu stellen. Seine Antworten mögen oft falsch gewesen sein. Er wußte wenigstens wo die Fragen lagen.

Sein Ja hatte Kraft, seine Anerkennung schuf Werte. Er hatte die Fähigkeit zum Enthusiasmus und das Talent zu ignorieren.

Er hatte die Leidenschaft zur Einsamkeit. Er brach aus jeder Clique, aus jedem Stammtisch, aus jeder Vereinigung aus. Auf seine Unzuverlässigkeit war Verlaß.

Er liebte den Angriff auf den Nächsten. Freund sein, das hieß ihm: Einem Angriff standhalten!

Er hatte den stillen, immer tiefer sich einfressenden Glauben, die Weltgeschichte werde eines Tages bei ihm anklopfen und so habe er nicht nötig, in irgendeinem Vorzimmer zu antichambrieren. Aber die deutsche Politik ist eine Angelegenheit von fünf größeren Vereinen. Wer nicht im roten, schwarzen, liberalen oder konservativen Club sitzt, kriegt kein Passepartout in die Zeitgeschichte. Der Clubbruder — das ist das Werkzeug der deutschen Politik. Man sieht es ihr an.

Harden war stets unorganisierbar!

TANTALUS & Cie

Sie wissen, daß die Gewohnheit des Menschen beliebteste Amme ist. Man gewöhnt sich an die Existenz der Schieber, an Horthy-Ungarn, an bayrische Minister. Seit Jahrtausenden wohnen Menschen an den Abhängen des Vesuv. Ich glaube nicht, daß sich irgend eine leidlich vernünftige Person, die an die Hölle glaubt, vor der Hölle fürchtet. Das wird bloß auf der Kanzel behauptet. Gestern besuchte mich ein Bekannter, der aus dem Hades zurückkam. Er hatte da mit Tantalus und andern Schatten kleine Unterhaltungen gehabt. Es war nur eine Stimme: die ersten zehn, zwölf Monate fanden sie an ihren Strafen gar keinen Geschmack. Aber nachher und nachdem sie schon eine lange Weile danach gehandelt hatten, machten sie die Entdeckung, daß sie gar nicht mehr an das dachten, was sie machten, sondern an ganz was anderes. Von dem Augenblick an setzte der völlige Automatismus ein und verdrängte völlig den Gedanken, daß sie, was sie täten, zur Strafe tun müßten. Ja, die Danaiden trieben ihre vergebliche Wasserschöpferei mit einer Ausgelassenheit wie Kinder, die am Strande

Burgen bauen, welche die Flut wegschwemmt, oder wie junge Damen, welche Fox-Trott tanzen, was ja schließlich auch eine automatische Sinnlosigkeit ist, bei deren Ausübung man an was anderes denkt. Warum ich Ihnen das erzähle? Um für Rathenau zu bemerken, daß er auch in diesem Sinne mit der Automatisierung recht hat: sind wir einmal so weit, daß wir nicht mehr merken, was wir machen, so danken wir das dem Umstand, daß wir an etwas anderes denken. Noch weiter gehend kann man sagen: daß wir überhaupt denken, verdanken wir dem Umstand, daß wir nicht mehr merken, was wir tun. Aber meines Freundes Bericht vom Hades wird Sie doch mehr interessieren als eine daraus abgezogene fade Lehre. Tantalus bekam doch von Zeit zu Zeit eine Hand voll Wasser, das ihm an den Brusthaaren hängen geblieben war; auch einen Apfel schmiß ihm der Wind zuweilen zu. Seine Leiden waren weit erträglicher als die eines Verwandten, der einen reichen Onkel beerben will, welcher Onkel jeden Winter eine schwere Bronchitis übersteht und achtundneunzig Jahre alt wird. Sisyphus hatte Mordspaß mit seinem Felsblock, wenn er den Berg hinunterrollte, wobei er immer möglichst versuchte, ihn gegen einen unten vorbei wandelnden Schatten zu dirigieren. Sein Automatismus war, wie die Gelehrten sagen, eine Reflexhandlung geworden. Er war ein gewichtiger alter Herr, immer in Angst, daß sich die andern über ihn lustig machen. Wütend war er auf einen besonders, den Archimedes, der immer Experimente anstellte, den rollenden Block als motorische Kraft zu benützen, um im Hades elektrisches Licht einzuführen. Der zwanzig Quadratmeter große Tityus fand die Vögel, die ihm die Leber alltäglich etwas heraushackten, sehr bekömmlich für seine Verdauung. Bei den Danaiden war oft der alte, sonst Damen nicht geneigte Newton zu sehen, der da hygrometrische Studien anstellte. Eines der Mädchen sagte zu meinem Freunde: „Bitte erzählen Sie es nicht weiter, daß wir uns amüsieren. Wir müßten dann was anderes tun, was neues lernen. Und schließlich, ich bitte Sie, was liegt schon daran, ob das Faß voll wird oder nicht, he?"

Fast dasselbe erzählte mir ein anderer Freund, der aus dem Olymp kam. Herakles sagte ihm ins Ohr, daß die Hebe eine schrecklich dumme Gans sei und daß er sie nie von seinen Knieen herunterbekomme. Und wie er sich nach dem Stall eines anderen Ägysthus sehne. Und Ganymed, — aber das kann ich nicht wiedererzählen wegen des Paragrafen über die Unsittlichkeit. Was aber weder mein Freund der den Hades, noch der andere, der den Olymp besucht hat, wußten, das weiß ich aus anderer Quelle, nämlich:

Jupiter wurde nachdenklich. „Es kommt mir vor, sagte er, als ob sowohl der Hades wie der Olymp ein Mißgriff waren", Er berief einen großen Rat, die Sache wurde diskutiert und endete mit der Abdankung Jupiters. Die Götter kamen auf die Erde herunter und erwarben das Bürgerrecht der Sterblichkeit. Sie führten einige Jahre eine fidele Bohemeexistenz als wandernde Schauspielergesellschaft, mit Musik von Offenbach. Danach starben sie auf ganz gewöhnliche Weise und mit der Erkenntnis, daß Glück und Unglück, Lust und Elend keine absoluten Werte

sind, sondern nur in einer Tendenz zu besser und schlechter bestehen, und daß Lust wie Leid und alles was wächst seine Vollendung nur für einen ganz kurzen Augenblick behauptete.

F. C.

DER LIEBENSWÜRDIGE

Alfred Dumaine, der letzte französische Botschafter im kaiserlichen Wien, hat soeben (bei Ed. Plon, Paris) seine Erinnerungen herausgegeben. Da findet sich eine Schilderung, des Grafen Berchtold, dem vor der Weltgeschichte der Ruhm, den Weltkrieg heraufbeschworen zu haben, nicht mehr strittig gemacht werden kann. Wie sah der Mann des Schicksals aus? Dumaine schildert ihn als einen liebenswürdigen Aristokraten, der zwar kein Talent zur Weltgeschichte, aber auch keinen Ehrgeiz besessen hat. Sein glänzender Name, sein Umgang, seine Manieren, die Tatsache, daß sein Schwiegervater Botschafter in London, waren Schuld an seiner Karriere. Er hatte in London, in Paris, in Petersburg um seinen Abschied gebeten — daraufhin avancierte er. Berchthold, kam nicht mit einem Programm belastet auf den Ballplatz. „Wollte man mit ihm" schreibt Dumaine, „über Politik reden, so hielt er die Unterhaltung so lange wie möglich an mondänen Dingen fest, wo er sich in seinem Element fühlte. Kam schließlich der Moment, da er nicht mehr ausweichen konnte, so verschwand das Lächeln auf seinem Gesicht und machte der öden Langeweile Platz. Im Voraus zu müde, um auf präzise Fragen zu antworten, oder eine Meinung abzugeben rief er einen Direktor zu Hilfe, der mit Dossiers beladen kam." Dieser Gelangweilte gab im August 1914 das Klingelzeichen zum großen Morden.

DANTE IN SPITZENHÖSCHEN?

Der Jubel zum 600. Todestag Dantes erreicht seinen Gipfel in einer illustrierten Ausgabe der „göttlichen Komödie", die der Amalthea-Verlag in Wien veranstaltet.

Die bisherigen Illustratoren waren ungenügend. Boticelli — so heißt es in dem poetischen Prospekt — nahm vorwiegend das krause Rankenwerk Dantes unter seinen märchenzarten Griffel. Michelangelo und Rafael holten bloß Einzelgestalten, auch Delacroix, Genelli, Doré, Otto Greiner waren bloß Causeure, Satanisten und geniale Pedanten. Da haben sich die Wiener entschlossen, die „göttliche Komödie" dantewürdig illustrieren zu lassen. Sie beschlossen eine Prachtausgabe mit süßen Bildern des Marquis von Bayros. Der bekannte Zeichner der Wiener „Caricatur entstamme, wie der Prospekt beruhigend verkündet „einem romanischen Herrengeschlecht", ist aber „bei geläuterter deut-

scher Sinnesart dem Vorbild in die verwandteste Nähe gerückt". Ein Probedruck in lauen lila Farben, süßlich und weich, soll die Verwandtschaft des routinierten Erotikers mit Dante beweisen. Immerhin ist anzuerkennen, daß kein Dantischer Engel in Spitzenhöschen herantänzelt.

ANEKDOTEN

DAMENGESPRÄCH IM THEATER

Wenige Tage nach der Première von Hasenclevers „Jenseits" treffen sich im Theater auf dem ersten Rang Frau Kriegsgewinnlerin X und Frau Kriegsgewinnlerin Y. „Na", sagt Frau X, „ich hab Sie ja neulich auch in dem neuen Stück von Hasenclever gesehen; wie hats ihnen denn gefallen?" „Ach," antwortet die Y, „ganz nett, ja, ganz nett!" „Hm," macht X, „Es wär auch ganz nett. — Bloß, wissen Sie, ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob sich das Stück für eine Première eignet!"

DIE TRÖSTERIN

Feudale Hochzeit im Kaiserhof. Der Speisesaal geschmückt mit Kaiserbüsten, Hindenburg-Bildnis, schwarzweißroten Fahnen. Die Kapelle spielt „Heil Dir im Siegerkranz". Gute Weine. Andauerndes Essen. Toaste. Wehmutiges Erinnern an entschwundene Zeiten. Alle Regimentskameraden des Bräutigams sind in voller Uniform, mit Helm und Säbel, ordensgeschmückt erschienen. Für Zivilisten an der Tafel haben sie wohlwollende Duldung. Es wird Zeit zum Aufbruch.

Ein Offizier in vollem Glanz steht, melancholisch angeheitert, bei der Kleiderablege. Er schnallt den Säbel um und murmelt, durch das Zusammensein gestärkt in Hoffnung auf Wiederkehr großer Zeiten, zu seinem Säbel: „Wenn trag ich Dich wieder?" . . . . Leise tröstend sagt die alte Frau in der Garderobe: „Aber Herr Leutnant . . . . bei der nächsten Hochzeit".

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 34):

Diesem Heft liegen Prospekte von O. C. Recht Verlag, München und Erich Reiß Verlag, Berlin bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG / POTSDAM

MANFRED GEORG

WYNEKEN ODER EIN GERICHTSVERFAHREN

Des armen Heinrich Ottogebe gewidmet.

Das Landgericht zu Rudolstadt ist ein geschmackloser, mit wilhelminischen Arabesken aufgeputzter Steinkasten. Grau, massiv, langweilig ragt es über die verschlafenen, gutmütigen Häuser der thüringischen Landschaft. Das Linoleum auf den Treppen muß oft frisch gewachst werden. Viele Füße scharren es rissig. Denn man hat zu tun in diesem Provinzgericht. Kleine Arbeit: Ehescheidungen armer Bürgerseelen wegen böswilligen Verlassens oder Trunkenheit, Hungerleiderdiebstähle, lumpige Streitsachen um Ackergrenzen und Hypothekenvorrechte und die üblichen Sittlichkeitsverbrechen, zu denen dichte Kornfelder und beduftende Scheunen verführen.

Sittlichkeitsverbrechen. Die Phantasie hört rohen Schrei und ersticktes Gewimmer. Auch am denkwürdigen Tage des 30. August 1921 steht dies ominöse Wort in nüchterner Schreibmaschinenschrift auf einem kleinen weißen Zettel, der an der Anschlagtafel klebt: Verhandlung gegen den Dr. phil. Gustav Wyneken wegen Sittlichkeitsverbrechens.

Unwillkürlich lächelt man über diese wenigen Worte. Der Mann, der die Schulgemeinde Wickersdorf, zur Musteranstalt eines neuen und schöpferischen Erziehungssystems formte, dieser Mann soll ein „Sittlichkeitsverbrechen" begangen haben? Die Anklageschrift legt ihm die nackte Umarmung zweier Schüler und darauf folgenden geschlechtlichen Mißbrauch der beiden Knaben zur Last. Wyneken gab in beiden Fällen die Umarmung zu und bestritt in beiden Fällen irgendwelche weiteren Vorgänge. Das Gericht verurteilte ihn, da es den Tatbestand des § 174 StGB für erfüllt ansah, zu einem Jahr Gefängnis. In der letzten Minute schoß der Vorsitzende einen strafprozessualen Kapitalsbock. Der Verteidiger legte Revision ein; das Urteil dürfte aufgehoben werden. Aber es ist einmal gefällt. Durch alle Ganglien jedes Muckergehirns zuckt der Triumphblitz: Endlich. Der bestgehaßte, meist gefürchtete Mann der deutschen Jugendbewegung, der treibende Motor aller Schul-Reformen, ist abgetan.

Aber sie mögen sich hüten zu triumphieren. Das Gericht in Rudolstadt hat zwar bei geschlossenen Türen und Fenstern verhandelt, hat

die Offentlichkeit ausgeschlossen, die Presse aus dem Saale verjagt. Es war ein Glücksfall, daß die anwesenden Vertreter der Zeitungen beschlossen, die Öffentlichkeit trotzdem herzustellen. Auf welche Weise es ihnen gelang, ist nebensächlich. Jedenfalls ist die Öffentlichkeit da. Vorhang auf.

*

Der Vorsitzende des Gerichts hieß Zetsche. Man soll nichts gegen Namen sagen. Aber, das der Vorsitzende der Deutschvölkischen Studenten in Berlin seinerzeit Biertimpel hieß, war auch göttliche Vorsehung. Zetsche. Der Name atmet etwas Muffiges, Gequetschtes, Zerdrücktes. Und muffig, gequetscht, verdrängt und verdrückt war auch die Leitung der Verhandlung. Die Namen der anderen Richter blieben unbekannt. Wir können sie aber auch getrost Zetsche nennen.

Der Staatsanwalt, ein kleines, hurtiges, rattenköpfiges Männlein, wird unsterblich werden. Kaum durch sein Plaidoyer, wohl aber durch seine Zwischenrufe. Als Wyneken in seiner zweistündigen Verteidigungsrede, einer der tiefsten, geisterfülltesten und programmatischsten Reden, die über Erziehungsfragen je gehalten worden sind, sich gleichsam ausströmte wie ein Vulkan, saß der Anwalt des deutschen Staates halb schlafend hinter seinen Aktenbündeln. Daß er nicht hinhörte, ist nicht zu beweisen, daß die Rede ihn in seiner Versunkenheit störte, ist beweisbar. Denn sonst wäre er nicht mit dem empörten Rufe: „Aber das ist ja nicht zum Aushalten!" einmal aufgefahren. Hier griff auch, im Gegensatz zu seinem übrigen Verhalten, Herr Zetsche in die Verhandlung ein. Er sekundierte seinen Amtsgenossen mit den Worten: „Heer'n Se noch nich auf? Hier is doch kein Kolleech". Wahrlich erhebende Aussprüche, die jedem Angeklagten den größten Respekt vor den Vertretern der deutschen Justiz beibringen dürften. Kleine Jungens, frische Kerle, die als Zeugen in diesem blamablem Prozeß verwickelt, im Sitzungssaal waren, erzählten nachher triumphierend ihren Eltern auf dem Flur: „Du, Mutti, der eine Richter hat Männchen gemalt". „Du, Vati, warum hat eigentlich der Staatsanwalt geschlafen?"

Aber, wir wollen der Inaktivität der oben erwähnten Herren nicht unrecht tun. Sie waren sogar sehr aktiv. Sie hatten ein „Sittlichkeitsverbrechen" abzuurteilen. In solchen Fällen schließt man die Öffentlichkeit aus. Wegen Gefährdung der Sittlichkeit. Wer war hier gefährdet? Im Zuschauerraum befanden sich die Eltern der Schüler, Fachpädagogen, darunter der Leiter des Berliner Jugendamtes, erwachsene Freunde des Angeklagten, Pressevertreter. Ausdrücklich wies der Ver-

teidiger, Justizrat Anton Gänßler, der schon in München an Tollers Seite gestanden, darauf hin, daß doch kaum die Sittlichkeit dieser Anwesenden gefährdet sei. Und die Öffentlichkeit? Die deutsche hätte jedenfalls ein Recht gehabt, ausführlich darüber urteilen zu können, ob ihr bedeutenster Pädagoge schuldig wäre oder nicht. Und nicht nur die deutsche. Auf dem kürzlich abgehaltenen Jugendkonkreß in Calais klang in den Debatten immer und immer wieder der Name Wyneken als der repräsentativste Deutschlands auf. So hätte auch Europa ein Recht zu wissen gehabt, was mit dem Mann, zu dem Norwegens und Italiens, Frankreichs und Rußlands Jugend hinblickt, eigentlich los ist.

Der Staatsanwalt und die Zetsches waren anderer Meinung. Ja sie legten sogar zwei Teilnehmern, die sie aus formalsten Anstandsgründen im Saal lassen mußten, Schweigepflicht auf. Was vollkommen ungesetzlich war, denn zu dieser können nur bei Gefährdung der Staatssicherheit Prozeßbeiwohner verpflichtet werden. Doch war dies nicht die einzige, sagen wir mal unbegreifliche Handlung des Gerichts. Es machte wegen unerheblicher Formfehler, die zum Beispiel in der gesamten Praxis der bayerischen Gerichte nie als solche ausgenutzt werden, Einwendungen wegen Zulassung nicht unmittelbar durch das Gericht geladener Zeugen, von den man allerdings vorher wußte, daß sie Entlastungszeugen waren. Der Staatsanwalt verkündete von vornherein daß er keineswegs irgendwie auf psychologische oder pädagogische Probleme, die sich im Laufe der Verhandlung ergeben sollten, eingehen werde. Was das Gericht auch niemals tat. Ein Blick auf das Gericht und man hatte es allerdings vorausgeahnt. Daß zum Schluß der Vorsitzende im allerletzten Augenblick einen Prozeßfehler machte, über den ein junger Referendar erröten würde, war die Rache des Geistes, der letzten Endes doch auch dem dürrsten Gesetzbuch innewohnt.

*

Wenn man vom Verhandlungssaal auf den Flur trat, wurde es hell. Hell von den Gesichtern, die da draußen waren, Gesichter von Freunden, Schülern, Eltern. Schon am frühen Morgen waren die stählernen Räder der Wickersdorfer über das Stadtpflaster der Kleinstadt geklirrt. Frisches, männlichleuchtendes, weiblich scheues und keusches Volk war die Gerichtstreppe hinaufgeeilt. Nun standen sie und warteten. Warteten von morgens um acht Uhr über den sinkenden Mittag bis in die Nacht hinein. Warteten, was aus ihrem Lehrer wurde, der hinter drei kleinen Holztüren in der Schmach der Anklage-

bank saß, warteten, ob sie nicht in der Pause oder nach Verhandlungsschluß ihrem Führer die Hand drücken könnten. Oder sein Schlußwort hören. Aber auch hierzu, wo selbst der Staatsanwalt nichts mehr einzuwenden hätte, verweigerten die fünf Zetsche jedermann den Zutritt.

Als die Dämmerung die Gespräche, heiß, glühend und um höchste Dinge schweifend, leiser und die Sinne müder werden ließ, als die Gasflammen aufsurrten, überfiel Mattigkeit jäh die Harrenden im Wartesaal Auf den Bänken, im Gang auf den Treppenstufen lagerten sie sich. Schmal leuchteten die weißen und gespannten Gesichter aus der Dunkelheit, Eine Mutter, schwer den Kopf unter dem Goldgeflecht gebeugt, fand immer wieder Fragen voll neuer Hoffnung. Aber die anderen blieben traurig. Keiner von ihnen war je mit dem Gericht in Berührung gekommen. Aber sie wußten, daß Durchschnittsrecht hier nur Unrecht sein konnte.

Um 10 Uhr abends gab ein Horchposten an der Tür Meldung, daß Wyneken mit der Verteidigungsrede begonnen habe. Ein Augenblick großer Erregung. Man umdrängte die versperrten Pforten, schloß die Augen, um konzentriertere Fetzen der Rede erhaschen zu können. Eine atemlose Stille sank von der Decke. Eine Frau flüstert zu ihrem Sohn: „Siehst Du, so still und heilig ist es auch in der Kirche!". Dann zerkrachen Schritte des Amtsdieners die Stille. Er kommt und geht. Geht und kommt. Man kann nichts mehr verstehn, von dem was drinnen gesprochen wird. Die Gestalten lösen sich von den Türen. Nur eine bleibt. Ein blondes Mädchen von siebzehn Jahren, den Oberkörper leicht geneigt, das zarte, hingegebene Gesicht voll Fassungslosigkeit und Liebe, steht sie und hört. Und hört. Und hört sich taub. Des armen Heinrich Ottogebe.

Dann kam die Beratung, kam der Urteilsspruch. Nach der Verkündung wurden die Hörer wieder aus dem Saale gejagt. Sie gingen mit dem Lachen des Trotzes, das das Lachen des Rechtes war. O weiser Ausschluß der Öffentlichkeit. Kein Prozeß wegen Sittlichkeitsverbrechens war je so anständig wie dieser, in dem ein einziges Wort und auch dies nur aus Ungeschick von einem Beisitzer nach „Slang" roch.

Als dann Wyneken selbst den Saal verließ, ward er umringt von allen, die warteten. Nicht einer schloß sich aus, nicht einer hatte des Urteils wegen das Vertrauen zu ihm verloren. Ein ergrauter Oberregierungsrat, der das Schlußwort gehört hatte, brach in den verzweifelten Ruf aus: „Wie kann nur ein Mensch glauben, daß dieser Mann schuldig ist!". Eine Dame in Schwarz, das kluge Gesicht von

einer Falte um die Lippen leidzerschnitten, drehte sich blind um sich selbst und ging dann davon, als habe sie ein Schlag ins den Nacken getroffen. Die Kinder aber, die Jungens und Mädchen standen da, verhaltenen Schmerzes voll. Ihre Lippen bucbtsabierten stammelnd: „Ein — Jahr — Gefängnis!“ Und sie umdrängten ihren Lehrer enger.

*

Die Äußerlichkeit einer Atmosphäre ist sehr wesentlich. Was hatte der Mann getan, dem solche Freunde zur Seite standen? Was war ihm bewiesen worden?

Was war der Tatbestand? Eine von Wyneken zugegebene Umarmung zweier Schüler im naekten Zustand. Was war die Anklage? Diese und andere Handlungen an zwei Knaben verübt zu haben. Was war der Beweis? Die Aussage eines Schülers B, der von einem Denunzianten sich seine Angaben zuerst hatte erpressen lassen, dann ein Protokoll darüber mit lateinischen Ausdrücken wie „ejaculation seminis“ etc., die er garnicht verstand, unterschrieben, die darin enthaltenen Angaben vor dem Untersuchungsausschuß der Wickersdorfer Lehrerschaft zum Teil wieder zurücknahm und sie jetzt wieder als richtig bezeichnete und zum großen Teil wiederholte. Der andere, siebzehnjährige Schüler, bestritt dagegen ausdrücklich unter Eid jedes Vorkommen von Handlungen, die über Wynekens eigene Angaben hinausgingen. Die Leumundszeugen sagten durchweg für Wyneken Günstiges aus.

Dr. Garthe, Arzt in Wickersdorf: Niemals, weder in den von mir zahlreich besuchten Internaten Englands, noch in denen Deutschlands, habe ich die sexuelle Luft so rein gefunden wie in Wickersdorf.

Luserke, der stellvertretende Anstaltsleiter: Der Haupttreiber in der Vorgeschichte des Prozesses, der Denunziant, ist ein gekränkter, eitler Hilfslehrer, der mehrfach unrichtiger Angaben überführt worden ist.

Der Arzt Dr. Jerosch: Mein fünfter Bruder ist jetzt in Wickersdorf. So stehen meine Eltern zu der Schule und ich auch.

Der Staatsschuldirektor Dr. Jäger: Der Freundeskreis Wynekens erschien mir stets als von strengster Anständigkeit erfüllt. Wyneken hat eine neue Moralität geschaffen.

Alle aber sind einstimmig der Meinung, das eine Handlung wie die Umarmung, die sie bei sich und bei anderen als ungehörig empfänden, bei einem Manne wie Wyneken zweifellos keinen sexuellen Beweggrund habe.

In seiner unmittelbar nach dem Urteilsspruch erschienenen Broschüre „Eros“ berichtet Wyneken, daß man von ihm, als die inkriminierte Be-

gebenheit bekannt wurde, Tatsachen und Einzelheiten (letztere bestritt er als überhaupt vorgekommen) wissen wollte. „Ich habe geantwortet: Wenn ein Geschöpf vom Mond herunterkäme, das keine Musik kennt und in einen Konzertsaal einträte, würde es die dort anwesenden Menschen für irrsinnig halten. Auf einem Podium vollführen einige mit Roßhaaren auf Schafdärmen Geräusche, und unten sitzen tausend Menschen totenstill und beobachten atemlos jenes Treiben. Wenn man ihm sagen würde: Diese Geräusche sind eine Sprache der Seele, die jenen tausend verständlich ist und sie entzückt und über die nicht urteilen kann, wer sie nicht kennt — und diese Sprache ist der eigentliche Sinn unseres Zusammenkommens, die äußeren Gebärden der Männer dort oben sind unwesentlich —, so würde der Mann vom Mond vielleicht auch rufen: 'Aber die Tatsachen, die Tatsachen! Ich sehe doch die Tatsachen!'".

Für Tatsachen ist Wyneken verurteilt worden. Sein schriftstellerisches Werk, seine Leistung Wickersdorf wird der Spruch kaum treffen. Er trifft den Bürger Wyneken. Und darum muß zu den Tatsachen noch Einiges gesagt werden.

Die Richter haben, da sie bei der Detaillierung des Urteils die nackte Umarmung des einen Schülers mit drei Monaten Gefängnis bestraft haben, zweifellos die Tatsache der Nacktheit als Vorwurf erachtet. Die Nacktheit und die Intimität, die vorgeworfen werden, haben zweifellos etwas Ungewöhnliches. In dem Rundschreiben an die Eltern der Wickersdorfer Schülerschaft schreibt Wyneken darüber: „Unsere Kultur, unsere Sitte kennt keine Nacktheit. Sie kennt nur, sozusagen, eine Ausgezogenheit; und diese dann immer mit geschlechtlichem Endzweck. Wo also Nacktheit auftritt, ist es der öffentlichen Meinung fast selbstverständlich, daß es sich irgendwie um eine Sexualbetätigung handele. Es ist freilich nicht zu verkennen, daß sich in letzter Zeit hierin eine gewisse Wandlung anbahnt. Sport, Athletik, größere Unbefangenheit des Verkehrs der Geschlechter, vernünftigere Sexualerziehung und manches andere tragen dazu bei, daß man an der Nacktheit (wenigstens der partiellen) weniger Anstoß nimmt als früher. Wir befinden uns in dieser Beziehung also in einer deutlich erkennbaren Entwicklung, und zwar in einer, die sowohl von vorurteilsfreien, ernstlich um Gesundung unseres Volkslebens bemühten Hygienikern wie von der fortgeschrittenen Pädagogik durchaus bejaht wird. Schon jetzt darf gesagt werden, daß diese Entwicklung unseres Geschmackes und unseres Urteils nicht Halt machen wird bei der Badehose, die nicht nur ästhetisch abscheulich ist, sondern

außerdem in ganz unnötiger Weise den Blick gerade auf das Sexuelle konzentriert, also den (bisherigen) sexuellen Charakter der Nacktheit betont und immer noch die Nacktheit als etwas Negatives (das Fehlen der Bekleidung) kennzeichnet, statt daß Nacktheit endlich einmal als etwas Positives, d. h. Natürliches und Selbstverständliches, gewertet und empfunden werden sollte." Dann geht Wyneken weiter auf die Verhältnisse in der Schulgemeinde ein, wo das Du zwischen Lehrern und Schülern, das gegenseitige Nennen beim Vornamen, das zwangslose Beieinander des Badens und der sportlichen Übungen den Zweck hat, durch die Ausschaltung jeder schwülen Befangenheit das Erziehungsziel der Einheit von Körper und Geist zu erreichen. Nach seinen Erfahrungen hat diese organische Selbstverständlichkeit in sexual-pädagogischer Hinsicht in Wickersdorf Wunder gewirkt. Hinzu kommt, daß die heutige Jugend, wie Wyneken weiter mit Recht darlegt, ein Erlebnis gehabt hat, das der alten Generation meist fremd geblieben ist. „Sie nennt es: Führertum. Und sie sieht in diesem, in seiner höchsten Ausprägung seltenen Erlebnis, ein Ideal, einen höchsten Gipfel eines Jugendlebens, das seiner Bestimmung entspricht. Der „Führer" ist mehr als der lehrende Vermittler objektiver Erkenntnisse und Werte, mehr auch als der persönlich vorbildliche Mensch; er ist ein schöpferischer Mensch, ein Mensch, bei dem Persönlichkeit und Leistung Eins geworden ist, der nicht nur Erkenntnisse verbreitet, sondern neues, geistiges Leben zeugt, der neues Menschentum hervorruft." In einem solchen Verhältnis von Führer und Gefolgschaft muß natürlich der Begriff Leiter oder Erzieher sich immer mehr wandeln in den des allerdings geistig überlegenen Kameraden. So kann auch die Ausdrucksform dieses Verhältnisses, selbst wenn sie einmal bis zur nackten Umarmung kommt, niemals „trivial, sentimental oder gar lediglich sinnlich werden". Es ist überraschend, wie sich dieser Gedanke schon vor Jahren, bewußt vom Geistigen ausgehend, in den Schriften der Jugendbewegung findet. Zum Beispiel deckt sich die Schrift Kurt Zeidlers „Vom erziehenden Eros", die im Jahre 1919 erschien, in wesentlichen Punkten ganz stark mit diesen Wyneken'schen Ausführungen. Zeidler steht allerdings tief unter dem Druck Freudscher und Blüherscher Erkenntnisse, gegen die Wyneken, wenn auch nicht mit Namensnennung, sondern der geistigen Betonung nach in seinen letzten Veröffentlichungen deutlich Stellung genommen hat. Immerhin hat Zeidler sehr richtig geschrieben: „Es gibt Menschen, die im Ernste an einen Zusammenhang des körperlichen Schamgefühls mit der Sittlichkeit glauben — eine Lehre, die von Kirche und Bürgerlichkeit geflissentlich ge-

stützt wird. Wer diesen Zusammenhängen nachgeht, der kommt auf Grund historischen und ethnologischen Materials zu ganz seltsamen Ergebnissen. Es zeigt sich nämlich, daß das körperliche Schamgefühl ein außerordentlich wandelbares Produkt des menschlichen Gesellschaftslebens ist. Der sittliche und kulturelle Stand eines Volkes und sein körperliches Schamgefühl stehen eben keineswegs in einem Anhängigkeitsverhältnis zueinander. Allenfalls kann man sagen, daß ein ausgeprägtes und weitverbreitetes Schamsystem durchweg den Schluß auf einen sittlichen Tiefstand zuläßt. Prüderie und Geilheit stehen immer nahe beieinander".

Wenn man diese Ausführungen erwägt und sich des Beispiels vom „Mann vom Mond" erinnert, wird man die ablehnende Haltung Wynekens verstehen, die er gegenüber den richterlichen Versuchen, Detailangaben zu erlangen, entgegensetzte. Nicht die Handlung an sich konnte gewertet werden, sondern nur seine Handlung im Rahmen des Gesamtverhältnisses von Lehrer und Schüler. Aber selbst wenn man schon zugibt, daß stumpfer Paragraphensinn auf eine solche Betrachtungsweise nicht eingehen konnte, die sich mit einer sehr selbstbewußten Geste auf den Standpunkt der großen Philosophen- und Religionsstifter stellte, so hätte doch das richterliche Erkenntnisvermögen wenigstens begreifen müssen, daß auch die formal-juristischen Forderungen des Paragraphen 174 durch den Tatbestand nicht erfüllt worden waren. Ein Autoritätsverhältnis, das den Mißbrauch einer Abhängigkeit voraussetzt, hat in Wickersdorf überhaupt nicht bestanden. Die Wickersdorfer Verfassung gibt Schülern und Lehrern die gesamte Schulgemeinde zum Rückhalt, wenn in die Atmosphäre irgend eines Einzelnen ein Eingriff verübt wird. Der Vater des einzigen Belastungszeugen hat fernerhin ausgesagt, daß er seinen Sohn durchaus nicht für geschädigt halte. Die Schädigung liegt lediglich im Verhalten des Staatsanwaltes, der sich nicht gescheut hat, diesen Mann und diese Kinder in den Wirbel des seelenbeschmutzenden Verfahrens hineinzuziehen. Dies war auch der Grund, aus dem Wyneken sich zuerst ins Ausland begeben und die Leitung in Wickersdorf niedergelegt hatte. „Sollte ich die freie Schulgemeinde, meine geliebten Jungen, einem solchen Prozeß mit all seinen Schamlosigkeiten und seiner brutalen Methode aussetzen. Was ihnen, die mich liebten, höchstes und heiligstes Jugenderlebnis war, sollte ich ihnen das durch eine rohe Ausfragerei unter „sexuellem" Gesichtspunkt durch Fremde und vor einer sensationslüsternen Öffentlichkeit besudelt werden?"

WALTHER FEDERN
WIEN

WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH AUS DEUTSCHÖSTERREICH

Man würde so gerne einmal von etwas anderm sprechen, aber es nützt nichts, man muß immer mit der leidigen Valuta beginnen. Seit ich Ende Juli über die Völkerbundhilfe für Deutschösterreich geschrieben habe, ist die Krone in Zürich weiter von 0,90 auf 0,60 gesunken. Vor einigen Monaten stand sie 1,70 und hat sich mühsam in den letzten Tagen auf die Nachricht, daß der Oberste Rat sich neben den europäischen Schicksalsfragen auch mit der Kreditaktion für uns beschäftigen werde, auf 0,70 gehoben. In Wien war die Nachfrage nach Devisen stürmischer denn je. Der Dollar, der Anfang Juli K 715 kostete, ist auf K 1153 hinaufgeschnellt, die Mark und die tschechische Krone von K 9,65 auf über K 14 und die anderen Devisen dementsprechend. Als man erfuhr, daß auch die Vereinigten Staaten ihre Pfandrechte zurückzustellen bereit seien und daß die ersten Vorschüsse von etlichen Millionen Pfundsterling in kürzester Zeit — im Mai wurde uns dasselbe versprochen — flüssig gemacht werden würden, gab es den üblichen Ausverkauf der überengagierten Spekulation und der Dollar ging innerhalb zwei Tagen auf K 9,85, die ö./K auf K 12,15 und die im Weltmarkt so hart mitgenommene Mark auf K 1150 zurück; inzwischen klettern sie langsam wieder hinauf. Wenn nun die Völkerbundhilfe endlich wirklich kommt, findet sie eine einzig und allein durch ihre schleppende Behandlung verschuldete weitgehende Verschlechterung unserer Lage vor. Denn die Folgen des neuerlichen Kurssturzes der Krone beginnen bereits sich zu äußern.

In den Sommermonaten hatte man eigentlich den Eindruck einer Besserung unserer Verhältnisse. Das Leben schien sogar etwas billiger geworden. Die Absatzkrise auf dem Weltmarkt hatte bewirkt, daß unser vernachlässigter Markt mit Ware reichlich versorgt wurde. Die Tschecho-Slowakei war von ihrem Wahn, gegen Edelvaluta nach dem Westen verkaufen zu können, geheilt worden und sendete uns Kohle, Textilwaren, Zucker und anderes auch auf Kredit, Getreide kam reichlich aus Übersee. Der Sommer brachte die übliche Fülle von leicht verderblichen Lebensmitteln und Obst, die Preise begannen etwas nachzulassen. Der Preissturz auf den Weltmärkten, der eindruckslos an unseren Märkten vorübergegangen war, schien sich endlich auch bei uns, wenn auch in viel bescheidenerem Maße anzukündigen, denn die Lager der Kaufmannschaft waren voll. Zum erstenmal zeigten die Indexziffern der Kleinhandelspreise im Inland eine Ermäßigung. „Der österreichische

Volkswirt" berechnete die Indexziffer der Lebenshaltung per Anfang August mit K 146,91 gegen K 160,38 Anfang Juli, der Preis vom 1. Januar mit 100 eingesetzt; ein verschwindender Abbau, wenn man die Friedensziffern von 1914 — K 2,25 — entgegenhält. Die Regierung, welche auf die nahe Völkerbundhilfe hoffte, glaubte auch die Zügel der Ernährungswirtschaft etwas lockerer lassen zu können. Sie ließ Zusatzmehl zu dem rationierten in den freien Handel und gestattete das Backen von Weißbrot, welches wir so viele Jahre entbehrt haben. Die Wiener glaubten das Ärgste überstanden zu haben. Der Stillstand der würgenden Teuerung war mit der Beendigung einer langdauernden und ausgiebigen Gehalts- und Lohnregelung zusammengefallen, an der schließlich alle Schichten der Arbeiter, öffentlichen und Privatbeamten teilgenommen hatten. Da der Widerstand der Dienstherren immer schwächer wurde, war die Regelung sogar etwas reichlicher ausgefallen, als dem absoluten Existenzminimum entsprochen hätte, man rechnete eben damit, daß die Preissteigerungen ohnedies fortschreiten würden, und wollte für einige Zeit Ruhe haben. So konnten weite Schichten der Bevölkerung sich etwas freier in ihrer Ausgabenwirtschaft bewegen. Aber die Freude dauerte nicht lange. Mit der Steigerung der Devisenpreise hörten die Ansätze zum Nachgeben der Preise der Industrieartikel auf. Und am 1. August kam das erste Signal der neuen Teuerungswelle. Kohlen und Koks, die wir ja zur Gänze aus Deutschland und der Tschecho-Slowakei beziehen, schnellten um ein Drittel des Preises empor, die c/K und die Mark waren eben um soviel teurer geworden. Ein dz. Kohle kostete ab Bahnhof K 778! Dann begannen die mit dem Völkerbundkomité vereinbarten Steuer- und Tariferhöhungen zu wirken. Die Eisenbahntarife waren schon erhöht worden, nun kamen die Post- und Telegrafendepeschen daran — ein Inlandbrief kostet jetzt K 4.—, ein Brief ins Ausland K 10.— — die Tabakpreise wurden erhöht, der Brotpreis wurde von K 9,— auf 12,40 erhöht — dabei zahlte der Staat noch immer das Vierfache des Verkaufspreises darauf. — Nun folgen die vom Kohlenpreise abhängigen Gas-, Strom- und Straßenbahnpreise, auch sie werden um 30 bis 40% erhöht. Eine Tramwayfahrt kostet bereits K 10. Und nun ist kein Halt mehr. Textilwaren, Schuhe werden wieder täglich teurer, die Gärtner würden es für geschmacklos halten, eine Ausnahme zu machen, und Obst und Gemüse werden täglich unerschwinglicher. Ein Pfund Weintrauben kostet K 100.—. Alle importierten Lebensmittel, Reis, Käse, usw regulieren ihren Preis nach dem Kronenkurs. Das Fleisch steigt, Fett

ist kaum erhältlich. Der erste September wird wieder eine ganz andere Indexziffer zeigen als der erste August.

Und selbstverständlich setzt die Lohnbewegung wieder ein. Eine Arbeitergruppe nach der anderen verlangt Lohnerhöhungen. Die Staatsbeamten bleiben nicht zurück. Die Eisenbahner haben den Anfang gemacht. Sie verlangten eine monatliche Zuwendung von K 2000, die anderen Staatsbediensteten folgen sofort. Und mit 7 Milliarden K ist das Staatsbudget neu belastet. So sieht der im Völkerbundprogramm geförderte Stillstand der Löhne, der Abbau des Defizits des Staatshaushaltes aus. Es ist hoffnungslos.

Dabei macht die Stadt nicht den Eindruck steigender Not. Die Lebensmittelhandlungen sind überfüllt und man wird die quälende Sorge nicht los, daß man von rasch verderblichen Waren viel zugrunde gehen läßt, um die Preise zu halten. Und wenn man durch die Straßen geht, sieht man auffallend viel frisch gestrichene Häuser, was jahrelang unterlassen worden ist. Es gibt offenbar doch noch viel Hausherren, die trotz der Mieterschutzgesetze, die die Mietzinse auf kaum mehr als das Doppelte des Friedenszinses ansteigen haben lassen, ihre Häuser lieber nicht verfallen lassen wollen, wenn sie auch aus der eigenen Tasche den Aufwand bestreiten müssen, — viele haben es eben; wozu gäbe es auch Valutaspekulationen an der Börse? — Andere verkaufen ihre Häuser und die neuen Besitzer setzen sie zunächst in Stand. Auch sind die Mietämter in letzter Zeit, was vernünftig ist, etwas entgegenkommender in der Bewilligung der Mietzinserhöhungen.

Etwas anderes fällt einem auf den Straßen auf, die vielen auf einige Wochen geschlossenen Geschäfte. Die Besitzer wollen ihre Sommerreisen nicht entbehren und sie haben entweder kein Personal, denn es kommt zu teuer, oder sie haben niemand, dem sie die Aufsicht in ihrer Abwesenheit anvertrauen können. Das hat es früher nie gegeben. Da hätten die Kaufleute sich viel zu sehr gefürchtet, daß ihnen Waren liegen bleiben, aus der Mode kommen und entwertet werden könnten. Diese Angst gibt es heute nicht. Was heute nicht verkauft wird, das kann man später mit ebenso höherem Gewinn verkaufen und die teure Sommerreise daran verdienen.

Auch die Menschen sehen nicht mehr so entsetzlich schlecht und mager aus wie früher, wenn man auch der Halbverhungerten genug sieht. Und vor allem die Kinder, denen die Milch fehlt, die nicht ersetzbar ist, und in diesem heißen Sommer ist der größte Teil der ohne-

dies so unzulänglichen Milchlieferungen sauer angekommen. Denn Kühlwagen wurden nicht beigestellt, Staat und Stadt stritten darüber, wer die Kosten der Kühlwagen bestreiten solle. Erst als die Zeitungen Sturm schlugen, ging es und am 20. August verkehrten zum erstenmal die Kühlwagen.

Das ist in Deutschösterreich wohl Maxime wie es in Altösterreich war. Man gibt Milliarden für reine Nebenzwecke aus, aber einige hunderttausend Kronen, die einen ungeheuren Nutzeffekt erzielen würden, die werden nicht bewilligt. So geht es auch mit den staatlichen Betrieben. Da hat der Staat aus dem militärischen Zusammenbruch eine Reihe kleiner und zwei riesige Munitionsanlagen übernommen, die auf Friedenswirtschaft umgestellt sind, das Arsenal und Wöllersdorf. Beim Arsenal haben die Arbeiter durchgesetzt, daß es gemeinwirtschaftlich betrieben wird. Aber das, was hauptsächlich fehlt, ist Kredit, um einige Teilbetriebe fertigzustellen. So kann ein großes modernes Stahlwerk nicht in Tätigkeit gesetzt werden. Und in Wöllersdorf, wo Arbeiter und Betriebsleiter eine nicht genug anzuerkennende Riesenarbeit seit dem Zusammenbruch geleistet haben, um das bloß auf Munition eingerichtete Werk — eine ganze Stadt — auf Kommerzware aller Art umzustellen, hatte jeder, der das Werk besichtigte, seine Freude über den Geist, der draußen herrscht, über das was da geleistet worden ist, wenn man auch sehen konnte, wie viel da noch fehlt, um einen rentablen Betrieb zu ermöglichen in einer Zeit, wo Arbeit und Kosten sparende Einrichtungen die erste Voraussetzung der Konkurrenzfähigkeit sind. Aber der Finanzminister, der alle Monate einige Dutzend Millionen Papierkronen hergeben muß, um den Betrieb aufrecht zu erhalten, wobei er nicht weiß, ob er es für Defizit hergibt oder für neue Maschinen oder ob sich die Vorräte vermehren, denn die kameralistische Buchhaltung weiß darüber keinen Bescheid, der will nichts von dem Werk wissen, in dem Milliardenwerte sich befinden und überläßt es lieber einer Aktien-Gesellschaft, an deren Kapital er sich durch seine Apports beteiligt. Aber er wartet nicht und sucht nicht, daß da eine erstklassige Großindustriellengruppe komme, die die Gewähr bietet, daß die Werke zu einer großzügigen Produktionsstätte ausgebaut werden, die Werte schaffen, Arbeiter beschäftigen wird, einen neuen Faktor in unserm so ärmlichen Wirtschaftsleben bilden würde. Statt dessen schließt die Regierung einen Vertrag über dieses Unternehmen, das schon jetzt einen Wert von Milliarden Papierkronen hat, mit einem Faiseur, der zwar gewiß nicht der schlimmste, aber einer der unzuverlässigsten

ist und der ein Syndikat von Bank- und Handelsfirmen hinter sich hat, dem auch berüchtigte Schieber wie der in Deutschland nur zu wohlbekannte Vermögensverschlepper Gruisser samt seinem Auftragsgeber, dem Fürsten Lippe-Detmold angehören, aber nicht ein einziger Angehöriger der Großindustrie! Zwar sind in dem Vertrag allerlei Betriebe aufgezählt, die die Aktien-Gesellschaft errichten will, eine Waggon-Fabrik, eine Lokomotivfabrik, Textilfabriken u. s. w. aber bei den Franzosen hat die Wiener Regierung nicht gelernt, denn die Sanktionen für den Fall, daß die Gesellschaft diese und andere Verpflichtungen nicht ausführen würde, fehlen im Vertrage gänzlich. Und so ist die Gefahr groß, daß die Gesellschaft ihre Hauptaufgabe darin sehen wird, die großen Rohmaterialvorräte aus der Demobilisierung, die einen Wert von 2—2½ Milliarden K haben sollen, auszuschroten und daß die Keime zu einer großzügigen Industriestätte schon deshalb nicht entwickelt werden, weil die Gründer der Gesellschaft es ebensowenig verstehen werden wie Sektionschefs und Hofräte, denen das Schicksal der Werke bisher anvertraut war und die den Technikern der Fabrik immer nur in den Arm gefallen sind, wenn sie etwas Zweckmäßiges machen wollten.

STEFAN GROSSMANN

TAGEBUCH

2. September. Eben treffen die Briefe ein, die Hugo Wolf an Rosa Mayreder geschrieben hat. Es ist eines der ersten Bücher des Wiener Rikola-Verlages, der mit Riesenschritten, hochbepackt, auf den Markt stürzt.

Ich werfe mich auf die Briefe, begegne im Durchblättern schon einer Menge geliebter Wiener Namen, und sehe den kleinen, heftigen Hugo Wolf vor mir, wie ich ihn vor mehr als zwanzig Jahren sah. Wir waren Beide regelmäßige Abendgäste im Hause von Edmund und Marie Lang, die hier in jedem zweiten oder dritten Brief genannt werden. Hugo Wolf, so arm wie stolz, war ungesellig, es war eine ungewöhnliche Auszeichnung, mit ihm verkehren zu dürfen. Sein Leben ist arm an Menschen gewesen. Rosa Mayreder erzählt einen Ausspruch von ihm: „Wenn Jemand bloß mich, meine Person, liebt und schätzt, so pfeif ich drauf. Meine Werke, meine Musik, muß er lieben und schätzen, für die muß er sich interessieren — meine Person ist Nebensache". Da droben, bei Langs, wo man an fünf Abenden der Woche beisammen saß, um die Lampe, Jeder brachte sein Nachtmahl selbst mit,

da ist er freilich nicht Nebensache gewesen. Da lauschte, lachte, explodierte er. Da sang er mit seiner unzureichenden und doch faszinierenden Stimme seine jüngsten Lieder, da wurde Alles still, wenn Wolf in die Nähe des Klaviers kam. Hier war er als Meister anerkannt, als noch keine Katz' in Deutschland von ihm wußte. Hier hat er gejubelt und man weiß, er hat die Musiker je nach dem Grade eingeschätzt, in dem sie jubeln können. In diesem Hause Lang, dem schönsten und freiesten Altwiener Bürgerhaus, hat Wolf auch seine Librettistin Frau Mayreder kennen gelernt. Sie war keine Dichterin und Wolf hat sich eigentlich ein anderes Textbuch gewünscht. Als er den „Corregidor" zuerst empfing, da schleuderte er ihn in die Ecke. (Er war ein Schleuderer!) Nach Monaten hat er es wieder aufgehoben. Die Briefe an die Mayreder sind nur Ekstasen des Komponisten. Er saß in Tirol, auf einem Schlosse des Barons Lipperheide, und komponierte wild, vielleicht in jener Euphorie, die dem Zusammenbruch vorangeht.

Das Beste des Buches sind nicht die Briefe, sondern die Erinnerungen der Rosa Mayreder. Da spürt man am' stärksten das große strahlende Kind Hugo Wolf, das er war. So erzählt sie von einem Besuch, den ein Vierter auf dem Lipperheide'schen Schlosse gewagt hatte: „Die Mittagsglocke war schon eine Weile verklungen und die Suppe stand ausgekühlt auf dem Tisch, als Hugo Wolf blaß und übernächtig den Park herabkam. Beim Anblick des Gastes verfinsterte sich seine Miene noch mehr; er begrüßte ihn mit einem dürren „Guten Tag", und setzte sich schweigend zu Tisch. Mühsam hielten wir ein dürftiges Gespräch aufrecht, in das sich Wolf mit keinem Wort einmischte: die Anreden und Mitteilungen des Gastes ließ er völlig unbeantwortet. Gegen Schluß des Mahles aber richtete er unter zusammengezogenen Brauen einen feindseligen Blick auf ihn und sagte unvermittelt: „Hab' ich Sie denn überhaupt eingeladen?" Der Gast, der Hugo Wolf länger kannte als wir und wohl auch mit seinen Eigenheiten vertraut war, zog geistesgegenwärtig seine Brieftasche heraus und entnahm ihr eine Postkarte mit Wolfs eigener Handschrift. „Überzeugen Sis sich selbst, Herr Wolf", sagte er lächelnd, indem er ihm das Dokument überreichte. Mißtrauisch aufmerksam betrachtete es Wolf von allen Seiten; dann sagte er trocken: „Merkwürdig!"

Und kaum war der letzte Gang abgetragen, als er sich ohne ein weiteres Wort wieder entfernte. Betreten sahen wir den so unzweideutig abgelehnten Eindringling an, der uns zu seiner Rechtfertigung die im freundschaftlichsten Tone gehaltene Einladung auf der Postkarte zeigte.

im übrigen aber die Sache gar nicht so ernst nahm wie wir. Er beschloß, den Stier bei den Hörnern zu packen, Wolf im Jägerhof aufzusuchen und ihn zur Rede zu stellen, wenn auch unter Gefahr, hinausgeworfen zu werden. Von unseren bänglichen Segenswünschen begleitet, machte er sich auf den Weg, indes wir uns zu einer Siesta zurückzogen. Zwei Stunden vergingen. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, Sonnenschein begann das Gewölk zu durchbrechen. Da hörten wir vom großen Teich her, der seitlich neben dem Haus lag, fröhliches Gelächter und Geplätscher. Kein Zweifel, das war Wolfs Stimme! Und richtig, als wir hinunterkamen, sahen wir Wolf mit jauchzender Geschäftigkeit unter Beistand des Gastes den Kahn vom Ufer losmachen und besteigen. Dabei floß er von Zärtlichkeit für den Freund über, der im Begriffe war, ihm die Anfangsgründe des Ruderns beizubringen. Was uns vollends überraschte, war, daß die beiden in der Zwischenzeit Bruderschaft miteinander gemacht hatten, während sie noch bei Tisch auf dem Siefuß standen."

Das Schönste aber erzählt Frau Mayreder von der Première des „Corregidor" in Mannheim. Wolf fühlte sich auch an diesem Tage als „Nebensache", das Werk war ihm wichtig. Drum weigerte er sich, neben dem Intendanten Dr. Bassermann in der Proszeniumsloge zu sitzen: „Da vorn an der Rampe wird ja jede Illusion zerstört. Und ich will endlich einmal mein Werk genießen". Er weigerte sich auch, zur Première einen Frack anzuziehen. In seinem lichtgrauen Sommeranzug ging er ins Theater. Über den Abend erzählt Frau Mayreder: „Irgendwo ganz hinten auf der zweiten Galerie hatte er seinen Platz gewählt, unter wildfremden, gleichgültigen Menschen. Nur einem seiner intimsten Freunde gestattete er, an seiner Seite zu bleiben. Unbekümmert um alle äußeren Ehren, unbekümmert um alle Beifallskundgebungen saß er dort oben, als hätte er sein Werk für sich allein geschrieben und müsse ihm nun als Zuhörer die gleiche ungeteilte Hingebung erweisen, die er an die Arbeit gewendet hatte. Nach dem zweiten Akte, der mit einem heiteren und wirkungsvollen Finale schließt, wollte der Applaus nicht enden. Man begehrte immer stürmischer den Komponisten — der Komponist erschien nicht. In der Pause machte das kleine Häuflein seiner Freunde, das sich von nah und fern in Mannheim zusammengefunden hatte, einen Besuch auf der zweiten Galerie. Da saß Hugo Wolf im Halbdunkel der letzten Reihe, ganz still, ganz in sich versunken, ganz abwesend. Als er mich gewahr wurde, stand er auf, sah mich stumm an — dann fiel er mir um den Hals und brach in Tränen aus. Und eine solche Gewalt

ging von diesen Tränen aus, das sich eine tiefe Rührung aller Umstehenden bemächtigte und kein Auge trocken blieb. Denn in diesen Tränen verkündete sich deutlich das Geheimnis dieses Seelenlebens, das tragische Schicksal des genialen Menschen mit seinen übermenschlich hohen Leiden und Freuden, des Menschen, der, von einer rätselhaften Macht getrieben, sein Leben an seine Werke hingibt, um sie an die fremde und verständnislose Außenwelt zu verlieren. Aber die Tradition behauptete ihr Recht. Während Hugo Wolf, von dem einen Teil seiner Freunde wie von einer Phalanx umringt, sich den Erlebnissen seines Innenwelt hingab, wurde ein Freund, der eigens aus Graz herbeigeeilt war und großen Einfluß über ihn besaß, von dem andern Teil bestürmt, sein Äußerstes zu versuchen, um den Widerstrebenden nach dem dritten Akt auf die Bühne zu bringen. Hugo Wolf mußte vor die Rampe — sonst war der Erfolg nicht offenkundig. Er war es „seinem Werke schuldig": dieser Formel konnte er schießlich doch keinen Widerstand entgegensetzen. Und als nach dem dritten Akte unter jubelndem Beifall der Vorhang gefallen war, als der Beifall sich nicht legen wollte, nachdem die Sänger sich wiederholt gezeigt hatten, trat Hugo Wolf hervor. Inmitten der Kränze, die zu seinen Füßen niederfielen, stand er in tiefem Ernst, schwermütig feierlich, auf seinem bleichen Gesicht die Spuren der Erschütterung, unter der seine Seele bebte, seine schwarzen brennenden Augen erfüllt von einem mystischen Blicke, der über die festliche Menge und alle diese ihm entgegen winkenden Hände weit hinans zu schweifen schien in eine unbekannte Ferne."

Ich habe viele Autoren an Premièrentagen gesehen. In der Loge des Intendanten, hinter den Kulissen, im benachbarten Bierhaus (Hartleben). Aber ich weiß kein ergreifenderes Bild als den glühenden Hugo Wolf im Sommeranzug auf der zweiten Galerie des Hoftheaters in Mannheim!

3. Oktober. Ein Jiddisches Theater. Schauspieler aus Wilna, die Jargondramen geben. Auf dem Wege ins Theater sagte mein Begleiter, ein sehr blonder Schauspieler: „Glauben Sie, daß es nicht bald notwendig sein wird, ein deutsches Theater zu eröffnen? Ist es geschickt von den Juden, das Theater ganz zu usurpieren? Holländer, Jeßner, Meinhart, Bernauer, Robert, Charlé, Saltenburg, Rotter, Barnowsky, von den Operettenkaufleuten nicht zu reden, Alles Juden."

Ich erwidere: „Niemand hindert die Christen."

Mein Begleiter: „Doch. Theaterdirektor sein, das heißt heute vor Allem: Hypotheken schieben können. Der eine Direktor, der sich nicht

in solchen Transaktionen erproben muß, ist ein Christ, der Leiter der Volksbühne."

Nun, erwidere ich, was hat er aus diesem stärksten Gebilde gemacht? Etwas Stagnierendes, Träges, Unlebendiges. Geht von der Volksbühne auch nur ein bißchen aufbauende Kraft aus? Es ist eine nützliche anständige Konsumgenossenschaft mit einem geruhigen Seelsorger an der Spitze".

„Spotten Sie darüber nicht", sagt mein Begleiter, „diese Gemächlichkeit gehört zur Demokratie. Es ist ihr Glück, daß in der Volksbühne nicht experimentiert wird. Die Demokratie ist konservativ und zwar der schrecklichste, weil unzerbrechlichste Konservativismus. Die Volksbühne ist langweilig, aber deutsch."

Nun also, erwidere ich, da haben Sie also Ihr deutsches Theater . . .

Inzwischen waren wir in der Kommandantenstraße angelangt. Ein sehr angenehmes Haus. Ein beinahe chinesisches Gemenge von Treppen und Tribünen. Von überall direkter Blick zur Bühne. Als der Vorhang sich hob, sah man eine alte Leinwanddekoration. Es tat wohl. Der Beleuchtungsapparat funktionierte ruckweise. Es tat wohl. Die Leute auf der Bühne redeten jiddisch. Es tat nicht wohl. Immer derselbe Singsang. Diese vielen Krächzlaute. Die Darsteller, merkwürdigerweise Naturalisten, die früher Klassiker gespielt zu haben schienen. Eine blonde Schauspielerin hatte zuweilen Sarah Bernhard-Stil. Aber ein Liebhaber brachte das Jiddische zur Melodie. Die Blonde kam in Affekt. Das Jiddisch begann zu klingen! Das Merkwürdigste: Jüdische Heiterkeit. jüdische Idylle, jüdische Bauernhaftigkeit wurde sichtbar. Plötzlich sah man den hohen, breitschultrigen, schwarzbärtigen, hartwilligen Juden des alten Testaments vor sich! Jüdische Mädchen — mit fünfzehn Jahren reif, blutlebendig, instinktiv — kokett, tragisch-sinnlich. Eine ganz südliche Erotik. (Der nördliche Mensch neben mir lehnte diesen Hitzegrad ab). Das alles war fremd und lehrreich. Im zweiten Akt gab's eine rituelle Hochzeit. Ein Greis, der mit einer Weinflasche auf dem Kopfe tanzt. Mädchen, die den Bräutigam mit Körnern als Zeichen der Fruchtbarkeit bewerfen. Gemessenes Tanzen der Alten. Slawische Elemente, russische Anklänge: Tanz mit anspornenden Zuschauern. Der ausgestellte Tanz, die angefeuerten Tänzer. Pittoreske Bilder. Halbagrarische Juden. Feurige, wilde Menschen!! Im Berlin der kleinen, schiefen, vermickerten Handelsleute tief erquickend als Erinnerung an ein gewesenes und wieder werdendes, hochgewachsenes, unerhört glühendes Judenvolk!

LUDWIG v. HATVANY

MISS KATES HISTORISCHE SENDUNG

(Fortsetzung)

Mein Friseur sagte, daß ich in Paris bleiben kann. Der ehemalige Präsident der Republik, Monsieur Loubet, ließ sich gerade jetzt seinen Bart scheren und nach den Äußerungen des geschorenen Präsidenten braucht man sich nicht zu fürchten, es wird kein Krieg sein. Ich setzte mich aber trotzdem in einen vollgestopften Zug und eilte nach Hause. Adida kam nicht mit, sie blieb dort, denn es stand im Buche des Zufalls geschrieben, daß, als ich mich am stärksten an sie angeklammert hatte und schon glaubte, ich sei verloren, die Weltgefahr und das Weltunheil mich auf ewig vor meinem Unheil retteten. Dies ist das Gesetz der Fügung, dieser Zufall, dieses Durcheinander.

Die Fürsten wechseln Depeschen miteinander. Vielleicht ist der Krieg noch zu vermeiden. Dagegen, wenn du das starre System folgerichtig in der Diplomatie anwendest, ist es sicher, daß der Krieg nie mehr zu vermeiden ist. Als der Krieg begann, mein Gott, damals wußtest nur Du, was daraus wird! Heute weiß ich es schon, auch Du, auch wir, heute wissen es alle schon — mit Ausnahme Derjenigen, die ihn machten.

IV.

Nun beginnt der vierte Absatz, d. h. der letzte Teil, in den ich alles, was ich noch zu sagen habe, hineindrängen will. Jetzt bitte gut aufzupassen, denn der überaus einfache und moralische Zweck meines närrischen und verwickelten Kunterbunt, meines vielleicht unmoralischen Geschreibsels wird jetzt klar werden.

Also: Ein Arbeiter hat Kates Kind auf der Schwelle des Wartesaales der Station Maidenhead gefunden. Der Arbeiter war ein armer Mensch, hatte viele Kinder — eins mehr oder weniger hat nichts mehr zu sagen —, und so brachte er das Kind seiner Frau nach Hause. Die Gattin freute sich dessen nicht sehr, übernahm es aber. Und jetzt wohnt das Kind dort im Londoner Hafen, in einem schmutzigen Haus; dort wächst es, dort schießt es auf. Lassen wir es. Es ist nicht interessant. Sprechen wir von wichtigeren Dingen.

Von Schwantus und seiner Fliegerabteilung war schon lange nicht mehr die Rede. Aber Schwantus ward seit damals ein berühmter Mensch. Einen besonderen, kleinen, niedlichen Friedhof richtete man für Schwantus Opfer ein, in dem nach ihm benannten Schwantustal, das von einem Kranz von Wäldern umgeben ist. 67 englische und französisshe Flieger fliegen nie mehr, sondern liegen dort in dem im Jugendstil geschnitzten Waldfriedhof, in dem in ozonduftendenden, selbst Tote erfrischenden Waldfriedhof, in welchem sogar auch die feindlichen Toten eine nervenstärkende Ruhestätte finden. Der Kriegsmenschenliebe neueste „Kultur"-errungenschaft.

Unterdessen sind zwei Jahre vergangen. Kate wurde ein sehr berühmtes Mädchen. Und das hatte sie nicht Ida zu verdanken. Nicht einmal ihrem Tanztalent, nur dem, daß sie ganz ohne Talent mit der Waghalsigkeit der Unwissenden den Mut hatte, in der Alhambra aufzutreten. Der Direktor ließ sie als erste Nummer auftreten. Kate drehte sich nach rechts, Kate drehte sich nach links, niemand kümmerte sich um Kate, das Publikum sammelte sich eben erst. Einmal aber hat sich Mister Edgar Brown, der berühmte Journalist, in die Alhambra verirrt, Mister Brown hatte keine Idee, keinen Stoff zum schreiben; schreiben mußte er aber, weil Mister Brown davon lebt. Mister Brown war nämlich bis dahin Kriegsberichterstatter. Wie er aber im zweiten Jahr des Krieges bemerkte, daß sich kein Hund mehr für den Krieg interessierte, entschloß er sich, irgend etwas Sensationelles zu schreiben, irgend etwas, das das Publikum reizt. Darum verirrte er sich ins Variété.

Als Mister Brown bemerkte, daß Kate ein herrliches Geschöpf ist, das kein rhytmisches Gefühl, keine Tanzfertigkeit, nur rechtwinklige Bewegungen hat, als wenn die Linien des Jugendstiles in ihr lebendig erstarrt wären, schrieb er am nächsten Tag in einem herrlichen Artikel in den „Daily News", daß das, was Kate tanze, der moderne Tanz der modernen Frau sei.

Inzwischen hat man den Zaren davongejagt, aber das Londoner fashionable Volk sprach nur von Kate. Über Mister Brown hat sich das Gerücht verbreitet, daß er Kates Geliebter sei. So viel ist sicher, daß Mister Brown die zänkische Ida aus dem Haus gejagt hat und an ihrer statt hinein gezogen ist.

Kapitän Saarmucken — wenn sie sich seiner wohl noch erinnern — Frau Gretes Mann ist bei Ypern gefallen. Frau Grete schrieb die Trauernachricht Schwantus. Und nachdem sie ihre Witwentränen im Brief genugsam ausgeweint hatte, versäumte sie in ihrem tränendurchnäßten Trauerbrief nicht, Schwantus immer notwendige Aufmerksamkeit auf die ritterlichen Pflichten der vortrefflichen, ihrer Stütze beraubten Witwe gegenüber zu lenken.

Bei dieser Gelegenheit ist dem lachenden Schwantus das Lachen steckengeblieben.

Ein deutscher Ingenieur fand in der Zwischenzeit die Cyangase und erhielt danach nicht ohne jeden Grund, vom Sultan das El Gaazi, den siegreichen Titel, den bisher nur die siegreichen, türkischen Heerführer erhalten konnten.

Kate kaufte sich eine Villa, im Wald am Ufer der Themse, jenseits des Hafens. Und ein Auto. Die Villa hat 10 Zimmer, der Garten hat 20 Joch, das Auto hat 100 Pferdekräfte.

Als dem vortrefflichen Fliegeroffizier das Lachen steckenblieb, hätte er gern das ausgedrückt, was er fühlte. Aber die Herren der Luft sind nicht immer Herren der Worte und der Gedanken. So konnte auch Schwantus nicht anders sagen.

als: „— — — mich im — — — !“ und seine Faust emporrecken. Es ist ja möglich, daß Schwantus aus Ritterlichkeit nichts weiter gesagt hat, da er selbst in der Einsamkeit der vier Wände sich über eine Dame, in diesem Falle Grete die Witwe des Kapitäns nicht beleidigend äußern wollte. Wir aber als unritterlicher Schriftsteller, können den nicht beendeten, nur ebenso trefflich angedeuteten Gedanken Schwantus so ergänzen und beenden:

„Eher melde ich mich zum Flug über London, trotzdem die englischen Fliegerkanonen in der letzten Zeit großartig wirksam sind, als daß ich mir den Strick um den Hals lege und diese alte, fleckige Schartecke zur Frau nehme.“

Auf einer Wiese probiert man jetzt die erstickenden, dampfausströmenden Cyanbomben aus. Ein Unterseeboot versenkt jetzt ein Schiff. Kate tritt jetzt allabendlich im Kolosseum für 200 Louis auf. Als Kate an diesem Abend auf dem Podium erschien, stieß ein alter Herr heftig seine Nachbarin in die Seite und schrie: „Meine Tochter, meine Tochter!“ Samuel Rowley war es, der heruntergekommene und pleite gegangene Liverpooler Theegroßhändler. Große Aufregung im Theater. Erkennung. Küsse. Kate trinkt aus Freude über die Begebenheit eine Tasse Thee und nachher geht sie wieder schön beruhigt an ihren allabendlichen Tanz. Pause. Nicht endenwollender Applaus. Kate zieht ihren Vater vor den Vorhang und küßt den heruntergekommenen, zusammengeschrumpften Alten vor dem Publikum ab.

Währenddessen rattert und surrt eine böse Maschine über den schwarzen La Manche-Kanal, darin ein stämmiger, sogenannter hübscher Mensch, — in der Maschine Bomben, in dem sogenannten hübschen, sogenannten Kopf, nichts. Nur als er die Lichter der englischen Küste erblickt, fällt ihm ein längstvergessener Aufschrei: Aoh, aoh! ein. Ein rosiges Gesicht, ein rosiger Körper: Kate. Der Wind pfeift. Die Maschine singt.

Nach der Vorstellung fährt der 100pferdige vor und der alte Pleitegegangene saust mit seiner Tochter nach Hause in die Villa, am Walde jenseits des Hafens, wohin man Mister Edgar Brown den Fall vom verlorenen und wiedergefundenen Vater schon telephoniert hat. Unangenehm, sagt Mister Edgar und macht ein düsteres Gesicht. Das wird eine gute Reklame sein, sagt er nachher und lächelt bereits. Es wird nicht einmal so unangenehm sein, — und reibt sich zufrieden die Hände.

In London läuten die Glocken. Die Fliegerkanonen dröhnen. Ein herrschaftliches Auto bleibt vor einem kleinen Haus am Hafenufer der Themse stehen. Die Autofahrer, ein alter, zerfetzter Herr und eine junge, feine Dame retten sich in den Keller eines kleinen Hauses. Aber der Keller ist voll, man läßt niemanden mehr hinein, die Türe ist verriegelt. Nur ein Balg, ein bedauernswertes, blondes Kind, an das ein jeder vergessen hat, brüllt im Hof.

(Schluß folgt.)

STINNESFILME

Stinnes ist mit fünfundzwanzig Millionen Mark in die Filmindustrie gegangen. Er will allmählich mit Hilfe seiner Freunde eine Gesellschaft mit hundertfünfzig Millionen Mark schaffen, die sich in Potsdam mit Atelierbauplänen trägt und die nach und nach eine Reihe kleinerer Gesellschaften in sich aufnehmen soll. Interessant ist die Tatsache, daß ein Ausschuß zur Prüfung der Manuskripte eingesetzt ist, dem auch General Ludendorff angehört. Es scheint, als ob man bei dieser Prüfung weniger auf künstlerische, als auf politische Momente Rücksicht nehmen will. Offene Augen, Mitbürger, Achtung auf den Stinnesfilm!

DIE ZENSUR

Eine sozialdemokratische Tagung hat einen Beschluß angenommen wonach die Reichstagsfraktion sich „energisch gegen jeden Versuch wehren soll, die bestehenden Gesetze wegen Verbreitung von Schmutz- und Schund-Literatur zu verschärfen" und zwar mit der Begründung: „daß bestimmte Kreise unter dem Vorhaben der Bekämpfung von Schmutz und Schund in der Literatur die Gelegenheit suchen, der Freiheit ernsten, künstlerischen Schaffens Fesseln anzulegen".

Vielleicht denkt man an diesen Antrag, der aus Groß-Berlin stammt, wenn das Problem der Film-Zensur im Reichstag wieder aufgerollt wird. Wohin wir steuern, zeigt das Verbot des „Romans eines Dienstmädchens" von Robert Liebmann. In der Begründung der Oberprüfstelle heißt es: „Das tragische Schicksal des Mädchens ist mit einer derart bedachten Sinnfältigkeit und Glaubhaftigkeit geschildert, daß die Wirkung nicht etwa erschütternd, sondern in hohem Maße peinigend und quälend ist. Hierdurch wird die öffentliche Ordnung und Sicherheit verletzt".

Die Presse hat den Film gesehen und sie hat sich, von rechts nach links, gegen das Verbot gewandt. Mit Recht. Wenn an diesem Werk etwas peinigendes und quälendes ist, so ist es höchstens die Begründung der Oberprüfstelle, die im Schatten des immer noch unheilstiftenden Professor Brunner wirkt.

Im übrigen erzählt man sich auch von dem Wörner Film „Intermezzo" eine lustige Geschichte. Die alte Polizeizensur hatte ihn zur Vorführung freigegeben. Auch die Filmprüfstelle hatte gegen seine Vorführung nichts einzuwenden. Die Oberprüfstelle aber verbot den Film, der schon in

fast ganz Deutschland gezeigt war, weil die Verführungskünste des Lebemanns, der die Hauptrolle darstellte, entsittlichend und verrohend wirken sollen. Jetzt legte die Firma den Film noch einmal der Filmprüfungsstelle vor und zwar in derselben Form, wie er von der Oberprüfstelle verboten war und siehe da, derselbe, unveränderte Film wurde ohne jeden Ausschnitt zugelassen! Ob nun der einmal verbotene, dreimal zugelassene Film öffentlich vorgeführt werden darf, wird erst festgestellt werden müssen. Aus prinzipiellen Gründen hat ein Theaterbesitzer gegen sich selbst ein klärendes Verfahren beantragt!

LOHNBEWEGUNGEN

In der Filmindustrie gibt es Tarife. Sie bringen dem Solodarsteller höchstens zweitausend Mark täglich. Es gibt aber kaum einen namhaften Filmschauspieler, der für diesen Betrag arbeitet. Eine Gesellschaft nach der anderen umgeht diese Konvention um der Konkurrenz einen Darsteller wegzuschnappen.

Die Komparserie, das sind die Massendarsteller, hat täglich fünfzig Mark zu beanspruchen. Sie benutzt aber jede große Aufnahme dazu, diesen Betrag auf siebzig, achzig oder hundert Mark zu erhöhen. Meist zwingt die Situation zur Bewilligung dieser erpreßten Forderungen, weil es immer noch besser ist, zwanzig oder dreißigtausend Mark mehr an einem Aufnahmetag auszugeben, als den ganzen großen Apparat, wie z. B. eine „ägyptische Feldschlacht in den Gosener Bergen" erfordert, unbenutzt liegen zu lassen.

Wenn aber die Atelier-Arbeiter zehn Mark pro Tag mehr verlangen, oder wenn im Kinotheater anstatt zweihundertfünfzig Mark Wochenlohn, dreihundert Mark verlangt werden, erhebt sich großes Wehgeschrei. Gewiß sind die Formen, in denen die Filmgewerkschaft ihre Forderung stellt, nicht sehr erquickend. Aber entweder ist man tariftreu, dann muß man es auch gegen Solisten und Statisten bleiben. Oder man ist es nicht. Dann darf man sich nicht wundern, wenn gerade die ärmsten Teufel sich weigern, die einzig sittlichen zu sein.

AUS DEM TAGEBUCH

ASTA NIELSEN

Unlängst sah ich einen der feinsten Filme: Erotikon. Er stammt aus Schweden, sein Regisseur Maurus Stiller hat, offenbar, wochenlang daran gearbeitet, obwohl kein Regiment von Statisten, kein Husarenritt und kein Schiffsuntergang zu arrangieren war. Bloß vier, fünf Leute, die aneinander vorbeilieben. Kein Filmthema — würde der Dutzenddramaturg sagen. Stimmt für die Dutzendregisseure und Dutzenddarsteller. Hier war eine Lustspielhandlung, ich glaube das ungarische Lustspiel „Blaufuchs", mit höchster Delikatesse in einen Zyklus geschmackvollster Bilder aus einer Ehe umgewandelt. Alle Filmgrimassen waren verbannt. Die Lebendigkeit sprudelte und strömte aus dem Innern der Gestalten. Ein Kammerlustspiel von vorbildlicher Abgetöntheit. Im Mittelpunkt stand die schwedische Schauspielerin Tora Teje. Sehr blond, sehr groß, sehr schlank. Eine Dame. Ein Gesicht, in dem Einiges zu lesen ist. Ein Kopf, der sich sanft zu neigen versteht, ein Mund, der sich ganz eng und bitter schließen und ganz allmählich blutvoll und weich werden kann, Augen, die sich ganz langsam und traurig schließen, aber plötzlich wieder sprühen können. Ein physignomisches Talent mit delikatesten Abstufungen. Eine Zeitlang fragten wir, Freunde, jeden Fremden: Haben Sie Tora Teje gesehen? Und wir rannten mit „Erotikon" in die entfernteren Viertel der Stadt, um Tora Teje noch einmal zu sehen. Da erzählte mir eines Tages ein Schauspieler des Deutschen Theaters: „Tora Teje . . . Kennen wir! Als wir in Stockholm waren, machten wir denselben Schwips durch. Reinhardt, Krauß, ich, wir Alle waren begeistert. Als der Regisseur von unserer Begeisterung erfuhr, lud er uns sehr artig ein und — las uns die Kritiken vor, mit denen Tora Teje in ihrer Heimat erbarmungslos bombardiert wird. Reinhardt verzog den Mund: Immer dasselbe.

Und gestern, als ich Asta Nielsen in dem Film „Die Geliebte Roswolskys" gesehen hatte, sagte mir ein Däne: „Überschätzt Ihr sie nicht? Bei uns zuhause . . ." Ja, bei Euch zuhause. Liest bei Euch zuhause noch Jemand einen Schriftsteller namens Jakobsen? „Bei uns zuhause", das ist überhaupt die Formel, ein Talent als nichts Besonderes einzureihen und zu verkleinern. Das Talent muß heimatflüchtig werden, um sich durchzusetzen, und es wird doch nie heimatflüchtig, denn es bringt ein unverlierbares Stück Heimat immer mit, es kann sich nicht ganz ac . . . acc . . . acclimatisieren. Ja, die Fremde dient dazu, dies Heimatliche bewußt herauszuarbeiten, es in Kontrast zu setzen.

Asta Nielsen ist noch immer keine deutsche Filmschauspielerin, obwohl sie hier ihre großen Triumphe hat und nicht in Kopenhagen. Im Gegenteil: Sie ist hier dänischer, nicht deutscher geworden. Dänisch, das bedeutet für mich: leichtgewichtig. Das ist die wichtigste Qualität der Nielsen: Sie ist im Tragischen wie im Lustigen immer ganz leicht. Sie wird nie wuchtig. Ihre Melancholie, ihre Kindlichkeit, ihre Ausgelassenheit, ihre Damenhaftigkeit, ihr Biestsein — alles ist nur hingewischt, alles ist ganz zart aufgetragen,

nie ist ein Symptom vergröbert, nie wälzt sie sich in einem Zustand. Jede Regung ist ihr angeflogen, Alles ist wolkenhaft, schwebt über ihr, fliegt in sie, verschwebt im Nu. Deshalb sind ihre Übergänge vom Ernst zur Drolligkeit, von Vernunft zur Ausgelassenheit so entzückend. Es ist nichts Gewolltes, Vorsätzliches in ihr, Alles ist leicht aus der Hand geschüttelt, aus dieser schönen, schlanken, im Gelenk beweglichen Hand. Und weil sie Alles aus Laune macht und nur aus Laune, darum darf sie sich Gewagtheiten gestatten, die keine Andere sich erlauben dürfte. Sie kann in einem Kleid, das bis zum Oberschenkel geschlitzt ist, auftreten und wirkt nicht einen Augenblick fleischlich aufreizend, ihr langes Bein, ihr schöner Rücken noch wirken geistreich. Sie schneidet Gesichter, aber die tollste Grimasse huscht über ihr Gesicht, und entstellt sie nicht. Sie hat in dem neuen Film einen Augenblick von tiefster Trauer. Großaufnahme. Aber nicht die zwei berühmten, langsam herunterrinnenden Tränen sind das Ergreifende dieses Momentes, sondern die Trauer bemächtigt sich des ganzen Gesichtes, der Mund dehnt sich, die Wangen ebnen sich, die Brauen steigen hoch, die Augen werden starr: Das ganze Antlitz weint tränenlos. Es gibt keine Darstellerin, der jeder Muskel des Leibes so instinktiv zum Ausdruck dient wie die Nielsen. Ihr Knie ist geistreich!

Diese angeborne Technik des leichten Ausdrucks wäre leer, wenn sie nicht einer immer spielenden Seele diente. Die Nielsen hat die Unbekümmertheit des kindlichen Menschen. Darum kann sie, obwohl doch schon über die ersten siebzehn Jahre ihres Lebens hinaus, kleine Schulmädchen spielen wie keine Andere. aber sie kann auch verlotterte Hafenschönheiten darstellen und ganz vornehme Damen, der große Toiletten nicht vom Schneider, sondern vom Herrgott mitgegeben sind. Sie ist von der hellsten Schalkhaftigkeit und ihr Antlitz wie ihr ganzer, der Seele gehorsamer Leib ist der letzten Schwermut und Trauer fähig. Sie hat die Komik des in die Zivilisation verirrten Eskimoweibchens und die hoheitliche Haltung der grande dame. Sie kleidet sich vorbildlich gut und kleidet sich gar nicht. Sie ist Natur- und Kulturwesen in Einem, ein Kind und ein Gehirn, ein raffiniert bewußter und ein herrlich unbewußter Mensch!

Um sie herum wird der Film Kunst. Es ehrt die unbeirrbare Künstlerseele Paul Wegeners, das er am liebsten mit und neben Asta Nielsen spielt. In „Roswolsky Geliebter" ist er ihr vollkommen würdig. Eine ganz phantastische Figur, von einem unterirdischen, delikat getönten Humor belebt, meisterlich! (Der ganze Film, der auf einem geistreichen, aber unbildhaften Buchwitz beruht, ist von den geschicktesten und geschmackvollsten Bearbeitern, Galeen und Janowitz, unter großen Schwierigkeiten zurechtgeschnitten worden. Er enthält nicht einen einzigen öden oder gar

geschmacklosen Augenblick. Das muß auch dem Regisseur, Herrn Basch, angekreidet werden, dergleichen appetitliche, launige und witzige Arbeit wird nicht alle Tage geleistet.)

Aber die dauernde Erinnerung, die Freude nach der Freude, heißt: Asta Nielsen. Mögen die Filmdichter ihrer würdig werden! Wieviel Erfindung, wieviel Geist, wieviel Grazie und tiefere Einsicht muß dazu gehören, ein Schauspiel auf diesen ausdrucksvollsten Leib zu schreiben. St. Gr.

BRIEFE ANS T.-B.

DAS POLIZEIPARADIES

Ein Amerikaner schreibt mir: Diesen Brief schicke ich an Sie, verehrter Herr Großmann und gleichzeitig an die New-Yorker Zeitungen. Ich war mit meinen beiden Töchtern in München. Daß wir um 6 Uhr in unseren Betten von Polizeiagenten überrascht wurden, die unsere Pässe verlangten, wird in Amerika als phantastische Übertreiberei aufgefaßt werden. Doch wir haben Namen und Adressen von mehr als hundert Überfallenen notiert. Ich werde mir den amerikanischen Spleen leisten, diesen unverschämten Einbruch in das Schlafzimmer meiner Töchter zu einer Propaganda: „Meidet vorläufig Bayern" zu verwerten. Die Belege werde ich Herrn Polizeipräsidenten Pöhner zusenden.

Noch verblüffender war folgender Vorgang: Ich kaufte für mich und meine Töchter drei Sitzplätze im Prinzregenttheater zu den Meistersingern. 75 Mark der Platz. Das sind 225 Mark.

Als ich abends das Theater betreten will, tritt der Sitzanweiser an der Tür an mich heran: „Bitte um die Pässe!"

Ich traue meinen Ohren nicht und frage: „Was?"

„Die Pässe für Sie und die zwei Frauen!"

Meine Töchter hatten Abendkleider angelegt, in denen nicht viel Platz für die Pässe waren. Ich war im Frack gekommen.

„Unsere Pässe sind im Hotel."

„Bedaure, dann kann ich Sie nicht einlassen. Sie müssen noch eine Gebühr zahlen."

Ich griff mir an den Kopf. Ich zeigte meine drei Billette vor. Doch der Diener wies auf ein Plakat, wonach Ausländer außer dem Sitzplatz noch eine Gebühr in der Höhe des doppelten Preises zu bezahlen haben. Das sind: dreimal 150 Mark = 450 Mark. Ich hätte also für die drei Plätze 675 Mark zu entrichten gehabt. Vielleicht hätte ich es getan, wenn man mir das vormittags an der Kasse gesagt hätte. Den Überfall im Theater, knapp vor der Vorstellung, mit Paßzwang, ließ ich mir nicht gefallen. Ich zerriß die Karten vor den Augen des Theaterpolizisten.

Für die Publizierung in Amerika werde ich Sorge tragen.

BARNOVSKY-ANEKDOTEN

DER GLANZPUNKT DER PROBE

Probe eines expressionistischen Dramatikers. Um Barnovsky sind im Parkett alle Köpfe versammelt, deren Einfälle dann

zusammen die Arbeit des großen Regisseurs ergeben. Plötzlich blickt Barnovsky wie gebannt auf die blanken Stiefel eines Darstellers. Pause in der Probe.

Aus dem Dunkel des Parketts tönt die Frage des Direktors: „Sie, X, sind die Schuhe Maßarbeit? Breitsprecher?

„Nein, Fertigware, Salamander!"

Hörbare stille Indignation. Endlich ermannt sich der Künstler und ruft zu den wartenden Schauspielern hinauf: „Weiter!" Und die Probe nimmt ihren Fortgang.

DER ANDERE HERRSCHER

Während die Arbeiter die Bühne umbauen, vergnügen sich einige Schauspieler im Hof mit Weitspringen. Auch der Herr Direktor läßt sich, trotz kurzer Beine, herbei, mitzuspringen. Ein junger Schauspieler springt weiter als der Direktor.

„Wie unvorsichtig", sagt die weise Lina L., „weiter gesprungen als der Direktor."

„Ich könnte mir denken", reflektiert Barnovsky laut, „daß es am Hof des Kaisers nicht gestattet war, weiter als der Kaiser zu springen."

LE BEAU

Im Bühnenklub trifft Barnovsky einen Kollegen.

„Was tun Sie hier?" fragt Barnovsky.

„Ich spiele".

„Mit Glück?"

„Ja. Spielen Sie nicht?"

„Nein."

Nach einer Pause sagt Barnovsky: „Haben Sie nicht bemerkt, daß Männer, die gut aussehen, kein Glück im Spiel haben?"

DER RIVALE

Schauspieler unterhalten sich über Barnovsky.

„Ihr könnt ja gar nicht über ihn urteilen, Ihr habt nicht seine hübschen Vorstellungen seinerzeit im Kleinen Theater gesehen. Damals rief man in's Lessingtheater hinüber: „Brahm, hüte Dich!"

„Nee", erwidert der schlagfertigste Komiker, „heute würde ich höchstens hinüberrufen: Rose, gib acht!"

ANEKDOTEN

ERLEBNIS MIT BÜCHERN

Ein großer Verlag veranstaltete eine Ausstellung seiner Bücher bei Friedmann und Weber in Berlin. In den hinteren Räumen ist gleichzeitig eine Modenschau. Eine elegante junge Dame, die die Modenschau besucht hat, rauscht auf dem Rückweg durch die Ausstellung. Plötzlich sagt sie: „Herrgott! ich brauche ja noch ein Weihnachtsgeschenk für meine Freundin! —" „Vielleicht irgend ein schönes Buch?" fragt jemand. „Nein, danke, das hat sie schon!"

DER RUF NACH DEM CENSOR

„Im Baedeker von Rom steht, bei der Beschreibung der vatikanischen Skulpturensammlung, Nr. 1578: „Schlafender Hermaphrodit. Gefunden unter Papst Julius dem Zweiten."

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

DR. USCH

GEHEIMBERICHT NR. 7*

Im Kriege konnte man oft den Satz hören: „Wenn erst mal die Archive geöffnet werden . . ." Sie sind geöffnet worden; nicht alle zwar. Immerhin wissen wir so viel, daß eine dreifache Schuld feststeht: die habsburgische am Ausbruch des Krieges, die wilsonische am Verlust des Friedens und die alldeutsche am Verlust des Krieges. Aber wieder reisen heuer die Dementiergeneräle durch Deutschland. Wieder erzählen sie ihren glotzenden Gläubigen das Märchen vom „Dolchstoß von hinten." Soll man diese Melodie noch ernst nehmen? Es wäre an der Zeit, daß wir hinaushörten in die Welt, nachdem man uns jahrelang Zensurwachs in die Ohren gestopft hatte.

Wie beurteilte das Ausland die Dinge im kritischen Jahre 1917? Es war das Jahr der amerikanischen Kriegserklärung und der päpstlichen Friedensnote, der russischen Revolution und der Deutschen Vaterlandspartei, der kaiserlichen Osterbotschaft und der Friedensresolution des Reichstags. Wir besitzen aus jener Zeit ein unschätzbares Dokument, das neuerdings auch in deutscher Sprache veröffentlicht wurde: den französischen Geheimbericht Nr. 7, datiert vom Februar 1917 —, also aus demselben Monat, in dem Deutschland den unbeschränkten U-Bootkrieg erklärte. Liest man den Bericht heute, so wirkt er als eine ungeheure Prophezeiung, die der Voraussicht deutscher Generäle und Professoren nicht zur Ehre gereicht. Bereits fünf Monate vor Bethmann Hollwegs Rücktritt heißt es:

„Bethmann Hollweg wird fallen, häufige Wechsel werden folgen, und die politischen Parteien werden am Ministerstürzen Geschmack finden. Bethmanns Nachfolger, wer es auch immer sein mag, wird wie ein Schatten vorübergehen, er wird nicht einmal daran denken können, eine bestimmte politische Richtlinie einzuhalten."

Tatsächlich wurde Bethmann im Juli gestürzt und im Oktober fiel Michaelis.

Der französische Prophet sieht für die Entente die eigentliche Gefahr darin, daß die Politik Bethmanns und die kaiserliche Politik des 4. Augustes sich gegen den Widerstand der Rechten durchsetzen könnte. Der Franzose wußte nicht, daß der Kaiser sich ursprünglich heftig gegen den später so berühmt gewordenen Ausspruch: „Ich kenne keine Par-

*) Geheimbericht Nr. 7, französisch und deutsch, herausgegeben von Conrad Haußmann, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt für Politik und Geschichte.

teien mehr" gesträubt und ihn schließlich nur unter stärkstem äußeren Zwange getan hatte. Der Franzose überschätzte also den guten Willen des Kaisers. Immerhin sind die französischen Befürchtungen interessant genug:

„Diese durch den Kaiser lebhaft unterstützten Bemühungen sind so geschickt eingeleitet und so vielseitig; Inszenierung und Regie sind so gut angesetzt und sorgfältig durchgeführt, daß, wenn Wilhelm II. wirklich freie Hand bei seinen Entschlüssen und Unternehmungen hätte, wenn Herr von Bethmann-Hollweg ganz ungehindert dem preußischen Ungeheuer die Aufmachung eines liberalen und humanen Philosophen geben könnte, sie beide alle Aussicht auf Erfolg hätten, nicht nur bei den Neutralen, sondern auch bei den Völkern der Entente. Vor allem hätten sie aber Erfolg bei ihrem eignen Volke und würden die Gefahr einer Revolution im Innern nach dem Kriege durch eine klugberechnete Evolution während des Kriegss abwenden. Das Gelingen dieses kaiserlichen Planes bedeutet also nichts Geringeres als die Rettung Deutschlands, einen Frieden, der ihm seine Stellung als Großmacht beließe, Handel und Industrie, denen jede Möglichkeit bliebe, einen neuen Aufschwung zu nehmen und die Nachbarvölker zu Grunde zu richten, es bedeutete gesicherte Zustände im Inneren, Eindämmung der Parteikämpfe auf ein ungefährliches Maß, den ungeheuren Trumpf eines befreundeten, dem wieder aufblühenden Deutschland angeschlossenen Polens .... Die wirkliche und einzige Gefahr, die uns drohte, war diese Umwandlung des preußischen Ungeheuers in einen gesitteten und sozusagen gemäßigten Faktor, wie sie der Kanzler mit unerhörter Kühnheit und einer Meisterschaft, die erstaunlich ist, mitten im Kriege unternommen hat."

Summa summarum hofft der Franzose aber dennoch, daß die Politik von Kaiser und Kanzler sich nicht durchsetzen würde. Und worauf stützt sich diese Zuversicht? Auf die rechtsstehende deutsche Presse und die chauvinistischen deutschen Professoren; in diesen beiden sieht der Franzose geradezu die gegebenen Verbündeten der Ententepropaganda:

„Die einzig richtige Taktik wäre, über die trügerischen Stimmen der deutschen Intelligenz leicht hinwegzugehen, falls sie nicht ganz unberücksichtigt bleiben können, dagegen den deutschen enfants terribles, der „Post", „Täglichen Rundschau", „Kreuzzeitung", „Deutschen Tageszeitung",*) den alldeutschen Professoren, den Verfassern von Broschüren und Flugschriften die gegen die Politik des Kanzlers gerichtet sind, die größte Beachtung zu schenken, auf diese Weise werden auch wir zur Erschwerung dieser Politik beitragen und werden die alldeutsche Fronde, welche uns so wertvollen Beistand leistet*), durch das Gegenteil einer Reklame mittelbar, aber sehr wirksam unterstützen .... Wohl hat man eine große Anzahl alldeutscher Zeitungsartikel in der Ententepresse abgedruckt, aber was in dieser Hinsicht geschah, ist nur ein schwacher Versuch davon, was man tun könnte und sollte. Es müßten diese Wiedergaben — die übrigens noch viel häufiger erscheinen sollten — mit Erläuterungen versehen werden, es wäre auch die Bedeutung dieser deutschen Stimmen hinzuweisen und die Tatsache zu unterscheiden, daß es sich hier nicht um krankhafte Ausfälle einiger übergeschnappter Sonderlinge handelt, sondern

*) Von mir gesperrt!

im Gegenteil um Glaubensbekenntnisse wahrhaftiger Deutscher, die der Welt zeigen, wie die preußische Seele wirklich ist, die Wilhelm II., sein Kanzler und die gesamte deutsche Linke so gern in anderem Lichte erscheinen lassen möchten".

Man weiß, daß die Blätter der Rechten seit Jahren behaupten, „die flaumacherische, pazifistische und sozialistische Propaganda" sei an dem deutschen Unglück schuld. Hier hören wir nun von einem Berufenen, wie es in Wirklichkeit war. Grund genug, daß auch nicht ein einziges Blatt der Rechten von dem Geheimbericht Notiz genommen hat.

Daß die Generäle in der Politik unfähig sind, liegt in ihrem Beruf. Daß die Journalisten der rechtsstehenden Blätter instinktlos sind —, dies Schicksal teilen sie mit ihren verblendeten Parteiführern. Daß aber die deutschen Professoren — d. h. auf deutsch: die lauten Bekenner der Wahrheit — sich die Wahrheit so lange zurechtbogen, bis sie zum Bumerang wurde, der auf das deutsche Volk zurückflog, — das soll ihnen nicht vergeben und vergessen werden. Man höre hierzu den Franzosen:

„Die Schriften deutscher Professoren, die die Ausrottung aller Völker durch die germanische Rasse predigen, die wissenschaftlichen Erzeugnisse von Gelehrten, aus denen hervorgeht, daß die alldeutsche Lehre das Evangelium der Welt werden soll, diese gesamte Literatur, all diese Kundgebungen, die nicht etwa die Erzeugnisse Geisteskranker sind, sondern ein Bild des wahren Deutschlands, die Stimme des Herzens, ein öffentliches Bekenntnis, Empfindungen, die die teutonische Intelligenz vergeblich zum Schweigen bringen möchte, all diese Äußerungen sollten von jeder Familie in Frankreich, England, Belgien, Rußland, Polen, Serbien, Rumänien, kurz überall, gesammelt und aufbewahrt werden. Die ganze Welt müßte sie kennen, die Kinder aller Länder sollten sie auswendig lernen, diese Drohungen gegen die Ehre und Sicherheit des Menschengeschlechts . . . Man glaubt, allem Genüge getan zu haben, wenn man, übrigens wirklich ergreifende Berichte über deutsche Greuel verbreitet, die von uns selbst, also ihren Feinden geschildert werden . . . Wie glaubwürdig und packend unsre Berichte aber auch immer sein mögen, ihre moralische Wirkung läßt sich doch nicht mit der vergleichen, welche die Bekenntnisse deutscher Barbarei aus dem Munde der Deutschen auslösen müssen . . . . Der beschränkteste Verstand muß einsehen, daß die seelische Rohheit eines Universitätsprofessors den moralischen Verfall einer Nation in ganz anderer Weise kennzeichnet als selbst das schlimmste Verbrechen eines einfachen Soldaten". *)

Man denke an Sombarts „Händler und Helden", an Eduard Meyers „England", an das Geschimpfe und Geplärr von Roethe und Dietrich Schaefer, Wilamowitz und Max v. Gruber. Die alldeutschen Professoren als unfreiwillige Verbündete der französischen Kriegspropaganda: Par nobile fratrum!

---

*) Von mir gesperrt!

Haben sie nun wenigstens gelernt, zu schweigen? Aber nein! Denn wo hätte in den letzten 30 Jahren jemals ein deutscher Professor gesagt: „Ich habe mich geirrt", und sich dann in Stillschweigen begraben? Mit doppelter Stärke rufen sie ihre Halbwahrheiten in die Welt hinaus, um die Erinnerung an ihre falschen Prophezeihungen aus dem Kriege zu übertäuben. „Ich rede von ihrer Unzucht in historicis. Nicht nur, daß den deutschen Historikern der große Blick für den Gang, für die Werte der Kultur gänzlich abhanden gekommen ist, daß sie allesamt Hanswürste der Politik (oder der Kirche —) sind: dieser große Blick ist selbst von ihnen in Acht getan. Man muß vorerst ‚deutsch' sein, ‚Rasse' sein, dann kann man über alle Werte und Unwerte in historicis, entscheiden — man setzt sie fest . . . ‚Deutsch' ist ein Argument, ‚Deutschland, Deutschland über alles' ein Prinzip, die Germanen sind die ‚sittliche Weltordnung' in der Geschichte; im Verhältnis zum imperium romanum die Träger der Freiheit, im Verhältnis zum achtzehnten Jahrhundert die Wiederherstellung der Moral, des kategorischen Imperativs' . . . Es gibt eine reichsdeutsche Geschichtsschreibung, es gibt, fürchte ich, selbst eine antisemitische, — es gibt eine Hof-Geschichtsschreibung und Herr von Treitschke schämt sich nicht." („Ecce homo.") Das schrieb Nietzsche im Oktober 1888. Genau dreißig Jahre später erfolgte der deutsche Zusammenbruch, wohlvorbereitet — wie man sieht — durch deutsche Professoren. Denn nur da bricht die materielle Macht zusammen, wo die Träger der geistigen bereits „pourris à la base" sind.

Diese alldeutschen Professoren haben das Unglück eines großen edlen Volkes auf dem Gewissen. Aber diese kleinen Menschen mit ihrem Unverhältnis zur Wirklichkeit, mit ihrer Unzulänglichkeit vor dem Sein, mit ihrer Angst vor dem Leben werden bis zum jüngsten Tage prophezeien, schimpfen, plärren; und vielleicht besteht gerade darin ein Teil ihrer Strafe; denn was ist das ohnmächtige professorale Gezeter anders als ein Gleichnis für: nicht leben und nicht sterben können. „Freilich, wer nicht zur rechten Zeit lebt, wie sollte der je zur rechten Zeit sterben?" Also sprach Zarathustra.

MARIO KRAMMER.

LEBENS-VERSICHERUNG DER OBJEKTE.

Auf ein original erdachtes, weitgreifendes Wirtschaftsprojekt sei hier mit Überzeugung hingewiesen. Dr. Hans Heymann hat in einer Schrift den Gedanken verfochten und begründet, daß die Einrichtung der Krankheits- und Lebensversicherung auch auf Objekte, Häuser, Schiffe, Maschinen, übertragen werden müsse.*) Sie werden damit „subjektiviert", zum Range lebendiger Wesen erhoben, und dies Prädikat gebührt ihnen, da sie produktive Arbeit verrichten. Es ist hierbei aber auch das richtig gesehen, daß wie persönliches so auch sachliches Leben aus Gründen nicht nur Ethik, sondern auch des Eigennutzes geschont und gepflegt werden muß, weil Menschen wie Dinge uns alles, was wir ihnen an Sorgfalt entgegenbringen, mit um so eifrigerer Bemühung, mit um so größeren Leistungen in unserem Dienst vergelten. Menschenliebe ist Menschenökonomie, Sachliebe führt zur Ökonomie mit den Dingen!

So gewiß der Gedanke, daß ein Haus lebt und stirbt wie ein Mensch, viel von den Überraschenden, aber auch Einleuchtenden an sich hat, das jedem scheinbaren Paradoxen innewohnt, so gewiß ist auf der anderen Seite, daß die praktische Verwirklichung des Planes, den der Verfasser betreibt, sich nicht ganz einfach gestalten wird. Aber auch im Einzelnen berührt sich sein Projekt mit einer Reihe von Fragen und Forderungen der Zeit. Gerade jetzt bringt der Entwurf des Reichsmietgesetzes den Gedanken zum Ausdruck, daß die Instandhaltung der Sachwerte Pflicht aller Beteiligten ist. Ihrer Pflege und Konservierung soll nun ein von jenen aufgebrachtes, an neutraler Stelle deponiertes, nur für diese Zwecke verwendbares Kapital dienen. Ein besonderer Fond wird für die Aufgaben der Sachwerterhaltung bereit gestellt. Das Wort „Versicherung" liegt einem hierbei auf der Zunge, und vielleicht wird sich die neue Idee in den Rahmen dieses Gesetzgebungswerkes irgendwie einfügen lassen.

Ist gerade bei Mietshäusern bisher nur allzuwenig für die Erhaltung der Objekte geschehen, so hat die Industrie durch ihr Abschreibungsverfahren der Tatsache einer allmählichen Abnutzung und Wertminde-

*) Vgl. dessen Buch „Die soziale Sachwerterhaltung auf dem Wege der Versicherung" Berlin Jul. Springer 1920, dazu den Vortrag (gehalten in der Hamburger Universität) „Die Sachlebensversicherung und ihr Einfluß auf das Wirtschzftsleben" (Hamburg, Paul Hartung 1921).

rung der in ihren Betrieben arbeitenden produktive Sachgüter Rechnung zu tragen gesucht. Aber ganz abgesehen davon, daß hier weder eine exakte, auf Beobachtung der wirklichen Lebensdauer der Objekte sich aufbauende Methode vorlag, noch auch jeder Zeit disponible Kapitalien angehäuft wurden, so ist gerade jetzt, wie von Rathenau u. a. wiederholt betont wurde, dies überlieferte Verfahren deshalb illusorisch geworden, weil die Neuanschaffungskosten den eingesetzten Buchwert der Objekte um ein erhebliches überschreiten. Es ist deswegen die große Frage, welcher Wert bei Abschluß einer „Sachlebensversicherung" zu Grunde gelegt werden soll. Der heutige Wert würde eine relativ hohe Prämie ergeben, die vielleicht schon nach wenigen Jahren ungerechtfertigt sein kann. Deshalb schlägt Heymann hier ein besonderes Verfahren vor, das es ermöglicht, die Summe bei steigenden Werten herauf-, bei sinkenden Werten herabzusetzen, so daß also die Prämie sich beweglich wie eine gleitende Skala den Schwankungen des Marktpreises anpaßt.

Neben Wohnungsnot und Wiederaufbau beschäftigt uns die Suche nach neuen Deckungsmitteln für das Papiergeld, und wiederholt ist vorgeschlagen worden, neue Geldzeichen auszugeben, die durch Grundstücke- und Bauwerte gedeckt sind. Vestigia terrent, wird man mit Hinweis auf die Assignatenwirtschaft der französischen Revolution sagen. Aber auf dem Grunde der Heymannschen Idee läßt sich diesem Vorschlag vielleicht näher treten, denn durch die Versicherung wird das Objekt in dem Wert stabilisiert, es tritt zu der persönlichen und dinglichen noch eine dritte durch die Versicherung gewährte Sicherheit hinzu — was übrigens auch für den Hypothekengläubiger von Belang ist — und so wird man die Sachwerte eher als zuverlässige Wertgrundlage gleich dem Edelmetall ansehen dürfen.

Wie man aus diesen kurzen Angaben ersieht, handelt es sich hier um ein Prospekt, bei dem auch der kritisch Gestimmte mit Genugtuung konstatieren wird, daß es bemüht ist, den Forderungen der Wirklichkeit gerecht zu werden, ohne dabei seine ideelle Herkunft zu verleugnen. Es nimmt für Heymann ein, daß hier die Durchführung einer kühnen Idee im Anschluß an das Gegebene versucht wird, daß Empirie und Ideologie — die bei uns sonst so getrennt sind —, hier einander die Hand reichen. Man wird den weiteren Arbeiten des Verfassers, dessen im Werden begriffene Schöpfung auch auf das Ausland, besonders Nordamerika, überzugreifen beginnt, mit Spannung und Anteil entgegensehen.

Aus der Festung Niederschönenfeld in Bayern sendet mir ein junger, zu sieben Jahren Festungshaft verurteilter Mensch diesen Dialog, der mehr menschliche Einsicht zeigt, als mancher bayrische Staatsmann aufweisen könnte. Außerhalb des Spießbürgerreiches der Kahr, Roth und Pöhner wird man die Unerbittlichkeit gegen die nun schon lange leidenden Häftlinge kaum mehr begreifen.

Du kommst spät, Ferdinand! Ich hatte Mühe, dir einen Sitz freizuhalten. Außerordentlich, wie die Cafés jetzt stets überfüllt sind! Trotz der Not des Kriegsfriedens. Was sage ich, gerade deshalb. Und alle dröhnen von Musik!

Weißt du, woher ich komme? Erregt warf der Ankömmling seinen Hut auf den Stuhl. Von der Kommunistenversammlung? Du lächelst? Empörend, was ich da hörte! Diese Gewissenlosigkeit der Hetzer!

Rauch eine Zigarette. Sie wird dich beruhigen. Hier, nimm! Was bestellst du?

Etwas Starkes. Ober, einen Absynth! Deine Zigaretten sind mir zu fad, Rudolf. Sie haben doch Opiumzigaretten, Ober? Ja? Bringen Sie mir welche. Gut, daß die Musik radaut.

Kommst du nicht aus dem Radau?

Aus was für einem! Vom Podium brüllte ein junger Mensch — Kriegskrüppel — heiser in den qualmigen Saal. Wie ein Besessener schleuderte er mit wilden Gesten Superlative in die aufbrodelnde Masse der Zuhörer. Unglaublich, was er der Menge zu bieten wagte. Rußland das Paradies! Er muß doch wissen, daß es Lüge ist. Verantwortungslose Demagogie! Ich hielt mich, um ihm nicht Lügner entgegenzuschreien.

Es wäre dir schlecht bekommen, lachte der andere. Zum mindesten hätten sie dich an die Luft befördert. Betrachtetest du dir die Zuhörer? Ich kenne sie. Du verstehst übrigens die Sprache des Volkes nicht. Uns ist ein Superlativ mehr als dem Arbeiter. Wir suchen für unsere Gefühle abschwächende Worte. „Die Blutsauger an die Wand!" schreit Max Hölz. Was wird daraus? Ein Tritt in den Hintern. Und Hölz ist noch ausnahmsweise forsch. Du hast Angst, wie ein richtiger Bourgeois, Rudolf. Noch einmal, hast du dir die Zuhörer betrachtet?

Deshalb bin ich erregt! Weil ich sah, wie sie sich von dem Maßlosen packen ließen. Sie hingen an seinem Mund, als seien die Übertreibungen und Lügen heiligstes Evangelium. Aus blassen, abgezehrten Gesichtern glühten ihre Augen zu dem Redner. Ihre Bravos tobten umso frenetischer, je hemmungsloser der auf dem Podium sprach. Masse, Plebs, wie leicht läßt sie sich verführen.

Ferdinand, erinnerst du dich an die Versammlung in der Universität, als die Astastatuten beraten wurden? Du tust der kommunistischen Masse Unrecht. Vergleiche ihr Verhalten mit dem der Studenten. Die im Auditorium maximum gehörten zu den „Gebildeten". Die meisten stammten aus den besseren Kreisen. Die meisten waren im Krieg Offiziere mit dem Ehrgeiz feudalen Benehmens. Was entstand, als wir paar Opponenten die allzu nationalistischen Bestimmungen des Entwurfs zu mildern suchten? Ein wüster Radau! Einige wurden als Sozialisten verprügelt! Ich dachte: Plebs, Masse ist überall Plebs, überall auf erstaunlich gleichtiefem Niveau. Bei den Feudalen, den Demokraten, den Kommunisten. Simmel sagt ähnliches.

Hm — bitte, gib mir Feuer, Rudolf! Ferdinand inhalierte kräftig. Ah! — Wie die Opiumzigarette wohltut. Du solltest sie auch probieren, Rudolf! Sie löst, beschwingt. Ja, die Studenten! Vielleicht hast du Recht. Ich wundere mich, wie die Disziplinierten des Kriegs sich ungehemmt gehen lassen, sich berauschen. Möglich, daß ich die Kommunisten zu scharf beurteile. Sie suchen schließlich auch nichts als den Rausch.

Wärs ein Wunder nach den letzten sechs Jahren? So viele suchen Vergessen und Entschädigung. Schau um dich! An allen Tischen singen sie den sentimentalen Schlager des Orchesters mit. Sie wollen Sensation. Also lieben sie die wechselnden Stimmungen des Pot-pourris. Bezeichnend, daß gerade dieses Gericht so gern serviert und genossen wird. Fauler Mischmasch. Hier, Ferdinand, hier sitzt die große Masse des Plebs. Das ist der Sumpf der lauen und rasch — zufriedenen. Höher schätze ich deine Kommunisten, höher sogar manche Radikale von rechts.

Was? Hast du nicht genug an dem Unheil, das ihr Fanatismus in der Politik anrichtet? Wie oft betontest du, Politik ist die Kunst des Möglichen, Politik heise Wägen, Rechnen!

Wenn du die beiden Strebungen ausschließlich als politisch wertest, versteht du sie nicht. Religiös, nicht politisch ist ihr Boden, Ferdinand In den Osterferien war ich in München. Sonntag. Promenadekonzert. Plötzlich beginnt ein Offizier von der Feldhernhalle herab zu sprechen. Wäre das früher denkbar gewesen? Mit einem Male ward der mittägliche Platz zu deinem Bierkeller im proletarischen Berlin. Maßlos wie dein heutiger Redner hetzte und forderte der Oberst. Besessen. Und die Menge gröhlte Hurrah, wie deine Kommunisten Bravo. Unverantlich log der Demagoge in Uniform, hättest du gesagt; Dolchstoß, Aufbau, Erwachen. Du kennst ja den Rosenkranz der Schlagworte. Er log? Ich hielt ihn für ehrlich wie deinen Kommunisten. Wie die

Sache schloß? Die Promenadenkapelle intonierte: Großer Gott, wir loben dich. Die Masse sang das gregorianische Lied, Hut in der Faust. Sollte ich lachen? Etwas lief mir schauernd über den Rücken. Mitleid, Ergriffenheit vor der suchenden Armut der Masse.

Du erstaunst mich, Rudolf!

Aber so schau doch tiefer, Ferdinand, begreife! Dein Bolschewik und der Oberst, beide sind Entwurzelte. Verzweifelt durch Krieg, Zusammanbruch, Not. Nach Jahren gespanntesten, übersteigerten Hoffens ihre unermeßliche Enttäuschung. Sie suchen ihre Leere zu füllen. Was sie sagen ist Oberfläche. Daran darfst du nicht hängen. Echt ist ihre Unzufriedenheit mit der Zeit. Sie wollen heraus aus ihrer Not, fanatisch unbedingt. Wie anders sollte offenkundigste Lüge ihnen zur Wahrheit werden außer in der religiösen Kraft ihres Wollens? Verlogene Demagogie? Nein, Flucht in einen Glauben. Ausschließlich — radikal — absolut ist jede religiöse Forderung. Religion ist ein Gegensatz zu Politik. Das Volk ist immer das ursprünglichere. Ohne religiöse Inbrunst des Drangs: heraus, heraus aus dem Jammer der Zeit, wie könnte der Offizier sonst die Mächte als Heil predigen, die am elendesten versagten, die am meisten den Zusammenbruch herbeigeführt haben, Thron und Kirche? Lange waren mir die beiden Fanatischfordernden ein Rätsel. Weil ich sie als Politiker nahm, während sie politische Ziele zu Forderungen religiöser Sehnsucht machten. Die Formen, die beide anpreisen, Bolschewik wie Adeliger, sind für mich Nebensache, nimm sie als Quacksalbereien des leidenden Kranken. Aber schau auf die Inbrunst des Wollens. Die Kraft einer Religion liegt nicht in ihrer Form oder Forderung, sie liegt in der Stärke, der Inbrunst einer neuen Sehnsucht. Nicht in der Lehre, im seelischen Bedürfnis. Geringschätzung habe ich für die Medizin, an welche die Radikalen glauben. Aber mich rührt ihr Wille zur Gesundung.

NATURGEFÜHL UND BIOLOGIE

„Du machtest mich endlos — so ist Dein Belieben."

„Welches ist die Musik, in deren Takte die Welt schwingt? — Wir lachen, wenn sie schlägt auf der Höhe des Lebens, wir schaudern entsetzt, wenn sie kehrt in die Tiefe. — Aber das Spiel ist dasselbe, das kommt und geht im Rhythmus der endlosen Weise . . ."

Die ahnende Dichterseele hat besondere Blutsverbindung zur Erzeugerin Natur — sie darf spüren und lauschen, wenn der Mutter Pulsschlag in den Adern ertönt. Dieser Pulsschlag skandiert ihr den Vers. In diesen Blutwellen landet ihre Ahnung. Dichter hat den Nebenklang „Deuchter", der Dichter weiß nicht, er ahnt, der Dichter meint nicht, ihm deucht nur . . .

Aber ihm deucht mehr als er wissen kann und mehr als wir wissen können. Darum ist, wenn exakte Kenntnis neuen Ausblick gewinnt, klar Gericht zu halten über all die falschen Propheten, und dankbar Ehre zu geben dem echten, der das Wunder verkündet, das wir endlich geschaut.

„Wo bin ich hergekommen, wo hast Du mich aufgelesen?" tönte dem Dichter Tagore einst die alte Frage des Kindes an seine Mutter. Und aus dem „Grund der Tiefe zwischen dem ewigen Geheimnis" hört er die Antwort der Mutter:

„In all meinem Hoffen und Lieben, in meinem Leben, in dem Leben meiner Mutter hast du gelebt. — Im Schoß des unsterblichen Geistes, der über unserem Hause waltet, bist Du genährt worden durch Menschenalter. — . . Du bist den Strom des irdischen Lebens heruntergeschwommen und zuletzt bist Du an meinem Herzen gestrandet. — Ich schaue in Dein Gesicht und Unfaßbares überkommt mich. Du, der allen gehört, bist mein geworden."

Ist das nicht-dichterisch erschaut und dichterisch gefaßt — ein Kapitel der neuesten „exakten Biologie"? Sagt diesem Deuchter nicht seine Ahnung, was ich vor 20 Jahren mit dem Verstande erschließen durfte? Nicht mit der Wünschelrute der Intuition, sondern mit dem Maßstab biologischer Zeitrechnung bin ich die neuen Wege gegangen. Und so gelang die exakte Festlegung mancher Station in dem „Strome des irdischen Lebens" bis hinab zur „Strandung" am Herzen der Mutter. Denn wer Maße hat, kann messen — auch in der Biologie. Nur muß er sich entschließen, dem Instinkt unseres Dichters folgend, die blutsverwandte Familie als ein Ganzes zu betrachten, das alle Funktionen des Einzel-

wesens regelt und bestimmt. Denn: in der lebendigen Substanz der Familie laufen jene P e r i o d e n von je 23 und 28 Tagen ab, deren Herrschaft alle Veränderungen unseres Körpers unterliegen. Weiß man das erst, so kann man auch die Ordnung auffinden, die den Tod der Vorfahren und die Geburt der Nachfahren miteinander verknüpft. Freilich ist in den meisten Fällen das Resultat dadurch verschleiert, daß zu dem bloßen Tageswert noch ganze Jahre addiert sind. Denn auch das Jahr regelt neben den Tagesperioden, und zwar als ihre übergeordnete Einheit unser Leben. Das kann man nicht nur an Blüte und Brunst sehen, sondern auch direkt am Menschen.

Darf ich, der Dichterahnung zum Ruhme, in der schlichten Form des Wissenschaftlers solch ein Beispiel gemeinsamen Lebensweges einer Familie hierhersetzen?

*	a Tage	†	a Tage	*	6 · a Tage	*	a Tage + 3 Jahre	*
Enkel geb.		Großmutter gestorben		Zwillingsenkel geb.		Urenkel geb.		Urenkelin totgeb.

Sind diese Urenkel im „Schoße des unsterblichen Geistes, der über ihrem Hause waltet, genährt worden durch Menschenalter"? Ist diese Familie e i n Stück lebendige Substanz, das zusammengehört im Rhythmus der endlosen Weise" von Entstehen und Vergehen seiner einzelnen Teile? Symmetrisch um den Todestag dieser Grosmutter liegen drei Enkelgeburten, im sechsfachen Abstand erscheint der Urenkel, und um drei genau astronomische Jahre wird das Zeitspatium übertroffen durch die Markierung des letzten Datums, dem traurigen Stelldichein von Tod und Geburt.

So ist die Familie e i n Block lebendiger Substanz, und es sprengt die Zeugung Stücke zu räumlicher Trennung nicht ohne mit dem Erbgut auch den Erbrhythmus auszuteilen, als dauerndes Wahrzeichen kindlicher Zugehörigkeit. „Du, der allen gehört, bist mein geworden" sagt die glückliche Mutter bei Tagore. „Du der allen gehören wird, mußt mein bleiben", darf sie weiter sprechen, wenn sie dem Kinde das Leben geschenkt. Denn es ist Leben von ihrem Leben?

„Also Deiner Mutter ist nicht wohl, Liebstes", schreibt die besorgte Elisabeth B r o w n i n g an den Gatten. „Das ist freilich schlimme Nachricht, und dann denke ich an Deinen Aberglauben, daß Dir mit ihr wohl oder übel ist" . . . Und zur Antwort erhält sie: „Mir w a r nicht ganz so wohl (das ist die nackte Wahrheit) heut morgen früh — aber das wenige, das vergehen könnte, ist vergangen — ich bin im Be-

griff auszugehen, meine Mutter ist immer noch unwohl. Der Zusammenhang zwischen unserem Leiden ist kein eingebildeter . . ." — Und wenn Frau von Stein selber kränkelte, (so erzählt Wilh. Bode), plagte sie immer die Sorge, daß ihr Kränkeln eine Krankheit Fritzchens bedeute. „Ich bin die ganze Zeit krank gewesen, wußte also wohl, daß es Dir, meinem anderen ich, auch nicht ganz wohl sein könnte," schrieb sie an den Sohn. — Aber der Brief einer Bekannten plaudert mir von ihrem Neffen: „Nico läuft jetzt ganz reizend, am Geburtstag meiner Schwester stand er mit einemmal von selber auf, ohne sich anzufassen. Überhaupt begleitet er bei sonst blühender Gesundheit jede Schwankung meiner Schwester auf das Getreueste."

Ja, das Erbgut der Erzeuger, ihr „unsterblicher" Körperanteil treibt sein Wesen im Abkömmling durch das Leben bis zum Erlöschen. Und wer den Entschluß faßt, auch nur einmal auf seine eigenen Zusammenhänge zu achten, wird getroffen sein von dem Gleichschlag. Schriftliches Zeugnis eines Betroffenen sandte mir neulich jemand mit dem Brief seines Freundes: „In dem Ihnen wohlbekannten Buch (von Fließ, „Vom Leben und vom Tod" *), steht auf Seite 23: Und hat unser Herz das letzte Mal gezuckt, dann trifft der Tod nie unser eigenes Leben allein, seine Erschütterung geht durch unsere ganze Generationssubstanz, von der wir ein Teil sind. Eltern, Kinder, Geschwister werden berührt und verändert. Eine Mutter stirbt und die Tochter bekommt in derselben Nacht einen ersten Gallenkolikanfall, der Sohn eine Hämorrhoidalblutung.

Dieses las ich zufällig im Zuge, als ich im Dezember an einer ersten schweren Hämorrhoidalblutung erkrankt aus dem Krankenbett nach München an den Sarg meiner Mutter gerufen wurde, die ganz unerwartet aus dem gesundesten und fröhlichsten Leben durch einen Schlaganfall abgerufen worden war. Seit dieser Zeit fühle ich, daß ich an einem Knotenpunkt meines Lebens gestanden habe, daß eine neue Welle angesetzt hat, aber auch, daß ich um eine Lebensperiode älter geworden bin."

Zwar verschmelzen stets die Erbmassen zweier Reihen von Vorfahren bei jeder Zeugung, und kein allgemeines Gesetz kennt das notwendige Ergebnis dieser Vermischung. Doch wählt die Natur sicherlich streng unter den Rhythmen, denn schon heut lassen sich deutlich in ihrer beherrschenden Stellung die Zeitimpulse der nächsten Verwandten im Leben des Einzelnen zeigen. Und weit über den Zufall hinaus geht die Häufung gemeinsamer Entstehungs-, gemeinsamer Leidens- und gemeinsamer Löschungstermine in der Familie.

*) 6.—8. Tausend Jena 1919.

Freilich bleibt solches Grundgesetz nicht dem Menschen allein zur Erfüllung, in der ganzen Natur, soweit sie lebendig genannt wird, zeigt sich der Ablauf nach Jahr-Maß und Tag-Maß. Ob der Dichter geahnt hat, daß des Rhythmus Grundgesetz nur falsch sein kann, oder allgemein gültig?

Ja, Tagores Naturfühlung wird die Wissenschaft unserer Zeitgenossen beschämen müssen, denn sein Hymnus steht unauslöschlich:

„Der gleiche Strom des Lebens, der Tag und Nacht durch meine Adern fließt, fließt durch die Welt und tanzt in rythmischen Maßen. — Das gleiche Leben ist's, das freudevoll durch den Staub der Erde schießt in zahllosen Gräsern und ausbricht in rauschenden Wogen von Blättern und Blumen. — Das gleiche Leben ist's, das geschaukelt wird in der Ozeanwiege von Tod und Geburt, von Ebbe und Flut. — Ich fühle meine Glieder erstrahlen von der Berührung der Welt dieses Lebens. Und mein Stolz stammt aus dem Lebenspuls der Aeonen, die durch meine Adern tanzen in diesem Augenblick."

STEFAN GROSSMANN

TAGEBUCH

6. September. Wyneken verurteilt. Ein Jahr Gefängnis. Warum denke ich mehr an Wickersdorf als an Wyneken? Warum bangt mir um die Schöpfung mehr als um den Schöpfer? Ich möchte wieder die Straße von Saalfeld aufsteigen, durch den Wald hinauf zur Höhe von Wickersdorf, möchte im Rat der Lehrer sitzen, abends, ungezwungen, bei der fröhlichen Mutter von Wickersdorf, bei Fräulein Franke, und wenn die Äschlimann, Luserke, Halm und die anderen Führer der Schulgemeinde darauf hörten, so würde ich ihnen raten: Denkt an Wickersdorf! Es ehrt Euch, daß Ihr für Wyneken mit Eurem Namen einsprangt und daß Ihr dem „geistlosen Gericht" von Rudolstadt den Rücken zudrehtet, dennoch: An der Kreuzung, wo Wynekens und Wickersdorfs Wege sich scheiden, denkt an Wickersdorf!

Kein Zweifel, die geistlosen Richter von Rudolstadt haben nicht nur nach Wynekens Hals gelangt, sie sind auch der freien Schulgemeinde an die Gurgel gefahren. Indem die dumpfen Seelen über Wyneken den Stab brachen, hofften sie innerlich auch der kühnsten deutschen Schule den Garaus zu machen. Eine Schule, die in der Öffentlichkeit als schweigende Schützerin homosexueller Beziehungen gilt, wäre verloren. Zwar wissen wir alle, was in den Internaten geschah und vor allem in

den Kgl. preußischen Militärerziehungsanstalten, dennoch: Eine Schule darf keinen erotischen Ruf haben und Eure heitere, beglückende, großstadtferne Schulgemeinde am wenigsten! Mit dem alten Klopstock möchte ich Euch, grunddeutschen Kohlhasen, zurufen: Seid nicht allzu gerecht!

Ich las heute nacht Wynekens Rechtfertigungsschrift: Eros (am Tage nach dem Urteil erschienen im Verlage A. Saal, Lauenburg/Elbe). Sie ist virtuos geschrieben. Sie enthält unbedingt Wahres. Sie bläut auch den Stumpfen den Unterschied zwischen erotischer und sexueller Beziehung ein, sie weist überzeugend nach, daß die Griechen, gerade während sie ein starkes, aufsteigendes Volk waren, Kraft und Überfluß und Breite des Gefühls genug hatten, um ihre Knaben zu lieben. Erst das seelenzerrissene, absteigende Griechenvolk erhob Anklagen. Gewiß gibt es unter allen großen Erziehern von Plato bis Rousseau keinen, in dem nicht ein erotischer Unterstrom feurig mitgewirkt hätte. Aber diese vortrefflichen Bemerkungen Wynekens haben mit dem Kerne seines Problems doch nichts zu tun. Das Wynekenproblem lautet: Gibt es eine besondere Verpflichtung des Lehrers, will sagen: des Führers gegen den Geführten und also eine besondere Verantwortlichkeit des Reifen für den Unreifen? So bedenklich das widerwärtige Verfahren vor dem Gericht in Rudolstadt gewesen, so notwendig ist der Prozeß, den Wyneken mit sich selbst führen muß. Auch er geschieht, wie diese Broschüre zeigt, unter vollkommenstem Ausschluß der Öffentlichkeit Sei's. Aber wer Wickersdorf liebt, wird wünschen, daß die Führer von Wickersdorf die Freiheit finden, auch diesem Problem ins Auge zu sehen. Redet jetzt nicht allzuviel von Liebe — das Wort wird breiig und teigig und verliert an frischem Geruch. Sprecht ein Wort, das die väterlichen Menschen hören wollen, hören müssen: Ein Wort vom Schutz der Unerwachten! Für Wynekens Wirken wird es einsichtigere Richter geben als die Zetsches in Rudolstadt. Aber jetzt handelt es sich um Sein und Werden der fröhlichsten Schule Deutschlands!

7. September. Pallenberg. Er gibt (im Komödienhaus) einen christlichen, sanftmütigen, glatt gescheitelten, immer leise redenden Menschen mit einem unauffälligen Einschlag von warmer Brüderlichkeit. Es ist wieder eine lebendige Vision. Gerade neben Waßmann, der nichts kann als sich wiederholen, erquickt diese Verwandlungsfähigkeit und Grundfärbung jeder neuen Figur besonders. Ohne diese visionäre Sicherheit könnte der artenreiche Tiergarten Pallenberg'scher Gestalten nicht ent-

stehen. Dem Visionär Pallenberg entsteigt der kleine, größenwahnsinnige, schnauzbärtige Schutzmann aus dem Buche Courtelines, der tückisch-tschechische Haustyrann aus dem Schwank von Kadelburg, dieser sanft geölte Missionsmensch aus dem amerikanischen Unsinn.

Nur eine Elite erfaßt die Meisterschaft des visionären Karikaturisten. Pallenberg gestaltet nie für den Theaterpöbel. Es ist Pallenbergs Größe (und seine Schwierigkeit), daß er unwillkürlich immer für eine Zuschauer-aristokratie schafft — für eine Aristokratie, die in Berlin nicht genug Lust am rein Schauspielerischen hat, um auch die Dummheit seiner Stücke willig in Kauf zu nehmen, als eine Klettergelegenheit für Pallenberg. Der Bildungsphilister, dem ein Stück immer „Probleme", will sagen: Schwatzgelegenheit, Kaugummi für den Geist, geben soll, pfeift auf Pallenbergs Stücke, statt sich an dem einmaligen, immer erneuten, nie wiederkehrenden Stück Pallenberg zu freuen. Ich empfinde die Schrillheit der Berliner Hausschlüssel an den Abenden des aristokratischen Komikers als abscheuliche Pöbelei. Ich spüre, wie Pallenberg innerlich erblaßt. Diese unerbittlichen Pfeifer — ich stelle mir sie immer in der stramm preußischen Haltung des Zugführers Monty Jakobs vor — wird Pallenberg nie gewinnen. O Du straf-lüsternes Berlin, o Ihr düsteren Spiel-Verderber! . . . Und doch gilt es, auch aus dem Widerstand der stumpfen Welt schöpferische Kräfte zu holen. Es gibt ein einfaches Mittel, auch den intellektuellen Zuschauer zu bezwingen. Pallenberg muß sich zur Ausarbeitung seiner tragischen Visionen entschließen! Fangen Sie doch, Pallenberg, in jedem Herbst mit einem Shakespeare an, und auch die Oberlehrer des Berliner Geschmacks werden Ihnen dann gnädig gestatten sich bei Neidhart und Engel karikaturistisch auszutoben.

9. September. Gestern abends wurde an unserem Abendtisch der Name: Ludwig Berger genannt. Wo steckt er? Wo wirkt er? Unter allen Theaterköpfen, die nach Otto Brahm auftauchten, ist er der bedeutenste. Er konnte, wie Lassalle, von sich sagen, daß er „ausgerüstet mit der ganzen Bildung seines Zeitalters" an die Arbeit ging. Er kam von der Musik, besaß dichterisches Wesen, war mit malerischen Talenten verbrüdert, kannte das Theater vom Schnürboden bis an die letzte Versenkung. Liebte das Theater und verachtete es, sofern es nicht dem Geiste dienen wollte. Was war sein Berliner Schicksal? Kayßler, der unerbittliche Pastor, drängte ihn aus der Volksbühne, Reinhardts nervenzerreißender Holländerbetrieb machte ihn schwermütig und Jeßner-Kortner verleideten ihm das Staatstheater. Er verneint

das bloße Schauspielertheater (so sehr er den Schauspieler liebt), daß Theater diene dem Dichter! Wer in Berlin bemerkte Bergers Abgang? Er konnte, ohne daß ein schützender Mann sich erhob, Schritt vor Schritt hinausgedrängt werden. Er war eine halbe Saison in Berlin „der kommende Mann". Das ist schon lange. Dies Berlin frißt mit gierigem Maul jede Begabung oder wenigstens an jeder Begabung. Frißt und — vergißt. Die „Helfer und Diener", zu jedem Turmbau nötig, haben sich hier selbständig gemacht und üben sich als Nörgler und Vermisser. Niemand hat Lust zur hellen Anerkennung. Niemand kennt die schöpferische Kraft des stärkenden, wertenden, dienenden Ja! Wo steckst Du, Ludwig Berger? In Bochum oder in Mainz oder in Rostock? Jedenfalls in irgend einer kleinen Stadt, wo der Zeitungsruhm Nebensache, die Wirkung auf die Seelen ~~aber noch~~ möglich ist. Lieber in Friedrichsroda wirken, als in Berlin gefressen werden.

ALFRED POLGAR

DER VERHUNGERTE DICHTER

Die spitzen Schultern hochgezogen, die Ellbogen an den Leib gedrückt, die Hände schlaff aus dem Gelenk fallend, in Nähe des Kinns: wie ein Fötus sah er aus, ängstlich auf ein Minimum an Raum zusammengedrängt.

Wenn er sprach, war es, als ob der Ton aus Tiefen des Schlundes an verrosteten Ketten mühevoll aufwärts gehaspelt würde. Eine schreckliche Stimme, Quaken und Krächzen sonderbar gemischt.

Unvergesslich die Maske, aschfarben, die Züge wie in Zerflossenheit erstarrt, die Wangen kiefer-einwärts, die Augen blind und brennend.

Sein Gang war ein langsames Sich-vorwärts-schieben. Bei jedem Schritt wackelte der Schädel pagodig. Man hatte die Empfindung, wenn er die Arme senke, müßten Speiche und Elle aus den Ärmeln fallen.

Dieser Gespenstische war, wie ihm Nachrufe und Würdigungen bezeugten: ein Dichter.

Das mag er gewesen sein. Es sind schöne Verse und Prosa-Sätze von ihm da.

Aber zur Sonderstellung im engen Kreis kam er durch seine Armut, seine ohnmächtige, finster-skurrile Armut. Er ging umher wie eine Allegorie des Nahrungsmangels. Eine unterweltliche Erscheinung.

Ein Toter, der noch im Sarg vor Hunger keine Ruhe finden konnte; und im Kaffeehaus wandeln mußte.

In diesem vermoderten Antlitz lag ein Rechtstitel auf tätiges Mitleid. Es war beklemmend und abscheulich, den Mann von Tisch zu Tisch schlottern und jedem, der aß, mit gespannter Gier auf den Mund starren zu sehen.

Nicht der hungernde Poet, der hungernde Mensch ist Anklage wider Gesellschaft und Ordnung. Und nicht die Tatsache, daß gute Verse keinen Freiplatz im Prytaneon sichern, ist unerträglich, sondern die Tatsache, daß Lebende das „Leben" nicht bedingungslos haben, sondern *es* erarbeiten, ertrotzen, erschwindeln, erbetteln müssen. Fraß sollte selbstverständlich sein.

Daß es „der verhungerte . . ." gibt, ist empörend und widerwärtig. Gleich, ob der Zusatz „. . . Strolch" oder „. . . Dichter" lautet.

Der von dem hier die Nachrede, war ein armes trauriges Geschöpf, Und ein Original. Kulturmenschen erkannten die Elends-Pfütze, in der er saß, als ein schätzenswert sonderbares Detail der Kaffeehaus-Landschaft; und betreuten sie.

Sie halfen ihm auf zart verwickelte Art, indem sie Gegenleistungen ihm abnötigten. So konnte er sich als Bezahlter, mußte sich nicht als Beschenkter fühlen.

Er wurde, zum Beispiel, listig gereizt, sein Temperament auszugeben, und es war ein Hörspiel ohnegleichen, wenn er, die schleimige Fistelstimme in den höchsten Diskant hinaufgetrieben, Zorn und Schimpf gegen arrivierte Literaten krähte. So halfen sie ihm zu einer Art Höhen-Rausch, in dem er minutenlang seines Elends vergessen mochte.

Oder sie brutalisierten, höhnten, narrten ihn: auch das war Methode, ihn von sich selbst wegzulocken. Kampfer-Injektionen gegen Schwermut. Energische bei-den-Haaren-Herausziehung aus Tiefen des Trübsinns.

Oder sie hetzen ihn, an fremde Tische heranzuschleichen und Gabe zu fordern. Feuerpein der Verlegenheit ins Gebein entsetzter Frauen zu werfen. Es sollte ihn gewiß von sentimentalen Benommenheiten ablenken.

Ich entsinne mich einer närrischen Kartenpartie, in die der Dichter — ein Nachtmahl als Siegespreis — eingespannt wurde. Und abenteuerlich-grotesker Hahnenkämpfe gegen einen gedungenen Widersacher.

Und mancher anderer lächerlich sinistren Hanswurstiaden, mit denen er den Gönnern ihr Mitleid bezahlte.

Sie haben ihm nichts geschenkt, dem Dichter. Er hat sich sein Essen verdient, der Mensch.

Auf verwickelt-zarte Weise wurde ihm geholfen: man lachte über ihn, um ihm den moralischen Schmerz zu sparen, daß über ihn eigentlich zu weinen sei.

Erst wie er tot war, strömte die gestockte Wehmut der Schätzer und Freunde in bitterklagende Nänien aus. Und die ganze so mühevoll-zartsinnig in Roheit pervertierte Achtung vor dem Geniefunken in der nun erloschenen Aschen-Existenz trat, bewölkten Auges, senkrecht auf den Plan.

Als er begraben wurde, standen Verweser des Geistes um das Erdloch. Obgleich das Wetter naß und kalt war.

Gott sah es.

Es war der letzte Dienst, den der verhungerte Dichter seinen Gönnern erweisen konnte.

LUDWIG v. HATVANY

MISS KATES HISTORISCHE SENDUNG

(Schluß)

Im Kriegspressequartier schreibt jetzt ein Monokelheld, was für ein kalt über den Rücken laufendes Gefühl es sei, wenn der Mensch das erste Mal in die Feuerlinie komme. Schwungvolles, feines Geschreibsel. Der Kriegsberichterstatter erwärmt sich selbst daran.

Die Scheinwerfer spielen über den Häusern. Das donnnernde Feuerspiel der Kugeln kracht und fällt nieder. Was ist das? Was ist geschehen? Auf der Straße ein Freudengeheul. Etwas tanzt und dreht sich hoch oben in der Luft. Das kleine, schmutzige Kind klammert sich an den Rock der schönen Tante. der alte Samuel der Pleitegegangene aber, umarmt seine schöne. feine Tochter. Die zischenden Schlangen des Entsetzens schlingen sich um die moderne Laokoongruppe. Puff, ein Fall. Die Maschine fällt auf die drei Menschen und der in der Maschine befindliche Vierte liegt tot neben den drei Toten.

Kate Rowley, die berühmte Diva und ihr Vater sind eines entsetzlichen Todes gestorben, Die Nachricht fliegt durch die

Welt. Noch von einem kleinen, toten Buben schreiben die Blätter, daß der in den Keller geflüchtete Arbeiter an Kindes statt angenommen hatte. In der blutigen Kapsel am blutigen Hals des feindlichen Offiziers: Schwantus von Batzin!

Eine unwahrscheinliche Geschichte, werden Sie, meine geehrten Leser sagen. Gut, ich nehme die Beschuldigung auf mich. Unter meinen Lesern werden sicherlich einige Ärzte sein — nicht wahr? Nun frage ich die Herren Doktoren: Wieviel Menschen können Sie an einem Tage kurieren? Sagen wir zehn, sagen wir sogar zwanzig. Nun aber bedenken Sie, wie verhältnismäßig wenig Ärzte auf der Welt sind, und was man alles lernen muß, bis der Mensch ein Arzt wird. Und wie wenig Institutionen des Staates der Medizin, d. h. dem Leben dienen.

Demgegenüber bedenken Sie bitte, wieviel Kasernen und wieviel Maschinengewehre da sind. Und das man binnen sechs Wochen einen menschenmordenden Soldaten ausbilden kann.

Doch was geht dieser Umstand die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit meiner Geschichte an? Auch auf das antworte ich. Wenn der natürliche Zweck des Lebens das Leben ist, dann, nicht wahr? ist nichts natürlicher, als daß die Menschen die Institutionen des Lebens pflegen und vermehren. Eine Institution für Tod dagegen ist vollkommen unmöglich. Und doch vermehren sich die großartigsten, allergroßartigsten Institutionen des Todes und das Leben kommt zu kurz. Etwas Unwahrscheinlicheres als dies kann man sich gar nicht vorstellen. Und doch ist es so. Wenn also die Wahrheit die größte Unwahrscheinlichkeit ist, warum könnte dann nicht auch die größte Unwahrscheinlichkeit die Wahrheit sein? Nicht wahr, ich habe meinen dialektischen Kampf vorzüglich bestanden und meine überaus unwahrscheinliche Historie glänzend bestätigt. Und jetzt können wir weitergehen.

Ida Gärtner, die in den Zeitungen las, daß der abgestürzte Schwantus von Batzin seine einst durch Gewalt eroberte Freundin und das angenommene Kind eines Vorstadtarbeiters, daß der brave Mensch vor einigen Jahren auf der Schwelle des Wartesaales der Station Maidenead gefunden hatte, zerschmettert hat, als sie, wie ich schon sagte, diese Nachricht las, fiel sie, was sie noch nie getan hatte, sofort in Ohnmacht. Sie viel von selbst auf offener Straße so zusammen, wie unsere Brüder draußen am Kriegsfeld, die durch das Eindringen einer äußeren Gestalt in der weiteren, sicheren Erhaltung ihres Gleichgewichtes verhindert werden.

Hier muß ich bemerken, daß die Institution der Rettungsgesellschaft gerade so unwahrscheinlich ist, wie meine oben erzählte Geschichte. Denn nichts ist unwahrscheinlicher, als der Erhalt einer kostspieligen Organisation nur zu dem Zweck, damit wir einige Selbstmörder, Kranke oder sonstwie Verunglückte dem Leben zu retten, während wir Millionen gesunder Menschen fröhlich in den Tod schicken.

Während man im Variété um eine neue Attraktion besorgt sein mußte, und Kerenski davon träumte, daß er Zar wird, kam Ida wieder zu sich. Ihr erster Gedanke war, zu Mister Edgar Brown zu gehen, um ihre sensationellen und geheimnisvollen Mitteilungen um gutes Geld zu verkaufen. Ihr zweiter Gedanke aber war, den ersten Gedanken auch durchzuführen. Der dritte dagegen, daß sie auch schon an Mister Browns Türe klopfte.

Während Kornilow seine Armee gegen Kerenski führte, die französischen, republikanischen Blätter gegen die russische Freiheit wüteten, ein Unterseeboot in einem unter Wasser befindlichen Netz stecken blieb, beim Rennen in Budapest Tapioka den ersten Preis gewann, und eine neue, sensationelle Premiere bei Reinhardt in Berlin vorbereitet wurde, trug Mister Brown schwarze Trauer und es tat ihm weh, daß er die schöne Villa, in der er so gute Zeiten in so guten Verhältnissen verbracht hatte, wiederum verkaufen mußte. Da trat Ida ein. Über Mister Brown journalistische Trauer gewann sein glückliches journalistisches Temperament rasch Oberhand, als er fühlte, daß er unter dem Titel: „Kate Rowleys wahre Geschichte" Aussicht auf einige sensationelle Reporte, ja sogar, was noch mehr ist, auf ein Buch Aussicht habe, das man kapitelweise mit photographischem Material interessant begleiten könne. Das war Mister Browns erster Gedanke. Sein zweiter Gedanke war, daß er sich niedersetzte um zu schreiben und den dritten Gedanken dachte er nicht mehr zu Ende, da er ohne Gedanken zu schreiben pflegt. Ja, richtig, daß ich nicht vergesse, mit Ida Gärtner hat Mister Brown einen feierlichen Kontrakt geschlossen auf Grund dessen sie ein Drittel des einkommenden Reingewinns des Buches erhielt. Das Buch wurde fertig, erschien auch, und wurde in 180000 Exemplaren verbreitet, zehn Mal so viele haben es auch gelesen und 1 Million 800000 Engländer verkünden. den Spuren Mister Browns folgend, die Moral des sensationellen Buches.

Es ist nicht wahr, was wir bisher geglaubt haben, daß der Friede die Familie vereinigt, der Krieg dagegen zerstreut. Gerade umgekehrt! In der glücklichen, friedlichen, aber moralisch zerrütteten Zeit verstößt der eine Vater seine Tochter und der andere Vater will nichts von der Mutter seiner Kinder wissen und ignoriert Trogas sein eigenes Kind worauf der Wächter der guten Sitten, die große Prüfung, der Krieg, kommt, und die zerstreuten Glieder der Familien in einem Tod auf ewig vereinigt und zusammenlötet.

Jetzt aber wende ich mich an Sie, geehrte Leser, Bedenken sie, daß man nicht nur dort drüben, daß nicht nur unsere Feinde mit so niederträchtigen Mitteln im Namen der Moral so unmoralisch den Krieg verkünden und ihn auch noch über den Frieden hinaus verlängern, bedenken Sie bitte, daß, wenn es so ist, daß die Menschen — natürlich die feindlichen Menschen — im Allgemeinen so unendlich schlecht und noch unendlicher dumm sind, bedenken Sie bitte, wie

lange es dann noch möglich ist, daß . . . . na, mit einem Wort, daß . . . . bitte, daß, das . . . Dingsda . . . aber Sie wissen es ja, daß . . . dieser entsetzliche, dieser zwecklose, dieser dumme, dieser beschämende, dieser verzweifelte, dieser empörende, dieser skandalöse, dieser epidemische, dieser mörderische, dieser tötliche . . . dieser scheußliche, dieser grauenvolle, dieser abscheuliche, dieser gräßliche, dieser nichtswürdige . . . wie lange noch dieser schmutzige, dieser gemeine, dieser blutige, dieser greuliche, dieser . . . dieser . . . dieser . . . ja dieser, noch immer, trotz des sogenannten Friedens und dieser trotz der sogenannten Revolution und diese . . . diese . . . ja diese, trotz des sogenannten Völkerbundes und trotz der sogenannten Abrüstung und trotz der sogenannten Republik und trotz der sogenannten Demokratie und trotz des sogenannten Sozialismus und trotz der sogenannten Sieger, aber auch der sogenannten Niederlage zum Trotz noch immer andauernde ecklige . . . diese . . . diese . . . ja diese, soll ich vielleicht diesen Zustand sagen?

Nein, o nein! nein gerade nicht. Denn ist ja kein Zustand. Eher alles andere als ein Zustand. Das ist . . . ja was ist denn das?

Es ist . . . das ist . . . ja meine Herren und Damen, das ist unsere menschliche, allzumenschliche . . . doch wozu die vielen, feinen Worte? . . . das ist unsere tierische, allzutierische Roh . . . nein, viel eher unser Dum . . . doch wenn das Wort beleidigend sein sollte, so ist das halt unser gottverlassener, trostloser, ja unser hoffnungsloser Blöds . . . .

Doch wie ich am Anfang meiner Geschichte bemerkt habe, ist diese symbolische Geschichte nicht eindeutig, sondern sogar stets zweideutig. Und das Symbol bleibt nur solange Symbol, solange dieser vor Ihnen zweideutig d. h. vieldeutig schillert. Ich bin kein Narr, daß ich die mit großer Kunst, ja was noch mehr ist, die mit großer Künstelei erreichte Wirkung leichtfertig zerstöre. Wenn sie bisher beliebt haben, aufzupassen, so zerbrechen sie sich bitte den Kopf über diese sonderliche und rätselhafte, kunterbunte Geschichte. Denn ich schreibe kein Wort mehr!

(Aus dem Ungarischen)

AUS DEM TAGEBUCH

DER VEREHRTE GREIS

Es ist die Tragödie der Prima Ballerina, daß sie ihre Kunst erst dann ganz vollenden nn, wenn sie dem Alter nach Großmutter ist und die Zuschauer am Anblick der ehrwürdigen Reliquie kein Gefallen mehr finden. Es ist die Tragödie der hier nicht nur zuschauenden, sondern erleidenden Menschheit, daß Einfluß, Macht und Ansehn des Politikers erst bei seinem Eintritt in den Marasmus zur vollen Auswirkung kommen. Alles Bösartige und Dumme des politischen Geschehens wurzelt in der Tatsache, daß der jeweils die Geschäfte führende Politiker zu mindest doppelt so alt ist wie jener, dessen Geschäfte zu führen er sich anmaßt. Alles Wirkliche der Welt wird von Männern um die dreißig besorgt: Liebe, Technik, Dreinschlagen, Dichten, Stehlen. Nur das Politische wird als ein Unwirkliches angesehen und den Greisen überlassen. Je greiser, desto weiser: das konnte in irgend einer chinesischen oder griechischen Antike gelten, heute bringt solche Greisenverehrung in politicis dazu, daß die jeweilige Politik immer um etliche fünfzig Jahre zu alt ist. Und das hat lauter grausliche Effekte, nämlich: die geistig widerstandslose Masse der jungen Leute redet den Greisen ihren Mist nach. Oder: die geistig widerstehende, aufgeregte Minorität der jungen Leute verfällt einem Radikalismus um jeden Preis der Vernunft. Oder: politische Abstinenz der tüchtigen jungen Menschen, die lieber Holz hacken als eine politische Versammlung besuchen.

Die Psychologie des politischen Greises ist ein Abgrund von Ekelhaftigkeiten, denn ihre Voraussetzung ist die sexuelle Impotenz zusamt dem Versuch, diesen vom libidinösen Greise bedauerten Defekt auf andern Gebieten zu kompensieren. Bei allen Armeen sind die schlimmsten Soldatenschinder die Impotenten; für die Verachtung, die sie von ihren respektiven Gattinnen erleiden rächen sie sich an den ihnen Untergebenen. Untergebene, Untertanen zu haben ist die Wollust des Greises. Der von seiner Frau geohrfeigte Hauptmann teilt auf dem Kasernenhof Fußtritte aus. Der von seiner Frau ausgelachte Politiker donnert im Parlament. Der Feldgeneral, der den Pantoffel seiner Frau ins Gesicht bekommt, tritt Völker unter seinen Kommisstiebel.

Der politische Greis, dieser Herr à retour des ages ist nichts als Ressentiment: er entwertet alles, dem Jugend und wirkliche Kraft Wert geben. Er macht das nicht plump, sondern mit aller Schläue des gewitzten Greises, der „erfahren" genug ist, sich jung zu schminken; er weiß, daß er den verfluchten Kerl spielen muß, dem „das Herz jung geblieben" ist. An solcher „Weisheit" ist er dem Dreißigjährigen immer über. Darum triumphiert er letzten Endes über ihn.

Kapitalismus - Kommunismus, Demokratie - Diktatur: das sind nicht die Gegensätze. Die Gegner sind die Greise, welche die Politik machen, und die Dreißigjährigen, auf deren Kosten sie gemacht wird und die sich das nicht gefallen lassen wollen. Die, welche Kinder zu zeugen imstande sind, werden von denen regiert, welche das längst nicht mehr können und sich darüber

ärgern. Unser ganzes politisches Wesen ist verärgerte sexuelle Impotenz mit einer dekrepiden Libido.

In Österreich gibts ein Gesetz, das einen 70jährigen Universitätslehrer als einen Trottel erklärt, der zurücktreten muß. Der konkurrierende Nachwuchs hat das Gesetz durchgesetzt, nicht etwa tiefere Einsicht, daß die Chemie des 72jährigen dümmer ist als die des 50jährigen. Ich schlage ein Gesetz vor, das jedem Menschen nach erreichtem 50. Geburtstag jedwede politische Tätigkeit verbietet, egal ob als Versammlungsschwätzer, Beamter, Wähler oder zu Wählender. Große Verabschiedung der Greise aus dem verhängnisvollsten Gebiet ihrer impotenten Lieblingsbeschäftigung, der Politik, in das stillschweigendste Privatleben von Dominospielen, Bücherverfassen, Angeln und Dackelzüchten. Die jeweils wirkliche Welt hat immer Hände und Beine des Dreißigjährigen: er gebe ihr auch sein Hirn und sein Gesicht. Die Wohltat eines solchen Gesetzes würden unsere Enkel genießen: sie würden eine um die Hälfte des derzeit Politischen gesäuberte Welt haben, denn der Dreißigjährige hat Wicthigeres zu tun als alles und jedes politisch zu beschwätzen, und sie würden charmante und wirklich weise Großväter haben, mit Knien, kräftig genug, eine Stunde darauf hutschen zu lassen. Für die nächsten hundert Jahre möchte ich vorschlagen: bis 20 soll der Mensch nichtstuend und maulhaltend in der Welt Leibes und Geistes herumflegeln. Bis fünfzig soll er wirken und tun und sinnvoll für das Leben des Nächsten werden. Nach fünfzig soll er ruhen. Viel später einmal, nach hundert Jahren solcher Ordnung, könnte man die Altersgrenze auf sechzig hinaufrücken. Denn bleibt der Mensch bis 20 ein Knabe, dann wird er mit sechzig noch ein Mann sein.

Ich kann die Gründung einer Weltpartei gegen die Greise nicht vorschlagen, Denn die tüchtigen Dreißigjährigen, die sie allein gründen könnten, hacken lieber Holz als daß sie in eine politische Versammlung gehen. Es wird also wohl schon so sein müssen, daß unsere Politik von den zornigen bösen Greisen gemacht wird, wofür sie sich um den Anhang der politischen Lausbuben jedes Alters bemühen. Und um die Frauen, die sie zu sich entfesselt haben, weil die besseren Mannsbilder längst desertiert sind.

Franz Blei.

DIE BAYRISCHE EIGENART.

Altehrwürdige Eigenarten dieses Volksstammes, von dem Bismarck sagte, er bilde den Übergang vom k. k. Österreicher zum Menschen, sind, na ja, es ist schon oft gesagt worden, also das Biertrinken in großen Quanten, das Vertilgen von Radi und Weißwürsten als Entschädigung für eine sonst schlechte Küche, das Witzwort „Saupreiß" und der beliebte Gruß „Lekmimarsch". Näher Blickende entdeckten weiter, daß es bayrische Eigenart ist, jeden, der über was anderes als das Bier, die Weißwürst etc (siehe oben) redet, für „spinnet", das heißt für nicht recht im Kopf zu erklären. Diese uralten Grundelemente bayrischer Eigenart bildeten den Humus, auf dem was sonst noch bayrisch üppig gedieh: die Kitschbilder der Maler, die politische Vertrottelung des Pfahlbürgers, das im Griff feststehende Messer, und was derlei Liebenswürdigkeiten mehr. Man kam bei den flinkeren außerbayerischen Deutschen bald darauf,

daß sich mit dieser Bevölkerung, die solche Eigenart besitzt, etwas machen lassen müsse. Vor dem Kriege fuhr man als Fremdenverkehr hin und schaute sich den Stamm in seiner Eigenart an. Man erinnert sich wohl noch an den großen geschäftlichen Erfolg eines sächsischen Managers, der mit einem „Münchner Dorf" in Afrika bei den Schwarzen reiste. Überall drängten sich die Neger um das Gehäge und schauten den Bayern in der Auslebung ihrer Eigenart zu. Im Kriege hat sich dieser Stamm dann dadurch berühmt gemacht, daß er sich bereits im Elsaß als in Feindesland betrachtete und sonst auch das „Griffeste" ordentlich zu gebrauchen verstand. Während der „Revolution" gab es einen seitdem nicht mehr aufhörenden Zustrom von Reichsdeutschen, welche aus der einen Eigenart des bayrischen Stammes, der politischen Vertrottelung, ihr Kapital schlagen wollten, erst ein kommunistisches, dann ein deutschnationales. Die letzteren Exploiteure besagter Eigenart zeigten besseres Verständnis für sie und behaupten sich darum bis auf den heutigen Tag. Während der Räteregierung entrang sich dem eigenartigen Bayern nichts als das tiefe Wort: „Ja was war denn jetzt dös!" Die Nationalisten ersparten ihm die vielen Vokabeln zusamt dem dazu gehörigen Denkaufwand, indem sie dem Stamme bloß zwei Worte beibrachten: das eine ist „Heil", das andere ist „Saujud", worauf man durch das weitergebrauchte „Saupreiß" schon etwas eingeübt war. Das Messerstechen war bald auf Browningschießen umgelernt, wie das „Demokratische" der M. N. N. auf das Deutschnationale. Herr Cossmann tat ein übriges und wurde katholisch, da er seinen protestantischen Firnis für nicht mehr genug eigenartig bayrisch hielt und das Durchschimmern des ehmals Jüdischen fürchtete. Jene irgendwie bayrischen Herrn wurden von den fixen hier residirenden und herrschenden Deutschen bald gefunden, welche die Regierung abgaben, die nur Kahr heißt. Da aber die Arbeiter dieses Stammes nicht mehr so ganz bayrisch eigenartig sind brauchte man, um sich als Regierung zu erhalten, eine tüchtige Polizei und Kommunisten und den Ausnahmezustand und Volksgerichte und Bedrohung der Wuchergerichte und die Garde der unausgewachsenen Lausbuben auf den Schulen, so Hoch- wie Mittelschulen. Die Zeitungen welche bekanntlich die öffentliche Meinung widerspiegeln, entsprachen rasch der bayrischen Eigenart, zu der bereits ein Lügen gehört, an dem man jeweils den Grad der bayrischen politischen Vertrottelung ablesen kann. Es ist kein Zufall, wie Sie sehen, daß das alles gerade in Bayern passiert. Mühsam, Levien, Pöhner, Kahr Roth, Xylander, Ludendorff: es hängt das völlig mit der bayrischen Eigenart zusammen, von der Herr Preger das Wort geprägt hat, daß sie geschont werden müsse. Die Reichsregierung ist also gebeten zu schonen: den Browning des Meuchelmörders, den Gummiknüppel der Spitzel, eine von Lügen strotzende Presse, eine parteiische Justiz, die Begünstigung bäu-

rischen Wuchers, den Gruß Lekmimarsch, das Kosewort Saupreiß, — denn alles das sind Eigenarten des bayrischen Stammes, ohne die er einfach nicht leben kann, ohne die er aufhören müßte, in der Geschichte eine Rolle zu spielen, ohne die er unmittelbar vor seinem Aussterben gezwungen ist, den Gruß (siehe oben zwei mal) an sich selber wahrhaft zu vollziehen! Welch ein Anblick heldenhaften Endes!

Stolz v. d. Au.

DAS TRAUER-GESCHÄFT

Am 5. September starb Josef Mann auf der Bühne der Berliner Staatsoper. Am 6. September konnten's die Berliner, mit Nachruf im Morgenblatt lesen. Am 7. September erschien in der „Vossischen Zeitung" bei den „Familiennachrichten", mit Trauerrand ausgestattet, die folgende Geschäftsanzeige:

> **Josef Mann †**
>
> Der erste Tenor der Berliner Staatsoper ist während der Aida-Aufführung am 5. September cr., die ihm reiche Ehrungen einbrachte, plötzlich verschieden. Mit ihm ist einer der besten und beliebtesten Tenöre aus dem Leben gegangen.
>
> Seine wundervolle Stimme ist auf zahlreichen Odeon-Musikplatten für die Ewigkeit festgehalten. Josef Mann sang **nur** auf Odeon-Schallplatten.
>
> Odeon-Musikhaus, Berlin W 8,
> Friedrichstr. 55 a, Ecke Mohrenstr.

Fehlt nur die Angabe des Preises der Platten, Ihr hurtigen Trauergäste. Josef Mann, der beste, der beliebteste, ist tot. Für 12 Mark 50 könnt Ihr ihn noch hören!

BÜCHER

Otto Fischer: Chinesische Landschaftsmalerei. Mit 63 Bildern. Verlag Kurt Wolff, München 1921. Das größte Ereignis in der Geistesgeschichte unserer Zeist ist zweifellos die Entdeckung der altchinesischen Malerei. Die ganze Kunstgeschichte muß umgebaut werden. Die europäischen Bemühungen um malerische Gestaltung der Landschaft sind jetzt zu messen an einem absoluten ostasiatischen Gipfel (1000—1300 n. Chr.). Probleme, die heute breitspurig von deutschen Gelehrten theoretisch behandelt werden, werden dort in China längst durch gewaltige Schöpfergeister praktisch gelöst. Die großen Maler der Sung-Zeit treten jetzt ebenbürtig neben Polygnot, Giotto, Michelangelo, Rembrandt.

Die Wissenschaft macht sich recht langsam an diese neue Arbeit. Das Buch von Otto Fischer ist der erste Versuch, diese Epoche zusammenhängend darzustellen. Jeder, der irgendwie mit Kunst zu tun hat, muß dieses Buch lesen. Und nicht nur lesen, sondern durchfühlen, durchdenken, durchleben, sich vollständig verlieren in eine der tiefsten und reinsten Offenbarungen des menschlichen Geistes. Der Größenwahn Europas ist nun zu Ende.

Rudolf v. Delius.

Arnold Ulitz: Ararat. Ein Roman. Verlag Albert Langen, München.

Dies ist die Ballade von dem prasselnden Untergang unserer Zeit und dem sanften Anhub eines lichteren Alters. Rußland, Europa, von der Revolution zerwüstet, in grauenvoller Ödnis, die letzten Menschen, schauervoll vertiert, die Wut ihres Untergangs, zwei Gerettete, überlebensgroß, sehr einsam in dem jungen, kahlen, unsentimentalen, herrlichen Tag. Ararat, Gigantische Maße und doch nirgends Gips. Utopisch und nirgends verblasen Abstraktes. Russische Luft, die Maßlosigkeit russischen Verströmens und eine Gliederung von herrlicher, deutscher, unglaubhaft klarer Simplizität. O, das geistige Klima dieser Dichtung, ihre Weite, ihre Frische, ihre mannhafte Jugend! Die Geschehnisse, phantastisch neu und doch niemals gekrampft, von innerer Konsequenz

Sensationen von atemhemmender Spannung, und nicht gestellt: gewachsen, organisch, leibgewordenes Innen. Alles einmalig, erstmalig, noch feucht, vom Werden. In dieser wilden süßen Ballade steckt mehr von unserer Zeit, von Revolution und Bolschewismus, von deutschem und russischem Wesen als in hundert gescheit analysierenden Büchern. Ihre wüste und meinethalb manchmal geschmacklose Erotik entlarvt das krafthuberische Männchengespreize gewisser mondäner Literaten, und vor ihrem tendenzlosen, unsentimentalen, wilden und schlichten Menschtum werden tausend ekstatische Aufrufe und Manifeste der Gewaltlosigkeit hysterische Makulatur. Wo vor diesem Dichter hörte man je so schwere und süße Prosa?" Wer von den Heutigen hat Gesichte von so apokalyptisch düstrer Pracht? Wer kann Menschen schreiten machen, wie er, Menschen, wie assyrische Steinblöcke, und die doch leben, lachen, rülpsen, die Welt kaputschmeißen, heulen, kotzen, bluten? Hört diese Melodie, ihre gröhlende Empörung, ihren trommelnden Triumph, ihre liedhaft versinkende letzte Trauer. Atmet sie ein, die wehenden, ungefügen, unerhörten Rythmen dieser Ballade unseres Untergangs und unserer Auferstehung. Es weht in ihnen die erste Luft des nächsten Jahrtausends.

Lion Feuchtwanger.

ANEKDOTEN

DIE NÜANCEN.

Eugen Klöpfer pflegt folgende Geschichte aus seiner Schmierenzeit zu erzählen: In einem Sommertheater hatten wir einen übereifrigen Inspizienten. Eines Tages sagt der Direktor nach der Probe: „Das klappte ja ganz gut, aber wir müssen da noch einige Nüancen haben?" Der eifrige Inspizient hörte das, nickte zustimmend, begibt sich zum Uhrmacher des Ortes und fragt: „Kann ich nicht einige Nüancen haben?" Der Uhrmacher überlegt, zuckt die Achseln und sagt: „Es tut mir leid, aber Nüancen führe ich nicht." Der Inspizient läuft zum Gemüsewarenhändler und fragt: „Kann ich bei ihnen einige Nüancen bekommen?" Der bedenkt sich einen Augenblick und sagt: „Nüancen sind augenblicklich leider ausgegangen, aber ich hoffe, daß ich in einigen Tagen wieder Nüancen hereinbekomme!" Am nächsten Tag, als der Direktor auf der Probe erscheint, tritt der Inspizient ganz verzweifelt vor ihn hin und spricht: „Verzeihen Sie, bitte, Herr Direktor, ich habe mir die größte Mühe gegeben, aber in diesem ganzen verfluchten Nest sind keine Nüancen aufzutreiben!"

AN DIE LESER!

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte bei.

Dringende Bitte:

Wer das Tage-Buch gern liest werde nicht nur ein gelegentlicher Käufer, sondern ein ständiger Abonnent.

Der Abonnent benütze die beiliegende Zahlkarte.

Redaktion und Verlag des Tage-Buches.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 36):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.





EMIL HEINICKE A*G
BERLIN * SW * 11
KÖNIGGRÄTZERSTR. 72
FERNSPRECHER: LÜTZOW 6297 * 6298 *
KURFÜRST. 4626 * 8158 * 0829 *
FABRIK·MARIENDORF
Verlangen Sie unser Album!
LADENBAU
INNENBAU
THEATER
KINOS ETC

OTTO ERNST SUTTER

AUF WEGEN DER MESSE ZUR VERSTÄNDIGUNG DER VÖLKER

Freundschaft zwischen zwei Menschen kann aus erstem Händedruck aufleben — sie kann aber ebenso gut Ergebnis langen Sichkennens sein. Im Leben der Völker untereinander spricht die „Liebe auf den ersten Blick" keine Rolle. Gemeinschaftsgesinnung der Bewohner eines Erdteils, der Welt ist nur auf dem Boden gegenseitiger Achtung, wechselseitigen Vertrauens denkbar. Theorien offen und versteckt arbeitender Diplomatenkunst wohnt wirkliche Schöpferkraft nicht inne. Ein Völkerbund auf der Basis ausgesprochen politischer „Vereinbarungen" besitzt nur sehr bedingte Lebensfähigkeit. Einander bekannt sein müssen die Völker, die mit einander in Frieden leben sollen, zwischen denen Freundschaft möglich sein soll. „Völkerbund"-Arbeit, die damit beginnt, Statuten festzusetzen und „Räte" zu bilden, zäumt das Pferd vom Schwanz her auf. Lernt euch verstehen, einander begreifen, Menschen Europas und ihr werdet euch lieben, einander achten und der Völkerbund, der ein wirklicher Bund ist, wird da sein: Gemeinschaftswille Tatsache werden!

Wo verläuft der Weg zu solchem Ziel? Über die Politik und ihr Werkzeug, die Diplomatie? Hat sie nicht Jahrhunderte hindurch, so lange die Menschheit sich in Völker scheidet, viel häufiger das Trennende als das Einende betont? Hat sie nicht Jahrhunderte hindurch vom Gemeinsamen nur dann gesprochen, wenn es ihr — politisch, oder deutlicher gesprochen: militärisch nützlich erschien? Ging sie je darauf aus, Verträge und Paragraphen auf die ungeschriebenen Gesetze der Achtung vor dem Menschen an sich zu gründen. Was war ihr denn überhaupt der Mensch an sich? Nein, die große freie starke Schöpfung eines wirklichen Völkerbundes darf man von der Politik, von den Staatsmännern und Diplomaten nicht erwarten — die Arbeit des Staatsmannes kann einem Völkerbund Formen geben, seine technische Konstruktion festlegen — entstehen aber muß er aus dem Wollen der Völker, Eintracht zu wahren, also aus: Gemeinschaftswillen.

Unerläßliche Voraussetzung für tragfähigen Gemeinschaftswillen ist, daß die zum Bund Gelangenden sich kennen und, weil sie sich kennen, sich schätzen, Achtung vor einander haben. Planmäßig muß jegliche Arbeit im Dienst der Verständigung der Völker alle Möglichkeiten auswerten,

das Sichkennenlernen der Völker untereinander zu fördern. Der Brauch des Austausches von offiziellen Besuchen der Staatsoberhäupter hat sich selbst ad absurdum geführt. Nicht das tut not, daß die Regierenden, mögen sie Kronen tragen oder nicht, einander Liebenswürdigkeiten sagen und fetieren — aber zum bewußten gemeinsamen Werk einander die Hände reichen müssen sich die Völker, die Regierten, die — Menschen.

Dem Gelingen des Prozesses, dessen Ergebnis Sichkennenlernen, wechselseitiges Vertrauen und Wille zur Gemeinschaft sein sollen, können die großen internationalen Messen aller Länder entscheidend mitwirken. Gewiß ist ihre Mission zuvörderst kommerzieller Art. Wie die Triebfeder beim Markt ganz allgemein das Verlangen des Handelns, das Geschäftemachen ist, so auch bei der Messe. Aber die von draußen, aus Holland, aus England, aus Südslawien, aus woher immer kommend, deutsche Messen besuchen, lernen nicht nur die Messe in Frankfurt, in Leipzig, in Breslau, in Königsberg kennen, sie treten in Berührung mit Deutschland überhaupt. Sie lernen deutsche Männer und Frauen kennen, deutsche Museen, deutsche Theater, deutsche Eisenbahnen und tausend andere deutsche Unternehmungen. Und die Deutschen, die nach Utrecht, nach Wien, nach Barcelona, nach Malmö, oder wo immer hin zum Besuch einer Messe reisen, schauen sich in Holland, in Österreich, in Spanien, in Schweden usw. um. Dabei bleibt für den Kaufmann, den Industriellen, den Ingenieur der wichtige Umstand ausschlaggebend: Er macht sich auf den Weg, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden — oder besser gesagt: Er zieht aus, um Geschäfte zu machen, um zu kaufen oder zu verkaufen und lernt dabei die Welt kennen. Wenn man will: Er lernt mit anderen Augen sehen. Die Fahrt zur Messe gibt dem Kaufmann den geschäftlichen Anlaß, die wirtschaftliche Berechtigung der Reise ins Ausland. Und die Messe selbst schafft ihm Gelegenheit, an einer Stätte vom Stand des Könnens von Industrie und Gewerben des fremden Landes, dessen Messe er besucht, ein zusammenhängendes Bild zu gewinnen, mit führenden Kaufleuten und Fabrikanten dieses Landes und anderer Länder zusammenzutreffen.

Aller Ecken und Enden bietet eine internationale Messe Möglichkeiten, den Boden zu beackern, auf dem wahre Völkerverständigung gedeihen soll. Was dabei das Wichtigste ist, erscheint mir darin beschlossen: Der Vorgang des Sichkennenlernens vollzieht sich ohne jeden künstlichen Antrieb, er entwickelt sich zufällig, von selbst. Wie viele Widerstände, die politisch-diplomatischen Ausgleichsaktionen im Wege

stehen, fallen von selbst. Verbindungen werden geknüpft, denen die Fähigkeit dauernden Bestands innewohnt, eben weil sie aus freiem, wenn man will, natürlichem Entschluß beruhen.

Man kann von einer Kulturarbeit der internationalen Messen sprechen, von der umso nachhaltigere und stärkere Wirkungen ausgehen werden, je bewußter die Messeleitungen sich bemühen, das Gute und Schöne gewerblichen Schaffens in der Schau der Messe in den Vordergrund treten zu lassen. Hier darf an das „Haus Werkbund" erinnert werden, das im Rahmen der „Frankfurter Internationalen Messen" die Schau des Besten beherbergen wird. Mathematisch läßt sich die Behauptung nicht beweisen, daß von einer Veredelung der Gütererzeugung und des Geschmacks auch eine Läuterung der Menschen in der Richtung auf den Gemeinschaftswillen ausgeht, dem Erhaltung des Weltfriedens höchste Aufgabe ist, — trotzdem darf man fest an sie glauben! Mehr: Man muß an diese Wechselwirkung glauben.

Nicht bis in Einzelheiten hinein haarscharf vorgezeichnet ziehen die Wege zum Völkerausgleich, auf die in diesen Zeilen hingewiesen wurde — aber gerade in dem Umstand, daß es sich um das Betreten von Neuland handelt, um das Ebnen von Bahnen, die noch rauh und steinig sind, die gangbar gemacht aber zum ersehnten Ziel führen werden, lohnt es sich, beste Kräfte an das Werk zu setzen.

FRANK FURTER

DAS DIFFUSIONSZENTRUM IN DER RHEIN-MAIN-ECKE

Wer eine Landkarte Europas vornimmt und zwischen den äußersten Polen des Erdteils, soweit er noch als europäisch gelten kann, Verbindungslinien zieht, macht eine Entdeckung. Ob er die Loire-Mündung mit Warschau, ob er Genua mit dem Liim-Fjord, ob er die Orkney-Inseln mit Otranto, oder Gibraltar mit St Petersburg verbindet — genau in der Mitte all dieser Linien findet er immer die gute, alte, deutsche Reichsstadt Frankfurt.

Geographisch genommen hatte der Reichskanzler Hermann Müller also ganz recht, als er im März 1920, gelegentlich des Franzosenmarsches ins Maintal, diese Stadt Frankfurt zum „Herzen Europas" ernannte. Dem Ex-Reisenden der Firma Villeroy and Boch hatte sich die Erinnerung an die Zeit, in der er hier die Fahrpläne studierte, nicht getrübt.

Dennoch würde man wohl etwas zu weit gehen, wenn man versuchte, aus der geographischen Feststellung mehr als Geographie zu machen. Europas Herz, wenn man davon sprechen kann, ist tatsächlich London. Was ist Frankfurt? Europäisch gesehen nur ein Gelenk im Organismus. Deutsch gesehen aber: ein Diffusionszentrum. Am Main diffundieren Nord und Süd des Reiches. Am Rhein diffundieren, — heute mehr als vordem, — Westen und Mitte des Kontinents. Wo beide Linien sich scheiden, ist eigenartig gelockerter Boden. Eine Doppel-Diffusionsphäre. Ein Doppel-Brückenkopf. Genug, um Liebhaber uniformer Eindeutigkeit nervös zu machen. Genug, um Liebhaber komplizierterer Mischungen zu besonderer Betrachtung anzureizen.

Man sehe die Tradition. Fanfaren aus uralter Zeit klingen noch. Hier waren die großen Messen; Händler aus Frankreich, Italien, Böhmen verkehrten hier schon regelmäßig, als anderwärts in Deutschland der brave Durchschnittsbürger kaum die Namen dieser Länder kannte. Hier waren die Kaiserwahlen und alles, was ihnen voranging und folgte; von Weltpolitik war hier in allen Gassen schon ein Hauch zu spüren, als anderwärts hinter den Stadtwällen noch die Welt endete. Hier war, bis in die siebziger Jahre hinein, Deutschlands vornehmstes Finanzzentrum, ein Hauptknotenpunkt internationalen Geldverkehrs: Beziehungen spannten sich hier schon nach allen Enden des Kontinents, als anderwärts in Deutschland ein Brief aus dem Nachbardorf noch Ereignis war. Da ward eine Atmosphäre, die ganz dazu angetan war, Deutschland seinen besten Weltbürger zu schenken. Da ward eine Atmosphäre, die auch in die Gegenwart hinüberwirken mußte.

Man sehe diese Gegenwart.

Weniger als anderwärts sind die Menschen auf einen Generalrenner zu bringen. Noch hat die große Nivelliermaschine „Großstadtbetrieb" nicht die besondere Physiognomie dieser Bevölkerung zerstört. Sie ist im Wesen noch, was sie war: eine Balance zwischen der Behaglichkeit, Breitbeinigkeit, Bürgerlichkeit, die ihr vom Süden her zugesteuert ward, und dem Ehrgeiz, der Spannkraft, der gewissen Rücksichtslosigkeit, die zwar nicht erst anno 66 mit den preußischen Bataillonen in sie eindrangen, die man aber doch wohl als preußisches Element bezeichnen kann. Es ist eine bekömmliche Mischung, die vor Übertreibungen nach dieser wie nach jener Seite bewahrt. Man wird nicht angeschnoddert, ist aber auch davor geschützt an jeder Straßenecke in busenfreundschaftliche Unterhaltungen verwickelt zu werden. Man ist liberal aus innerster Disposition und befehdet sich verhältnismäßig

wenig wegen Fragen, die nicht ganz unmittelbar ins eigne Leben eingreifen. Man glaubt an die Notwendigkeit des Kompromisses und ist darum demokratisch. Man glaubt an Entwicklung und ist deshalb antiratikal. Man ist, kurz gesagt, das, was der Deutsche meist nicht ist: ein Menschenschlag, der mit Gegebenheiten, Möglichkeiten, konträren Stimmungen, mit langen Fristen, Verwicklungen und Rückschlägen, der mit dem Nachbarn und nicht nur mit sich allein rechnet. Man ist ein Grenz-, ein Kreuzungsprodukt.

In gewisser Hinsicht ist da eine Ähnlichkeit mit dem Engländer: mit dem Unterschied allerdings, daß der Engländer sich diesen Teil seiner Artung bewußt anerzog, während sie in der Rhein-Main-Ecke fast zufällig entstand. Aber bei beiden ist die fortgesetzte Berührung mit gegensätzlich Fremdem Ursache des Prozesses gewesen. Und bei beiden wurde das Ergebnis zur Quelle ihrer besten Erfolge. Hier wie dort keine vehementen Fortschritte, wie etwa das tropische Aufblühen Deutschlands insgesamt. Hier wie dort langsames Gedeihen, hier wie dort aber auch Dauerhaftes. Keine Revolution dort, keine Patsche hier. Keine Niederlagen dort, kein Zurücksinken der Entwicklungskurve hier. Und hier wie dort das entschiedene, wenn auch unausgesprochene Gefühl potenzieller Überlegenheit. So wie der Engländer auf den einzigartig gemörtelten Riesenbau seines Reiches, blickt der Frankfurter auf die mindestens relativ einzigartige internationale Dehnung seines Handels. Er sieht seine chemische Industrie an der Spitze marschieren. Er sieht die größten Häuser des Metallhandels bei sich konzentriert. Er fühlt das Fluidum, das von seinen Bankhäusern auch heute noch weit in die Welt hinausgeht. Und er sagt sich, daß man von ihm halten möge, was immer man wolle: er müsse doch ein ganzer Kerl sein.

Er hat ein Recht darauf, das zu denken! Wenngleich er sich klar darüber sein sollte, daß er es weniger sich selbst, als dem Glücke zu verdanken hat, das ihn mitten in die Diffusionszone dreier Kulturen hineinstellte, an denen er sich, seiner selbst unbewußt, bereicherte und abschliff. Aber er hat ein Recht zum Selbstbewußtsein. Denn sehet doch, welches Leben er sich geschaffen, — auch abgesehen von der Blüte seines Handels und der ungewöhnlich spannungslosen sozialen und politischen Atmosphäre, unter der er lebt! Hat er nicht das zweifellos beste Provinztheater Deutschlands, — vielleicht, wenn man von gewissen Berliner Premieren absieht, überhaupt das Beste? Hat er sich nicht ganz aus eigener Kraft seine Hochschule aufgerichtet, im Kampfe mit allen Gewalten, mit allen Geheimräten, mit allen Trott zu Solzen? Hat er nicht mitten im

tiefsten Zusammenbruch seine neue Messe geschaffen, das weitaus gigantischste Werk, das in den letzten Jahren in Deutschland zustande kam und das nur zustande kommen konnte, weil selbst in der Zeit der Streikserien von früher her noch so viel Gemeinschaftsgefühl im letzten Arbeiter war, daß er sich mit fast anachronistischer Hingabe für dieses Unternehmen in die Riemen legte? Das sind Leistungen, die sich sehen lassen können, meine Herren!

Ihr schmäht, wenn Ihr treudeutsch seid, freilich diese Zone sei internationalistisch, pazifistisch, verjudet, versozzt, vermammont und rümpft die Nase. Aber Ihr werdet den Leuten, die da zuhause sind, mit Eurer Charakteristik mehr schmeicheln als wehtun. Sie wollen ja nichts anderes als Bindeglied sein, auch geistig, — Relaisstation, Umschlaghafen, Brückenkopf. Sie wollen Gegensätze nicht austragen, sondern ausgleichen. Sie wollen ganz bewußt den schmiegsamen Geist des Händlers und nicht den militanten des Helden, wie Ihr ihn auffaßt. Sie sind durchdrungen davon, daß auch die Willen, auch die Einstellungen deffundieren müssen.

Fast wie ein Symbol erscheint heute, was diese Stadt mit dem Manne erlebte, der seit drei Jahren nicht mehr deutscher Kaiser ist.

Kurz nach seinem Regierungsantritt kam Wilhelm II. einmal nach Frankfurt, wohnte im Hotel Schwan, — in dem Bismarck und Favre den deutsch-französischen Frieden unterzeichneten, — und trieb dort in den wenigen Tagen seines Aufenthaltes einen Aufwand, der die Stadtverwaltung bewog, die Bezahlung der Rechnung, die ihr schließlich überreicht wurde, zu verweigern. Es entspann sich ein Prozeß, und Wilhelm geriet außer sich. In vertrautem Kreise soll er sich in hemmungslosen Beschimpfungen ergangen haben, und die Oeffentlichkeit sah jedenfalls, daß von diesem Tage an obrigkeitlicherseits alles getan wurde, was Frankfurt schaden konnte. Ein Kampf hub an; neue Eisenbahnlinien wurden planmäßig an Frankfurt vorbeigelegt, planmäßig wurden Nachbarstädte in jeder Hinsicht protegiert, und wenn, nach langen Jahren allerdings erst, ein kaiserlichen Besuch sich dennoch nicht mehr vermeiden ließ, wurde das Nachtquartier demonstrativ stets in die Umgebung verlegt.

Das war Geist vom Geiste der Uniformitätsanbeter, Kampfgeist. Geist, der vermeint, eine Gegebenheit wie diese Stadt im zwiefachen Diffusionszentrum kraft einseitigen Willens ausschalten zu können. Geist, der befehlen und nicht verhandeln will, der von sich zum andern keine Brücken in sich zu schlagen vermag, in dem Dinge und Stim-

mungen nicht diffundieren, sondern hart, wenn auch kaleidoskophaft wechselnd, gegeneinander stehen.

Aber dieser Mann ist gewesen und die Stadt Frankfurt schritt ihres Wegs auch ohne, auch wider ihn, und sie lebt. Und in der großen Halle, die der nationalistischen Veranstaltung, seiner Sängerfeste dienen sollte, einer Veranstaltung, die mithelfen sollte, Helden in seinem Sinne zu erziehen, ist heute Messe, herrscht heute der Händler.

Es ist ein Sieg, — ein bittrer Sieg allerdings — des Diffusions- des Angleichungsgedankens.

RODA RODA

DER AUSFLUG

Unsre Base, Fräulein Wuckereit, studiert in München Kunstgeschichte. Nebenbei hört sie etwas Literatur bei Professor Kutscher, Psychologie bei Becher und Volkswirtschaft (Sinzheimer). Diese Kumulierung von Wissensgebieten macht hie und da ein Ausspannen nötig, einen Ausflug aufs Land.

So begab sich denn Base Wuckereit unlängst, als zwei Feiertage vorfielen, in nahezu alpinistischer Verkleidung nach Kochel.

In Kochel fand unsre Base, dem vorgeschrittenen Sommer zufolge, in keinem Gasthof ein freies Zimmer. Eine mitfühlende Wirtsfrau wies die Wohnungsuchende an das bäuerliche Ehepaar Reibeisel.

In der Tat erklärten sich Reibeisels bereit, der Fremden ein leerstehendes Bett zur Benutzung für eine Nacht einzuräumen — als welches Bett jedoch in jener Kammer stände, wo der Bauer ansonsten sein Pferdegeschirr aufbewahrt.

Kammer und Bett, unter Führung von Vater und Mutter Reibeisel kommissionell besichtigt, erwiesen sich als praktikabel. „Der Jeruch vons Leder", rief Base Wuckereit, „is sogar zücknd". Man einigte sich freihändig auf einen Mietpreis von fünf Mark, die sich auf zehn erhöhen, falls der städtische Gast Wert auf Teilnahme am ländlichen Abendessen der Familie legen sollte.

Rasch war auch hierüber Verständigung erzielt. Base Wuckereit saß, von Rucksack und Loden entlastet, am derben Eßtisch mit Reibeisels und deren erwachsenem Sohn.

Hierzu ist zu bemerken, daß Base Wuckereit — als mickriger, jüngster Zwilling der Gumbinner Wuckereits — von ostpreußischer Körpergröße ist; auch drückt sich ihre Beschäftigung mit Volkswirtschaft

einerseits und Rubens andererseits in beiderseits entwickelter Fülle aus, während Sturm und Drang von ihren Backen leuchten.

Vater und Sohn Reibeisel nahmen von der anwesenden Fremden kaum durch gelegentliches kurzes Aufblicken Kenntnis; Mutter Reibeisel hingegen äußerte in lauten Reden Zweifel und Erstaunen darüber, daß Base Wuckereit den Landausflug ohne jegliche männliche Begleitung unternommen haben sollte.

Im diesbezüglichen Verhör blieb die Base aber hartnäckig, mit nicht geringem Stolz bei der Behauptung ihrer magdlichen Alleinigkeit, wobei sie das naiv-dörfliche Beschwatzen des heiklen Themas mit erschütterndem Gumbinnenser Lachen und vulkanisch-schämischer Rotglut quittierte.

Nach dem frugalen Mahl zog sich die Base in ihre Kammer zurück.

Der Mangel eines inneren Riegels an der primitiven Tür wurde bemerkt, der dadurch ausgelöste, anfangs unangenehme Affekt jedoch alsbald verdrängt durch mit Willen wachgerufene, stark betonte Vorstellung des bieder-ehrbaren Reibeiselschen Ehepaares.

Kurz nach Eintritt der Schlaftrunkenheit hörte Base Wuckereit halb unbewußt ein Knacken an der Kammertür, ohne darüber vollends zu erwachen. Erst ein Ziehen an der Bettdecke brachte heftige reflexive Abwehrbewegungen der Base hervor. — Wie sich bald zeigte, war ein männliches Wesen in die Kammer eingedrungen, das seinem Unwillen über das Benehmen der Base durch die Worte „Blödes Saumensch, blödes" Ausdruck gab.

Sofort setzte das Gumbinnenser Lachen ein — was der Eingedrungene irrtümlich eher als Einladung, seine Bestrebungen fortzusetzen, aufzufassen schien. Die Drohung der Base, sie werde sich durch Stimmaufwand Hilfe zu schaffen suchen, brachte nicht die erhoffte Einschüchterung des nächtlichen Werbers hervor; erst eine deutliche, durch Brachialkraft unterstützte Absage führte zu seinem Rückzug.

Schon nach wenigen Minuten rührte es sich an der Kammertür von neuem.

Diesmal jedoch war es die bäuerliche Wirtin selbst, die, mangelhaft bekleidet, unter höflichen Beteuerungen und Bitten erschien: das Fräulein möchte die Attacke keineswegs übel deuten: sie wäre im Sinn der Gesamtfamilie Reibeisel erfolgt und in der barmherzigen Absicht, dem Fräuln in seiner Verlassenheit eine kleine Feiertagsfreude zu bereiten.

Zu den natürlichen Rechten des reifen Mannes sollte es gehören, den Ort zu wählen, wo er leben will. Wahlheimat! Ich bin durch Europa lang genug gefahren, von Christiania bis Florenz, von Brüssel bis Budapest, um zu wissen, wohin ich gehöre und welche Landschaft zu mir gehört. Viele Städte locken. Kopenhagen vor allem, die Stadt, in der man witzig wird, die Stadt der leuchtenden Abende an der Küste, — Langelinie, bleibe lebendig! — die Stadt, in der arbeitende Frauen vollendete Damen sind.

Dennoch: leben, sich in Arbeit verlieren, kann man nur in Deutschland.

Wo aber in Deutschland seine Heimat wählen? Das Nein meldet sich vor dem Ja. Nicht in der Mark! Eines Tages sprach ich hier mit einem imitierten Altberliner (alle Altberliner sind imitiert!). Ich lobte meinen Wienerwald. „Ach, hören Sie mir damit auf. Kennen wir, Eure Buchen und Birken in Mödling und Baden vergleich ich nicht mit unseren Kiefern. Kunst, aus einem guten Boden aufzuschießen! Aber in unserem kargen Sand zu wurzeln und hinaufzuwachsen, wie unsere braven Kiefern, das ist 'ne Leistung!" — „Ja" erwidere ich, „selbst Eure Bäume müssen schwitzen!"

München? An lenzmilden Märztagen ist es die erste italienische Stadt. München stand in Frage. Wenn es nicht so . . . vegetativ wäre. Man braucht nur eine Münchener Zeitung in die Hand zu nehmen und lau-feuchte, stumpfsinngesättigte, apathische Atmosphäre schlägt Einem entgegen. Ist es das Klima? Ist es das Bier? Ist es die Korpulenz der Leute? Ist es das Kleingewerbe? Haben die Wittelsbacher einschläfernd gewirkt? Machen die vielen Maler, die Stadt so dumm? Und seit die Münchener Wurstigkeit mit Potsdamer Schärfe gewürzt ist, seit die Dummheit aufsässig und preußisch geworden ist, flieh ich von München nach Berlin.

So wähl ich — Frankfurt.

Frankfurt wählt ich schon damals, als ich von Paris kam, vor zwanzig Jahren, vor sieben Jahren. In Frankfurt hat man ein herrliches Zentrumsgefühl. In acht Stunden war man in Paris, in neun Stunden in Berlin, in wenigen Stunden an der Nordsee, in ein paar Stunden in den Schweizer Alpen. Etwas von alledem war in lebensmöglichen, in Friedenszeiten in Frankfurt zu spüren. Ein Hauch von Paris weht in Goethes Stadt. Berge vor der Nase. Geschäftigkeit des Nordens war zu spüren.

Hier wurde gearbeitet und genossen, hier gab's nicht nur Wochentage, wie in Berlin, hier war der Feiertag ein Tag der Feier. Hier raffte man nicht nur zusammen, hier verstand man es auch zu verschwenden. Keine Stadt der Straße, der Öffentlichkeit, der Restaurants. Eine Stadt der Heime. Erinnerung an Frankfurt, das ist mir Erinnerung an gute Hausmusik, Klavierspieler, Geiger, Cellisten, die für sich spielten, ohne Publikum. Seit Wien habe ich nicht Schubert spielen gehört wie in Frankfurt . . .

Eine Stadt mit Traditionen. Eine Stadt mit alteingesessenen Bürgern. Kein Zustrom aus Kattowitz. (Die Kattowitzer geben in Berlin den Ton an!) Eine Stadt mit schönen alten Heimen. (In Berlin haben bestenfalls die Innen-Architekten Geschmack für die Anderen!) Patrizisch und doch nicht erstarrt wie Hamburg. Intelligente Patrizier, wohlwollende Patrizier, so zuversichtlich und mit stillem Selbstvertrauen begabt, daß sie sich's leisten können, demokratisch zu fühlen.

Keine schrillen Töne im öffentlichen Leben. Kein schnarrender Preußenton. Keine schroffe Kommandostimme unter den Industriellen. Nie militärisch frisiert. Hier spielte auch 1913 der Leutnant keine große gesellschaftliche Rolle. Dank dieser Moderiertheit der Patrizier keine Demagogie der Plebejer. Trotz einer ansehnlichen Judenschaft kein wüster Antisemitismus. Während der Revolution kein Pöbelkommunismus. Kein Zufall, daß der Frankfurter Dialekt sanfter, melodischer klingt als die spitze, schnelle, freche Berliner Weis'. Ich verstehe das unverfälschte Frankfortsch nicht, aber das Ohr sagt Ja zu seiner Musik.

Berge vor der Stadt. In einer halben Stunde im Taunus! Von der Hauptwache mit der Straßenbahn nach Homburg. An Wintertagen ziehen Scharen junger Menschen, mit Skiern am Rücken, auf die sanft gewölbten Schneekuppen. Sommerabende an der Bergstraße! Blaugrüne Laubwälder. Jeder Samstag, jeder Sonntag bedeutet Stadtflucht. Keine Stullenpapierkieferwälder. Raum für Alle. Möglichkeiten seligen Alleinseins! Keine Massenrestaurants. Keine Militärmusik. Stundenlanges ungestörtes Wandern über den Kamm!

Eine geistige Stadt. (Keine Maler! Kein Bierzwang! Keine Hoftraditionen! Kein Überwiegen der Kleingewerbetreibenden!)

Eine reizend, erquickend kluge Schauspielerin, die von Wien nach Frankfurt gegangen war, fragte ich: „Fühlen Sie sich wohl?" — „Oh ja", erwiderte sie, „es sind so viele jüdische Rechtsanwälte da." Der Scherz hat tiefere Bedeutung. Frankfurt hat den richtigen Beisatz Judentum. Nicht zu wenig, wahrhaftig nicht, aber auch nicht zu viel. Glückliche

Lage im Westen. Daher nicht der fortwährende Zustrom östlicher, mit Anstrengung immer wieder erst zu assimilierender Juden. Diese Juden im Zuschauerraum, als Zeitungsabonnenten, als Hörer an der Hochschule, wirken als Hefe im Teig. (Nicht zu viel Hefe in den guten Kuchen!) Deshalb ist's ein Vergnügen, im Frankfurter Theater zu sitzen. Dieses Publikum hat feinere Ohren als das Münchnerische und nicht die richterliche Anmaßung der Berliner. Deshalb erscheint hier die beste Zeitung Deutschlands. Deshalb ist die junge Universität nicht ver—roethet!

Ich fühle das Werden des neuen westlichen Zentrums. Der Funke springt nach Darmstadt, nach Mainz, nach Wiesbaden, nach Hanau, nach Mannheim hinüber. Der Sämann, der hier wirkt, kann in weitem Bogen ausstreuen.

JOACHIM RINGELNATZ

DER GLOBUS

„Wo sitzt", so frug der Globus leise
Und naseweis die weise, weiße,
Unübersehbar weite Wand,
„Wo sitzt bei uns wohl der Verstand?"

Die Wand besann sich eine Weile.
Sprach dann: „Bei dir — im Hinterteile!"

Nun dreht seitdem der Globus leise
Sich um und um herum im Kreise —
Als wie am Bratenspieß ein Huhn,
Und wie auch wir das schließlich tun —
Dreht stetig sich und sucht derweil
Sein Hinterteil, sein Hinterteil.

ALBERT FREIHERR VON MARGUTTI

DER SCHICKSALSTAG IN SCHÖNBRUNN (25. JULI 1914)

Ein Adjutant des Kaisers Franz Josef, der Feldmarschalleutnant Albert von Margutti hat seine Erinnerungen herausgegeben. Das interessante Buch eines treuen, doch nicht blinden Dieners, der die Wiener Akteure genau kannte: „Vom alten Kaiser" (Leonhardtverlag, Leipzig, Wien). Es zeigt den greisen Kaiser von Oesterreich als einen korrekten, innerlich unbewegten, fleißigen und ideenlosen Beamten auf dem Throne. Den Krieg hat der 84 jährige Greis nicht gewollt. Aber er ließ sich in ihn hineintölpeln. Margutti nennt die Schuldigen. Vor allem den Grafen Berchthold, den österreichischen Gesandten in Belgrad Herrn von Giesl und schließlich die Akteure im Wiener Ministerium des Äußeren, Graf Hoyos und Herrn von Forgach. Aus der folgenden schlichten und aufregenden Schilderung des Schicksalstages (25. Juli 1914) ersieht der Leser zweierlei: Erstens, daß Berlin über das Ultimatum sehr gut unterrichtet war, zweitens, daß die Kamarilla der Kriegshetzer am Ballplatz dem alten Kaiser die Meldung unterschlagen hat, daß die Serben vierfünftel des Ultimatums angenommen hatten! Auch diese Verbrecher sind dem Weltgericht entronnen!

Am Morgen des 21. Juli 1914 frug mich Graf Paar, Flügeladjudant des Kaisers, ob ich noch immer so pessimistisch dächte. Er betrachte die Lage gewiß für ernst, aber keineswegs so kritisch wie ich, irgendwie müsse doch gegen Serbiens Herausforderung vorgegangen werden.

Ich vermochte nur den Grafen Paar zu fragen, welchen Standpunkt da der Chef des Generalstabes einnehme.

„Soviel ich weiß", erwiderte Paar, „hat General Conrad erklärt, daß sich unsere militärische Lage in den nächsten Jahren nur noch verschlechtern werde."

„Und was sagen unsere Verbündeten dazu?" ergänzte ich des Grafen Ausführungen,

„Die lassen wir vorläufig aus dem Spiel", entgegnete Paar.

„Übrigens ist Deutschland über unsere Absichten unterrichtet und scheint sie vorbehaltlos zu billigen. Und Italien hat uns auch nicht gefragt, als es wegen Tripolis gegen die Türkei vorging".

Dieser Logik beugte ich mich nicht und betonte meine Zweifel über die Annahme des Ultimatums durch Serbien. Doch Graf Paar teilte vollkommen die Anschauung der Wiener leitenden Kreise, daß Belgrad diesmal wegen seiner Mörderpolitik absolut keine Bundesgenossen finden könne und daher auch nicht in die Lage kommen werde sich seinerseits eine Ablehnung zu leisten.

Paar verschloß sich nun doch nicht mehr ganz meinen Einwürfen und setzte sich auch schließlich mit ziemlich viel Energie dafür ein, daß Graf Berchthold die Wohlmeinung eines Ausschusses der Delegationen einholen möge, bevor weitere Schritte veranlaßt würden. Leider blieb allen Bemühungen in dieser Richtung der Erfolg versagt und am Donnerstag, den 23. Juli, früh, erfuhr ich, daß noch am gleichen Tage um 6 Uhr abends in Belgrad das österreichisch-ungarische Ultimatum mit 48 stündiger Beantwortungsfrist überreicht werden würde. — Die Würfel waren also im Fallen!

Dieser Tag und auch der folgende verstrichen ohne besondere Begebenheiten. Eine Antwort aus Belgrad traf am 24. Juli nicht ein und ebenso wenig am Vormittag des Samstag, den 25. Juli.

Serbien ließ sich Zeit; mir war klar, warum, weil es bei seinen Freunden und Gönnern, vor allem bei Rußland Verhaltungsmaßregeln einholte. Die von des Kaisers Umgebung und wohl auch vom Grafen Berchthold erwartete „Lokalisierung des Konfliktes" war also durchaus keine so selbverständliche Sache.

An diesem Tage wurde aus Gmunden der Herzog von Cumberland mit seiner Familie als Gäste an der kaiserlichen Tafel erwartet.

Am Vormittag kam mir vom Kaiser bezüglich des Anzuges der bei der Tafel servierenden Dienerschaft ein von ihm eigenhändig geschriebener Zettel zu. Er lieferte einerseits den Beweis, daß der alte Herrscher selbst an so kritischen Tagen kein Detail seiner Hofhaltung übersah, andererseits konnte ich mich beim Erhalte dieser kaiserlichen Weisung des wohltuenden Eindruckes nicht erwehren, daß der Monarch unmöglich trüben Ahnungen oder dem Gefühle unmittelbar bevorstehender schwerwiegenster Ereignisse Raum gab, wenn er an derart geringfügige Einzelheiten dachte. Dieser Augenblicksauftrag am 25. Juli 1914 gewann also für meine Bewertung entschieden die Bedeutung eines guten Omens.

Kurz nach 2 Uhr nachmittags begab ich mich in die kaiserliche Villa. Gegen ¼3 Uhr waren dort schon alle Personen des Gefolges versammelt und bald erschien auch, aus dem Parke kommend, der Kaiser.

Anstatt, wie sonst immer, gleich in die Halle einzutreten und einzelne der Herren ins Gespräch zu ziehen, blieb der Monarch unter der offenen Einfahrt stehen, grüßte von dort aus nur stumm und flüchtig die Anwesenden und ging dann mit auf den Rücken gekreuzten Händen, raschen Schrittes in der Halleneinfahrt und auf dem Gartenvorplatze fortwährend auf und ab. Man sah nur zu deutlich: der Kaiser befand sich in einer derartigen Unruhe und Aufregung, daß er deren kaum Herr zu werden vermochte.

Erst als die Familie des Herzogs von Cumberland vorfuhr, raffte sich der Kaiser auf, trat mit seiner gewohnten formvollendeten Höflichkeit an die Wagen, hieß seine Gäste willkommen und geleitete sie in den Speisesaal, wohin alles folgte.

Von meinem Tischplatze aus konnte ich während des Mahles den greisen Monarchen aufmerksam beobachten. Es war unschwer zu erkennen, wie vollständig geistesabwesend er dasaß und wie mühsam er sich zusammennehmen mußte, um das Gespräch mit seinem Tafelnachbarn zur Not aufrecht zu erhalten und seinen Hausherrenpflichten einigermaßen zu genügen.

Wie auf Verabredung hin wurde übrigens auch während des ganzen Essens der serbischen Angelegenheit nicht mit einem Worte gedacht.

Nach der Tafel begab man sich für einige Minuten auf die Gartenterrasse vor dem Speisesaal, wo geraucht und vom Kaiser sowie von seinen fürstlichen Gästen ein kurzer Cercle gehalten wurde; schon vor 4 Uhr nachmittags fand jedoch der allgemeine Aufbruch statt.

Ich ging gleich in meine Kanzlei zurück. Auf dem Wege gewahrte ich eine beträchtliche Menschenmenge, welche sich vor dem Eingange in den Villenpark und bis in die Ebenseer Straße hinauf eingefunden hatte. Anfänglich glaubte ich, daß diese Ansammlung dem Besuche aus Gmunden gälte. Als ich mir jedoch den Weg durch die Leute bahnte, wurde ich vielfach mit der Frage bestürmt, ob schon eine Antwort aus Belgrad da sei. Leider mußte ich das verneinen.

In mein Arbeitszimmer angelangt, nahm ich mir vor, dasselbe nicht mehr zu verlassen, ehe ich nicht im Besitze sicherer Auskünfte aus Wien war.

Nach 1/2 6 Uhr abends öffnete sich meine Zimmertür und Graf Berchthold trat mit einem seiner Herren ein. Er grüßte kurz und fragte, ob auch wir bisher aus Belgrad keine Nachricht erhalten hätten. Ich verneinte, wies aber darauf hin, daß mir der Flügeladjudant des

Kriegsministers zugesichert habe, eine jede in Wien eintreffende Botschaft augenblicklich telephonisch an mich weiterzugeben. Ich bot dem Grafen und seinen Begleiter Stühle an, sie nahmen Platz, und Berchthold erklärte, bei mir auf das Weitere warten zu wollen.

Es fehlten jetzt etwa 20 Minuten auf 6 Uhr.

Um 6 Uhr lief in Belgrad die Frist zur Beantwortung des Ultimatum ab.

Der Minister sah auffallend abgespannt und bedrückt aus. Er sprach nahezu nichts mehr. Ich reichte ihm ein eben mit der Post eingelangtes Morgenblatt dieses Tages. Er dankte und bat, daß ich mich durch seine Anwesenheit in meinen Arbeiten nicht im geringsten stören lassen sollte. Er hatte offenbar keine Lust, eine Konversation zu führen.

Die unheimliche Ruhe im Zimmer wurde nur durch den monotonen Pendelschlag meiner Wanduhr belebt, die 3/46, 6 und 1/47 Uhr schlug. Jede dieser Viertelstunden zog sich wie eine Ewigkeit hin.

Nun erhob sich Berchthold, winkte seinem Begleiter und sagte:

„Heute kommt wohl nichts mehr. Machen wir ein paar Schritte im Freien.“ Er reichte mir die Hand: „Falls nach mir verlangt wird — ich bin im Hotel zu treffen.“ Die beiden Herren entfernten sich.

Kaum zehn Minuten später erschallte das Telephon; ich wurde aus Wien dringenst vom Flügeladjutanten des Kriegsministers verlangt.

Jetzt kam die Entscheidung.

Mein Herz schlug mir bis zum Halse herauf, als ich die Telephonmuschel ans Ohr legte, um die Mitteilung entgegenzunehmen:

„Soeben ist nachstehendes aus Semlin über Budapest hierher telephoniert worden: „Unmittelbar vor 6 Uhr wurde unserem Gesandten in Belgrad die serbische Antwortnote auf das Ultimatum überreicht. Der Gesandte hat sie für unannehmbar befunden und unverzüglich mit seinem Personal Belgrad verlassen.“

Auf meine Frage, ob man näheres über die serbische Antwort wisse, wurde mir mit einem kurzen „Nein!“ geantwortet.

Ich brach das Gespräch ab und rief das Hotel Bauer an, in welchem Graf Berchthold wohnte. Dort gab man mir bekannt, daß der Minister noch nicht dahin zurückgekehrt sei.

Was nun tun? Ich überlegte nicht lange. Des Kaisers fieberhafte Erregung beim Mittagsmahle stand mir noch vor Augen. Es erschien mir deshalb selbstverständlich, daß ich sofort zu ihm eilte. Rasch

schrieb ich, wie es meine Gewohnheit war, die paar Worte, welche mir der Flügeladjudant des Kriegsministers telephonisch mitgeteilt hatte auf einem Blatte Papier nieder, lief damit die Treppe hinab und schickte mich eben an, mich durch die noch immer vor dem Tore des Villenparkes harrende Menschenmenge durchzudrängen, als ich ein Automobil erblickte. Ich forderte den mir vollständig fremden Chauffeur auf, mich sofort zur Kaiservilla zu fahren. Der Ton, in welchem ich mein Begehren stellte, schloß offenbar jede Entgegnung aus; der anfänglich verdutzt dreinschauende Chauffeur gehorchte ohne Widerspruch.

Im Nu war ich vor der kaiserlichen Villa. Der diensthabende Kammerdiener meldete mich gleich beim Monarchen an, und ich trat in dessen Schreibzimmer ein.

Fragenden Blickes kam mir der Kaiser entgegen. Ich meldete, was ich soeben aus Wien erfahren. Mit fest auf mich gerichteten Augen und starrer Miene hörte mich der Kaiser an. Dann sagte er mit einer umflorten, gedrosselten Stimme, die sich kaum durch die Kehle durchzukämpfen vermochte und die mir bei ihm ganz ungewohnt war:

„Also doch!"

Ich reichte dem Kaiser das Blatt Papier, auf welches ich die Hiobspost niedergeschrieben hatte. Der Kaiser nahm es, wandte sich müden, schwankenden Schrittes zu seinem Schreibtische, ließ sich schwer in den Sessel fallen und griff nach dem auf der Schreibunterlage liegenden Augenglas. Seine Hände zitterten dabei so heftig, daß es ihm nicht sobald gelang, seine Brille zu befestigen. Nachdem dies endlich geschehen, überlas er langsam, was er von mir bereits mündlich erfahren hatte.

Hierauf legte er das Blatt vor sich hin und verharrte lange still, in Gedanken versunken. Auf einmal machte er dann eine wahrscheinlich unwillkürliche, ausholende, wie abwehrende Armbewegung. Dabei stieß er mit den Ringen der rechten Hand an eine Glasschale, in der Bleistifte und Federstiele lagen. Das gab unvermittelt einen schrillen, harten Mißton. Der Kaiser zuckte zusammen und ich auch. Es hört sich vielleicht gesucht an, aber jener Klang, der die Ruhe des Augenblicks unterbrach und sich vernehmen ließ, als ob etwas zerschlagen oder zersprungen wäre, bleibt mir unvergeßlich.

Nunmehr überlas der Kaiser noch einmal das Blatt mit der Belgrader Nachricht, um schließlich, wie im Selbstgespräche, aber laut und vernehmlich zu sagen: „Nun, der Abbruch der diplomatischen

Beziehungen bedeutet noch immer nicht den Konflikt."

Also selbst in dieser Stunde war der Kaiser unleugbar von der Hoffnung beseelt, daß der Krieg doch zu vermeiden sein würde. Das gab ihm seine Ruhe einigermaßen wieder, denn, als er die Brille ablegte, zitterten seine Hände weit weniger als zuvor. Das beobachtete ich ganz genau.

Abermals folgte eine atemlose Stille, die mir endlos vorkam, obwohl sie kaum eine Minute gedauert haben mochte. Dann erhob sich der Herrscher von seinem Sitz und befahl in einem barschen, ihm sonst vollständig fremden Tone:

„Der Minister des Äußeren soll sofort zu mir kommen — sofort!"

VON L. ANDRO.

GOETHES WASCHSCHÜSSEL.

Ich weiß nicht, ob schon über sie geschrieben worden ist. Dennoch ist sie wichtig für das deutsche Volk. Weil nämlich kein Snob Goethes ergreifend schlichtes Schlafzimmer besichtigen kann, ohne über diese Waschschüssel die Nase zu rümpfen und zu sagen: „Nein aber so winzig . . .!"

Und glaubt viel mehr zu sein als Goethe, weil er eine große daheim hat.

*

Viele Kirchen stehen nicht in Weimar. Aber an einer bergauf führenden Straße eine Tafel: „Schonet die Tiere."

*

An Schillers Hause steht geschrieben: Feuermeldestelle. Das war es wohl schon damals . . .

*

Wandert man durch die Parks in und um Weimar, so wundert man sich nicht mehr, daß Goethe seinen Schäfer- und Singspielen verhältnismäßig viel Zeit zuwandte. Sie erhalten sofort ihre richtige Bedeutung, wenn man bedenkt, daß die Natur die Hauptsache dabei war. Diese wundervollen Bäume, die weiten Wiesen waren die Hauptakteure. Die Ilm rauschte dazu und Goethes Worte wollten nichts weiter sein als eine bescheidene Begleitmusik.

*

Es war die Tat eines Genies, daß Frau von Stein rechtzeitig ihre Briefe an Goethe vernichtete. Wären sie uns erhalten, sie erschiene uns vermutlich nur als eine leidlich gescheite Hofdame. Nun aber sehen wir sie allein durch Goethes Augen und diese Frau von vierzig Jahren wird selbst zu einer unsterblichen Dichtergestalt.

10. September. Hugo Stinnes hat schon seinen Leibhistoriographen. Ein junger Volkswirtschaftler hat im Wielandverlag in München eine Monographie „Hugo Stinnes" erscheinen lassen. Der junge Verfasser verbirgt schamhaft seinen Namen, er schreibt unter dem etwas scherzhaften Pseudonym Hermann Brinckmayer.

Stinnes ist ein Arbeitsnarr, das erzählen alle, die ihn kennen. Zu anderm Genuß als zu Geschäften so ziemlich unfähig, ein bis zur zweiten Nachtstunde besessener Kaufmann. Keine harmonisch heitere, gelassene Persönlichkeit, sondern ein überreizter, gespenstisch blasser Mann. Rastlos durch Deutschland, durch Europa getrieben. Immer von seinen fixen Ideen verfolgt und beengt. Natur, Musik, Frauen, Kunst — was ist das? Das Telefon ist wichtiger. Was treibt den Mann zu dieser Arbeitsraserei? Wie rechtfertigt er sein armes Dasein vor sich selbst?

Dr. Brinckmayer erzählt: Vor nicht langer Zeit ging ein Arbeiterführer nach einer anstrengenden Sitzung mit Stinnes nach Hause. Im Gespräch fragte er ihn: „Sagen Sie doch mal, Herr Stinnes, für was schuften und quälen Sie sich eigentlich so?" Stinnes sah ihn mit seinem merkwürdigen Augenaufschlag an und sagte: „Für meine Kinder."

Es gibt keine Antwort, die den geistigen Bankerott des Stinnes-Systems knapper und klarer ausdrückt. Man braucht nur an Stelle des Namen Stinnes den Namen Thyssen oder Bleichröder zu setzen, um das beschämend Ungenügende dieser Antwort zu erkennen. Die Antwort zeugt von einem Mangel an Erinnerung. Am Ende ist auch Stinnes' Leben nicht deshalb lustvoll gewesen, weil er so und so viel tausend Mark am Tage ausgeben konnte, sondern weil er als wirtschaftlicher Denker und Konstrukteur geschaffen hat. Das Bauen war beglückend! Eben dies verhindert er, indem er seinen Söhnen den fertigen gar nicht mehr zu überblickenden Riesenbau hinterläßt — im Grunde nur zu dem gesunden Zwecke, ihn wieder zu demolieren. Der Sozialist ist im Recht, wenn er fordert, daß ein Gesellschaftszustand geschaffen werde, in dem ein Stinnes auf die Grundfrage nach dem Sinn seiner Arbeit eine befriedigende Antwort geben könne, nicht diese armselig-konventionelle Verlegenheitsphrase. Doch ehrt es Stinnes, daß er dem Arbeiterführer nicht mit einer Antwort gekommen ist, wie sie dem Abgeordneten der Deutschen Volkspartei eigentlich geziemte. Er hätte sich in die Brust werfen und sagen können: „Für das deutsche Volk". Es ehrt den Milliardär, daß er diese Antwort nicht über die Lippen brachte!

TONI KELLEN

ADELE SPITZEDER UND DIE DACHAUER BANKEN

Krach der Wettkonzerne bringt die Erinnerungen an ähnliche Schwindelunternehmungen, die auf der immer wieder unterschätzten Massendummheit aufgebaut sind. Die Banken der Rosa Spitzeder haben vor fünfzig Jahren das gleiche Schicksal gehabt wie heute die Unternehmungen des Max Klante.

Adele Spitzeder war ein Theaterkind. Schon ihr Großvater war Schauspieler gewesen. Ihr Vater war einer der besten Baßbuffosänger in Wien und Berlin. In zweiter Ehe war er verheiratet mit Betty Vio, der Tochter des italienischen Baßisten Franzesco Vio, die ebenfalls schon früh zur Bühne gekommen war. In Wien hatte sie Protektion bei reichen Gönnern gefunden, Fürst Dietrichstein hatte sie ausbilden lassen, Adele ist vielleicht die uneheliche Tochter ihrer Mutter und eines wohlhabenden Freundes gewesen.

Sie war 1832 in Berlin geboren und debütierte 1856 in Koburg als Deborah und als Maria Stuart. Später war sie in Mannheim, München, Brünn, Nürnberg und Frankfurt a. M. tätig. Nachdem sie sich in Zürich als Sängerin versucht hatte, ging sie nach Karlsruhe und später nach Altona. Es war also das übliche Wanderleben einer mittelmäßigen Schauspielerin. Ihr Talent scheint nämlich nicht sehr bedeutend gewesen zu sein, wenn auch Laube sich wiederholt anerkennend darüber geäußert hat. Zuletzt gehörte sie den Münchener Vorstadt-Theatern an.

Sie führte ein galantes Leben. In einer ihr gewidmeten Broschüre schreibt Reinhold Vonkirch schon 1872: Adele Spitzeder scheint auch mit Amor, dem lieblichen Knaben, geäugelt zu haben; wenigstens nennen die Annalen von Wiesbaden eine Adele Spitzeder aus München, die vor einigen Jahren in der Schar jener weiß oder rot angestrichenen durchdringend duftenden Vögel gesehen worden sei. Ja, wie man weiß, in den Spielsälen umherflattern und schwirren und so zahm sind, daß sie sich mit der Hand greifen lassen. Und mehr als ein Vogelsteller soll am Ende wehmütig gezwitschert haben:

„Du hast mich zu Grunde gerichtet,
Adele, was willst du noch mehr?"

Schon als Schauspielerin befaßte die Spitzeder sich mit allerlei Geldgeschäften und zwar hauptsächlich mit der Vermittelung von Dar-

leben. Sie kannte zahlreiche leichtlebige Herren, mit deren Zahlungsfähigkeit es nicht besonders gut bestellt war und die deshalb gern 40, 60, 80, ja 100 Prozent Zinsen für ein Darlehen bezahlten. Andererseits erwartete sie, daß es genug Leute gibt, die gern solche Prozente einnehmen, aber durch ein gewisses Schamgefühl abgehalten werden, mit solchen Kunden unmittelbar zu verkehren. Hier schob sich die Spitzeder als Vermittlerin ein, und ihre Geldgeschäfte scheinen in ihr die Idee zu der später von ihr errichteten Dachauer Bank geweckt zu haben. Die Darlehensgeschäfte allein hätten aber nicht einen so großen Umfang annehmen können, wie sie es bei ihrer Bank erreichte. Sie legte vielmehr den Hauptwert darauf, das Geld all jener Leute an sich zu ziehen, die auf hohe Zinsen spekulierten. War das Geschäft einmal im Gange, so lag für eine geriebene Person, wie es die Spitzeder zweifelsohne eine war, der Gedanke nahe, die Wucherprozente aus den angebotenen und einlaufenden Kapitalien zu bezahlen und dadurch den Strom derselben in ihre Kasse zu lenken. Die brauchte ja nur durch irgend einen Strohmann einen Wechsel acceptieren zu lassen und dem Käufer desselben einen Teil seines eigenen Geldes als Zins zu bezahlen. Kam der Verfalltag, so wurde der Prolongationszins oder nötigenfalls der Betrag des Kapitals selbst aus neuen Einlagen bestritten. Sobald dieser Schritt einmal getan, war die Dachauer Bank im kleinen fertig.

Die Zeit war damals für solche Geschäfte günstig. Die französischen Milliarden hatten sich nach Deutschland ergossen und die Gründertätigkeit befruchtet. Man lebte in einem Spekulationstaumel, und jeder wollte möglichst schnell reich werden. Nun verbreitete sich in München unter der Hand das Gerücht, die Adele Spitzeder zahle die höchsten Prozente, einzelne versicherten aus eigener Erfahrung, daß sie für 100 fl. monatlich 10 Prozent erhalten hätten, und außerdem sei das Kapital sicher angelegt, denn sie hätten es versuchsweise zurückgezogen und prompt ausbezahlt bekommen. Die Sache sei auch ganz natürlich, denn während die Spitzeder 10 Prozent zahle, verlange sie von ihren Schuldnern 15 bis 18 Prozent, so daß sie selbst immer noch ein gutes Geschäft mache. Außerdem wurde herumgeflüstert, dieser oder jener Herzog oder Prinz in Bayern habe der Spitzeder 100,000 Taler oder noch mehr anvertraut, damit sie den Juden Konkurrenz mache. Überhaupt habe sie so hoch hinaufreichende Verbindungen, daß sie gar nicht zu ruinieren sei.

So war es der Spitzeder möglich, 1871 eine eigene Bank in der Dachauer Straße zu gründen, und darnach wurde ihr Unternehmen die

Dachauer Bank genannt. Der Name hatte aber auch noch einen anderen Sinn: Die Dachauer Bauern waren nämlich ihre ersten auswärtigen Kunden. Und das kam so: Die Spitzeder sah wohl ein, daß wenn sie einmal die in München verfügbaren Kapitalien aufgesaugt hätte, sie gar nicht mehr in der Lage wäre, jährlich 120 Prozent Zinsen zu bezahlen. Sie mußte deshalb darauf bedacht sein, ihren Betrieb auswärts zu erweitern, um immer neue Kapitalien anzuziehen. Dazu mußte sie die bayrischen Bauern für sich zu gewinnen suchen, und da diese katholisch sind, gab sie sich als besonders fromme Dame aus, obwohl sie gerade das Gegenteil einer solchen war. Sie trug um den Hals ein großes Kreuz aus massivem Golde, ging eifrig in die Kirche und nahm an allen religiösen Feiern teil. Den Geistlichen, die Geld brauchten, gab sie Darlehen zu billigsten Zinsen, schenkte den Kirchen und den frommen Vereinen Geld für ihre Bedürfnisse, und so kam sie bei den Bauern in den besten Ruf. Zuerst bearbeitete sie die Gegend von Dachau, einem einige Stunden von München entfernten Landstädtchen. Die Bauern gewannen ein solches Zutrauen zu der frommen Adele Spitzeder, daß sie willig ihr Geld nach München trugen, wo sie 120 Prozent Zinsen dafür erhielten.

Die schlaue Adele wußte sich auch die Presse dienstbar zu machen. Obschon München damals schon eine Stadt von 170.000 Einwohnern war, gab es dort wohl keine bedeutende Zeitung. Die katholischen Blätter, das „Bayrische Vaterland", der „Volksbote" und der „Bayrische Kurier" waren so kurzsichtig, für die Dachauer Bank zu arbeiten, aber auch die nichtkatholischen Blätter wie der „Süddeutsche Telegraph", der „Freie Landbote" und das „Extrablatt" öffneten ihr ihre Spalten, denn Spitzeder verlangte nichts umsonst. Vielleicht noch schlimmer war es bei den Lokalblättchen, die zumeist von Leuten von sehr geringer Bildung und sehr fragwürdiger Zuverlässigkeit hergestellt wurden.

Das Geschäftsverfahren der Dachauer Bank war sehr einfach. Für jede Kapitaleinlage stellte sie einen Wechsel mit der Klausel „nicht an Ordre" aus, der also nicht in Umlauf gesetzt werden konnte, und am Verfalltag in den meisten Fällen nicht zur Zahlung, sondern zur Verlängerung präsentiert wurde. Durch diese Vorsichtsmaßregel schützte sich die Spitzeder vor einer plötzlichen Überrumpelung und den massenhaften Andrang solcher Wechselinhaber, die nicht an die Solidität des Geschäftes glaubten und deshalb den Betrag der Wechsel hätten erheben können, um ihn nicht wieder einzulegen. Um andererseits im

Falle eines Zusammenbruches ihren guten Glauben nachweisen zu können, gewährte sie einzelnen Herren mit vornehmen Namen, aber von sehr geringer Kreditwürdigkeit Darlehen, für die sie Schuldscheine mit außerordentlich hohen Beträgen ausstellen mußten.

Auf diese Weise glaubte die Adele Spitzeder gegen jede Gefahr gesichert zu sein. Das Publikum war übrigens so vertrauensselig, daß sie sich selbst darüber wunderte. Nicht bloß Bauern, sondern auch Arbeiter und Dienstboten leerten ihre Sparkasse, um ihr Geld nach München zu bringen. Ja, es gab Bauern, die ihre Höfe verkauften oder mit hohen Hypotheken belasteten, um der Dachauer Bank ihr Geld anzuvertrauen. Mit einem Kapital von 1000 fl. konnte man sich ja eine Jahresrente von 1200 fl. verschaffen und damit konnte damals eine Familie in München und noch mehr auf dem platten Lande ganz gut leben. Im Laufe von zwei Jahren brachten etwa 30,000 Kunden der Adele Spitzeder 8½ Million Gulden. Das Geld ging so massenhaft ein, daß die Spitzeder in ihrem Geschäftszimmer eine hölzerne Rutschbahn anbringen ließ, auf der das Gold, das Silber und Banknoten wie Kartoffeln in den Keller hinabgelassen wurden. Das imponierte natürlich den Bauern. Das Geld blieb aber nicht im Keller liegen, denn die Adele Spitzeder kaufte sich in München 16 Häuser, ferner auf dem Lande Villen, Felder und Wälder. Sie legte sich eine Gemäldesammlung zu, protzte mit Diamanten und Kostbarkeiten, hielt sich Equipagen und schöne Pferde, sowie zahlreiche Livree-Bediente.

Um ihren glänzenden Erfolg wurde sie vielfach beneidet, und so entstanden ihr bald allerlei Konkurrenten, die auf derselben Grundlage Banken errichteten. Eine Pauline Dosch z. B. nahm in wenigen Wochen 300,000 fl. ein. Als Gründer anderer Dachauer Banken erwähnt Reinhold Vonkirch einen gewissen Herb, einen Grafen Holnstein und eine Wally Fischer. Die Behörden sahen dem Treiben lange tatenlos zu. Erst als sich die öffentlichen Sparkassen immer mehr leerten und der Schwindel geradezu zu einer nationaler Kalamität geworden war, sah sich die Regierung Ende 1872 veranlaßt einzuschreiten. Zuerst erließ sie eine Warnung in einem Erlaß, in dem sie auf den bevorstehenden Zusammenbruch der Dachauer Banken hinwies. Merkwürdigerweise verteidigten einige Zeitungen die Spitzeder, indem sie erklärten, diese sei vollständig solvent, habe bis zur Stunde ihre Wechsel eingelöst, besitze an Mobilien und Immobilien so und so viel usw. Dr. Sigl behauptete in seinem „Bayrischen Vaterland", alle Angriffe gegen die Spitzeder

seien Ausflüsse des Neides der Juden, Freimaurer und Preußen, die dieser Dame ihren Verdienst nicht gönnten und die nicht leiden wollten, daß auch die kleinen Leute einmal hohe Prozente verdienten. Hierauf antwortete die Regierung mit einem zweiten Erlaß, in dem sie vor allen Dachauer Banken, welche Namen sie auch führen mochten, warnte, da die auf dem schwindelhaften Grundsatz beruhten, die Zinsen mit den einlaufenden Kapitalien zu bezahlen. Man muß sich nur wundern, daß die Regierung nicht früher einschritt, da ihr dieses bekannt war. Jetzt erst sahen sich einzelne Wechselgläubiger veranlaßt, auf eine Untersuchung des Vermögens der Spitzeder zu dringen. So mußten sich die Gerichte damit befassen, und die Vermögensuntersuchung lieferte solche Ergebnisse, daß man die Spitzeder vorläufig in Zivilhaft nehmen mußte. Schon nach wenigen Tagen wurde diese in Kriminalarrest wegen betrügerischen Bankerotts umgewandelt, weil sich eine große Überschuldung herausgestellt hatte. Daran konnte auch die Tatsache nichts ändern, daß Dr. Sigl mit einer Revolution drohte, wenn „die Juden, Freimaurer und Preußen" es wagen sollten, gegen Adele Spitzeder, die Wohltäterin des Volkes, einzuschreiten, und daß er versuchte, die Landleute von der Anmeldung ihrer Forderungen abzuhalten, um den Nachweis der Überschuldung unmöglich zu machen. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß in der Bank noch 70.000 fl. vorhanden waren. Außerdem fand man an den verschiedensten Stellen Geld, so z. B. 1000 fl. in einem Ofenloch, die jedenfalls von einem betrügerischen Bedienten dort versteckt worden waren. Die ganze Buchführung der Bank war nämlich so unordentlich, daß Veruntreuungen der Angestellten eigentlich selbstverständlich scheinen mußten!

Am 20. Juli 1873 wurde Adele Spitzeder wegen betrügerischen Bankerotts zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt. Auch einige Konkurrenzbanken waren geschlossen worden, und ihre Gründer erhielten ebenfalls Zuchthausstrafen.

Die Mutter der Adele Spitzeder war in Berlin die Nachfolgerin der Henriette Sontag gewesen. Später hatte sie in Graz ein zweites Mal geheiratet und war zuletzt in Wien noch am Theater tätig. Sie hatte noch den glanzvollen Aufstieg ihrer Tochter erlebt da sie erst 1872 starb. Adele selbst verbüßte ihre Strafe und blieb in München wohnen, trotz der schmerzlichen Erinnerungen, die sie mit dieser Stadt verknüpften. Dort starb sie am 28. Oktober 1895 im Alter von 63 Jahren.

AUS DEM TAGEBUCH

WIENER TÖNE

Am Donnerstag, den 8. September 1921 war die Situation für Österreich bedrohlich. Zwar meldeten die Wiener Abendblätter: „Mattersdorf noch in unserem Besitz", aber der Kirchschlager Überfall von ein paar Tausend bewaffneten Ungarn in Uniform oder Zivil war nur mit Mühe abgewiesen worden, niemand wußte, ob er sich nicht dort oder an einer anderen Stelle der Grenze wiederholen werde. Das Bundesheer hatte Verluste an Toten und Verwundeten erlitten. Städte und Dörfer Niederösterreichs und Steiermarks füllten sich mit flüchtigen deutschen Bauern und Arbeitern aus Westungarn, die den Tod für ihre anschlußfreundliche Gesinnung zu erleiden fürchteten. Unsere Gendarmen, nach dem sonderbaren Verlangen der Ententegenerale als Feldwachen, Vorposten und Patrouillen verwendet, saßen in kleinen Häufchen, schlaflos, im Burgenland herum, jederzeit der Überwältigung durch feindliche Übermacht, des Todes oder grausamer Gefangenschaft gewärtig. Die Arbeiter in Wiener-Neustadt, mehr in sozialer als in nationaler Entrüstung, meldeten sich in Scharen zur Aufstellung von Arbeiterwehren. Die Entente machtlos, half uns nicht. Die kleine Entente, durch italienische Eifersucht gefesselt, konnte sich nicht rühren. Die Regierung der Republik hielt sich still, eine andere Politik konnte ihr niemand raten. Dabei war das, was da vor sich ging, Krieg, oder doch dem Krieg so ähnlich, daß nur der Name fehlte. Patrouillen, Schwarmlinien, Maschinengewehrgeknatter, Feuerüberfälle, Flüchtlingszüge auf den Landstraßen — was sonst ist Krieg? Und Krieg gegen wen? Nun wer anders als die Ungarn, darf, wenn überhaupt jemand, auf den Namen Erbfeind Anspruch erheben? Jahrhunderte des „indivisibiliter ac inseparabiliter", Jahrzehnte Ausgleichverhandlungen, viereinhalb Jahre Aushungerung sind nicht so bald vergessen.

Am Donnerstag, den 8. September 1921, abends pünktlich sieben Uhr begann auf einer Wiener Bühne die Aufführung von Lia Lyon, dem mißlungenen Drama des ungarischen Dichters Alexander Brody. Es war ein ausgesprochener Durchfall. Nämlich der Meinung der Kritiker und der weiteren Wirkung auf das Publikum nach. Nicht aber nach der Äußerung der Premièrenzuschauer. Starker Beifall nach zwei Akten und ein Sturm von Hervorrufen nach dem dritten und letzten. Das wenig umfangreiche Theater war zur guten Hälfte von Magyaren gefüllt. Ich glaube nicht, daß sie das Stück ihres Landmannes überschätzen. Aber sie brachten Brody Sehandor, den sie lieben, eine nationale Ovation. Die Wiener, die anwesend waren, klatschten zwar nicht und riefen nicht Bravo. Aber sie verließen ruhig und gesittet das Haus.

Es ist keineswegs Tadel, was ich ausspreche. Aber ich stelle fest, daß es in Europa keine Stadt, geschweige denn eine Hauptstadt, gibt, wo solches möglich wäre. Ich behaupte, daß in Paris, Warschau, Budapest, München oder Prag an einem solchen Theaterabend Blut geflossen wäre. Und in Berlin hätte es mindestens Keile

gegeben, aber ordentliche. D. h. wenn irgendwo eine vorsorgliche Polizei eine solche Aufführung zugelassen, ein überlegungsfähiger Direktor sie gewagt hätte. Wer widerspricht solcher Feststellung?

Wien hat mit der internationalen Messe reichlich zu tun. Es ist jetzt wirklich eine Fremdenstadt. Sonst aber besteht seine Internationalität wesentlich darin, daß auf dem Graben und in der Kärntnerstraße, in Kaffeehäusern und vor der Börse ungarisch gesprochen wird. Das geschieht auch jetzt und nicht leise, denn leise wird ungarisch überhaupt nicht gesprochen. Aber es ist in diesen Wochen — und wie diese Wochen aussehen, habe ich oben beschrieben — keinem Ungar ein Haar gekrümmt worden.

Ein Volkssängerpaar singt beim Heurigen. Ein leicht betrunkener Gast haranguiert sie, worauf der Sänger ruft: „Gehns weg, oder ich geb' Ihnen ein Stück Westungarn". Wie weit ist Mattersdorf, ist Kirchschlag von der Heurigensschenke entfernt? Nicht so weit wie Breslau von Kattowitz. (Was wäre in Breslau geschehen, wenn einer so von Oberschlesien gesprochen hätte?) Wann war das feierliche Begräbnis der gefallenen Gendarmen und Wehrmänner? Gestern. Und was geschieht dem taktlosen Volkssänger? Nun, nichts, man singt und trinkt weiter.

Beileibe nicht will ich diese Stadt tadeln, die ich liebe. Sie kann auch Temperament haben. Streiks erregen sie. Und Karl der Plötzliche dürfte hier nicht plötzlich auftauchen. Die Arbeiter würden aus Favoriten und Ottakring beschleunigt herbeieilen und ihn jagen. Sicherlich will ich nicht tadeln, ich stelle fest.

Ich stelle fest, daß diese Stadt, in der von neun Zehnteln des Volks deutsch, nur von einem tschechisch gesprochen wird, die Völkerstadt ist. Sie war so lange die Hauptstadt des Völkerreichs. Wer will sagen, wer sie gebaut hat? Außer Deutschen sicher auch Slowaken, Slowenen, Magyaren und viele andere. Das Fremde ist dem Wiener reizvoll, ausgenommen vielleicht nur das Magyarische, das er über Genüge kennt. Aber konfinierte Franzosen, Engländer, Russen konnten auch im Krieg hier in Frieden leben.

Ich diese Stadt tadeln? Aber ich denke nicht daran. Ich träume von dem geeinigten Europa. Ein engeres Nationalgefühl halte ich nicht für zeitgemäß. Ich glaube, diese Einigung Europas wird sein, oder Europa wird nicht sein. Und die europäische Hauptstadt wird Wien sein. Es hat den Befähigungsnachweis erbracht. Wo soll der zukünftige Oberste Rat einst tagen? Wo sollen vor dem obersten Staatsgerichtshof Europas National-Advokaten plaidieren, ohne für Leib und Leben fürchten zu müssen? Wo, wenn nicht in Wien? Wo kann ein europäischer Mensch von heute leben, ohne täglichen Kummer von der Straße mitzubringen? Nur in Wien.

Rudolf Olden.

JOSEF FILSER AN LEO SLEZAK

Leo Slezak ist nicht nur ein Sänger, sondern auch Schriftsteller (wie seine demnächst bei Rowohlt erscheinenden Erinnerungen zeigen werden, ein sehr lustiger Schriftsteller.) Nicht nur Schriftsteller, sondern auch einer der gewaltigsten Männer Europas. Er mißt 184 cm in der Länge, 123 cm Leibesumfang und wiegt im Friedenszustand 296 Pfund. (Garantie für die Ziffern wird nicht geleistet.) Er war mit Ludwig Thoma sehr befreundet. Thoma bewunderte ihn, nicht nur allein den Sänger, nicht nur den Schriftsteller, sondern die ganze Masse Leo Slezak. In einem mit Gefühl geschriebenen Nachruf, den Leo Slezak dem eben verstorbenen Freunde widmet, druckt er auch einen Brief ab, den Ludwig Thoma zur Einweihung des Slezakschen Landhauses am

Tegernsee geschrieben hat. Es ist einer der lustigsten Briefe, die Josef Filser verfaßt hat:

Egern am 16. Augusd 1911.

An hern läo Schläsack dahier!

Mein liber freind, indem das ich jez disses Hauß kehne lobhe ich es und bald es auch ein wäning klein ist dadurch das sie inen ieren Gobf iberahl anränen machdes nichz, indem das sie mit dem Gobf nicht arbeiden missen sontern blos siengen und eine beile auf dem Kiern scheniert ienen in singen nicht.

Mein lieber freind, dadurch das ich auch ienen gesähen hawe, mus ich schon sahgen, das ich noch nichdso fil Fleusch bemerkt hawe als wie bei ienen und ist fir ienen schon gud das mir keine Menschenpfreser nichd hawen sonzt klaube ich nichd, das mahn ienen herum laufen last, sondern fahng in und sälchen. Disses ist ein glick fir ienen und mechten si auch noch ville jare in dissem Hausse läben und bewuhndert von ahle leiten, wo sich auf das siengen auskehnen und von ahle leite, wo sich auf das Fleusch auskehnen. Disses winscht ier liber freind

Josef Filser

„bosdschgibdumm"

Wie viel wiegen sie? Ich hab gschätzt auf drei Zäntner läbend Gewichd.

MÜNCHEN

Der offizielle Gutachter der Münchner Staatsanwaltschaft in Sachen der Schönen Literatur schreibt nach seitenlangem Geschimpfe über Bandello dieses: „Ich werde alles tun, die deutsche Jugend so zu erziehen, daß sie auf Roman- und Tragödienmotivsammlungen dieser Art verzichtet und daß sie, wenn ein Konsumentenstreik und die gesetzlichen Einschränkungsmittel nicht genügen, sich dieses Drecks gewaltsam erwehrt." Der offizielle Zensor heißt Ludwig Kemmer und ist Professor am Münchner Ludwigsgymnasium. Am besten, der Münchner Kunsterzieher versieht seine Schüler mit scharf geschliffenen Taschenfeiteln und gut bayrischen Stichmessern gegen diese Dreckliteraturen vom Schlage des Matteo Bandello, der sogar einen Shakespeare angesteckt hat.

ANEKDOTEN

DIE BÜSTE DER LUCIE HÖFLICH.

Werner Krauss und Eugen Klöpfer tranken nach einer Probe einige Flaschen Wein, fuhren in einer Droschke zurück zum Deutschen Theater, begaben sich ins Foyer und hoben dort die lebensgroße Marmorbüste der Höflich von ihrem Sockel. Klöpfer nahm das Marmorbild in seinen Arm, hüllte den Mantel darum und die beiden schritten durch einen Seitenausgang in Freie. Sie fuhren in der Droschke, die Büste der Höflich zwischen sich, in die Siegesallee, ließen sich dort photographieren und hielten schließlich vor Barnovskys Wohnung am Königsplatz. Als die Wirt-

schafterin öffnete, wurde durch das Gepolter Barnovsky aus seinem Mittagsschlaf geweckt; er ließ die beiden Mimen ein, die ihm klarmachten, sie brächten ihm hier, da er trotz aller Bemühungen die leibhaftige Höflich nicht für sein Theater gewinnen könne, wenigstens eine Marmorbüste der Verehrten, und baten ihn, als Zeichen ihrer Hochschätzung das Geschenk anzunehmen. Barnovsky willigte zögernd ein, aber erst, nachdem er mißtrauisch gefragt hatte (es war kurz nach dem Attentat auf die Siegessäule), ob die Büste nicht mit Dynamit gefüllt sei und plötzlich explodieren könne. Als Belohnung für den schwierigen Transport baten die beiden um eine Flasche Cognak, die gleich ausgetrunken wurde. Die Büste der Höflich wurde im Schlafzimmer Barnovskys aufgestellt.

Die geheimnisvolle Büste wurde Barnovsky von Tag zu Tag unheimlicher und schließlich rief er im Deutschen Theater, wo niemand das Verschwinden des Standbilds bemerkt hatte, den Verwaltungsdirektor an und erzählte: „Denken Sie mal, wie beliebt ich doch unter den Schauspielern bin. Kommen da neulich Krauss und Klöpfer zu mir, und bringen mir eine wunderschöne Marmorbüste der Höflich zum Geschenk. Und wie sinnig: Der gute Klöpfer hat sogar am Sockel der Büste noch seine Initialen E. K. eingravieren lassen." (Der Bildhauer heißt nämlich Ernst Kroner). Da aber der Verwaltungsdirektor des Deutschen Theaters meinte, daß diese Leute zu allem fähig seien, und daß Barnovsky die Büste nur ruhig behalten solle, gewöhnte sich der Direktor an das Geschenk.

Eines Tages meldete der Hausmeister des Deutschen Theaters, daß seit Tagen schon die Büste der Höflich aus dem Foyer verschwunden sei: Allgemeines Verwundern. Schließlich dämmert dem Verwaltungsdirektor der Zusammenhang. Eine Droschke fuhr bei Barnovsky vor und in aller Stille war die Büste abgeholt. Sie steht auf ihrem alten Sockel im Deutschen Theater. Wer aber diese unglaubliche Geschichte nicht glaubt, kann auf der Redaktion eine Photographie einsehen, auf der die Droschke 8267 vor der Siegessäule hält. In der Droschke sitzen Krauss und Klöpfer und zwischen ihnen steht die Marmorbüste der Lucie Höflich.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 37):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

THOMAS WEHRLIN

ZWISCHEN WILHELM- UND LINDENSTRASSE

Die Rechnung ohne den — Wirth.

Ein junger Mann, der Herr Reichskanzler. Noch vor ein paar Jahren nichts als ein Gymnasiallehrer. Badenser. Katholik. Kein Zweifler, kein Heuchler, ein Gläubiger. (Nur unter Katholiken findet sich diese unangetastete, nicht vom Zweifel angefressene Gläubigkeit, die weder Lebenslust noch Gedankenfreiheit mindert.) Vor zehn Jahren sehr hitziger Zentrumsredner. Ein gesunder geistiger Magen, der vor dem notwendigen Wirtshausdisput nicht zimperlich zurückscheut. Das Demokratische versteht sich von selbst. Allmählich über das Agitatorische hinauswachsend. Immer bewußter dem Potsdamer Kommandoton entrückt. Je tragischer Deutschlands Schicksal wurde, desto scheuklappenfreier wurde Wirth. Allmähliche Klärung zum Grundgedanken: Damit Deutschland Volksstaat werde, müssen die zwei großen Volksparteien aufhören, sich um teleologischer Differenzen willen zu bekläffen und zu behelligen. Wirth, viel nationaler als die Maulaufreißer, vollendet, was Bethmann halb gewollt und nicht gekonnt hat, er gewinnt die Arbeiterschaft dem Staate! Das kann nicht gehen, ohne daß er die verdrießt, ja erbittert, die den Staat bisher für ihr natürliches Familienerbe hielten: die Dynastien, den preußischen Landadel, die fanatischen Militärs, die Landräte von gestern.

Aber Josef Wirth ist zähe. Ein Mann ohne Bedürfnisse. Kein Esser und Trinker wie Erzberger. Ein bedürfnisloser Mann. Ein belegtes Brot, ein paar Rettigschinken — das Abendessen dauert vier Minuten. Kein Frauenmensch, die Zeit ist zu kostbar. Ein immer Lernender. Aus jedem Gespräch profitierend. Flinkste Auffassung. Wirtschaftsfragen, die dem Gymnasiallehrer fernlagen, rasch erfassend. Ungemein fleißig. Von jedem Besucher angeregt und ergänzt. Dabei voll innerer Reserve. Im letzten Grunde: Instinktmensch. Durch Reflexionen nicht in seiner Aktivität gehemmt. Triebsicher. Lange wartend, sammelnd, horchend, aufnehmend, plötzlich explodierend. Aber seine Plötzlichkeit ist vorbereitet, sein Ausbruch in der Richtung seiner Politik. Kein Zickzackdenker, ein Mann des Willens zum geraden Weg.

Er mußte sich in seiner Nähe vorsichtig umsehen. Im Zentrum selbst sind noch allerlei Stillstandspolitiker. Es gibt noch Bischöfe, die mit der

vergangenen Junkerwelt verbunden sind, Universitätsprofessoren, Kaufleute, die auf die Zentrumsaristokratie nicht verzichten wollen. Besonders im preußischen Landtage gibt es solche Rückstände der Vergangenheit. In der neuen Zentrumsdemokratie fehlt es nicht an Rivalen. Vor allem Stegerwaldt, mit Brauns im Bunde, empfindet jeden Zweiten als unberufen. Man sehe einmal Stegerwaldts Gesicht an, das auffälligste sind seine Ohren. Er hört das Gras nicht nur in seiner wohlorganisierten Partei wachsen, er horcht auch hinüber bis tief ins Stinnesreich. Stegerwaldts Ohren lauschen weit hinein in die Deutsche Volkspartei. Seine Stadtler und Gleichen-Rußwürmer nehmen allwöchentlich und nun gar täglich ihre Rundschau vor. Stegerwaldt baut leise, aber emsig, an seinen Organisationen, an seiner Zeitung, er hobelt still an seiner Bank. Viele interurbane Telegraphenleitungen führen zum Hause dieses bohrenden Deutschen.

Den Stegerwäldlern stand Wirth im Wege. Nicht an den Herren Hergt und Helfferich stirbt heute ein Staatsmann, wahrhaftig nicht. Doch es gibt einen Ring mit sonderbaren, liberal wie christlich schimmernden Gliedern. Aber es kam der Kahr-Freitag in München, eine Grablegung ohne Auferstehung, und damit war der gefährliche Tanz beendet. Noch grollt und brummt es rechts von Stresemann. Die Prediger des nationalen Gewissens seufzen über den Beschluß von Görlitz. Aber Gedanken sind stärker als Ränke. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht.

Baut Festungen!

Am 8. September hielt der bayrische Landtagsabgeordnete August Fischer, Sozialist, doch kein Künstler der Rede, im Münchener Hackerkeller eine Rede. Er kam auf Sein oder Nichtsein der Regierung Kahr zu sprechen, auf den ewigen Ausnahmszustand in Bayern und auf die Stimmung in Nordbayern. Polizeispitzel bekundeten, er habe gesagt, morgen oder übermorgen werde Nordbayern als selbständige Republik ausgerufen werden! Zwei Tage später wurde August Fischer verhaftet und schon zehn Tage spater stand er vor einem Münchener Volksgericht als Angeklagter, des Hochverrates bezichtigt. Das Gericht arbeitete flink, weil zwei Tage nach der Verhandlung der Landtag zusammentreten sollte und da wäre der Abgeordnete August Fischer schon im Mantel seiner Immunität geschützt dagestanden. Vergebens bekundeten Zeugen, Fischer habe nur von einer Abwehrbewegung gegen die Kahrleute gesprochen und von einer Aktion gegen einen etwaigen

Hochverrat der Kahrleute am Reich. Vergebens erklärte der Bürgermeister von Nürnberg, eine mögliche Abtrennung sei nur auf verfassungsmäßigem Weg, im Sinne des § 18 der Reichsverfassung, erwogen worden. Das Volksgericht (drolliger Titel der Münchener Ausnahmsgerichte) verurteilte August Fischer wegen des Verbrechens des Hochverrates zu einem Jahr und 3 Monaten Festung.

Man wird sich zu Stufungen des Begriffes Hochverrat entschließen müssen. Hochverrat am Reich, Hochverrat am Lande, Hochverrat an der Gemeinde. Wenn die Landesherrlichkeit, die Provinzselbständigkeit und die Gemeindeautonomie genügend anerkannt wäre, dann wäre der Bürger von Grunewald, der sich für die Einverleibung von Grunewald in Großberlin einsetzte, schon längst von einem Volksgericht heimattreuer Gemeindegenossen als Hochverräter an Grunewald auf die Festung geschickt worden.

Es müssen neue Festungen gebaut werden. In den alten ist nicht genug Platz für alle Reichs-, Landes- und Gemeinde-Hochverräter.

Vorwärts oder Stehenbleiben?

Auf dem Görlitzer Parteitag ist jedem Parteigenossen verboten worden, über Parteifragen für bürgerliche Blätter zu schreiben. Das Interdict bringt leise Anklänge an den Dresdner Parteitag. In seiner Begrenzung ist es nicht ohne Berechtigung. Seine leidenschaftlichsten Befürworter, Leute, die besser befehlen als schreiben können, würden den sozialistischen Schriftstellern am liebsten die Arbeit an allen nichtsozialdemokratischen Zeitungen untersagen. Doch siegte schließlich das Gefühl, man solle den Hund nicht zu enge an die Kette legen.

Eine Partei von der Größe und Macht der deutschen Sozialdemokratie müßte längst vorbildlich gute Zeitungen haben. Sie hat die Leser, sie hat die Druckereien, sie hat die große Organisation, sie braucht nur noch ein paar Dutzend Leute, die sich auf die Kunst des Zeitungsbaus wirklich verstehen. Der Parteivorstand hat sie bisher nicht zu suchen verstanden. Man kann ein famoser Marxinterpret und ein miserabler Zeitungsleiter sein. Man kann ein hinreißender Volksredner und ein beintrockener Artikelschreiber sein. Es gibt, werte Genossen, ein ganz spezielles journalistisches Ingenium! Diese Leidenschaft, im Tage aufzugehen, im Ereignis des Augenblicks seine Energien zu verbrennen, eignet weder den bedächtigen Taktikern der Partei noch ihren Deklamatoren, noch ihren Buchgelehrten. Der Journalist von innerem Beruf geht mit der Wünschelrute durch das Feld der Geschehnisse, plötzlich zuckt es ihm in der Hand, er wittert das Ereignis. Je vielseitiger, je vorgebildeter dieser Quellensucher ist, desto anregender und aufregender wird sein führendes, fühlendes Wesen in allen Spalten der Zeitung zu

spüren sein. Die Ullstein, Mosse, ja sogar Scherl haben solche Talente oft wieder zu finden gewußt; nur so ist das Kuriosum zu erklären, daß immer noch zwei Drittel der sozialistischen Masse unsozialistische Blätter lesen. Ihr müßt, werte Genossen, Zeitungen nicht für Parteischüler, sondern für lebendige Menschen machen. Dosiert die Gesinnungspillen! - Agitiert nicht auf jeder Seite! Berichtet! Erzählt! Erzeugt Behagen, nicht nur achtungsvolle Langeweile. Unter den zwei Millionen Lesern, die allwöchentlich nach der „Berliner Illustrierten Zeitung" greifen, sind sicher mehr als eine Million Sozialisten. Die halbe Million Berliner, die „Morgenpost" oder „Lokalanzeiger" liest, enthält mindestens eine Viertelmillion braver Genossen. Auf der anderen Seite fühlen bei Ullstein, Mosse, Scherl, bis weit nach rechts hinüber gerade die lebendigsten Redakteure die Lust abzuspringen, weil der Endzweck, die Soutenierung der Familien Mosse oder Ullstein, doch keine Lebensaufgabe darstellt. Aber sie haben die Wahl, Parteibeamter oder Journalist zu sein. Da bleiben sie Journalisten.

Der angeschwärzte Weißmann.

Ein paar Tage lang zitterte Deutschland: Wird der Staatskommissar Weißmann scheiden? Der Reichskanzler hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einen Informationsbericht, der in der Küche des Staatskommissariats für die öffentliche Sicherheit gekocht worden war, öffentlich zu verlesen. Dem Staatskommissar, der in der Sitzung neben Dr. Wirth saß, erstarrte die Karte in der Hand. (So stand es, niedlich, in einem weißmannfeindlichen Blatt zu lesen.) Man soll keine Berichte schreiben, jedenfalls soll man sie nicht veröffentlichen. Bayern schrie nach Weißmanns Haupt. Der Reichskanzler, der mit Weißmanns Erzählung ziemlich kräftig hineingesaust war, wandte sich verdrossen ab. Da flüchtete Weißmann an Stegerwaldts Busen. Der preußische Ministerpräsident entdeckte, daß Weißmann s e i n Beamter war. Hatte sich der Reichskanzler nicht — ohne preußische Genehmigung — Weißmanns bedient? Siehe da, Stegerwaldt besänftigte München, und Weißmann, hinter Stegerwaldts Federwerk geborgen und geschützt, blieb am Leben. Bescheidene kleine Anfrage: Wenn in einem so wichtigen Bericht, wie es der Weißmann'sche über München ist, so fatale Fahrlässigkeiten, Irrtümer und Erfindungen enthalten waren, was Alles mag dann in den unveröffentlichten Weißmann'schen Erzählungen über kommunistische arme Teufel enthalten sein? . . . Der Reichskanzler, der die Berichte des Kommissars für die öffentliche Sicherheit verlas, ist dadurch ein paar Tage lang unsicher geworden. Das hat Stegerwaldt, der Kanzlerkräfte in sich fühlt, ein paar Tage sicher gemacht. Hat der Staatskommissar für die öffentliche Sicherheit, für die nicht öffentliche Unsicherheit des Kanzlers zu sorgen?

JOHANNES WERTHAUER

DER VERZWEIFLUNGSKAMPF DES RECHTES GEGEN DIE GEWALT

Das deutsche Rechtsunglück scheint fast ebenso groß zu sein, wie das deutsche Kriegsunglück. Beider Ursache ist die Herrschaft der Gewalt. Die Gewaltanwendung beruht auf dem Fehlen oder der mangelhaften Entwicklung derjenigen Hemmungsvorstellungen im Gehirn, welche die Substanz für den Sinn der Gerechtigkeit bilden. In jedem Volk gibt es stets einzelne Individuen, welche als Vertreter rücksichtsloser Gewaltanwendung (Militaristen) angesprochen werden können. Diese Spielart atavistischer Rückfallprodukte wird niemals aussterben. Wehe aber dem Volk, in welchem die Kultur derartig niedergehalten ist, daß diese Männer der Gewalt zur Herrschaft kommen.

Dies war in Deutschland stets der Fall. Wo die Ausläufer der Gerechtigkeit an dies rohe Prinzip der Gewalt heranwurzelten, waren sie zum Aussterben verurteilt, da die Gewalt überwucherte.

Als die Gewalt in Frankreich die Rechte des Volkes derart zertreten hatte, daß dessen Existenz unerträglich wurde, erhob sich das Volk, um wenigstens die primitivsten Anforderungen der Gerechtigkeit durchzusetzen.

In Deutschland ist damals die Revolution stecken geblieben. Mehr als zwanzig angeblich von Gott eingesetzte Herrscherfamilien hielten sich. Die den Dynastien zugetanen Vertreter der Gewalt retteten ihre eigenen Unrechtsstellungen, unbekümmert um die dadurch verhinderte Einheit der deutschen Nation.

So berechtigt die einzelnen deutschen Volkstämme eigene staatliche Gebilde, z. B. auf dem Gebiete der Kultur, bleiben, so wenig entsprachen die aus dynastischen Gründen konservierten politischen Staatengebilde dem Gedanken einer Einheitsnation. Die Gewalt herrschte überall.

Wenn die Wogen der Unruhe durch das Land gehen, ist das Prinzip der Gerechtigkeit durch Vertreter der Gewalt am allerschlimmsten bedroht. Das Militär muß ein Gebilde sein, das rückhaltlos der Zivilgewalt als Instrument zur Aufrechterhaltung der Ordnung zur Verfügung steht. Gerade in erregten Zeiten muß die Zivilgewalt umso energischer dies Instrument überall benutzen können. Wenn im Falle der Unruhe die Verwaltungsgewalt einem Militär anvertraut wird, so spricht sich die Zivilgewalt ihr Todesurteil.

Die Einrichtung von Ausnahmegerichten stellt einen Ausfluß der Anwendung von Gewalt gegenüber dem strengen Recht dar. Es ist unrichtig,

daß ein Ausnahmegericht aus irgendwelchen rechtlichen und praktischen Gründen eine Existenzberechtigung hätte. Was die Forderung der schnellen Gerechtigkeit anbetrifft, so kann ein Zivilrichter genau so schnell arbeiten wie ein Ausnahmerichter. Die Rechtsgarantien müssen für jeden etwaigen Unschuldigen die denkbar höchsten sein, gleichgültig, aus welchem Anlaß die Rechtspflege in Tätigkeit tritt. Eine Anordnung, welche anerkannte Rechtsgarantien außer Acht läßt, verletzt die wahre Rechtspflege. Ein Volk, das seinen Richtern nicht mehr unter allen Umständen die Rechtspflege zutraut, gibt seine Richter und damit sich selbst auf.

Nach dem Anlauf, den die Gesetzgebung unter Savigny und Suarez nahm, ist in der Folgezeit der Weg des Rechts eine Totenstraße. Die Vernichtung freiheitlicher Gedanken, welche die siebziger Jahre gebracht haben, schritt von Etappe zu Etappe fort. Es sei erinnert an die schreckliche Reaktionsgesetzgebung nach 1815 und nach 1848 an den Verzweiflungskampf des Zentrums gegen die Kulturkampfgewalt, an den Befreiungskrieg gegen das Sozialistengesetz. Trotzdem Tausende von Personen in Deutschland auf Kosten der Nation das „Recht" studieren, hat das Recht es geduldet, daß Fideikommisse (zur Erhaltung des Glanzes einer einzigen Familie auf Ewigkeit) bestehen, daß Ebenbürtigkeit und Unebenbürtigkeit existiert, daß „erbliche" Monarchien unfähige Monarchen präsentieren, unter denen der eine, Ludwig II, als Geisteskranker, zur Finanzierung seiner wahnsinnigen Schloßideen einen Landstrich Deutschlands an Frankreich verkaufen wollte. Alle diese Krankeitssymptome der innerlich vorhandenen Krankheit (Gewaltsanwendung) ertrugen die Juristen, ohne Tag für Tag zu protestieren.

Als nun der Krieg ausbrach, gelangte die so verbreitete Gewalt zur triumphierenden Herrschaft. Belagerungszustand, Knechtung ehrlicher Meinung im Anschluß an vorherige jahrzehntelange Mißhandlung von Untergebenen durch Vorgesetzte, völkerrechtswidrige schimpfliche Taten, schossen empor. Alles dies wurde geduldet, ohne daß das arme belogene Volk auch nur aufgeklärt werden durfte. Während die gesunden Kräfte vielleicht, wenn der Krieg nur ein Jahr gedauert hätte, die bösen Säfte der Gewaltsinfektionsüberwucherung noch mit Erfolg hätten bekämpfen können, war dies bei der Kriegsdauer unmöglich. Die Lüge stand durchweg im Dienste der Gewalt. Die Gesetzgebung wurde nach dem Gesichtspunkt gehandhabt, daß sie der Herrschaft der Gewalt, nicht dem Recht, diene.

Im November 1918 versuchten Arbeiter, welche durch die Jahrhunderte lange Ungleichheit in der Rechtstellung gelitten hatten, endlich die Gewalt zu stürzen. Die Reaktion der Monarchisten erhob sich allmählich wieder. Die Vertreter der Gewaltsanwendung von früher wollen das Unrecht, die Ungleichheit. die Unebenbürtigkeit, die adeligen Garderegimenter, die fetten Gouverneursstellen, die Landratsstellen, die Stellen in der Verwaltung und im Militärbereich wieder für sich und ihre Sippen haben.

Und nun erhebt sich die schicksalsschwere Frage: Ist das Recht wirklich tot? oder zeigen sich unter dem Leichentuch noch irgend welche Regungen des Rechtes und bieten diese noch Hoffnung auf Genesung und Besserung?

Wenn man sich einen Teil des gebildeten Publikums und seine Presse ansieht, möchte man zweifeln. Wenn man aber die Massen der einfachen Leute betrachtet, so scheint noch ein Zug zum Rechten, eine natürliche Reaktion gegen das Unrecht vorhanden zu sein. Es scheint dies auch einem Naturgesetz zu entsprechen; denn solange ein Volk noch lebt, reagiert es gegen die Gewalt. Diese Reaktion des Volkes gegen die Militaristen ist aber das Recht und der Rechtsgedanke. Das Recht geht nur mit dem Volk unter. Wenn im Volk noch die Überzeugung herrscht, daß es eine Sünde ist, daß die Kriegsverbrecher und die Kappverbrecher frei sind, die Arbeiter aber im Zuchthaus, so lebt noch das alte Rechtsbewußtsein und deshalb das Volk.

Es gilt die schwachen Spuren zu heben, den Rechtsgedanken mit unerbittlicher Strenge durchzuführen. Die Überzeugung muß in das Herz jedes Einzelnen geflößt werden, daß die Republik nur das Recht als Grundlage des deutschen Staates kennt.

Es muß der Gedanke, daß die Republik eine notwendige Staatsform ist, sittlich besser als die absolutistische Monarchie, von amtswegen überall zum Ausdruck gebracht und durch Gesetz geschützt werden.

Prof. Eck gab auf die Frage, ob denn Gewohnheitsrecht dieselbe Kraft habe wie Gesetzesrecht, die Antwort, daß dies davon abhinge, wie das Gesetzesrecht beschaffen sei. Es gäbe Zeiten, in denen das Gesetzesrecht zu schwach, und daher das Gewohnheitsrecht als Rechtsquelle notwendig sei. Es gäbe aber auch Zeiten, in denen das Gesetzesrecht so kräftig und stark sei, daß es keines Gewohnheitsrechtes bedürfe und daher dieses nicht Rechtsquelle sei.

Einer absolutistischen Monarchie, in welcher es Bestimmungen gibt, die einen erblichen Monarchen kennen, der, wenn er ein Verbrechen

begeht, straffrei bleibt, ist das Recht derart fern, daß eine solche Regierungsform immer die schlechtere ist.

In einem Lande, in welchem lange Zeit die Gewaltherrschaft des Militarismus das Recht in allen Teilen, auf die es ankam, unterdrückt hatte, kann nur eine Republik als Vertreterin des Prinzips der Gleichheit, d. h. der Gerechtigkeit möglich sein.

Die Behauptung, daß die Abschaffung einer absolutistischen Gewaltsmonarchie, also die natürliche Reaktion des Rechts gegen ein Jahrhunderte altes Unrecht, eine unzulässige Revolution gewesen sei, ist eine Rechtsunwahrheit.

Die Republik muß geschützt werden! Schwerste Strafe auf jeden Versuch, die Republik verächtlich zu machen, um, ihre Abschaffung vorzubereiten!

Die Regierungsgewalt muß ferner die sichere Herrschaft über das Militär erhalten. Dazu muß jeder einzelne Führer restlos ausgemerzt werden, der nicht rückhaltslos aus innerem Herzen Diener der Republik ist.

Solange Kapp-Verbrecher frei umherlaufen, darf nicht ein einziger Arbeiter durch Urteil eines Militär- oder Ausnahmegerichts zu Zuchthaus verurteilt, in Strafhaft bleiben.

Es muß eben zunächst eine desinfizierende Behandlung des Volkskörpers mittels des Rechtsbewußtseins, daß der Staat das Rechte tut, zur Abwehr gegen militaristische Angriffe erfolgen. Gewalt muß als Gewalt entlarvt werden.

Dazu gehört die Verbreitung der Wahrheit, daß die militaristischen Gewaltmenschen den Krieg fahrlässig verschuldet und den Frieden sabotiert haben. Es muß von Staats wegen anerkannt werden, daß der Überfall eines neutralen Staates, daß falsche Heeresberichte und Anleihebetrügereien mißbilligt werden. Es muß festgestellt werden, daß die Militaristen den Krieg verloren haben, und zwar deshalb schmählich, weil die hinter den Kulissen stehenden Gewaltsmenschen nicht rechtzeitig im Juli 1917 ihn beendeten, sondern zwecklos fortsetzten. Das, was das Volk als richtig fühlt, muß öffentlich als Recht anerkannt werden.

Es muß Aufklärung dahin geschaffen werden, daß es der größte Erfolg der Zivilisation ist, daß etwaige Kriegsverbrecher bestraft werden, daß es zwar bedauerlich ist, wenn dies nicht bei den Siegern und Besiegten gleichmäßig geschieht, daß es aber ein Unrecht ist, wenn deshalb, weil bei den Siegern etwa die Verbrecher nicht entsprechend bestraft werden,

man deshalb die Verbrecher bei den Besiegten unbestraft lassen wollte. Es muß klargestellt werden, daß es schon ein großer Fortschritt ist, wenn militärische Gewaltführer sich sagen müssen, daß sie wenigstens im Verlustfall für die Duldung von Kriegsverbrechen bestraft werden, denn dies wird bei künftigen Kriegen die Kriegsverbrechen vermindern, da die Verbrecher nicht wissen, ob sie verlieren und dann wenigstens zur Rechenschaft gezogen werden.

Mit dieser Rechtsgrundlage hat der Umstand nichts zu tun, daß jedem Angeklagten jede denkbare Rechtsgarantie gewährt werden muß, daß er nicht unschuldig verurteilt wird und persönliche Milderungsgründe, die im Einzelfalle vorliegen mögen, zur vollständigen Berücksichtigung gelangen.

Das Gesetz der Wegsteuerung des übermäßigen Kriegsgewinns muß gegen jeden, es sei, wer es sei, angewandt werden.

Die Kriegswucherverordnungen sind durch schändliche Kommentare mit Advokatentricks durchlöchert, die sich zur Aufgabe setzen, reichen Wuchergewinnanteil zu sichern.

Kein wichtiges Strafurteil oder erhebliches Zivilurteil darf ohne Laienteilnahme ergehen. Das Volk hat mit Recht in solchen wesentlichen Sachen zu reinen Juristensprüchen kein rückhaltloses Vertrauen.

Die Nichtverantwortlichkeit der gelehrten Richter ist ein Unrechtszug im Rechte. Wer sieht, wie die Richter die Verantwortlichkeit z. B. der ihnen doch gleichgestellten Anwälte wegen Versehen so ausgestaltet haben, daß die Gefahrenklasse bei der Haftpflichtversicherung für Anwälte auf die Stufe der Schofföre erhoben werden mußte, der weiß, daß das Gefühl der Nichtverantwortlichkeit für die Güte des Rechts vernichtend ist.

Auf Universität und Professoren darf in keinem Augenblick gerechnet werden. Die Universitäten sind Fortbildungsschulen und dürfen nichts anderes sein. Das Unwesen der Duelle, des Farbentragens ist Gift für das Gleichheitsrechtsbewußtsein des Volkes. Es muß damit aufgeräumt werden. Ihre Angehörigen haben in ihrer Mehrzahl bewiesen, daß sie nicht auf Seiten des kämpfenden vierten Standes, der Gerechtigkeit und des Rechts stehen. Sie haben zum großen Teile sich zu Dienern der Gewaltsanwendung gemacht. Sie haben sogar ihre Existenz aus dem Bürgerstand vergessen und sind Liebesdiener von Gewaltmenschen und Kapitalisten geworden.

Viele Arbeiter sind reaktionären Mördern zum Opfer gefallen. Dagegen hat die freie Arbeiterschaft und der freie Teil des Bürgertums das Leben heilig eingeschätzt, indem kein einziger der Gewaltsmenschen, die Freiheit und Recht mordeten, gemordet worden ist. In dem Herzen des Volkes ist eben das Recht fest verankert. Deutschland muß ein strenger Rechtsstaat werden. Gelingt das nicht, so werden die militaristischen Banden des dreißigjährigen Krieges in ihren heutigen Vertretern die Arbeiter vollends wieder zu Sklaven machen. Die freiheitlichen Bürger werden den arbeitenden Sklaven dann gleichgestellt. Aus den 23 Ländern werden wieder 46 werden. In jedem Lande wird wieder eine Dynastie sein. Im Schatten der Dynastien werden die zuhaltenden Faulehzer auch äußerlich sich von Arbeitern und Bürgern immer weiter entfernen. Die Bauern werden in der Kirche hinten und die adeligen Sklavenhalter vorn sitzen. Auf dem Friedhof noch wird die Menschheit abseits liegen von der Kapelle des angestammten Räubers der menschlichen Freiheit. Das Recht wird begraben sein und bleiben, und einzelne begnadete Söhne, die die Natur dem deutschen Volke doch noch schenken wird, werden das verödete Land fliehen, in welchem die Gerechtigkeit durch die Gewalt der Militaristen getötet wurde.

PAUL WIEGLER

EUGENIE

Neben Alfred Kerr hat Berlin einen in sich ruhenden Kritiker: Paul Wiegler. Er ist kein Verneiner, sondern Einer, der das Banale übersieht und die schüchternste Originalität entdeckt. Ein gütiger Geist, ein gelehrter Mann und doch ein Schriftsteller von höchster Anmut. Sein Essayband „Figuren", bei Kurt Wolff nun endlich in zweiter Auflage erschienen, ist allerersten Ranges. Ich drucke hier den Aufsatz über Napoleons III. Gemahlin ab, er ist die beste Ergänzung und Einführung zu den Memorien Eugenies, die in deutscher Übertragung kürzlich von Brockhaus herausgegeben wurden.

Die junge Eugenie Guzman y Palafox und ihre Schwester Paca wurden zuweilen von Monsieur Beyle, den Monsieur Mérimée eingeführt hatte, aufs Knie genommen. Er schmunzelte so onkelhaft, daß sein italienischer Fleischerkopf trotz des dicken Bartes den kleinen Mädchen gefiel, sprach ihnen vom Kaiser Napoleon und gab ihnen einen bunten Bilderbogen, die Schlacht bei Austerlitz. Bei Salamanca war ihr Vater verwundet, unter dem siebenten Ferdinand zum Granden erhoben worden.

Die neuen und tönenden Titel eines Grafen von Teba und Montijo, Herzogs von Penaranda, rollten hinter dem heraldischen Namen, den nun die Witwe, Maria Manuela Kirkpatrick, die Tochter des schottischen Südfruchthändlers, in London und Paris, in spanischen und französischen Seebädern zur Schau trug. Als Eugenie dreizehn Jahre alt war, schrieb sie von Madrid an Monsieur Beyle einen Brief, worin sie ihm mitteilte, daß ihr Vaterland durch den Karlismus sehr erregt sei, aber alle Welt den Frieden wünsche. Sie lerne jetzt malen, und sie und ihre Schwester hofften, lachen und arbeiten zu können wie in früherer Zeit. Paca berichtete, ihre Altersgenossinnen seien dumm und hätten nur Sinn für Klatsch und Toiletten. Dann zeigte sie, daß für sie selbst wie für Eugenie der historische Unterricht durch Monsieur Beyle nicht nutzlos gewesen war: „Sie müssen jetzt sehr zufrieden sein, wo man die Asche Napoleons heimbringen wird. Ich bin es auch und möchte wohl in Paris sein, um diese Herrlichkeit zu schauen." In den August 1840 fällt eine Antwort Stendhals an Eugenie. Wieder einmal war in Barcelona geschossen worden. Monsieur Beyle prophezeite seiner Schülerin, daß sie ihr Leben lang alle vier Jahre einen solchen „petit accident" sehen werde. Er erinnerte sie an Napoleons Einzug unter den Berliner Linden und empfahl ihr statt der faden keepsakes die Medaillenköpfe der römischen Kaiser. Er tröstete sie über die durch die spanischen Revolution der Gräfin Montijo aufgelegte Vermögenseinbuße: „Am besten wäre es, nicht mehr daran zu denken. Mit fünfundvierzig Jahren werden Sie einen solchen Entschluß sich abzwingen müssen; es wird sein, wenn die Vorboten des Alters kommen. Die Frauen kaufen sich dann einen kleinen englischen Hund und reden mit ihm. Ich würde lieber tausend Bücher kaufen." Aber er warnte Eugenie vor der Schriftstellerei.

Als die Töchter der Maria Manuela heiratsfähig waren, liebten sie beide den Herzog von Alba. Der Herzog wählte Paquita, Eugenie nahm Gift und genas. Im Juli des Jahres 1852 kam sie, melancholisch lächelnd, stolz und sanft mit der Mutter nach Eaux-Bonnes in den Pyrenäen. Sie war die Fee der Dörfler, die Almosen heischten, und ein Blinder, dem sie zwei Goldstücke gab, dankte ihr mit dem Wunsche: „Der liebe Gott lasse Euch Königin werden!" Nach sechs Monaten hatte diese Szene aus einem blauen Roman von Feuillet sich verwirklicht. Der spanische Bankier Aguado in Paris bewarb sich um die stolze und sanfte Schönheit, doch er ließ ab, als er hörte, daß Louis Napoleon hinter ihr her sei. Im Salon der Prinzessin Mathilde, seiner Kusine, hatte der Prinzpräsident mit erloschenen und begehrlichen Augen das

Fräulein von Montijo geprüft. „Ein Fräulein von Montijo liebt man, aber man heiratet es nicht", schrieb er an seinen Vetter Jérôme, der um die Hand der Andalusierin bitten wollte. Ihr zögernder Flirt trieb ihn selbst weiter. „Si je lui avais résisté, je serais impératrice", lautet im Tagebuch der Goncourts das Witzwort einer Professionellen. Nach der Mode unter dem sechzehnten Ludwig kostümiert, auf einem Schimmel, ritt Eugenie mit Louis Napoleon zur Jagd. „Bis die andre da ist!" sagte er im Waldesdickicht von Fontainebleau und setzte ihr eine Laubkrone auf den Scheitel. Die andere kam am letzten Dezember; sie gehörte zum Kronschatz. Am 7. Januar 1852 raunte man bei der Fürstin Lieven, die Montijo werde Kaiserin, und als am 12. Januar Madame Drouyn de Lhuis sie von den Tabourets der Ministerfrauen wies, stürzte der Kaiser auf sie zu. Blass, überreizt, hat sie ihr angenehmes Los empfangen. Mit Frau von Montijo übersiedelte sie aus der Numero zwölf am Vendômeplatz ins Elysée. Bei der Ziviltrauung wollte die Herzogin von Hamilton einen Skandal hervorrufen. In der goldenen Karosse Napoleons und der Marie Louise, unter Glockenschall, Geschützdonner und Meyerbeermusik fuhren der Kaiser und die Kaiserin zur Notre Dame. Eugenie hatte einen Reif von Diamanten und Saphiren, den ein Strauß Orangeblüten mit einem langem Schleier krönte. Frau von Montijo, die vergessen worden war, speiste bei ihrer Freundin, der portugiesischen Jüdin Gould. Monsieur Mérimée folgte ihr bis Poitiers. Nach einer Fehlgeburt gab Eugenie dem dritten Napoleon den Erben, dessen Geburt er weinend seinem Hofe meldete.

Über ihre Tage ergoß sich damals die unmäßige Helligkeit des Korsos zum Bois de Boulogne, für die der Zola von „La Curée" die feineren Künste der Goncourts und der Pleinairisten belauscht hat. In welken Anachronismen lebte noch die Gesellschaft des ersten Kaiserreichs und der Restaurationszeit. Eine Mumie, lag die Bagration auf ihrer Ottomane hingestreckt, in Gazeschleiern, im täuschenden Zwielicht schwerer, gelber Vorhänge, und das hochmütige Faubourg Saint Germain saß bei seinen hochmütigen Diners. Aber in den Tuilerien begann der Glanz von neuen Göttinnen. Die Metternich, um die ein hitziger Krieg tobte, schuf die Mode der kurzen Röcke, schuf den Tanz „Diable à quatre" und lancierte den Damenschneider Worth. Die Kaiserin, der die „Reine Pesth" und „Madame Risquenville" nur Folie war, lud das spiritistische Medium Hume ein und hörte den Pater Ventura. Sie brachte hochgehackte Stiefeletten, Herrenkragen, Herrenmanchetten, die türkischen Westen, die Entoutcas, die Garibaldibluse, die Baschliks und die grüne

Farbe der Eau du Nil. Sie schnitt an der Stirn ihr flammendes Blondhaar ab, das ihr die Kurtisanen neideten, wie sie der Spanierin die Schwärzung der Augenlider nachgeahmt haben. Großäugig und kühl, in der Pose, die sie auf dem Repräsentationsbild von Winterhalter einnimmt, tändelte Eugenie mit dem Beispiel der Maria Antoniette. Sie war eine Schottin durchaus, keine d' Amaëgui, zu der die romantische Jugend von 1830 gebetet hätte, und auch keine fleischliche Isabella. Von der komischen Oper und den Lustspielen Scribes, nicht mehr von Monsieur Beyle, hatte sie ihren Geist; aber als eine aus dem Stamme der Bovary, gegen die sie das Tribunal aufbot, war sie bestrebt, Illusionen über ihre Natur zu erregen. Als die Bombe Orsinis vor dem Wagen geplatzt war, der das Paar zur Oper, zum Gastspiel der Ristori, hatte tragen sollen, zerrte sie den Kaiser, der mit den Verwundeten reden wollte, zum Theater und prahlte mit der Gefahr. Sie triumphierte als die schöne Frau mit dem Baby, sie schwärmte für Orsini, den „Mörder in Glacéhandschuhen", schluchzte um ihn, verlangte seine Begnadigung und wollte in die Conciergerie des Gefängnisses eilen. Daß sie nach politischer Macht dürstete, hatte schon die Wöchnerin verraten, der man die dem Adler im Jardin des Plantes ausgerupfte Feder holen mußte, womit der Pariser Friede unterzeichnet worden war. Und erraten hat es der preußische Bundestagsgesandte von Bismarck, der die Tuilerien sehr beschäftigte und von Eugenie schrieb: „Ungemein graziös und lieblich und fabelhafte Diamanten", aber an Manteuffel das Urteil eines französischen Diplomaten über Napoleon und seine Gemahlin berichtetete: „Der Mann da verdirbt uns, er läßt einmal Frankreich wegen irgendeiner Laune auffliegen, die die Kaiserin bei ihrer Frühstückstafel vorbringt; man müßte ihnen ein Kind machen, um sie zur Vernunft zu lenken."

Donna Eugenia beharrte, auch als das Kind da war, bei ihrer Unvernunft. Sie gab mit einer Wendung ihrer von heißen Troubadours bespähten Schultern die Signale der Eintracht und der Zwietracht. Den Titel einer Regentin wollte sie schon im Orsinijahr, da die Schmeichler sie als Maria Theresia und Blanche de Castille feierten. Erfüllt hat ihre Hoffnung das Jahr 1870, dessen Krieg sie mit dem nun wahrhaft andalusischen Schrei: „C'est ma guerre!" erzwang. Dann nahte der „petit accident", von dem ein Monsieur Beyle ihr geschrieben hatte. Doch sie ward sich des Orakels erst bewußt, als der General Mellinet ihr sagte, daß die Garde die Tuilerien nicht schützen könne. Sie tauschte ihre violett gefütterte, mit Gold besetzte Pelerine von Wörth

gegen einen schwarzen Mantel ein, zog über ihr goldblondgefärbtes Haar eine schwarze Kapuze von Virot und zerknitterte ein tränenfeuchtes Batisttuch. Sie floh, von den Gesandten Metternich und Nigra eskortiert, durch den Pavillon de Flore und die Galerie du Louvre. „Wie seltsam!" flüsterte sie, als sie das Tableau von Géricault sah, den „Schiffbruch der Medusa". Endlich waren die Irrenden am Straßentor. Mit der Vorleserin Lebrun stieg sie in einen Fiaker, der nach dem Boulevard Haußmann raste. Ein zweiter Wagen trug sie nach der Avenue Malakoff zu dem Staatsrat Besson, vor dessen Wohnung sie, durch Chloralhydrat verheert, auf die Holztreppe niederstürzte, ein dritter nach der Avenue de l'Impératrice, zu dem amerikanischen Zahnarzt Evans, der sie nach dem Seebad Deauville transportierte. Unterwegs, im Rivière-Thibouille, bekam sie eine Stube in einer schlechten Herberge. „C'est vraiment trop drôle", schien ihr, und sie lachte krampfhaft.

STEFAN ZWEIG

ANMERKUNGEN ZU GUSTAV LANDAUERS SHAKESPEARE

Seit Tagen und Wochen lese ich nun, immer wieder neu bewegt und angeregt in Gustav Landauers nachgelassenem Lebenswerk, seine Shakespeare-Vorträge, ohne in diesem gesteigerten geistigen Genießen zu einem Ende zu kommen: denn immer greift die Hand, kaum daß sie diesen im höchsten Sinn führerhaften Kommentar zur Seite legt, vergleichend und prüfend nach Shakespeares Dramen selbst. Und so habe ich mit diesem Buch*) zugleich wieder ein Dutzend Dramen Shakespeares gelesen und wie nie scheinen sie mir diesmal erhellt durch das klare, wissend verteilte transparente Licht dieses Geistes, manche ihrer Heimlichkeiten sind mir enthüllt und doch das große Geheimnis, das Inkommensurable ihres Ursprungs in vervielfachter Ehrfurcht erneuert. Nie glaube ich Shakespeare stärker, intensiver, besser gelesen zu haben als dank der bedeutenden Geleitschaft dieses freien und edlen Menschen.

Aber ich vergesse: es ist ja heute in Deutschland verboten, Gustav Landauer einen reinen und edlen Menschen zu nennen, seit er in der Münchner Revolution als Opfer seines Glaubens oder seines Wahns an eine soziale Erneuerung gefallen ist. Als kürzlich in einer Kritik über

*) Gustav Landauer: Shakespeare. Zwei Bände. Rütten & Loening, Frankfurt.

Tagores „König der dunklen Kammer" der Theaterkritiker eines Frankfurter Blattes, den Übersetzer — Gustav Landauer — so zu nennen wagte, flog er selben Abend noch aus der Redaktion heraus, ohne daß sich in Deutschland eine Gemeinschaft der Geistigen gegen eine solche Vergewaltigung des persönlichen Urteils gewehrt hätte. Während als Helden heute, im Jahre 1921, dank diesem Gelddruck wieder die besiegten Generäle und Admiräle gefeiert werden, die, als es ein einzigesmal nahe an ihr eigenes Leben ging, mit falschen Pässen, abrasierten Bärten und vollen Hosen über die Grenzen jagten, versucht man die Menschen, die um ihres Glaubens willen — und selbst wenn es ein Irrglaube gewesen wäre — sich mit Gewehrkolben niederschlagen ließen, als verächtliche und unedle Naturen abzutun. Daß nun Politik aus Furcht vor ihrer Unredlichheit gewalttätig wird gegen ihre Gegner und selbst den Toten noch die Ehre ihres Opfers stehlen will, mag aus dem unreinen Betrieb alles Politischen zur Not verständlich sein, nie aber und niemals die feige, vorsichtige, knechtische und geduckte Schweigsamkeit der deutschen Geistigen, die dulden, daß reine Gestalten und in ihrer menschlichen Haltung schon historische Figuren ungestraft in ihrem Andenken geschändet und erniedrigt werden dürfen.

Nur aus dieser Knechtischkeit, nur aus diesem feigen Geducktsein der deutschen Geistigen, kann ich mir auch das peinliche Schweigen zu diesem Shakespearebuch Gustav Landauers erklären, das rein literarisch betrachtet, einen Aufschrei der Bewunderung, eine laut bekannte Begeisterung und Dankbarkeit naturgemäß fordert. Nach meinem Empfinden wird dieses Shakespearebuch Landauers in der deutschen Literatur noch wirkend fortdauern, wenn das Papier aller Stinnes-Blätter längst schon vermodert und das Eisen der deutschen Schwerindustrie längst verrostet sein wird, und jenseits von Politik der nachspürende Blick überprüft, was an großem Gewinn der deutschen Kultur aus diesen Jahren zugewachsen ist.

Denn gerade dies ist das wundervolle dieses Landauer-Buches, daß er, der schließlich doch sein Leben einer Partei hinwarf, mit dem Geiste des Parteilosen, des Allgerechten und Unparteiischen Shakespeare als den höchsten Typus der Menschheit feiert. Nirgends versucht er, obwohl diese Vorträge 1918 gehalten wurden, mit einem Worte Shakespeare demagogisch auszunützen und seiner Privatpolitik hörig zu machen, im Gegenteil, er feiert mit Coriolan den Aristokraten, der sich gegen die Plebs wendet und betrachtet ganz in Shakespeares Sinn nur in der Vielfältigkeit des Menschen, in der Universalität des Verstehens die wahre

Form der Vollendung. Er rühmt Shakespeare eben darum, weil er auf keiner Seite steht sondern von allen Seiten aus sieht, weil in seiner erhabenen Auffassung der Totalität Alles, der Widerstand ebenso wie die Wirkung, seinen vorbestimmten Platz hat. Und hinreißend schildert er wie im letzten Aufstieg Shakespeare der große Weise, selbst die augenblickliche Parteinahme seines Herzens aufgibt und nur mehr wie ein buntes farbiges Spiel um der Lust des Vergänglichen willen, Geschehnisse vor sich hinrollen läßt.

Diese weite Schau des Blickes ist auch, fruchtbar wirkend, in Landauer übergegangen. Er sieht in Shakespeares Werk jede psychologische Einzelheit — was werden Regisseure aus diesem Buch lernen können! — ohne je den Horizont zu verlieren. Er bleibt immer frei von Philologie, von Gelehrsamkeit: obwohl das Buch voll gedrängt ist von Wissen und Erfahrung. Er ist eigenartig, manchmal kühn in seiner Auffassung ohne sich aber je borniert und zänkerisch auf seine persönliche Ansicht zu versteifen. Die Landauer gern „undeutsch" nennen, mögen in einem recht haben: sein Buch ist wirklich undeutsch im Sinn der deutschen wissenschaftlichen Literaturklitterung, die alles verschachtelt und etikettiert und rechthaberisch abgrenzt: es ist ein Buch der Schwebe, des Scharfblicks und bei aller Schwere voll jener tänzerischer Heiterkeit, die Nietzsche so sehr geliebt hat. Daß diese Aufsätze ursprünglich Vorträge waren hat ihnen nur gutgetan: es blieb ihnen dadurch eine gewisse Beweglichkeit und Durchsichtigkeit der Sprache, ein Parlando, das alle Schwere scheinbar im Spiel bezwingt und dem Geheimnisvollsten noch eine klare und verständliche Form findet. Eine Form, aber keine Formel. Denn nie versucht Landauer, das Element Shakespaere zu einem Begriff zu skelettieren, er rühmt ihn nur mit leidenschaftlicher Dankbarkeit für das vertiefte Erkennen des Lebens, ganz so, wie ich versuche, dieses Buch zu rühmen, auch wieder aus Dankbarkeit für vertieftes Erkennen. Ich weiß, es ist zu vielfältig, um ganz in seiner Bedeutung eilig umschlossen und umgrenzt zu sein. So sage ich nur: es hat mich erweitert in meinem Wissen. Es hat mich belehrt in vielen Einzelheiten und im Wissen um das Leben. Es hat mir Tiefen gezeigt, die ich nicht kannte, Zusammenhänge die ich nicht vermutete. Es hat mich angeregt im künstlerischen, im geistigen, im menschlichen Sinn und an einer Stelle hat es mich erschüttert. An einer Stelle, wo geheimnisvoll und vorahnend ein Wort Spiegelbild von Landauers Charakter und seines ganzen Schicksals wird. Jedes große Kunstwerk hat ja die letzte Probe, daß ihm etwas magisch Prophetisches innewohnt — eine unbewußte Beziehung zu Zukünftigem und

noch Ungestaltetem, und ich weiß nichts Klareres, was über Landauer und sein Schicksal gesagt werden könnte als das Porträt, das in seinem Vortrag über Julius Cäsar von Brutus vorahnend gegeben ist. Er sagt dort von ihm: „Er ist von Haus aus eine private Natur, die aber ihrer adeligen Anlage nach privat zu sein nur ertrüge, wenn draußen die Menschen frei und glücklich wären. Er ist der Politiker, der aus der Philosophie in die Politik kommt; aber aus einer Philosophie, die mit seinem Leben verwachsen ist. Nicht so bloß, daß er mit dem Herzen denkt, so vielmehr, daß sein Denken sich nicht zufrieden gibt, ehe die äußere Wirklichkeit ihm entspricht. Aus einem stillen, sanften, aber zähen Sinnen heraus kommt er zur Aktivität."

So und nur so — ich fühle es, denn nie war es mir vergönnt, ihm persönlich zu begegnen — war auch Landauers Charakter. Und nun schildert er weitergehend, wie dieser im wesentlichen abseitige Mensch, der Politik stets nur im höchsten geistigen Sinn getrieben und sich darum von der realen Politik immer fern gehalten von den anderen, die seine große moralische Persönlichkeit zur Deckung benötigen, in sein Schicksal getrieben wird . . . „Fortwährend flogen ihm solche kleine Briefchen zu — Brutus schläfst Du? — und dergleichen. Ehrgeiz wecken sie gar nicht in ihm; er hat keinen; sie schmeicheln auch nicht seiner Eitelkeit; aber sie treffen seine Verantwortung; sie sagen ihm, daß es in der Tat um etwas geht, wo der einzelne aufgerufen wird; daß es um Leben, ans Element des Lebens geht; und vor allem: sie bestärken ihn in seinem Glauben an einen Geist, der in ihm, aber nicht in den Massen lebt, an ein republikanisches Rom, das in Wahrheit gar nicht mehr da ist . . ." Für dieses republikanische Rom, für dieses republikanische Deutschland, das in Wahrheit gar nicht mehr da ist, ist er gefallen. Und wohl mit dem Bewußtsein für eine vergebliche Sache. — Er sagt es ganz klar „Ohne Unreinheit vielfacher Art ist weder Politik noch Krieg möglich und wenn es Cassius Schuld ist, daß er ein Politiker ist, so ist es des Brutus Schuld oder Verhängnis, daß er, ohne es zu sein, sich in die Politik begeben hat." Wer dieses vorahnende Selbstbildnis des Brutus 1918 schrieb, war weder der blinde Träumer noch der unedle Ehrgeizige, als den man ihn heute zu schildern versucht. Hier war der reine freie Geist von dem ungeheuren Aufschwall aufgewühlten Lebens und der Leidenschaft im Element der Revolution ebenso weitergerissen worden wie im Buche der Künstler vom gleichen Element in der Gestalt eines Shakespeare.

Er sprang aus, Harras, der Patentklappkragenknopf; er sprang aus, als der Mensch ihn — mit zum äußerst gestrafften Daumen — durch Unterhemd, Hemdbord, Vorsatzbrust und Stehkragensteife hindurch zu nötigen sich bemühte. Das wurde ihm zuviel; er quittierte, sank und verließ die sichtbare Welt.

Der Mensch griff sofort zu, doch er griff umsonst. Die Abwesenheit des Patentklappkragenknopfs Harras blieb gewahrt. Der Mensch — er gehörte dem „Schutzverband zur Pflege verunglückter Brieftauben" an — hatte keine Minute Zeit zu verlieren; und doch begriff er das Unabwendbare dieser folgenschweren Sekunde. Er stand vor dem Spiegel; sein Halsbund stand offen; daneben lagen (ihm unverbindbar nun) Stehkragen Vorsatzbrust, Schlips, Schlipsnadel und Kragenschoner. Noch einma griff der Mensch fassungslos seine Blöße hinab bis zum Urgrund seiner Gewandung, und als er auch dort nichts fand, rief er: ich will!!

Und ging, aufs äußerste entschlossen, zur Vorstandssitzung des Schutzverbandes!

*

So aber hub der Untergang der einst so blühenden Kulturepoche des schwellenden Wirtschaftskörpers und des in Weißglut rotierenden Industrieleibes an. Doch dürfen wir den Faden nicht verlieren.

Der Mensch Peter Most warf schon durch sein bloßes Erscheinen die Tagesordnung um. Nachdem man aber festgestellt, daß es sich keineswegs um eine Provokation der Anwesenden, sondern um höhere Gewalt handelte, beschloß man diesen Mächten die Stirn zu bieten, ja in der Übung der Solidarität mit dem betroffenen Verbandsbruder soweit zu gehen, daß alle auf der Stelle ihrer Kragen, Halsbinden, Vorsatzbrüste, vorzüglich aber der Kragenknöpfe sich entledigten und von Stund an barhals gingen. Nicht ohne Weitblick stellte bereits in dieser verhängnisvollen Sitzung der Vorsitzende die Frage: Was, wenn dieser Beschluß in die Statuten aufgenommen würde, wenn von einzelnen Heißspornen die Bewegung auf Kopf- und Fußbekleidung übertragen würde, was, „wenn jeder so dächte", was dann aus all den Kragen-, Schlips- und Vorsatzbrustfabriken, aus den Verkaufsläden mit all ihren Arbeitern und Angestellten werden solle, aus den Schrank- und Kommodeschubladen, aus dem Platz, den diese einnehmen, aus der Zeit, die man bisher gebraucht, für deren Erwerb und Erhalt zu arbeiten, ja aus der Zeit, sie anzulegen, sie zuzuknöpfen und zu binden?

Aber diese hellsichtigen, klugen Warnungen wurden von der fanatisierten Klubmasse in den Wind geschlagen und „offener Hals" als Verbandsabzeichen beschlossen. Diese Neuerung ließ die L. o. G. („Liga der Männer ohne Glatze") nicht ruhen; sie legten ihre Kopfbedeckung ab; dauernd. Die Lawine rollte. Sportvereine und Gymnastinnen (und wer trieb keine Gymnastik) gingen hinfüro barfuß oder in Sandalen. Wieder war eine ganze blühende Industrie dem Untergang geweiht. Denn da die Kulturmenschheit damals noch 524 637 842 Mitglieder zählte, so läßt sich unschwer errechnen, wieviel Strohhüte, Damenhüte, Damenhutschachteln, -koffer, Kragen, Kragenschoner, Kragenknöpfchen, Schlipse, Socken, Florstrümpfe, Schuhe, Stiefel, Stiefelkerne nach Zahl und Raumverdrängung dies verrohende Geschlecht nicht mehr brauchte. Ja, es kam, wie es kommen mußte! Koffer wurden zu Hunderttausenden überflüssig; Schränke und Kommoden standen zu Myriaden umher und verwesten! (Die Schrank- und Kofferfabriken! Die Schrank-Kommoden und Rohrplattenkofferkaufläden!!) Ganze Etagen wurden frei; Häuser wurden leer; Mieteinigungsämter gingen tatenlos umher und drangen in jeden Passanten: wollen Sie denn keine Wohnung? Es war plötzlich zu viel Raum auf der Erde! Nachrichtenabteilungen spielten Domino und schlossen; ganze Verbände zur Wahrung von Interessen wurden sinnlos und schlossen; Versicherungsgesellschaften schlossen; die Kultur verwaiste. Selbst das Metropol schloß. Der Urzustand hub an. Im Sommer trug man Athmosphäre, im Winter ein Woll- oder Fellwams, das sich auf Kinder und Kindeskinder vererbte.

Die Menschen lebten in einer bodenloser Unkenntnis ihrer einfachsten Bedürfnisse; Nudität artete in paradiesische Unbedenklichkeit aus. Dabei war es den Entarteten nicht vergönnt, den Segen der „produktiven" Arbeit zu kosten. Sie durften weder für eine Achtzimmerwohnung die Mittel erwerben, noch für eine Badereise, noch für eine Winterrobe. Sie kamen nie zu spät zu einer Elektrischen, noch versäumten sie eine Première. Sie hatten schamlos viel Zeit, lagen auf dem Bauch und ließen sich die Sonne gewissenlos auf den Rücken scheinen, oder sie lagen auf dem Rücken und schauten stundenlang dem Spiel des Windes und der Blätter zu.

Diese Unseligen!

Jeder Begriff für den unschätzbaren Wert der Zeit, für das erste aller Sittengesetze, daß Zeit Geld sei, war den Entarteten abhanden gekommen; jeder Sinn für höhere Lebens- und Daseinsformen!

Einmal nur fand Kri, der Fallensteller, einen runden Zahn, vorn aus Horn mit einer rostigen Spitze. Es war Harras, der Kragenknopf. Kri hatte nie solch Gebild gesehn; er band es an sein Amulett, hing es sich um den Hals und starrte nachdenklich ins Gelände.

DIE FRANZOSEN

Die Franzosen kommen! Sie sind schon da. Die erprobten Lustspielschreiber, Flers und Caillavet, Gavault, Feydeau. Hinter ihnen steht schon junge Reserve. Es gibt eine neue Lustspieldichtergeneration in Frankreich. Da ist vor allem Verneuil, der die Laune des jungen Hartleben mit der Technik des alten Bisson verbindet. Sein Lustspiel „Le carroussel" ist kammerspielwürdig. Da ist eine Komödie von Crommelinck: „Le cocu magnificque", trotz seiner vlämischen Abstammung ein gallischer Schnitzler. Da ist eine Lustspieldichtung: „Le paquebot" von Vildrac ein dramatisch disziplinierter Eulenberg, romantisch gefärbt, aber, wie alle Franzosen, mit fester graziöser Konstruktion. Ich nenne die drei vorzüglichsten, aber sie sind nicht die einzigen. Ein Lustspiel wie die hunderte Mal gespielte Komödie „Le huitième femme de Barbebleu", die Zähmung eines spleenigen Amerikaners, der zum sechsten Mal geheiratet hat, ist wahrhaftig eines künstlerischen Theaters würdiger als . . . doch ich will keinen Deutschen kränken und schlucke ein paar Namen hinunter. Die siegreichsten Autoren, nämlich die in den letzten acht Jahren Herangewachsenen, kommen erst!

Deutsche Dichter rufen mich zum Widerstand auf. Sie sagen drei Argumente, denen ich mich im Voraus nicht verschließen möchte:

Ist es angezeigt, daß wir die französische Besetzung der Theater zulassen, während wir hunderte von Millionen für die Besetzung der rheinischen Städte bezahlen?

Bedeutet die Okkupation der deutschen Theater durch die Franzosen nicht das vollkommene Andiewanddrücken der deutschen Autoren?

Werden denn die Franzosen die Reziprogität wahren und deutsche Dramen in Paris spielen?

Dem Ernst des ersten Einwandes kann sich kein Deutscher entziehen. Unleugbar: Es ist quälend, daß wir in Berlin mit den Franzosen lachen, während wir in Düsseldorf und Wiesbaden vor ihnen nichts zu lachen haben. Die liebenswürdigen Herren Flers und Caillavet sind im „Figaro" sechs Jahre lang gar nicht liebenswürdig gewesen. Wäre ich ein Bibliothekswurm oder ein Zettelkastenpolemiker, so könnte ich hier eine Reise ins Blutrote zitieren, die Manchem die Fahrt ins Blaue vergällen müßte.

Aber — es gilt Striche zu ziehen. Ein gesunder Organismus verdaut durch . . . Vergessen. Es gibt ja in Paris noch einige

Dispeptiker, die über die Kriegsvergiftung nicht hinauskommen, z. B. Sacha Guitry, der seine neuen Komödien nicht übersetzen lassen will (auch nicht das beste Plauderstück der letzten Jahre: „Je 't aime"). Aber im Ganzen haben die Franzosen selbst eine steigende Tendenz, den boche wieder als allemand zu sehen. Geldgründe allein sind dafür nicht ausschlaggebend. Die deutsche Valuta macht die deutschen Aufführungen wenig ergiebig. Der Export nach Amerika, nach England, nach Skandinavien bringt Dollar, Pfunde und nordische Kronen. Unlängst war ein französischer Kamerad, der Schriftsteller Pierre Roché, bei mir und sagte: „Wir sind im Begriffe, wieder zurechnungsfähig zu werden. Ihr müßt uns dabei helfen. Ich verstehe: das wird den Besiegten schwer, Aber Ihr seid einmal weltbürgerlicher veranlagt als wir. Es liegt in Eurem Wesen. Bitte, putscht Euch nicht selber auf. Wir müssen jetzt — wie Ehelete nach einem erheblichen Unglücksfall — die Zähne zusammenbeißen, vergessen und uns sagen: Unser Zusammenleben ist notwendig!" Wer französische Zeitungen liest (also nicht die Unentwegten, die nichts gelernt haben) weiß, daß in den Pariser Blättern seit einigen Monaten eine andere Musik gemacht wird. Rathenau wirkt drüben allmählich. Er redet nichts von Continentalpolitik (das Wort ist durch überlauten Gebrauch verpfuscht worden), aber . . . der Kamerad spricht „Wenn wir die Atmosphäre entgiften wollen, so müssen wir die spanischen Wände wegräumen. ¦Chacun a dans son coeur un — européen, qui sommeille! Sie können selbst an Briand noch allerlei Wunder erleben. Er hat die schärfste Witterung. Jede Atmosphäre verändert ihn. Also ändern wir die chemische Zusammensetzung des öffentlichen Geistes. Jede Wagnervorführung wirkt entgiftend. Ihr gebt uns Wagner, wir geben Euch Picard und Verneuil. Die Injektion nutzt Beiden. Vertraut auch unserm allmählich wiederkehrenden bon sens." Ich will nicht alle Steigerungen dieser Rede eines deutschlandliebenden Franzosen wiedergeben. Sein letzter Aphorismus war: „Die Einnahme der Theater durch uns — das ist eines der Hilfsmittel, der Einnahme der Provinzen entgegenzuarbeiten." Ich übernehme keine Verantwortung für diese Gedankengänge. Ich gebe sie wieder. Aber ich glaube an die notwendige Durchdringung und an die Entwaffnung der Geister.

Das zweite und dritte Argument gegen die Aufführung der Franzosen geht von den deutschen Schriftstellern aus. Sie fragen: „Wir spielen Franzosen. Wann aber spielen die Franzosen uns?" Sie seufzen: „Je mehr Franzosen in den deutschen Theatern gegeben werden, desto weniger Raum ist für deutsche Autoren übrig." Diese Rechnung kann

nicht bezweifelt werden. Vom Standpunkt einer fanatischen Planwirtschaft müßten wir französische Stücke ablehnen wie französischen Burgunder. Nur müssen dann die Rotweintrinker sich darüber im Klaren sein, daß sie entweder zu Weißweinen übergehen müssen oder, noch besser, zum Wassertrinken. Prinzipiell ist gegen das Wassertrinken nichts einzuwenden. Gott hat die blauen Trauben dann nicht für uns geschaffen. Auf unseren Fall angewendet: die deutschen Stücke sind kein Ersatz für die französischen, sondern etwas Anderes. In Deutschland wird nur gedichtet. Von Hauptmann bis Hasenclever. In Frankreich gibt es auch ein theatralisches Kunstgewerbe. In Deutschland ist man ein Genie oder ein Libretist. In Frankreich gibt es dramatische Schriftsteller. Die Deutschen bekennen mit jedem Werk, die Franzosen arbeiten auf Bestellung. Und wenn Ihr schon Poeten seid, mahnte Goethe, so kommandiert die Poesie. Aber in Deutschland kommandiert kein dramatischer Autor, sondern die Eingebung kommandiert ihn. Deshalb werden in Deutschland alljährlich dreihundert Tragödien beendet und kein einziges Lustspiel. In Frankreich, wo die Geister bescheidener und fröhlicher sind, werden dreihundert Lustspiele verfertigt und ein Minimum an Tragödien. Im Augenblick ist in der ganzen Welt ein Lachbedürfnis, das kaum zu stillen ist. Die Welt will wieder heiter werden, selbst auf Kosten der heimischen Trübsinns-Erzeuger. Wenn jetzt ein Otto Erich lebte, die deuschen Theater rissen sich um ihn und — man darf es der société des auteurs glauben — die Franzosen stießen ihn nicht ab. Aber sollen wir Expressionisten exportieren? Besteht Hoffnung, daß Lugne-Poe, so europäisch gesinnt er ist, August Stramm hundertmal aufführen könnte. Es hat nie eine talentärmere Generation gegeben als diese deutsche, die jetzt zwischen 25 und 35 Jahren alt ist und deshalb siegen die Franzosen auf der Bühne. Vielleicht brauchen wir jetzt zehn Jahre, um den verlorenen Krieg zu verdauen. Inzwischen werden wir, aus Gründen der nationalen Diät der Seelen, Franzosen spielen müssen. Da wir keine deutsche Heiterkeit erzeugen, müssen wir ausländische beziehen. Die Rolle der Fastenprediger ist nur für Augenblicke dankbar. Es ist gesunder Heiltrieb, der unsere junge Nation zur Heiterkeit zieht. Wir brauchen unser Lachen und unser Lächeln wieder, Fröhlichkeit ohne Gewissensbisse, Heiterkeit ohne Selbstvorwürfe. Wenn uns die Franzosen zum Lachen verhelfen, so fördern sie, ob sie's wollen oder nicht, den geistig-seelischen Aufbau der melancholisch gewordenen Generation.

Ich las dieses zarte Lustspiel im Sommer an der See. Spielen deshalb Julihimmel, Sommernächte, Menschen in lichten Kleidern, Musik am Nachtstrand in die Erinnerung? Nein, dies Lustspiel hat seine Musik in sich. Es ist in seiner Anmut und Ernsthaftigkeit goethewürdig. Wilhelm Meister — Luft umweht sie. Närrische junge Menschen, Schauspieler, spielende Jugend, die sich zur Schau stellt, konstatiert zu einem gealtertem Mann, in dem die Flamme noch nicht erloschen ist. Dieser versperrte, morose Mensch öffnet sich vor einem blonden, kühn spielenden Mädchen. Sie schenkt ihm eine Nacht. Der Weißhaarige, taumelnd vor Freude, will aus dem Abenteuer einen bürgerlichen Zustand bauen. Aber die Blonde, gerührt von so viel strömender Dankbarkeit, weiß, daß es ihr Amt ist zu spielen, nichts als zu spielen. Die Truppe zieht zum nächsten Standort, der Herr zu Pferde reitet einsam nach Hause.

Schon als ich die duftige Komödie las, bangte mir vor ihrer Übersetzung auf die Bühne. Zarte Finger mußten dies Lustspiel anfassen. Herr Saltenburg, der neue Leiter des Lustspielhauses, hat die derben Fäuste des Routiniers. Aber vom Handwerker darf man verlangen, daß er mit frischem Werkzeug an seine Arbeit gehe, daß heißt in diesem Falle: Er stelle sich ein Ensemble zusammen. Hier war alles schmählich und zufällig zusammengewürfelt. Jede Rolle, bis in die kleinste, falsch besetzt. Ausgenommen Alfred Abel, dem es ein Gott im Schlafe geschenkt hat. Nie habe ich die Verlotterung des Berliner Theaters bittrer empfunden als an diesem Abend, an welchem ein neuer Direktor, der sich Bühnenbilder, teure Darsteller, einen ehrgeizigen Dramaturgen und einen Dichter gekauft hatte, nachwies, daß es etwas Unkäufliches gibt: Den geistig-seelischen Anteil. Herr Saltenburg kommt zu Schmidtbonn wie ein Trödler zu einem Rembrandt. Aber wo ist in Berlin ein Direktor, der Ohren hätte für die zarte, leichte Geigenmusik dieses Werkes? Ich will für drei Tage an die Ostsee gehen und mir unter der Herbstsonne „Schauspieler“ im Kopfe noch einmal aufführen.

Eine hübsche Frau liebte einen Räuber. Sie war reich, gab Gesellschaften. Von ihm ist anzunehmen, er habe in einer Hütte gelebt.

Sie trug halb- so gut, wie hohe Schuhe und schätzte ihn, weil er tapfer war, es mit Hunderten aufnahm. Welch interessantes Verhältnis.

Sie hatte einen Käfig voll Löwen und Fässer voll Schlangen. Was hatte er? Unzählige Sünden auf seinem Gewissen. Aber er war wenigstens nicht fad, das gab den Ausschlag.

Sein Mantel war zwar fadenscheinig genug, sie dagegen ging unglaublich nobel.

Teils trafen sie sich im Gebirge, teils am Bahnhof. Was er erbeutete, sandte er ihr per Tratte.

Mitunter besuchte er sie und trug bei solchen Anlässen einen tadellosen Anzug. Stets benahm er sich sehr artig.

Er las Stendhal, sie Nietzsche. Erklärungen hierüber geben wir nicht, wenn man uns auch ein ganzes Jahr lang darum ersuchte.

Annäherungen erlaubte sie ihm nie. Ihre Beziehungen blieben platonisch, und mit Recht, sonst wär's mit seiner Tatkraft bald vorbei gewesen.

Er war eine Napoleonnatur! Und sie? Etwa eine Katharinanatur? Keine Spur!

Eine Spezereihändlerin war sie, die drei Kinder hatte, und unser Räuber war ein braver, verständiger junger Mensch, der in das Fraueli verliebt war, hie und da in ihr Lädeli kam und mit ihr plauderte.

Die Tiger und Löwen, die feingewichsten Stiefelchen, blendenden Gesellschaften, die tadellosen Anzüge, die Hunderte, mit denen er's aufnahm, die Beziehungen voll Aufopferungen, die Pfiffe, Signale und struppigen Haare sind Phantasiegebilde.

Der sie ausheckte, blickt jetzt auf's Zifferblatt und meint, es sei Zeit, vom Schreibtisch aufzusteh'n und ein Spaziergängchen zu machen.

AUS DEM TAGEBUCH

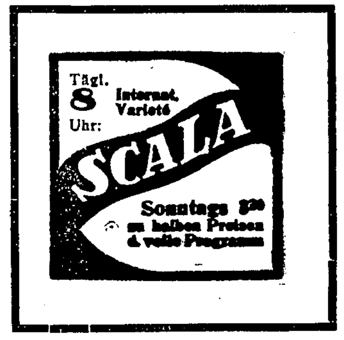
HÖHENSONNENPRIESTER

Ein Arzt schreibt mir:

Ums Jahr 2000 v. Chr. Sonnentempel im alten Babylon. Dichte Schaaren frommen Volkes drängen sich. Einlaß heischend, zum Tor aus Erz und von nah und fern sieht man betende Männer, Frauen, Kinder, heranwallen. Im Heiligtum drinnen walten ehrwürdige Priester ihres heiligen Amtes, geleiten die Frommen zum Altar, erhellen das mystische, schauer-erregende Dunkel durch zeitweise aufflammende Lichtstrahlen einer geheimnisvollen Sonnenkugel, legen den Gläubigen die Hand aufs Haupt, rufen des allgütigen, allheilenden Sonnengottes Gnade und Segen herab und nehmen dann die Weihgeschenke der Kranken und Geheilten dankbar entgegen. In wallende weiße Mäntel gehüllt singen sie ihre Dankgebete zu Ehren der Gottheit . . . Kurpfuscher!

Ums Jahr 1855. Sonnenbadeort Veldes in Oberkrain oder Kärnten. Scharen kranken Volkes drängen sich zum Sonnenbauern Rikli. Ein schlichter kluger Mann, ein Herrgott den Kranken, die er mit Luft- und Sonnenbädern, Waschungen, einfachster Kost und Bauernarbeit von den Gebresten der Großstadt kuriert. Er versteht nichts von pathogenen Bakterien, nichts von ultravioletten Strahlen . . . Kurpfuscher!

Ums Jahr 1921. Straße einer Großstadt. Dichte Scharen gläubigen Volkes drängen sich, Einlaß heischend, zur Haustüre, über welcher ein Schild prangt: Zur Höhensonne! Männer, Frauen, Kinder haben den Ruf des Sonnenheilands vernommen. Im Heiligtum drinnen waltet, in wallenden, weißen Mantel gehüllt, der Höhensonnenpriester seines heiligen Amtes. Seine Frau oder die Schwester geleiten den Gläubigen zum Gnadenstuhl, erhellen das mystische, schauer-erregende Dunkel durch Strahlen leuchtenden Quecksilbers und die ultravioletten Strahlen tun ihre Pflicht. Der Tuberkelbazillus bricht ohnmächtig zusammen, Typhusbazillen geben ihre Zwangseinquartierung in der Gallenblase von Dauertyphusträgern seufzend auf, Krebsbazillen schmelzen dahin, zähe Spirochäten der Syphilis stellen ihre Wühlarbeit ein. Und auch andere Gebreste fürchtet der Höhensonnenpriester nicht: Geisteskranke werden Weltweise, Neurastheniker fröhliche Gesellen, Veitstänzer leisten Tango und Foxtrott, Hundertfünfundsiebziger verloben sich, Kommunisten loben Gott und kehren reuig zum angestammten Monarchen zurück. Leise summt der Höhensonnenpriester sein Gebet nach der Melodie: „Kann machen, daß die Blinden seh'n und daß die Lahmen wieder geh'n." Und in rührender Uneigennützigkeit verschmäht er Gold und Silber, begnügt sich mit elenden Scheinen aus Papier, nimmt auch geflickte und schmutzstarrende dankend an, nur in der Farbe zieht er die blauen und braunen den grauen und roten Lappen vor. Er ist ein ehrenwerter Mann, lächelt mitleidig über die Sonnenpriester Babylons, über den heiligen Rock von Trier, über die Grotte von Lourdes und den Bauern Rikli. Er ist gründlicher Kenner des Lebens und Sterbens der pathogenen Bakterien, er beherrscht die ultravioletten Strahlen . . . er ist ein Mann der Wissenschaft, kein Kurpfuscher.



Und wer lächelt, ja man kann sagen lacht über den Priester der Höhensonne? . . .

Wie einst über Babylons Sonnentempel und viertausend Jahre später über des Kärnthner Sonnenbauern Rikli blumige Waldwiesen, so zieht jetzt über die dunklen Höhensonnengemächer der Höhensonnenpriesterschaft in Städten und Städtchen der Republik Deutschland der uralte ewige Helios mit seinen weißen Rossen seine Bahn und die Mutter von Wärme, Licht und Leben der Erde, die göttliche Sonne, lacht über Alte und Junge, Kranke und Gesunde, Gerechte und Ungerechte und sendet alle ihre Strahlen, auch die ultravioletten, über alle ohne Ausnahme, auch über den Höhensonnenpriester.

Und dieser ist ein ehrenwerter Mann . . .

Gerster, Braunfels.

BRIEF AN HENNY PORTEN

Blonde Henny Porten, ich will Ihnen die Freude an der Arbeit vermehren. Die schwarzen Zwerge der Mißgunst werden Sie ohnehin zwicken, dem entgeht keiner. Hier im „Tagebuch" sollen Sie, blonde, deutsche, gerade gewachsene Henny, in Ihrem Besten ermutigt und gestärkt werden. Nach einer Pause, von der man das Gefühl hatte, daß sie für ihre innere Entwicklung bedeutungsvoll war, kamen Sie jetzt als „Geyer-Wally". Der Roman der alten Frau von Hillern ist eine schlechte, eine abgeschmackte Variation des Krimhildstoffes. Für den Film war nur gut, daß er in den bayrischen Bergen spielte. Alles Gebirgsbayrische war denn auch wirklich herrlich. Die Aufnahmen in Sonne und in Schnee werden in Newyork wie in Amerika entzücken. Auch der Bauernball, der Aufmarsch der Musikanten, die Liebesrauferei zwischen Ihnen und dem waldfrischen Dieterle werden in Chicago erfreuen wie in Görlitz. Sie selbst, Henny Porten, sehen in der pompösen Tracht der aufgeputzten Bauernpatrizierin famos aus. Darf ich Ihnen aber doch auch einige Aber sagen? Hören Sie auf Einwände? Dann will ich nicht verhehlen, daß Sie zuweilen ins Salonbauerntum geraten. Sie brauchen nicht und sollen nicht kuhmagdhaft aussehen und sich gehaben. Aber Sie dürfen sich doch auch nicht in leeres Stadttheater verlieren. Wenn Sie Ergriffenheit ausdrücken, dann taumeln Sie zurück wie es 1883 — meine Großmama erinnert sich genau — die selige Wolter getan hat. Wenn Sie Erschütterung darstellen, stürzen Sie hin, wie es mir mein Großpapa von der seligen Klara Ziegler erzählt hat. Der Regisseur, Herr Düpont, dem die schöne Szene der am Totenbett betenden alten Weiber so gut gelang, hätte da protestieren müssen. Er hätte auch noch unbarmherziger gegen die Tochter der Birch-Pfeifer sein sollen. Ihr Talent drängt zum Dramatischen, zum Geschehnis, zur bewegten Handlung. Aber

sie müssen szenenlang, teils seelenvoll, teils düster sein, teils lyrisch auf dem Baume sitzen. So geraten sie zuweilen ins Starre und Absichtliche. Die Zuschauer Europas und Amerikas brauchen ihre Blondheit, Helläugigkeit, deutsches Frauentum. Die Welt muß Ihnen gehören. Auch die „Geyerwally" wird in Görlitz sehr gefallen. (Das Provinzgeschäft! schreien die beglückten Verleiher.) Aber sie haben Ehrgeiz. Sie wollen mehr, und wer die „Rose Berndt" sah, weiß, Sie können mehr: Seien Sie, um Gotteswillen, mit der „Geyerwally" nicht zufrieden. Aus Ihrer Unzufriedenheit kann, wird, muß Ihre neue Entwicklung erstehen!

BÜCHER

Upton Sinclair: 100%. Roman. Übersetzung von Herminia zur Mühlen. Malik-Verlag 1921. Wer im „Tagebuch" den überraschenden Aufsatz über die amerikanische Orgesch gelesen hat, wird aus diesem politischen Roman, der sich auf Dokumente stützt, ein noch viel grelleres Bild, diesmal von der Käuflichkeit der Polizei und der Verlotterung der Gerichte Amerikas erhalten. Sinclair erzählt hier die Lebensgeschichte eines haltlosen Lumpenproletariers, der zum Spitzel avanciert oder herabsinkt, wie man will. Die leidenschaftliche Tendenz bleibt bis zur Mitte des Buches unterirdisch, dann tritt sie immer ungenierter an die Oberfläche. Jn demselben Maße wird die Erzählung schwächer. Dennoch; Ein aufwühlendes, ein nicht zu vergessendes Buch.

Max Widmann: Liebesbriefe des jungen J. V. Widmann. Einführung von Carl Spitteler, Rheinverlag, Basel 1921. J. V. Widmanns Vater stammte aus Österreich, war der katholischen Kutte entsprungen, protestantischer Pfarrer geworden und von den rebellierenden Liestalern (bei Basel) zum Seelsorger gewählt worden. Das Pfarrhaus des fröhlichen Wieners war von Musik und jungen Menschen voll. Carl Spitteler malt diese kuriose Wirklichkeit mit feinen Farben. Der achtzehnjährige „Pepi" litt an einer sanft verbotenen Liebe. Seine Briefe, nicht an die Geliebte, sondern an die Schwester, die Freundin der Ersehnten gerichtet, sind reine, unverschmutzte Idyllen. Verständen sich ältere Menschen auf die Erziehung zur Liebe, sie würden diese etwas tränenseligen und doch beglückenden Briefe den Zwanzigjährigen zuschmuggeln.

ANEKDOTEN

HOLLÄNDERANEKDOTEN

Felix Holländer kommt über den Hof des deutschen Theaters mit einer fremden Dame und klopft die diensttuende Telefonistin von ihrem Schaltbrett ans Fenster. Auf die Dame weisend, ruft er der Telefonistin zu: „Sehen Sie sich diese Dame gut an, sehen Sie sich sie genau an! Wenn mich diese Dame telefonisch anruft . . . für diese Dame bin ich immer zu sprechen!"

*

Während einer nordischen Tournee Max Reinhardt's pumpt der Schauspieler Friedrich Kühne den mitreisenden Felix Holländer um 20 Mark an. Einige

Wochen vergehen. Da trifft Kühne in Berlin auf der Straße den eiligen Holländer, des Mimen schwerbeladenes Gewissen regt sich und, eine Entschuldigung stammeln wollend, tritt er auf Holländer zu. Schon aber unterbricht ihn Holländer: „Ach richtig, Herr Kühne, verzeihen Sie, Sie hatten mir ja zwanzig Mark geliehen, hier nehmen Sie bitte das Geld zurück." Drückt dem verdutzten Schauspieler einen Zwanzigmarkschein in die Hand und läuft weiter.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 38):

AN DIE LESER!

Quartalsbeginn.

Wer das Tagebuch gerne liest, benutze die beiliegende Zahlkarte.

Nur der Abonnent fördert das „Tagebuch" wirklich!

Je mehr Abonnenten, desto reichhaltiger wird das „Tagebuch"!

Die Verwaltung des „Tagebuch".

DIE SITTLICHEN BUCHHÄNDLER

Diese Vignette wollte das Buchhändler Börsenblatt nicht veröffentlichen. Die stilisierte Zeichnung (für Alfr. Rich. Meyers Munke-Punke-Verlag) war ihm zu unsittlich! Aber die rohesten, naturalistischen Seebäder-Trikot-Fleischausstellungen der „Lustigen Blätter" veröffentlichen die gerechten Kammacher anstandslos.



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

THOMAS WEHRLIN

O DU MEIN ÖSTERREICH

Österreich, auf allen Seiten benagt und abgehackt, hat im Friedensvertrag von St. Germain ein kleines Pflaster bekommen. Das Burgenland, altes deutsches Gebiet, ist von Madjarien abgetrennt und zu Wien, geschlagen worden, zu dem ausgehungerten Wien, das dieses Korn- Gemüse- und Vieh-reiche Gebiet zu seiner Ernährung dringend braucht, besonders seit die Eier aus Polen, die Milch aus Mähren, die Mehlsäcke aus dem Theißgebiet nicht mehr ankommen. Aus dem Burgenland selbst kam freudige Zustimmung, denn die Madjaren sind bis zum heutigen Tage die wildesten Chauvinisten, die grausamsten Nationalisierer Europas gewesen. Das büßen sie zwar jetzt mit dem Hasse der Nachbarn, der befreiten Slowaken wie der erlösten Kroaten, aber das hält sie nicht ab, in dem verkleinerten Madjarien den gewichsten Schnurrbart mit derselben Selbstgefälligkeit zu streichen wie ehedem. Diese verwegenen Spieler kümmern sich nun nicht im Geringsten um den Friedensvertrag von St. Germain, den sie selbst, unter des Grafen Appony feierlicher Führung unterschrieben haben. Statt das Burgenland freizugeben, haben sie es mit verkleidetem und nicht-verkleidetem Militär besetzt, den eingesetzten österreichischen Verwaltungschef davongejagt und von den paar Gendarmen, mit denen Österreich Krieg um sein eben besiegeltes Recht führen wollte, einige totgeschossen. Worauf die Anderen retirierten. Der frühere Ministerpräsident Stefan Friedrich, knapp dem Galgen entronnen, den er als Tisza-Mörder besteigen sollte, proklamierte einen unabhängigen Staat Westungarn. Madjarische Beamte, madjarische Gesetze, vor allem aber die Grenzen gegen Österreich sollen bestehen bleiben.

Und das gute Österreich? Es ist betrübt. Es weint. Es beklagt sich. Es wendet sich vorwurfsvoll an Frankreich, Italien und England und fragt wie ein gekränktes Baby: Das duldet Ihr? Da aber weder Franzosen, noch Italiener oder gar Engländer Lust haben, um der Stadt Ödenburg willen einen Soldaten totschießen zu lassen und da die Madjaren schießfreudig sind wie zu Zeiten Karls des Kleinen, der hier wieder herrschen soll, so schmollen die Österreicher mit der Entente und stellen sich beleidigt in die Ecke. Aber nein — aus dieser Ecke kommen sie wieder hervor und breiten ihr Leid, nachdem die große Entente es nicht beachtet, vor der kleinen aus. Herr Benesch, der tschechische Minister-

präsident, soll helfen. Vielleicht gar auch Alexander, der König von Großserbien? Die Madjaren, durch so viel diplomatische Verhandlungen gar nicht erschreckt, richten sich indes im Burgenland häuslich ein und Herr Friedrich hält die drohende Faust gen Himmel. Wahrscheinlich haben sie an der Grenze eine große Tafel ausgesteckt: Wer hier weitermarschiert, wird totgeschossen! Und es marschiert keiner, weder ein Serbe, noch ein Tschече. Das Burgenland bleibt unter der Faust der Madjaren.

Österreich war von je die Heimat eines herzlich weinerlichen Pazifismus. Als der Zusammenbruch da war, dachte niemand daran, wenigstens einen demokratisch gesinnten, militärisch disziplinierten Rest der alten k. k. Heeresherrlichkeit zu erhalten. Man schuf keine Reichs- sondern eine Volkswehr, die bei politischen Demonstrationen sehr tapfer eingriff, d. h. mitschrie und vorschrie, die auch bei allerlei kleinen Unglücksfällen als eine bessere Feuerwehr verwendet werden konnte. Aber zur Rettung des Burgenlandes wurde sie nicht einmal eingesetzt und das hat gewiß seine triftigen Gründe gehabt. Vor allem sagten die regierenden Österreicher: Die Entente hat es uns untersagt. Aber die Entente hatte es ja auch den Ungarn untersagt. Und da das gute Recht, das Recht der Nation, wie das Recht aus dem Friedensvertrag auf Seiten der Österreicher war, so ist anzunehmen, daß die Entente gegen eine kräftige, männliche Abwehr nichts eingewendet hätte.

Aber die Österreicher sind nun einmal Pazifisten. Pazifisten von Natur. Pazifisten ohne Verteidigungstrieb. Pazifisten ohne elementaren Instinkt zur Wahrung ihres Rechtes. Sie sind in den Völkerbund gnädig aufgenommen worden. Sie werden dem Völkerbund ein Memorandum unterbreiten. Der Völkerbund wird Gutachten über dieses Memorandum einholen. Die Madjaren werden Gegengutachten vorlegen. Der Völkerbund wird eine Kommission zur Prüfung des Problems einsetzen und die Madjaren werden sich, 1933, mit den eben erschienenen Protokollen dieser Kommision ihre Aborte in Ödenburg tapezieren.

Die Österreicher haben lange sehr andachtsvoll nach Moskau hinübergeschaut. Eines hätten sie bei Trotzki lernen können: Auch eine freie Rupublik muß sich wehren können. Militarismus? Nein, Miliz. Aber in einem gesunden, jungen, kräftigen Staate muß der elementare Trieb zur Verteidigung da sein, der Wille und damit die Truppe, die für den selbstgemachten Staat das Leben einsetzt. Es ist etwas Greisenhaftes in den Österreichern. Das macht die Madjaren so sicher.

Der elfte Kongreß der zionistischen Weltorganisation tagte 1913 in Wien. Dann kam der Weltkrieg. Und die zionistische Weltorganisation — zerfiel nicht.

Ein organischer Zusammenhang blieb, obwohl der organisatorische aufgehoben war.

Der Karlsbader Kongreß (1. bis 14. September 1921) sollte vor allem diesen organisatorischen Zusammenhang wiederherstellen. Man wußte zwar, daß Weizmann und Sokolow, unsere Führer, vom Vertrauen der jüdischen Massen getragen sind. Aber eine legale Willensbildung dieser Massen war bis zum Kongreß unmöglich. Die berühmte Deklaration der englischen Regierung (Balfour-Deklaration 1917), vor der Eroberung Palästinas erlassen, war inhaltlich an die zionistische Organisation, formell aber an ein englisch-jüdisches Oberhausmitglied, Lord Rothschild, gerichtet. Die englische Regierung verspricht, Palästina als national home des jüdischen Volkes einzurichten. Professor Weizmanns Verhandlungen mit der englischen Regierung haben diesen Staatsakt erzielt. Doch der organisierte Vertragspartner fehlte, um dieses Versprechen staatsrechtlich zur Kenntnis zu nehmen.

Nun hat der Kongreß diesen Partner geschaffen, die neue Leitung gewählt. Weizmann und Sokolow stehen wiederum an ihrer Spitze.

Anwesend waren mehr als 500 Delegierte. — Jeder Delegierte ist von 2000 Juden gewählt, die durch Zahlung des „Schekel" (der freiwilligen Zionistensteuer) ihre Zustimmung zum Baseler Programm des Zionismus erklärt haben. — Nur die 66 Delegierten aus Sowjetrußland, wo die Durchführung der Kongreßwahlen unmöglich war, entsprachen dieser Bedingung nicht. Es wurde ihnen daher auch nur beratende Stimme zuerkannt. Überhaupt sah ein eigener „Legitimationsausschuß" mit Strenge darauf, daß nur solche Delegierte anerkannt wurden, für die ordnungsmäßige Wahl nachweisbar war. — Auf diese Art wahrte man mit allem Ernst dem Kongreß den Charakter der Repräsentation, des Parlaments, des großen jüdischen Willensinstrumentes.

Der Kongreß vertrat 778 487 Schekelzahler. Avisiert, aber bis zur Kongreßeröffnung nicht eingegangen waren ca. 230 000 weitere Schekel. Mit einer organisierten Anhängerzahl von einer Million (um die ein Vielfaches von solchen Juden gruppiert ist, die unorganisiert mit den zionistischen Bestrebungen sympathisieren) stellt die zionistische Bewegung die weitaus stärkste Partei im Judentum dar.

Selbstverständlich erschöpfte sich der Sinn des Kongresses nicht darin, über die Zahl der Anhänger Revue zu halten und die Autorität der Leitung zu stärken. (Obwohl ich durchaus nicht zu denen gehöre, die von dieser Teilleistung des Kongresses gering denken. Das jüdische Volk, in der Zerstreuung lebend, bedarf sehr notwendig einer gewissen Disziplinierung, als Gegenkraft zu seiner ausgeprägten individualistischen Veranlagung.)

Willensbildung! — Aber der Wille lag nicht einfach da und brauchte bloß organisiert, ausgesprochen zu werden. In vielen Punkten war er erst recht eigentlich zu schaffen.

In dieser Hinsicht hatte es das jüdische Parlament besser als die Parlamente anderer Nationen. Bei diesen wird die politische Meinung in Parteikuchen gebacken, jeder Abgeordnete bekommt seine Ration mit (wie das Kind in die Schule sein Gabelfrühstück mitnimmt) und es ist streng verboten, die Buttersemmeln miteinander zu tauschen. — Nach Karlsbad kamen wir nicht mit so fertigen Dingen. Die meisten Delegierten hatten die Absicht, zu hören, zu lernen und dann erst ein Urteil zu bilden. Infolgedessen gab es die lebhaftesten Meinungskämpfe im Plenum wie in den rastlos arbeitenden Kommissionen für Kolonisations-, Immigrations-Probleme, für Kulturarbeit, für Politik. — Immerhin blieb der Kongreß nicht frei von Parteiwesen. Es bildete sich ein sozialistischer linker Block („für das arbeitende Palästina"), in dem eine Reihe von Parteischattierungen zu bemerken waren. Ganz links standen die auf marxistischer Basis sozialdemokratisch gerichteten Poale-Zion, während die kommunistischen Poale-Zion sich am Kongreß überhaupt nicht beteiligten. Dem Kongreß fern blieb auch ein Teil der extrem kapitalistischen Amerikaner und jene amerikanischen Zionisten (Brandeisgruppe), die gegen die national-kulturelle Richtung des europäischen Zionismus landesautonomistische Tendenzen geltend machen. Die Majorität der amerikanischen Zionisten hingegen hatte Delegierte gesandt; auf diese valutastarke Gruppe sind die großen finanziellen Hoffnungen der Organisation gerichtet. — Den rechten Flügel hatten die „Misrachisten" inne, für die der Zionismus als integrierenden Bestandteil das religiöse Ideal mitenthält, — was von linker Seite stark bestritten wird. Bei vielen Abstimmungen und Debatten kam es denn auch zum Kulturkampf, doch konnte (vorläufig wenigstens) ein Riß in der Organisation vermieden werden. — Ich kann nicht leugnen, daß auf mich (obwohl ich nicht orthodoxer Jude bin) diese Misrachigruppe einen besonders starken Eindruck gemacht hat. In diesen jungen Leuten, diesen weißbärtigen Rabbinern glühte es von fanatischer

Romantik. Sie waren auch unermüdlich, immer auf dem Posten. Es wurde mir berichtet, daß man im Kreise der „Misrachi" einmal von dem „Platz im Gau-Eden" (Paradies) sprach, den sich jeder wünschte. Da sagte ein greiser Rabbiner: „Ich würde am liebsten auf dem Bänkchen sitzen, auf das der Doktor Herzl seine Füße stellt." — Diese Ehrfurcht eines Frommen vor einem Volksmann, der doch seinem ganzen Leben nach nicht fromm war, finde ich rührend und erhaben zugleich; und so frei gefühlt ist es, so frei, wie vielleicht (ich wage es zu sagen) auf der Linken, wo ich saß, nicht immer gefühlt wurde. — Derselbe Rabbiner ließ einmal nicht zu, daß die Diskussion über Palästinakolonisation des Abendgebetes wegen unterbrochen werde. Er erklärte diese Diskussion für den größeren Gottesdienst.

Haben die Diskussionen zu Ergebnissen geführt? Man darf natürlich nicht Blender, plötzliche Erleuchtungen erwarten. Aber Klärung gab es doch allenthalben, nach mühsamer Arbeit. Inmitten des Blutjammers der Pogrome ein Trostschimmer für meine unglückliche Nation. Mit dem arabischen Volke im Verhältnis der Eintracht und Achtung, im Gefühl der semitischen Verwandtschaft zu leben, ergab sich als eine der Hauptrichtlinien. Die Kolonisation wird weiterhin genossenschaftliche Siedlungen unterstützen, sozialistischen Geist und Bodenreform in Praxis umsetzen, ohne aber auf privatkapitalistische Initiative zu verzichten, deren das Land heute dringend bedarf und für die es die besten Aussichten bietet. Das wundervoll sachliche Referat des Agronomen Ruppin, der mit einem ganzen Stab von Fachleuten unsere kolonisatorischen Arbeiten in Palästina leitet, war einer der Höhepunkte des Kongresses. Nach diesem Referat hatten alle den Eindruck: Allen Schwierigkeiten zum Trotz, die neue jüdische Heimstätte wird gebaut!

Vielleicht nicht minder wichtig als der Kongreß selbst war die Atmosphäre des Einander-Kennen-Lernens im und rund um den Kongreß. Die Zahl der Gäste, die um Eintrittskarten auf die Tribünen kämpfte, wird auf 5000 geschätzt. Der große Theatersaal, dessen Parkett und Bühne für die Delegierten eingerichtet war, erschien Sitzung für Sitzung in allen Rängen von Zuhörern dicht gefüllt. Auch viele Frauen, sogar sehr schöne Frauen darunter. — In einer Stadt wie Prag kannten einander alle Zionisten persönlich. Seltsam nun, so viele Gesinnungsgenossen zu sehen, die man nah verbunden fühlt und doch nicht kennt. Eine aufgeregte geistgeladene Stimmung herrscht zwischen den Unbekannt-Bekannten. Die Sitzungen, die bis zwei Uhr Nachts dauern, stellen äußerste Anforderungen an die Nerven. Alle Sprachen erklingen.

sehr viel lebendiges Hebräisch darunter. Viel Fremdes, diese glattrasierten eleganten Amerikaner etwa; und doch alles nah und vertraut. — Auf den Kongressen geschieht, so fühle ich, ein Ruck zur gefühlsmäßigen Einheit des Judentums hin. Das ist vielleicht wesentlicher als all das wissenschaftliche Streiten um Gartenstadt, Erbpacht usw. Und wenn nichts anderes erzielt wird, als daß der disziplinierte Geist der Berliner Zionisten, der die technische „Aufmachung" des Kongresses besorgte, die Brüder aus dem Osten zwingt, daran zu glauben, daß dort, wo Eingang für Delegierte" steht, allen leidenschaftlichen Protesten zum Trotz wirklich nur Delegierte eintreten können — ein tadelloser Ordnungsdienst hielt diesen Zwang aufrecht: so ist auch schon etwas für diesen Zweck geschehen. Seit ich nämlich neulich in Dostojewskis „Totenhaus" die Beschreibung einer russischen Theateraufführung gelesen habe, glaube ich, daß unpünktlicher Anfang, chaotischer Verlauf u. ä., wodurch ostjüdische Veranstaltungen sich auszeichnen, garnichts typisch Jüdisches sind, sondern Erscheinungen der Assimilation an das Russentum. Ich weine also keine sentimentale Träne, wenn die reizvolle, aber doch auch störende Unordnung ein wenig in den Hintergrund gerät. In der Ordnung nicht das höchste Heil zu erblicken, haben wir deutsch-assimilierten Zionisten ja längst den Ostjuden abgelernt. So bildet sich eine mittlere Linie der Assimilationserscheinungen und das, was tatsächlich in der jüdischen Natur liegt, tritt aus neutralisierten Zufallseigenschaften deutlicher hervor.

Diese Nebenwirkung so ausführlich zu erörtern, mag allzu bescheiden erscheinen. — So sei für Anspruchvollere noch erwähnt, daß Beer-Hoffmann, Arthur Holitscher, Martin Buber, der hebräische Dichter Bialik u. a. dem Kongreß beiwohnten; daß eine interessante Buchausstellung jüdische Publikationen aller Sprachen zeigte; eine Kunstausstellung Werke von Lesser Ury, Struck, Steinhardt, Budko, Feigl u. a. — eine Palästinaausstellung Bilder und Statistiken — ein Sportfest jüdische Körperkultur vorführte; daß es in allen Kinos Palästinafilms, in allen Sälen jüdische Konzerte und Vorträge gab; kurz daß Karlsbad vierzehn Tage lang den Eindruck eines Kulturzentrums der jüdischen Renaissance machte, der allen Teilnehmern unvergeßlich bleibt.

SCHÜTTELREIM AUF DEN WEISEN VON DARMSTADT

Als Gottes Athem leiser gieng,
Schuf er den Grafen Keyserling.

Daß die alten sozialistischen Parteilokomotiven in ihren alten Gleisen herumfahren und scheinbar nur dann vom Fleck kommen, wenn sie zusammenstoßen, das begreift sich und soll niemanden ärgern. Monteure sind an der Arbeit, das rostige Eisen wieder auf den Glanz herzurichten. Vergebliche Mühe. Es ist nicht alles Stahl, was glänzt. Die Hoffnung nährt sich ganz wo anders her, ich habe die Schriften und Aufrufe der Jung-Sozialisten gelesen: hier atmet man frische Luft. Um nichts als vernünftig zu sein, dazu gehört heute ein Enthusiasmus und eine Rauschfähigkeit, wie sie ehmals nur jene besaßen, die nichts als herrlich unvernünftig waren, die ersten Märtyrer meine ich. Diese sozialistische Jugend redet kein Wort weder von Marx noch vom Klassenkampf, noch von einer Geschichtstheorie, — endlich kein Wort mehr von diesen Gespenstern, die in den Ruinen der sogenannten Denker am hellen Tage spuken. Die Topik dieser Jungsozialisten ist so herzlich frei von allen Hilfskonstruktionen. Keine Spur, den Menschen durch das Schlagwort Revolution zur bloßen Zahl zu mindern, ihn durch ein Programm zu enthaupten, um dann doch den hypertrophierten Fäusten das Dreinschlagen zu verbieten, zu dem sie ausholen, weil für solche Fäuste ohne Kopf der bloße demokratische Stimmzettel zu leichtgewichtig ist. Es ist ja immer die Frage nach dem Glück, nicht wahr? Dafür empfehlen sich Formeln und Rezepte und Götter. Was sagen die Jungsozialisten dazu? Sei so, das du für deinen Nächsten bedeutungsvoll wirst. Nicht für alle Nächsten, nicht für „die Menschheit", denn wer alle Menschen liebt, der liebt keinen. Wenn Gott überall ist, so ist er nirgends. Mach deinen Nächsten dadurch glücklich, daß du ihm etwas bedeutest. Sieh dich im Nächsten. Hab ihn lieb. Bedenke sein Leben in deinem. Nur dadurch wirst du ein Mensch, nur dadurch das, was man glücklich nennt. Denn glücklich kann man nicht für sich allein und heimlich werden, unabhängig vom Nächsten, vom Kameraden, vom Arbeitsgenossen. Wenn du glaubst, du müßtest die ganze Menschheit umarmen, wirst du, ob deiner schwachen Arme entweder an dir oder an der Menschheit verzweifeln. Das ist also kein Weg. Du kannst immer nur deinen Nächsten umarmen.

In München-Gladbach ist die katholische Organisation für die Jugend am Werke. Ich habe auch ihre Schriften und Aufrufe gelesen. Was für verlorene Greise reden da? Wo sind Ohren, solches zu hören? Da ihn die kleinen Landpfarrer im Stich lassen, deren Amt dieses wäre, muß sich der Erzbischof von München selber, wie

kürzlich beim Stiftungsfest des ehemaligen Leibregimentes, bemühen, den Leuten zu sagen, sie sollen nicht so viel Vollbier trinken. Das ist kein pardonnabler Einzelfall. Auch sonst reden heutzutage Erzbischöfe wie Kooperatoren reden sollen. Es sind ältere Herren und ihre Beziehungslosigkeit zur Zeit ist darum erklärlich. Aber daß die Jung-Katholiken von München-Gladbach auch wie alte Herren reden, das ist erstaunlich. Die Kirche scheint sich wahrhaft vergessen zu haben und nicht mehr zu wissen, daß sie in ihren großen Zeiten immer von einer unerhörten Präsenz, von einer Radikalität ohne gleichen war. Den München-Gladbachern wäre zu sagen: Gott läßt das Gras wachsen weil wir irgendwie nicht verstehen, wie Wasser, Erde und Luft vom Gras gepackt und zu mehr Gras verwandelt werden. Aber Gott schneidet das Gras nicht. Das tut der Mensch. Wir sagen niemals, daß etwas, das wir selber tun und tun können, von Gott getan werde. Wir bitten ihn um nichts, von dem wir wissen, daß wir es auch auf andere Weise bekommen. Sobald wir etwas verstehen, entfernen wir es ganz von selber aus der Aktivität Gottes. Bekannten Dingen geben wir göttlichen Namen, nur wenn wir ihnen schmeicheln wollen. Nennen aus Schmeichelei Wilhelm von Gottes Gnaden Kaiser. Was ein Mensch in der Zeitung liest, wird er nicht als ihm von Gott mitgeteilt erklären. Je entsprechender einer nach den Gesetzen seines Leibes lebt, um so weniger wird er sich um Zirkulation und Verdauung kümmern. Je richtiger einer zum Nächsten hin lebt, um so weniger wird er an Gott als das Bessere denken. Wenn man wie die Gladbacher die Unterschlagung der Welt zum Vorschlag bringt, dann begibt man sich eben aus der Welt. Vom Standpunkt des Anachoreten aus ist da nichts mehr zu sagen, als daß die Welt ein Jammertal sei, und das ist eine recht billige Weisheit. Wir bekämen vom unbekannten Gott eine viel lebendigere, tiefere, größere Vorstellung, wenn wir ihn nicht falsche Bekanntschaft mit allen Menschlichkeiten schließen ließen. Wer nur den lieben Gott läßt walten, der geht an Leib, Seele und Geist zugrunde. Auch wenn er ein Thebait ist. Anderes haben die Gladbacher im letzten Grunde nicht zu sagen, als daß man den lieben Gott möge walten lassen. Sie reden Leeres zu einer imaginierten Masse, nirgends spricht da ein Bestimmter zu einem Bestimmten, darum ist alles verredet und vertan, trübe, unwirklich, unverpflichtend und recht eigentlich hochmütig und gottlos. Denn hier wird der Mensch, der Einzelne und Nächste, genau so entpersönlicht und zur Ziffer gemacht, wie es in alter Gewohnheit sozialdemokratische Parteiführer treiben:

Greisengestammel an den lebendigen Ohren der Jugend vorbei.

Aus den kanonischen Evangelien sind einige Jesusworte verschwunden, die sich in apokryphen Evangelien erhalten haben. Da stehen folgende Worte: „Und niemals sollt ihr fröhlich sein, als wenn ihr euern Bruder in Liebe seht." Oder „Es gehört zu den schwersten Sünden, wenn jemand den Geist seines Bruders betrübt." Oder „Wenn der Nachbar eines Erwählten sündigt, so sündigt der Erwählte, denn dieser hat sich schlecht gehalten." Oder: „Wenn du weißt, was du tust, bist du selig, wenn du es nicht weißt, bist du verflucht." Oder: „Wie viele gehen um die Brunnenhöhle und keiner geht in Sie hinein! Warum wagst du nichts, der du einen solchen Weg zurückgelegt hast?" Oder: „Betrübet nicht den heiligen Geist, der in Euch wohnt, und löschet das Licht nicht aus, das in euch strahlt!

Die Officiosi, welche der katholischen Gladbacher Jugend diktieren, was sie der Jugend schreiben sollen, führen sie um die Brunnenhöhle herum, preisen die Nichtwissenden selig, löschen das Licht, das im Einzelnen strahlt aus. Solches Wort wird kein Echo finden, denn, es hat weder Ton noch Stimme. Dazu verhilft ihnen auch nicht das Läuten sämtlicher Kirchenglocken, die sich so leicht in Kanonenmetall umschmelzen lassen. Ich weiß, die Gladbacher Jugend ist zum Besten bewegt und beweglich. Der irrt durchaus, der hier Heuchelei vermutet. Sie leidet nur noch an einer kleinen Lähmung. Die Jungsozialisten könnten sie davon heilen, in Kameradschaft: sie sprechen mit glühender Liebe von Gottes Kreatur, ohne Gott dadurch zu erhöhen, daß sie sein Geschöpf erniedrigen. dessen irdisches Dasein gering achten um des Himmelreiches willen. Je besser die Erde, desto schöner der Himmel. So solls heißen, nicht: die Erde ist schlecht, aber der Himmel . . . Das irdische Leben ist keine Zuchthausstrafe, um dessen Milderung in ein himmlisches Gefängnis man sich damit bemühen soll, daß man dem obersten Richter Tag und Nacht in den Ohren liegt. Gott läßt das Korn wachsen, aber er sät es nicht und schneidet es nicht. Die Gladbacher sollen sich wie die Jungsozialisten um Saat und Schnitt mühen, sie sollen nicht um Gotteswillen die „Menschheit" lieben, sondern den Nächsten. um ihrer selbst willen. Der sozialistische „Atheismus" ist eine Fabel oder das Paradox, das Einer unwissentlich einmal damit ausdrückte, daß er rief: Gott sei dank, ich bin Atheist!" Der Streit geht ja nicht um Gott sondern um die Benennung Gottes. Gegründet sind Jungsozialisten wie Gladbacher, nicht auf die Wissenschaft, sondern auf den Glauben. Darum werden sie eines Tages zusammenkommen und sich die Hände reichen.

DANTE

Zum Gedenktag: 600 Jahre und 11 Tage nach seinem Tode.

Berühmte Männer würden, unbeschadet ihrer Berühmtheit, den Blicken der Nachwelt allzubald schattenhaft verfließen, wenn nicht das Dezimalsystem wäre. Dieses öffnet ihnen alle hundert, zweihundert, usw. Jahre für einen Tag die Türe des Hades und heißt sie, ihre Werke unterm Arm, sich wieder einmal dem Publikum zeigen. Für vierundzwanzig Stunden flammt die Lichtspur des berühmten Mannes am Firmament, alle Gebildeten sagen „Ah!" — dann kehren sie wieder zu ihrer Beschäftigung zurück und der berühmte in seine heuteferne, farb- und tonlose Unsterblichkeit. Es ist nicht mehr die Rede von ihm, bis das Dezimalsystem wieder für einen Tag seinen Schatten an die Oberfläche zitiert.

So erschien jetzt der große Dante, ich glaube, am 14. September, an dem es genau 600 Jahre nach seinem Tode waren (Gott, wie die Zeit vergeht!). Er wurde mit allem Lob und Pomp empfangen, die so ehrwürdigem Gast aus dem Grabe gebührt, die exquisitesten Zeitgenossen führten den Bücklingsreigen, und keine Rotationspresse der Welt warf am 14. September ein Blatt aus, das nicht ein Lorbeerkranz für den großen Epiker gewesen wäre. Er war Held und Thema des Tages; gern hätte auch ich zu diesem Thema ein bescheidenes Marginalchen gesetzt wenn da nicht meine Unfähigkeit, zu lügen, mit dem geistigen Zeremoniell, das jene Feierstunde der Literatur gebot, in Widerstreit geraten wäre Ich erinnere mich also Dantes etwas später als die Kulturwelt an einem Tag, auf den er keinen kalendarischen Anspruch hat, und an dem eine pathosfreie, werktagsmäßige Betrachtung gestattet ist. An einem Datum, das von Geburt oder Tod des berühmten Mannes um eine durch hundert teilbare Zeitspanne entfernt, müßte derlei Betrachtnng taktlos und störend empfunden werden, etwa wie ein Hausrock unter lauter Fräcken. Jedenfalls dürfte kaum eine von all' den vielen schönen und tiefen Dante-Würdigungen, verfaßt zur sechshundertsten Wiederkehr des 14. September 1321, die hier (zur sechshundertsten Wiederkehr des 25. September 1321) versuchte an Redlichkeit übertreffen.

Ich kann nicht ohne Bewunderung und Teilnahme der Kollegen gedenken, die am Dante-Tag ihren Segen über den Dichter zu sprechen hatten. Solcher Tag verpflichtet; und Dante ist keine Kleinigkeit. Vor ihn darf der Literat nur in höchster Gala treten. Wieviel Weihe, wieviel Ergriffenheit — gebunden in edle Diktion — fordert der Feierdienst vor solcher Erscheinung, wieviel priesterliche Haltung, welch' säkuläres, ja millenäres Pathos, welch' keusche Fülle von Wort und

Wendung, welches Ineinander von Sprach-Prunk und -Askese, welche hochwertigen Vokabeln von schlackenloser Würde und sublimster Saftigkeit! Solches und nicht Geringeres mußte der Schriftsteller, der etwas auf sich hält, wenn er zum 14. September das geschwellte Wort nahm, leisten. Und leistete es. Was dann vor dir lag, Leser, war nichts Geringes, sondern Endergebnis einer anstrengenden Gehirn-Peristaltik, deren Schmerzhaftigkeit noch im fertigen Produkt fühlbar nachzitterte. Hauptmanns Wort, der armen Rose Berndt geltend, drängt sich ins Gemüt: „Was müssen die gelitten haben!"

Am Tage 600 Jahre und 11 Tage nach des großen Mannes Tode schreibt es sich viel leichter über ihn. So unfestliches Datum erfordert nicht verschleiernden Hall von Harfen und Zymbeln, sondern nur den Ton gemeiner Aufrichtigkeit. In diesem legen wir, o Bruder Durchschnittsmensch, namens Abermillionen Brüder das Bekenntnis ab, daß unsere Stellung zum Phänomen Dante eine ziemlich gedrückte und distanzierte ist. Als Dichter, dessen Verse am Rande numeriert sind, von 5 zu 5 Zeilen, war er uns immer ein wenig unheimlich, und in die Ehrfurcht vor seinem gewaltigen Werk mengte sich Mitgefühl mit der italienischen Schuljugend, die an diesem steilen Monumentalbau wohl die schwierigsten grammatikalischen und metrischen Kletterübungen machen muß: für die, mit einem Wort, Dante „obligatorisch" ist. Obzwar wir uns — zumal angesichts der am 14. September manifest gewordenen Tatsache, daß selbst in der geringsten Redaktion ein mit Dante ganz vertrauter Mann sitzt, der ohne divina commedia, vita nuova und rime in der Tasche keinen Schritt vors Haus tun möchte — obzwar wir uns also schämen, müssen wir doch gestehen, daß wir uns nur selten und nur zögernden, bald erlahmenden Schrittes in dem Labyrinth der dreimal dreiunddreißig Gesänge uns ergangen haben. Der Weg wurde („die Wahrheit, die Wahrheit, sei sie auch Verbrechen!" heißt es in der Zauberflöte) bald zu ermüdend oder zu langweilig.

Natürlich wissen wir trotzdem um die Schönheit der erhabenen Terzinen und unvergeßlich haften die Schreckensbilder aus dem Inferno im Gedächtnis. Vom Purgatorio und dem dritten Reich ist ihm weniger haften geblieben. Vermutlich, weil es dort nicht so dramatisch und wildphantastisch hergeht, wie im Höllentrichter. Wir können auch zitieren: sogar im Originaltext, z. B.: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!", das bekannte Motto zur divina commedia. Es warnt Neugierige, in das dunkle Gedicht einzutreten, da jede Anstrengung, sich bis zu dessen Ausgangspunkt durchzulesen, hoffnungslos scheitern müsse.

Dennoch gibt es Leute, die — tollkühne esoterische Hochtouristen, an stämmiges literarisches Pflichtbewußtsein angeseilt, mit wasserdichter Gelehrsamkeit, unzerreißbarer Geduld und doppelt genagelter Ambition ausgerüstet — das Riesenmassiv der göttlichen Komödie bewältigt haben. Sie wußten, weshalb sie's taten, denn um solche Probe lektorischer Leistungsfähigkeit kommt keiner herum, der das hohe Zeichen ganz erlesener Belesenheit verdienen will. Welcher Leser mittlerer Qualität aber scheute, eben weil er um die unerschöpfliche Schönheit, Tiefe und Großartigkeit des Dante'schen Werkes weiß, nicht davor zurück, sich durch die Fülle an Köstlichem durchzuringen? Ich kann solche Scheu verstehen. Mir war kein Märchen unheimlicher, als das vom Schlaraffenland. Der Berg von süßem Muß, durch den man sich durchfressen mußte, verdarb mir jeden Appetit, und die Vorstellung eines Tunke-Baches, in dem gebratenene Fische schwimmen, war eine richtige Angstvorstellung, Bach wie Fisch verleidend.

Was ist dem Leser, dem Menschen dieser Zeit (zumal jenem deutscher Nation) das Dantewerk? Ein museales Prunkstück von erhabener Gestorbenheit. Ein Wunder artistischer Fügung, vor dem er kalten Herzens seine Andacht verrichtet. Eine Fülle gewaltigster Visionen, deren Starrheit zu lösen die Chemie heutiger Geistigkeit kein Mittel hat. Kein lebender Strang führt von unserer Welt zur Welt, die der Dichter sah, und dem Auge, mit dem er sah, entspricht kein Auge, das heute sieht. Freilich, ich und ihr, meine unwissenden Brüder, die wir niemals das unsterbliche Gedicht in seiner Gänze durchgeackert haben, wissen zu wenig von ihm, als daß wir mitreden dürften, wenn Dante gehuldigt wird. Aber was bestimmt die Magie eines Dichters, seine überzeitliche, mystische Geltung? Nicht das, was wir von ihm wissen, sondern das, was er von uns weiß. Die Bibel weiß von uns, das Drama der Griechen weiß von uns, Shakespeare weiß von uns. Von welcher Stelle der „göttlichen Komödie" fühlst du, Mensch meiner Zeit, dich ins Herz getroffen, erlöst, deine Abgründe aufgerissen, an welcher Stelle werden Deine Fragen gefragt, wird deine Not durchschaut, von welcher fühlst du dich aus deinen Schlupfwinkeln hervorgeholt, aus deinem Wirrsal befreit, welche führt dich durch deine Hölle in deinen Himmel?

Nun, wahrscheinlich gibt es hunderte solcher Dantestellen; Man müßte ihn nur lesen. Aber das werden die Menschen jetzt wahrscheinwieder nicht tun bis zum Mai 1965, da werden sie ihn lesen, weil sie zu seinem siebenhundertsten Geburtstage über ihn schreiben müssen.

Wenn die Kulturmenschen ehrlich wären . . .

Aber dann wären sie keine Kulturmenschen.

MALERKÖPFE

Der Verlag Fritz Gurlitt hat den hübschen Einfall gehabt, in einem graphischen Jahrbuch, das soeben erschienen ist, die Autobiographien der besten lebenden Maler und Graphiker zu bringen. Es stellt sich dabei heraus, daß einige von den Malern auch schreiben können. Zwei Proben:

E. R. Weiß:

Was ich bin? Sicher kein Impressionist; bin es nie gewesen meiner Natur nach. Aber merkwürdig: während ich „impressionistische Studien" malte, war alles, was ich bildmäßig malte, was es mich zu malen trieb, Erfindung und immer das Gegenteil alles Impressionistischen, in jeder Hinsicht. Mir war echte Kunst immer, was Goethe sie nennt: Symbol. Hat es je andere echte Kunst gegeben, als „expressionistische", um das üble Modewort zu gebrauchen? War sie je etwas anderes als Ausdruck der Empfindung dessen, der sie machte? Und wäre sie auch „nur" die der reinen Erlebensfreude des Lichtes gewesen und seiner „Taten und Leiden", der Farbe. Wie armselig die Beschränkung des Expressionismus auf sein Rezept! Man kann des „Programm" der Jungen ohne das geht es anscheinend nicht!) fast restlos unterschreiben und, wie ich, neun Zehntel von allem, was sie machen, schlecht finden.

Was ich liebe? Ziemlich viel: Runge, Cézanne, vieles von Thoma, Picasso, Hofer, Lehmbruck; die wunderbaren Kinderbücher von Freyhold; den Kopf Renoirs von Maillol; Dürers Aquarelle und seinen Dresdener Altar (die Flügel!); manch anderes altes deutsches Bild (herrliche in der Karlsruher Galerie) und Bildwerk, lange, bevor sie Mode wurden; und die frühen Holzschnitte, zwanzig Jahre, bevor sie der Expressionist für sich in Anspruch nahm! — Das Straßburger Münster!! — Den Rhein im Badischen; Baden überhaupt, das schöne Land, meine Heimat; den Breisgau besonders und Bernau; — Homer (die Odyssee) und die Gedichte der Sappho; den Goethe, den Mann, und was er schrieb; Hölderlin! Stifter, Hebbel; ein Dutzend Gedichte von Dehmel; den glühenden, den Schöpfer, den Denker, den Aeon, den Helden der Erde Mombert! Dauthendeys „Reliquien". Beethoven!! — „Die Zauberflöte." — Heinrich Schütz, Schubert. Dies lieb' ich. — Und die Erfinder, Empfinder und Verehrer der Dyraden und Nymphen, Kentauren und Sirenen. Welches Volk hat je etwas Ähnliches gesehen und mit ihm gelebt? — Die großartige Ruhe des „Chinesischen" in der großen Kunst dieses Volkes; manches aus der Bibel, lateinisch, besonders aus dem Neuen Testament. Aber das gehört zu dem, was man nicht lebt, sondern verehrt oder anbetet.

Was ich wirklich liebe? R. S., und was sie schafft, und den Albert H.

Was ich hasse? Nicht viel, das aber gründlich: Den preußischen Ton, den jüdischen Ton, den frommen Ton, den kriechenden Ton, den revolutionären Ton, den Schulmeisterton; deshalb auch den „Ernst" als Programm, Lebensanstellung und Beruf, den Ernst jener Praeceptores Germaniae (artis Germaniae!), die immer aussehen, als hätten sie gerade etwas Saures geschluckt; das Wartenmüssen (ich tue es nicht!)

Was ich habe? Geduld und pupillarische Sicherheit, allemal!

Was ich nicht habe? Meine Ruh'; Geschmack; also auch keine künstlerische Verwandtschaft mit César Klein. Zwei kritische Herren haben das entdeckt, und der eine berief sich auf den anderen zur Bestätigung der Richtigkeit seiner Entdeckung. Klein wird darüber ebenso lachen wie ich.

Was mich freut? Wenn's still ist (aber es ist nie still!) Junge Menschen, junge Hunde; ein „schönes" Buch; schöne Buchstaben zu sehen und zu machen; durch den Louvre zu gehen (allein!) am Quai zu bouquinieren; auf dem Land zu leben (was ich nicht kann); ein Pferd; alle Pferde, ein Nußbaum, eine Akazie, ein Rehberg; Trauben zu sehen, zu malen, zu essen; gutes Brot, ein gutes Glas Wein (das ich nicht habe). — Es gibt nicht viel mehr zum Freuen! — Doch die wahrste Freude: zu arbeiten!

Die Daten: Geboren in Lahr, der Stadt des „Hinkenden Boten"; in Baden; aufgewachsen im alten Breisach am Rhein, Baden—Baden, studiert in Karlsruhe, etwas gelernt nur bei Poetzelberger; Paris 1896 und lange Jahre jedes Jahr; drei Jahre in Hagen in Westfalen (siehe das Gedicht im „Wanderer"); 1906 in Berlin; 1907 an die Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, durch Bruno Paul.

Klaus Richter:

Das Berlin des Jahres 1887 ist mein Geburtsort. Nach einigen angenehmen und interessanten Jahren der Kindheit, nach dem Besuch mehrerer Gymnasien in verschiedenen deutschen Städten bezog ich ebenso unterschiedliche Universitäten, allwo ich mir jenes berühmte faustische Paradoxon über die Disziplinen der Gelehrsamkeit zum Leitstern machte. Dabei lernte ich ganz Deutschland kennen, war Stammgast in allen Museen und Kneipen, trieb mich am Meer, auf den Bergen, ja sogar auf der Bühne herum, um — last, not least — Maler zu werden. Meine Lehrer sind Lovis Corinth und der vorzügliche Maler-Anatom Robert

Richter. Noch in der Ur-Secession erblickte ich das Licht der Öffentlichkeit und blieb dem Hauptwort dieser Künstlervereinigungen treu, aus deren Beiwörtern der Nichteingeweihte doch nicht klug wird. Hand in Hand mit Magnus Zeller (die Gegensätze ziehen sich an) bezog ich ein Pariser Atelier und gab mich dem malerischen Zauber dieser einzigartigen Stadt hin. — Als nach einigen Jahren der Krieg ausbricht, sehen wir mich zunächst als gemeinen Soldaten verschiedener Truppengattungen das Marschbein schwingen, kurze Zeit das anmutige Leben einer Etappe als „nature morte" verherrlichen. Ein Wiedersehn mit den bereits friedlich durchwanderten französischen Vogesen, ein militärischer Ausflug nach Serbien sind Ereignisse von malerischem Wert. Die Revolution endlich trifft unseren Helden als Offizier im herrlichen Rußland, dessen eindrucksvolle Spur in Wort und Bild fühlbar werden.

STEFAN GROSSMANN

THEATER-TAGEBUCH

BRUNO FRANKS NEUES STÜCK

Gibt es noch schöpferische Theaterdirektoren in Deutschland? Es gibt bewunderungswürdige Hypothekenkünstler, vorzügliche Star-Bändiger, vortreffliche Regisseure. Wirkliche Herren des Theaters, die um sich herum Produktion hervorrufen, fehlen. Zu aller schöpferischen Arbeit gehört Mut, Mut, nochmals Mut. Autorität, die aus dem Innern stammt. Ein Ja des schöpferischen Direktors muß aus einer Choristin einen Stern schaffen. Diese souveräne Sicherheit des Werte schaffenden Führers hatte, als letzter, Max Reinhardt. Er hätte einen Droschkenkutscher vom Bock herunterholen und dekretieren könnnen: „Dies ist ein Komiker", sein Ja hatte zeugende Kraft.

In den letzten Wochen haben mir einige Direktoren geklagt, es fehle an Talenten. Möglich. Aber vor allem fehlt es an Augen, die entdecken. An überzeugenden Naturen, die Mut zu ihren eigenen Entdeckungen haben, an Führern, die ihr Urteil aus dem eigenen Innern holen. Als die Gebrüder Rotter die Menschendarstellerin Käthe Dorsch fanden, da war es keine Kunst, daß Herr Barnovsky sie Hans Müller spielen ließ. (Er wußte schon das nächste Mal nichts mit ihr anzufangen. Daß er diese junge Lehmann das Gretchen spielen lassen will, ist ihm zuzutrauen). Ich weiß in Berlin und in Deutschland ein halbes Dutzend ursprünglicher Talente, die nur darauf warten, daß ein Führer den Mut

zu ihnen habe. Aber wie soll Einer, der nicht den Mut zu sich selber hat, den Mut zu andern besitzen? Abgucker, Nachmacher, Pfiffikusse, Horcher auf den Mund der Anderen stehen an der Spritze. Am ehesten hat noch das Brüderpaar Meinhardt und Bernauer Lust und Kraft zur Entdeckung schauspielerischer Jugend. Sie haben z. B. die blonde Emmy Sturm aus dem Dunkel geholt und das wird Berlins frech-fröhlichste Soubrette des nächsten Jahrzehntes sein.

Für Autoren interessieren sich die Direktoren von heute überhaupt nicht. Das ist nicht weiter verwunderlich. Fast alle Bühnen stehen unter der Leitung ehemaliger Schauspieler. Jede große Theaterepoche aber hatte Direktoren, die vom Schrifttum kamen! Laube, Dingelstedt Wilbrandt, Brahm.

Laube wußte von den Franzosen, daß Lustspiele bestellt werden können, bestellt werden müssen. Der letzte Theaterdirektor, der von der Literatur kam, Alfred von Berger, setzte sich hin, als er Burgtheater-direktor wurde, und schrieb an die paar geistreichen Leute, die einen Dialog schreiben können, Bestellbriefe. Er veranlaßte heitere Produktion. Welcher deutsche Theaterleiter von heute weiß von dieser gärtnerischen Voraussicht etwas? Wir brauchen, sollen wir nicht ganz auf die Franzosen angewiesen sein, Stückebauer von Geschmack und Geist. Schriftsteller, die beinahe Dichter sind. Die Talente wären (im Keime) da. Fehlen nur die Augen, sie zu sehen; die Hände, sie zu pflegen.

Ich fuhr nach Breslau, um mir die Uraufführung des Schauspiels „Die Frau auf dem Tiere" von Bruno Frank anzusehen. Bruno Frank gehört zu dem halben Dutzend gepflegter Schriftsteller, an die der Laube von heute Bestellbriefe schriebe.

Auf der Fahrt las ich seinen Novellenband „Gesichte", der im Musarion-Verlag erschienen ist. Farbige Erzählungen eines an Maupassant geschulten deutschen Dichters. Die Novelle von dem Hündchen Beauty, die ich den Tagebuch-Lesern noch einmal vorzulegen gedenke, gehört zu den feinsten, liebenswürdigsten und rührendsten Erzählungen in deutscher Sprache. Hier spricht ein zarter Mann, der weder Thomas noch Heinrich nacherzählt. Zur Zeit der anmutigste Novellist Deutschlands. Angenehm auch durch eine zart betonende, nicht vordringliche Menschlichkeit.

Diese angenehme Humanität belebt auch sein neues Stück.

Es ist ein Gerichtsstück. Das Tribunal gehört zu den ewigen und nie veraltenden Schauspielthemen. Hier steht eine junge, schöne Frau vor Münchener Spießern. Eine, die von Vielen genossen wurde, ein Freuden-Weib. Sie ist des Mordes bezichtigt. Schweigend steht sie

vor den Richtern. Sie hat genossen das irdische Glück. Nun will sie Schluß machen: Urteilt, ihr Herren, die ich ganz gut kenne, verdammt mich, ich bin lebens-satt. Allmählich lichtet sich das spannende Dunkel um ihre Tat. Es stellt sich heraus, daß die hemmungslos Spendende die immer wieder Bezahlende war. Sie hat sich einem Mann verschrieben, der Eine entpuppte sich als ihr schnöder Ausbeuter. Da überfiel die Lebenlüsterne der Ekel. Liebe wurde Liebeshaß. Das Weib erschoß den Mann.

Die Fabel ist einfach, sehr einfach. Aber sie wird mit höchstem technischen Geschick erzählt und sie ist — für den willigen Hörer — nicht das Wichtigste. Das Schönste an diesem amüsant gegliederten Werke ist die männerfeindliche Gesinnung des Dichters. Es gibt einen grandiosen ungarischen Roman von Zsigmond Moriz, einem ungarischen Landmann, da wird in einer erschreckenden Szene erzählt, wie ein junger Bauer, der eine Frau besessen hat, sie gleich nach dem Aktus anspuckt. Spuckt in den Leib, aus dem er eben erst Seligkeit geschöpft.

In dem Drama von Bruno Frank treten eine Menge ehrbarer Bürger auf, die alle — nicht so drastisch wie der Ungar — bespucken, wo sie genossen haben. Gewöhnlich sind in Gerichtsdramen die Geschworenen. Puppen der rettenden Gerechtigkeit. Bruno Franks Schauspiel zeigt eine Geschworenenberatung, wie sie Th. Th. Heine zeichnen würde. Bilder aus einem Bürgerleben. Nicht mit pathetischem Ingrimm, sondern mit gelassenem, fast liebendem Hohn gezeichnet.

Dem naturalistischen Stück ist eine poetisierende Traumszene eingefügt, in der sich Bruno Frank in die Nähe des Anton Wildgans begibt. Merkwürdigerweise entschied gerade diese Szene den großen Erfolg des Stücks. Die Angeklagte sitzt da im Sessel des Vorsitzenden. Angeklagt ist der Mann, der Staatsanwalt. Es erheben ihre Klage und Anklage: Das Mädchen, das vom Manne um ihre Heiterkeit betrogen, die Geliebte, bei der der Mann schnell matt und schwunglos wurde, die Gattin, der der Mann ein zweites Dasein verborgen hatte. Aber die Frau spricht am Ende kein Schuldig, sie weiß, es gibt nur Schicksal, nicht Schuld. Ihr Spruch ist ein Gebet.

Das Breslauer Publikum wurde durch eine sehr geschickte Inszenierung im Atem gehalten. Die Szene ward wirklich zum Tribunal: Zuschauer und Zeugen saßen im Parkett, die Bühne war architektonisch dem Theatersaal gleichgemacht. Der Vorhang war unnötig geworden. Die Besucher traten in den Saal, der heute Gerichts- und Theatersaal

in einem war. Verfinsterung zeigte Beginn und Pause an. Die spendende und mißbrauchte Frau gab Maria Fein, aus der französische und (ehedem) auch Wiener Direktoren eine große Comédienne gemacht hätten. Sie hatte das Appetitliche, Lebenstrahlende der Lustbringerin, die Verhaltenheit der gebrochenen Frau und sprach in der Wildgans-Szene die Frank'schen Verse mit der ehernen Stimme einer Krimhild. Um ihretwillen, wenn schon nicht um Bruno Franks willen, hätten ein Dutzend Direktoren im Zuschauerraum sitzen müssen. Aber nicht Einer war da. Keiner sah die Gebanntheit des Publikums, keiner spürte die angenehme Pädagogik des feurigen Werks, keiner merkte, daß hier ein deutscher Stückebauer einen der Erfolge erzwungen hatte, die der deutsche Spielplan braucht.

Es zeugt für den Spürsinn des Direktors Paul Barnay, daß er sich als Erster auf dieses Werk stürzte. Dieser junge Mann mit dem Römerprofil, gestern in Kattowitz, heute in Breslau, wird morgen in Berlin kommandieren.

WALTER FEDERN

WIENER WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Die Wiener Messe.

Wien hat in den letzten Wochen den Eindruck einer lebendurchfluteten, blühenden Stadt gemacht und Fremde, die sie vor einem oder anderthalb Jahren gesehen, konnten über das veränderte Bild der Stadt, die sie träge und abgestorben verlassen hatten, nicht genug staunen. Und auch die Wiener selbst konnten sich diesem Eindruck des Wiedererwachtseins nicht entziehen. Da hatten ein paar energische Menschen in dem wegen seiner Energielosigkeit und dem Mangel an Organisationstalent nicht ohne Grund verschrieenen Wien innerhalb weniger Monate eine Messe hergestellt, die an Zahl der Aussteller auf dem Kontinent nur von der Leipziger übertroffen wird, an Schönheit gewiß jeder den Rang abläuft. Freilich, wo gäbe es eine Stadt, die als Rahmen für die zur Schau gestellten Waren Räume, wie den einzig schönen Saal Fischer von Erlachs in der Hofreitschule oder die wienerisch traulichen, vornehmen Gemächer der Hofburg oder selbst den durch Freilegung der Eisenkonstruktionen viel wirkungsvoller und luftiger gewordenen Riesenbau der Rotunde zu bieten vermöchte. Aber die größte Überraschung bot die reiche Fülle der ausgestellten Waren. Was da die kleinen Meister der Vorstädte an geschmackvollen, reich ausgestatteten und ge-

diegenen Lederwaren, an Modeartikeln, an kunstgewerblichen Erzeugnissen an Papierkonfektion usw. ausgestellt hatten, war geradezu überwältigend und gerade für diese Gewerbe Altwiener Geschmackes hatte man lange am meisten gefürchtet, daß der Nachwuchs durch die Kriegsverwilderung der Jugend fehlen werde. Überraschend war auch die Schau der Maschinen, der Elektrotechnik, der optischen Apparate und vieler anderer Erzeugnisse der Großindustrien, in denen die Wiener Firmen erfolgreich mit den in ansehnlicher Zahl gekommenen Ausstellern aus dem Deutschen Reich rivalisieren konnten. Diese Wiener, von denen man seit dem Zusammenbruch erzählt hatte, daß sie nicht arbeiten wollten — nicht zum wenigsten war dieses Märchen von Wien selbst aus verbreitet worden — hatten den Fremden, die nicht so zahlreich als man gehofft hatte, aber doch mit nahezu 40.000 Besuchern gekommen waren, und den Wienern selbst, gezeigt, daß sie arbeiteten und daß sie etwas können. Die Wiener selbst aber kamen so zahlreich, um das Werk ihrer Mitbürger zu sehen, das in den Zirkulationswegen, die man, da die Zahl der Aussteller unter den Händen wuchs — statt 800 auf die man anfangs gerechnet hatte, waren nahezu 4500 geworden, mehr als in irgend einer Messestadt außer Leipzig — etwas eng anlegen mußte, ein beängstigendes Gedränge war, das sogar das Geschäft einigermaßen hinderte. Das war aber trotz dieser Behinderung und vieler anderer Schwierigkeiten über Erwarten groß. Ob es richtig ist, daß die Messeumsätze etwa 25, oder wie heute sogar behauptet wird, 45 Milliarden Kronen betragen haben, das vermag wohl niemand mit Sicherheit zu sagen. Aber gewiß ist, daß von wenigen Branchen abgesehen die Erwartungen der Aussteller bei weitem übertroffen wurden, daß eine Reihe von Branchen auf Monate hinaus keine Aufträge mehr annehmen kann und daß, was besonders wichtig ist, auch die ausländischen Firmen, die die Messe beschickt hatten, die deutschen Maschinen-, Leder- und anderen Fabrikanten, die tschechoslowakischen Textil-, Glas- und Porzellanindustriellen und auch die spärlicheren, die vom fernen Ausland gekommen, sehr zufrieden waren.

Wien ohne Eier und Butter.

Gerade in den Tagen der Messe und seither sind die schon vordem in wilder Steigerung begriffenen Devisenkurse so sprunghaft hinaufgewirbelt worden wie nie zuvor. Diese rapide Entwertung der Krone hat auch das Messegeschäft sehr erschwert, denn wie sollte man Aufträge auf längere Zeit entgegennehmen, wenn die Krone täglich tiefer sank?

Aber viel schlimmer ist die beängstigende Teuerung, die sich an die Kurssteigerung der Devisen anschließt. Immer phantastischere Preise werden für alle Lebensmittel und Bedarfsartikel gefordert. Die Messe selbst mit ihrem Fremdenzustrom und dem Ausverkauf der Lager hat dazu beigetragen. Manche Lebensmittel, wie Eier und Butter, sind ganz vom Markt verschwunden und die Bevölkerung ist von einer Angst und Unruhe erfaßt, wie seit langem nicht. Die Regierung selbst trägt zur Teuerung bei, weil sie die Preise von Mehl und Brot immer mehr verteuert, um das riesenhaft anschwellende Defizit bei der Lebensmittelgebahrung zu vermindern. Die Mindestbemittelten müssen jetzt für einen Laib Brot K 17.50, für ein Kilogramm Mehl K 36 zahlen und das ist sehr wenig zu einer Zeit, wo ein Kilogramm Kraut K 45 kostet. Die Höchstbemittelten — und zu ihnen zählt bereits, wer im vorigen Jahr ein Jahreseinkommen von K 100.000 hatte — zahlen für einen Laib Brot K 93.50. Das Jahresbudget für einen Laib pro Woche beträgt also nahezu K 5000. Eine vierköpfige Familie mit einem Dienstboten und einem Vorjahrseinkommen über K 250.000 muß für Brot allein im Jahr K 25000 ausgeben. Wer soll bei solchen Preisen überhaupt noch das Auslangen finden, wenn er sein Einkommen nicht heuer vervielfältigt hat? Die Folge dieser Teuerung ist natürlich wieder eine Lohnbewegung von einer Intensität wie nie zuvor. Arbeiter, Angestellte und Beamte verlangen und erhalten zumeist ungeheuere Lohnerhöhungen, und wenn sich die Verhandlungen nur einige Tage hinziehen, können die Gewerkschaftsführer die erbitterten Arbeiter nicht von wilden Streiks abhalten. So haben die Wiener Eisenbahner zwei Tage gestreikt, was natürlich durch die Stockung der Versorgung Wiens neue Preisexesse hervorgerufen hat. Ein Teil der Postsparkassenbeamten ist seit einer Woche im Ausstande, nachdem sie vorher schon passive Resistenz gemacht haben, und die bei allem Entbehren musterhafte Ruhe der Bevölkerung ist wieder einmal geschwunden. Vor der Börse und den Banken fanden an mehreren Tagen Demonstrationen statt. Es war nicht sehr arg. Einige hundert halbwüchsige Burschen, von christlich-sozialen Antreibern geführt, johlten, schlugen einige Fensterscheiben ein und verprügelten einige vermutlich zumeist ganz unschuldige „Nichtarier". Aber man soll mit dem Feuer nicht spielen. Man sieht nicht nur die Preise täglich höher hinaufwirbeln, sondern man beginnt wieder für die Ernährung selbst zu fürchten, die einige Monate hindurch reichlich war. Aber wir sind mit dem überwiegenden Teil unserer Nahrungsmittel auf das Ausland angewiesen, und wie sollen wir sie kaufen, wenn die Krone sich rapid

dem Nullpunkt nähert? Die immer größere Knappheit an Fetten, die zum fühlbaren Mangel geworden ist, hat offenbar seine Ursache darin daß die amerikanischen Konsignationslager, von denen wir viele Monate gezehrt haben, aufgebraucht sind und nicht erneuert werden. Das kann mit dem Mehl auch kommen, wenn der Völkerbund nicht doch von den endlosen Beratungen zur Tat vorschreitet und die seit Mai „innerhalb wenigen Wochen" angekündigten Vorschüsse endlich flüssig macht.

Börsen-Carrieren.

Den Blitzarbeiter für die allgemeine Erbitterung muß wieder einmal die Börse abgeben. Dort werden ja die Devisenkurse gemacht, die für die urteilslose Menge die Ursache unserer Not scheinen, während sie in Wirklichkeit doch nur ihr Ausdruck sind, die Folge dessen, daß wir auch bei angestrengter Arbeit bei weitem nicht genügend große Produktionsüberschüsse erzielen können, als wir zur Bezahlung unseres Importbedarfes brauchen. Selbst die 25 Milliarden K Messeumsatz, der ja nicht nur Exportgeschäfte umfaßt, bedeuten bei den heutigen Wechselkursen kaum 100 Mill. Goldkronen und auf 250 Mill. Goldkronen schätzt selbst das Völkerbundkomitée unser Defizit aus dem Lebensmittelimport. Aber auch die Regierung, die doch am besten wissen müsste, wieviel Devisen sie selbst für die Nahrungsmittel zu kaufen gezwungen ist, tut, wie wenn sie nur der Börsenspekulation die Schuld geben würde, die übrigens gewiß auch ihr Teil zu der alle Maße überschreitenden Entwertung der Krone beiträgt. Die ganze Bevölkerung und natürlich nicht zuletzt die Finanzwelt ist eben von der Kronenpanik ergriffen und die Spekulation nützt die Konjunktur aus. Die Regierung aber scheut nicht einmal die Lächerlichkeit, um nur doch etwas zu tun zu scheinen, und verfügt die Schließung der Börse an jedem Mittwoch, was natürlich nur zur Folge hat, daß am folgenden Tag die Devisenkurse umso rascher hinaufwirbeln. Wäre nicht die Angst vor der Zukunft, so hätte die Börse jetzt gewiß gute Tage, denn nicht nur bei der Steigerung der Devisen wird enorm verdient, sondern auch die Aktienkurse klettern immer höher hinauf, genau so wie in Berlin und aus denselben Gründen. Indessen gibt es auch an der Börse nicht nur Verdiener. Das Ende des Bankhauses Kola & Co., das sich genötigt gesehen hat, Aufnahme in der Filiale der Britisch-ungarischen Bank, des Institutes des Budapester Börsenmatadors Simon Kraus, zu suchen, ist für viele, die die Konjunktur der letzten Jahre hinaufgetragen hat, ein Memento. Kein Name war in den Kreisen der Börseninteressenten — und wer ist heute nicht an der Börse

interessiert? — in den letzten Jahren so bekannt geworden wie der Kolas. Seine märchenhaften Erfolge waren nur mit denen des noch größeren Bankpräsidenten Castiglione vergleichbar, mit dem er manches Geschäft gemeinsam gemacht hatte und mit dem er sich vor allem darin fand, daß er frühzeitig, als die alten Finanzgrößen noch ängstlich zurückhielten, die Konjunktur der Geldentwertung erkannt und ausgenützt hatte. Er hatte sich in der Zeit der tiefsten Depression nach dem Zusammenbruch als erster Ausländer für unsere Aktien interessiert, er hatte den Italienern die Erwerbung der Mehrheit der Alpine Montan Aktien eingeredet, die sie schließlich an Stinnes abzugeben genötigt waren, nachdem sie mit dem Besitz nichts anzufangen wußten. Das „Einreden", dieses typische Commisvoyageur-Talent, ist übrigens die einzige hervorragende Gabe dieses Mannes, mit dem er seinen großen Kundenkreis aufgebaut hat. Im übrigen bietet er den besten Beweis dafür, wie wenig Intelligenz dazu gehört, um an der Börse Erfolge zu erzielen. Er hat aber auch wieder bewiesen, daß gerade im Erfolge eines unbedingt nötig ist: Maßhalten. Herr Kola begnügte sich nicht damit, das größte Effektenkommissionsgeschäft zu haben. Er wollte Bankier spielen, den Großbanken Konkurrenz machen. Er kaufte die Mehrheiten der Aktien etlicher Unternehmungen auf und entwand sie ihrer Kontrolle. Er ging unter die Gründer — seine bedeutendste, auch außerhalb Deutschösterreichs bekannt gewordene Gründung ist der „Rikola Verlag", der hoffentlich das Wiener Verlagsgeschäft auf eine hohe Stufe bringen wird, aber bis dahin ungezählte Millionen zu seinem Aufbau verschlingt. Er kaufte auch etliche Häuser zusammen und bedachte nicht, daß ein solches Geschäft auch mit den 100 oder 200 Mill. K, die er mit und an seinen Kunden verdient haben mochte, nicht geführt werden könne. Und als im Frühjahr die Börsenkonjunktur vorübergehend umschlug, sah er sich genötigt, ungünstige Gerüchte zu dementieren, aber es war klar, daß ihm der Atem auszugehen drohte. Unterstützung bei den Banken, die er durch seine „Einbrüche" gegen sich aufgebracht hatte, fand er natürlich nicht und so mußte der Wiener Börsenkönig Unterschlupf bei dem Budapester Börsenkönig suchen, in dessen Bank er sehr wenig zu suchen haben wird. Dabei wird er immer noch ein reicher Mann bleiben, weil er sich doch noch rechtzeitig an das Wort des alten Königswarter — oder war's ein anderer? — erinnert hat: „Jeder, der eine Million verdient hat, bildet sich jetzt ein, er ist ein Millionär."

AUS DEM TAGEBUCH

ENTRÜSTUNG

Im Reichstag sprach ein unabhängiger Sozialist, der Abgeordnete Schwarz zu der Explosion in Oppau. Sozialialist sein, das bedeutet für kleinere Darsteller noch immer: Allzeit entrüstet sein. Worüber konnte man sich bei diesem Unglück entrüsten? Über die Verbindungen des Stickstoffs? Der Abgeordnete Schwarz entrüstete sich über „die Besucher, die in Autos gekommen waren, um die Wohnungen mit kranken Kindern aufzusuchen, über die Operateure und Photographen, die aus dem Unglück eine Sensation machen". Was die Autoleute anbelangt, so ist die Entrüstung insofern begründet als es sich höchstwahrscheinlich um reiche Leute handelte. Immerhin sind es nicht die frivolsten Kapitalisten, die ihr Auto statt zur Tanzdiele und zu Wettfahrten zu den Stätten der Verwüstung lenken, und es ist auch nicht unbedingt verwerflich, wenn der erste leise Trost, vielleicht auch der erste Beistand, im Auto statt in der Postkutsche eintrifft. Die Photographen aber und die Kino-Oparateure sind nicht einmal Kapitalisten, sie besorgen ihr schamloses Geschäft, weil sie dazu angestellt sind. Ihre Chefs hinwieder ließen die Stätte des Grauens aufnehmen, damit in ganz Deutschland, in der ganzen Welt Bilder des Jammers existieren. Nichts natürlicher, nichts menschlicher als daß jetzt überall für die Opfer von Oppau gesammelt wird, nichts notwendiger, als daß die Stumpfen und Apathischen im Kino und im illustrierten Blatt durch die Aufnahmen der zertrümmerten Stadt geweckt und gestoßen werden. Wir werden uns überhaupt an den Operateur gewöhnen müssen, er ist weder schamlos noch schamvoll, er ist der nicht mehr wegzulassende Zeuge des Weltgeschehens. Der altväterische Entrüstungsmeier, Herr Schwarz, hätte wahrscheinlich gegen einen Zeichner der Unglücksstätte nichts einzuwenden gehabt. Das ist nämlich die alte, überholte, aber beim biederen Spießbürger anerkannte Form des Berichterstatters. Doch hat es sicher Zeiten gegeben, in denen ein vergangener Herr Schwarz es „schamlos" gefunden hat, daß ein erwachsener Mensch seine Lust daran finden konnte, Tote und Verwundete zu zeichnen, statt selber kräftig zuzugreifen. Daß auch der Zeichner und der Operateur Helfer und Zugreifer in ihrer Art sind, das verstehen die Schwarze nicht sogleich. Der Denkprozeß des Vulgärpolitikers geht langsam von statten. Er erzeugt immer Entrüstung und zur Entrüstung finden sich immer wieder kopfnickende Zuschauer.

POLA NEGRI ALS SAPPHO

Ich kenne nur die erste Seite des Daudet'schen Romans, nach dem dieser Film gearbeitet ist. Sie enthält eine Widmung an die Kinder des Autors. Ich glaube, Daudet sagt darin etwa, er habe das Buch geschrieben, um seine Söhne vor derlei gefährlichen Frauen zu behüten.

Bücher, die zur Besserung der Menschheit dienen sollen, eignen sich zur Verfilmung. Die Zensurstelle im Zoo sieht das gern, besonders die alten Tanten dort, ohne die kein Film geboren wird. Daß sich

gerade der übelste Abhub am dicksten schminkt, wissen die guten Unschuldigen nicht; und den hübschesten Witz hat sich jener Regisseur geleistet, der vor sein etwas bedenkliches Fabrikat einfach die Aufschrift setzte: „Werdet nicht, wie die Heldin dieses Filmes!" Die primitive Kalkulation stimmte: der Film ging glatt durch.

So schlimm steht es natürlich mit diesem Film hier noch lange nicht. Es ist ein sehr nobler Film, ein sehr teurer Film, ein sehr larmoyanter Film, und das Moralische hält sich diskret im Hintergrund, wie sich's gehört.

Die „Dämonische" war Pola Negri. Ein gutes Gesicht: So straff scheint die Natur die breiten, einfachen Flächen der Gesichtshaut über die derb vorspringenden slavischen Backenknochen gespannt zu haben, daß sie ihr den kleinen Mund etwas aufgerissen hat, der, sparsam, fast ohne Lippen, ein winziger, tierhaft-vieldeutiger Halbkreis, halboffen über den Zähnen klafft. So entstand diese ganz flächige, breite, brillante Medusenmaske, die beinahe fragmentarisch wirkt, beinahe primitiv trotz ihrem Raffinement; man fügt unwillkürlich immer etwas hinzu, ich möchte mich genau ausdrücken: man fügt diesem Flächigen unwillkürlich immer erst das Skulpturelle hinzu. Das ist natürlich das ideale Gesicht für den Film, der, als Flächenkunst, überhaupt gerade diese Ergänzung vom Publikum verlangt . . .

Diese natürliche Maske ist tragisch, einfach, immer irgendwie faszinierend, und — international. Man spürt ihre internationale Giltigkeit. Sie ist mondän; punktum: wenn es überhaupt etwas Mondänes gibt — in Chemnitz wie am Missouri — ist sie mondän. Alle Achtzehnjährigen jeder Lebensstufe und jeden Geschlechtes müssen etwa so „Mondänität" träumen: Man glaubt ihr sämtliche Waggonlits, sämtliche Transozeankabinen, sämtliche Triumphe über Fracks, Monokels, Lackschuhe, alle Theaterlogen in der Skala, opéra comique, Coventgarden, alle Waldorf-Astoria-Appartements, alle Ritzcarlton-Soupers, alle Carnevale in Nizza, jeden Großherzog. Auch verwöhnte Zuschauer glauben es ihr. Das ist schon etwas. Man denke nur an andere Filmstars, deren Mondänität etwa von Lichtenberg bis Kottbus Giltigkeit hat.

Das Zentrum ihrer mimischen Möglichkeiten ist jener halboffene Mund. Er rattert fast unaufhörlich in Sprechbewegung: eine Seltenheit bei den größeren Filmkünstlern. Aber dieses Sprechen bedeutet etwas, etwas Mimisches über das gesprochene Wort hinaus, das die schlechten Filmisten und guten Schauspieler meist so dringend brauchen: es ist die Maschine, die den ganzen Menschen in Bewegung setzt. Vom Plappern angefangen, das sich über das ganze Gesicht, über den ganzen Körper fortplappert, über das Jubeln, das sich über sie ausjubelt, bis zum stummen Schmerz, der in einer sehr charakteristischen Verschiebung der Lippen gegeneinander entspringt. Das ist das Besondere an jedem großen Filmkünstler, daß das Maschinelle offenliegt — das Maschinelle und jener Fleck im Kunstwerk, der eben Maschine heißt, der selbst Ausdruckslose, aus dem aller Ausdruck in das Übrige springt. Hier ist's der Mund, der krampfhaft arbeitet, ohne zu wirken, für den ganzen Künstler arbeitet. Bei Asta Nielsen ist es eine Fläche um die riesigen, fast ausgestorbenen

Augen, die ich noch an jeder Ansichtspostkarte genau zu begrenzen mich bereit erkläre.

Sie ist kein Genie, wie die Nielsen. Sie macht sich immer eindeutig verständlich — aber das ist schon sehr viel, im heutigen Stadium des Films, der erst um das allereinfachste Sich-verständlich-machen kämpft. Die Nielsen ist aromatisch, jede ihrer Gestalten ist von einem besonderen Duft umweht. Die Negri ist nicht aromatisch, sondern nur logisch, folgerichtig, straff, verständlich. Doch blitzen zuweilen aus ihr tragische Funken — fabelhaft. Es gibt (nicht zu oft in diesem Film) Gesten, die vorüberschwirren, wie von der Sehne geschnellt. Sie springt mit einem großen Satz ins Bild; ihre harte Maske klirrt beinahe vor Verve. Diese energievolle Physiognomie trägt noch Augenblicke unglaublicher Gespanntheit: Ein verschmähter Liebhaber hält ihrem Jetzigen den Revolver vor. Sie tritt vor ihn, unbeweglich. Er läßt den Revolver sinken. Widerstandslos läßt er sich die Waffe von ihr wegnehmen. Man glaubt ihr das. Allen Respekt. Und als sie von einem irren Liebhaber erwürgt wird, hat sie ein Gesichtsspiel, das gar nicht einfach ist: Aha, jetzt kommt das Erwürgen, ich hab's ja immer gewußt, daß es einmal kommen wird. Fast erwartungsvoll lächelt sie ... das grenzt an Wedekind.

Die Regie hatte Dimitry Buchowetzky. Wie immer: Versiert, störungslos und mit einem bemerkenswerten Temperamentsmangel. Die Klippe aller Temperamentlosen im Film: die Massenszenen. Er häuft den Ossa auf den Pelion, baut ein Theater ..., einen wahren babylonischen Turm von Theatersaal, mit Myriaden von Komparsen, und einem schleierigen Schneeflockengestöber von Confetti; — und doch tot, wie ein Hungerturm. Quantitätskünste. Damit wird aber jetzt bald abgewirtschaftet werden, hoffentlich. Die Negri war unter Lubitsch unübertrefflich, unter Paul Ludwig Stein ausgezeichnet, unter Buchowetzki ist sie sehr gut — nichts mehr. Die Intensität ihrer Sappho darf an der „Armen Violetta" nicht gemessen werden — von der Dubarry ganz zu schweigen. Alfred Abel hatte (wie im Dostojewskyfilm, als wahrhaft unvergeßlicher Rogoschin) ein paar wunderbare Momente massiver Dumpfheit. Im aktiven Spiel bricht zu viel Bonvivantglätte durch. Entzückend war, in manchen Szenen, die Arbeit des Operateurs.

Willi Haas.

DER LUSTMÖRDER

Die Zeitungen erzählen: In dem Zimmer, in dem Karl Großmann viele Frauen getötet, zerstückelt, verbrannt hat, hängt ein Vogelbauer. Drin singt ein Zeisig. Als Großmann verhaftet wurde, wollte sich kein Nachbar des Vogels annehmen. Aber Großmann hatte in all der Verhörshetze den Zeisig nicht vergessen. Er bat den Kriminalkommissar Dr. Jinichen, er möge den Vogel zu sich nehmen und für ihn sorgen: „Ich schenke ihnen den Zeisig. Zwei Pfund Futter stehen noch im Schranke". Seither hängt der Vogelbauer im Zimmer 187b des Polizeipräsidiums auf dem Alexanderplatz. Krimminalschutzmann Müller füttert den Zeisig.

Material für Menschenfreunde: Auch in dem besessenen Mörder arbeitet ein sozialer Trieb, ein fürsorgender Wille. Sein Objekt ist nur nicht der Mensch, sondern der Vogel im Käfig.

DAS POLIZEIPARADIES.

Zu dem Brief des Amerikaners in Heft 36 des T. B. sendet mir der Generalintendant der Münchener Staatstheater Dr. Zeiß einen Bericht seiner Kassenverwaltung, aus dem hervorgeht, daß der in Frage kommende Sitzplatz für die Festspiele 225 Mark kostet. Reichsdeutsche (und, anerkennenswert!, auch Deutschösterreicher) bezahlen bloß ein Drittel, müssen sich aber als Deutsche ausweisen.

Der Kassenverwalter der Münchner Theater meint: Wenn die reichen Ausländer, die unsere schlechte Valuta ausnutzen, höhere Preise zahlen, dann können wir deutschen Zuschauern bessere Vorstellungen und billigere Plätze einräumen. Der Standpunkt läßt sich verfechten.

SCHLAMM- ODER BRAUSEBAD?

Eine Besprechung der „Räuber" im Großen Schauspielhaus beendet der Kritiker Fritz Engel im „Berliner Tageblatt" mit folgender Mahnung: „Seht euch Schiller an! Ihr steckt alle im Schlamm, steigt in dieses Brausebad des Menschen- und Dichtertums!". Ist Schiller ein Brausebad, dann ist Goethe das klare Flußbad und Beethoven — Beethoven ist bekanntlich ein Meer. Wer aber ist das Schlammbad?

ANEKDOTEN

VICTOR ARNOLD ANEKDOTEN

„Was willst du einmal werden?" fragt Victor Arnold sein Söhnchen.

„Ich will Einbrecher werden."

„Einbrecher — ? Aber um Gotteswillen, du kannst doch nicht Einbrecher werden! Einbrecher sind böse Menschen und kommen ins Zuchthaus! — Du mußt was anderes werden".

Das Söhnchen überlegt: „Dann will ich Schauspieler werden."

„Schauspieler. ? Schauspieler willst du werden? ! ? — Na . . . dann werd' schon lieber Einbrecher."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 39):

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Dellichausen (Frankfurt am Main) bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b. Druck: R. Abendroth, Riesa:

THOMAS WEHRLIN

STEGERWALDT ODER WIRTH?

Ein neues Handelsschiff, das unter der Patronanz von Hugo Stinnes erbaut wurde, wird den Namen „Karl Legien" führen. (Die dumme Ente, daß je ein Dampfer mit dem Namen „Hugo Stinnes, boche" die Werft verlassen werde, schwamm zwar durch alle Zeitungen, aber dem auch nur einen Augenblick Überlegenden war es klar, daß der große Kaufmann nicht so jungenhaft provozieren könne.) Was bedeutet diese Schiffstaufe? Vielleicht nicht mehr als eine dankbare Erinnerung an einen Deutschen, der die angeborne Gabe besessen hat, wirtschaftliche Mächte abzuschätzen, nie mutlos und nie übermütig zu werden. Vielleicht aber bedeutet die Taufe eine leise Schwenkung des Herrn Stinnes? Es wäre dann nur ein Symptom von Vielen, die einen interessanten Entwickelungsprozeß in der Deutschen Volkspartei bekunden. Wer Ohren hat für innere Wandlungserscheinungen, wird diese sanfte Musik nicht nur aus Stresemanns Reden gehört haben, auch nicht allein aus Kardorffs Reden (die leider nicht immer publiziert werden), sie rauscht auch in Kahls deutschem Vollbart und nur der ungezogene Gamin der Partei, der Abgeordnete Mittelmann, schreit noch im Helfferichton. Aber dieser Mittelmann war immer nur ein rechter Seitenknabe. Die Deutsche Volkspartei, als wirkliche Mittelpartei, voll politischer Besänftigungs- und Vergleichstendenzen, vertrocknet, wenn sie sich durch eine Helfferichsche Isolierungspolitik um jede Machtstellung bringt.

Gewiß gibt es in ihr monarchische Gefühlsreste. Wie sollte es auch anders sein? Wir haben noch heute keine besonnene, vernünftige republikanische Agitation im Bürgertum, und in jeder größeren Familie räsoniert ein Offizier a. D., ein Landgerichtsrat, der jetzt hungern muß, ein Studienrat, der noch die alten Lesebücher im Kopf hat, gegen das ebertinische Zeitalter. Das alles ist nur Sentiment. Fragt man die denkenden Leute in der Partei, wen sie sich als Kaiser wünschen und wann der Thron besetzt werden soll, so wehren sie sogleich mit beiden Händen ab: So ernst war's nicht gemeint. Eine monarchische Agitation, die nicht weiß, wer ihr Monarch sein soll, ist nicht sehr gefährlich. Aber den verantwortlichen Politikern in der Deutschen Volkspartei wird diese Politik des bloßen Sentiments allmählich lästig, sie möchten sehr gern den Weg zur Wirklichkeit finden. Es fehlt nicht an Stimmen in

Stresemanns Partei, die ganz energisch (freilich hinter verschlossenen Türen) die Einstellung aller monarchistischen Agitationen verlangen, mindestens aber, daß die Partei sich an solchem politischen Unfug nicht beteiligen dürfe. Diese Strömung wächst und es hat Tage gegeben, in denen sogar der Gedanke an eine Spaltung in der Deutschen Volkspartei sehr greifbare Formen angenommen hat.

Politiker sollten Ohren haben. Politiker sollten Entwicklungen ahnen können. Der Beschluß von Görlitz, der durchaus nicht abgekartet war, ist aus dieser gesunden Witterung entstanden und er hat dann auch richtig ausgezeichnete Wirkungen unter den Stresemännern gehabt. Kommt es zu der großen Koalition, so wird sich der republikanische Gedanke in der stärksten großstädtischen Partei außerordentlich schnell befestigen. Die Wirklichkeit ist eine verläßliche Erzieherin.

Aber die Mittelmänner der Deutschen Volkspartei haben rührige Bundesgenossen. Das sind die immer ungeschickten Genies der U. S. P. unter Leitung des Herrn Professor Hilferding, und die, wenn man das sagen dürfte, noch viel tauberen S. P. D.-Radikalen, die von dem schlichten Dichter Heinrich Ströbel, mit Respekt zu melden, geistig geführt werden. Hilferding, Austromarxist, ist von Beiden der Geschmeidigere, vielleicht auch der Einsichtigere. Er ist zu sittenrein, um selbst zu fallen (d. h. zu steigen), aber er sieht in hellen Stunden gewiß ein, daß der Sündenfall der S. P. D. eine politische Notwendigkeit ist. Die Keuschheit der S. P. D., die Enthaltung von der Macht, würde zum Sturze Wirths, zum Zusammenbruch der demokratisch-republikanischen Majorität führen. Das wissen die Breitscheid und Hilferding. Aber sie wollen ihr Wissen nicht, nach den Gesetzen des revolutionären Jesuitismus, vor der profanen Masse offenbaren. So sollten sie mindestens den Mut zur Sünde der Anderen haben. So viel Einsicht kann man von dem Dichter Heinrich Ströbel nicht verlangen. Er will in den nächsten sechs Wochen die Bergwerke zu sozialisieren beginnen. Das ist seine Forderung des Tages.

Die Dichtungen des Heinrich Ströbel können der Deutsche Demokratie teuer zu stehen kommen. Selbst der frische Mut des jungen Reichskanzlers kann von solchen Förderern der Republik gebrochen werden. Herr Stegerwaldt, der schon friedlich eingelenkt hatte, liegt wieder auf der Lauer. Siegt der Dichter Heinrich Ströbel in der S. P. D., dann wird nicht die preußische Regierung nach dem Bilde der Reichsregierung, sondern die Reichsregierung nach dem Bilde Stegerwaldts umgeformt werden.

Gegenüber den zahllosen utopischen Versuchen, die Wirtschaftskrise zu beseitigen, ist Skepsis geboten. Umsomehr ist es Pflicht, auf einen Autor wie Hans Heymann hinzuweisen, der seine großzügige Gedankenfolge auf eine in der Praxis erworbene Sachlichkeit stützt. Aus seiner Idee einer „Sachlebensversicherung" ist ihm ein gründlich durchdachtes System eines supranationalen Solidarismus erwachsen, das er in seinem im Ernst Rowohlt Verlag erscheinenden Buch: „Die Welt-Kredit- und -Finanzreform" darstellt. Ich entnehme dieser überaus anregenden Arbeit folgenden beherzigenswerten Vorschlag:

Ich habe daher schon früher die Gründung einer deutschen Reichsbaubank auf folgender Grundlage in Vorschlag gebracht. Nicht als staatliche Einrichtung, sondern besser noch als gemeinwirtschaftliches Kreditinstitut, in der Form einer Aktiengesellschaft mit beschränkter Dividende, könnte eine solche Baubank durch Ausgabe von amortisablen zinsfreien Bauschatzscheinen die Errichtung von Wohnräumen, Siedelungskomplexen, Gartenstädten, den Aufbau von Dachgeschossen, ja selbst die Wiederinstandsetzung verfallener Häuser finanzieren.

Die Heranziehung disponibler Privatkapitalien, die als Anzahlung Verwendung finden, wäre durch ein zweckmäßiges Prämiensystem leicht zu erreichen. Man könnte die Besitzer derartiger Barkapitalien, wenn sie die Bauschatzscheine erwerben, bei der Lieferung von Wohnräumen in irgendeiner Weise bevorzugen. Auch die Bildung von Mietsreservefonds ist auf diesem Wege zu erreichen. Besondere Wünsche in bezug auf die Ausstattung der Wohnungen könnten bei entsprechenden Mietszuschlägen oder Anzahlungen berücksichtigt werden. Die ungeheure Verbilligung der Wohnungen durch zinslose Kredite dieser Art rechtfertigt die Anwendung des Solidarkreditsystems an Stelle der à fonds perdu gegebenen Papiergeldzuschüsse, die nur durch eine Mietssteuer von dem ohnehin notleidenden bestehenden Grundbesitz einigermaßen gedeckt werden können.

Es fehlt bisher vollkommen an einer einheitlichen technischen und finanziellen Zusammenfassung der nationalen Wohnungsreform. Eine Verwertung aller neueren Erfahrungen auf diesem Gebiet würde sich in den über das ganze Reich zu verbreitenden Zweigstellen der Baubank am besten erreichen lassen, ohne der berechtigten Anpassung an besondere lokale und territoriale Bedürfnisse unnötige Hemmungen zu bereiten. Auf den Einwand, daß eine Überteuerung der in den nächsten Jahren zu schaffenden Wohnräume doch nicht ganz zu vermeiden und für die Folgezeit eine Entwertung durch

Abströmen der Mieter zu befürchten ist, läßt sich geltend machen, daß die später von der Reichsbaubank finanzierten Wohnungen, Geschäftsbauten usw. durch einen mäßigen Zuschlag in wenigen Jahren diese Überteuerung abdecken, d. h. die Mieten der zuerst errichteten Häuser bis zum Normalsatz vermindern könnten, ohne daß man zu diesem Zweck sämtliche Mieter in den älteren Privatbauten besteuern muß.

Ich erwarte mit Zuversicht eine gewaltige Wiederbelebung des Baumarktes und damit der gesamten deutschen Industrie mit Hilfe dieser Einrichtung, an deren fortschreitendem Ausbau alle Sachverständigen mitarbeiten könnten. Eine Inflationsgefahr durch die zunehmende Vermehrung der Bauschatzscheine in den ersten Jahren kann durch geeignete Maßnahmen vermieden werden. In Wahrheit besteht diese Gefahr auf einem ganz anderen Gebiete, nämlich in der fortgesetzten Emission von unfundierten Banknoten für unproduktive Zwecke oder für solche Staatsausgaben, denen keine entsprechende Steuerdeckung gegenübersteht. Die deutsche Reichsbank hat sich in dieser Hinsicht nach ihrem eigenen Zugeständnis vom Strom der Zeitverhältnisse treiben lassen, ohne irgendwelche ernsthafte Maßnahmen zur Verminderung oder Stabilisierung des Papiergeldumlaufs zu ergreifen und in Vorschlag zu bringen.

Statt einen Teil ihrer ungeheuren Gewinne aus der Diskontierung von Schatzscheinen usw. zu opfern, um den Staatskredit zu verbilligen und so die Steuerlast zu erleichtern, erhebt sie nahezu die gleichen Zinssätze wie die Banken und Privatkapitalisten, denen das Mittel des unentgeltlichen Notenkredits nicht zur Verfügung steht, und teilt sich dann am Schluß des Jahres mit dem Deutschen Reiche die auf diese Weise erzielten Gewinne.

Durch eine Herabsetzung des Wechseldiskonts würde sie der deutschen Industrie in der jetzt herrschenden Weltkrise den besten Dienst leisten und zugleich eine wesentliche Preisherabsetzung und Verminderung der Inflation herbeiführen. Gegen die von anderer Seite vorgeschlagene Ausgabe von Baubanknoten, die ohne regelmäßige jährliche Tilgung, ohne die Schutzmaßnahme der Hauslebensversicherung ausgegeben werden sollten, hat sich die Reichsbank allerdings mit Recht gewehrt. Aber die Vorschläge, die sie selbst macht, um der entsetzlichen Wohnungsnot zu steuern, sind nur sehr unzulänglich; sie laufen darauf hinaus, die wohlhabendsten Kreise zur finanziellen Förderung des Wohnungsbaues durch einmalige Beiträge zu bewegen, indem man sie von der Beschlagnahme überzähliger Wohnräume befreit oder sie zur Hergabe von niedrig

verzinslichen langfristigen Baudarlehen für gemeinnützige Zwecke durch Steuerbefreiungen usw. veranlaßt.

Endlich empfiehlt die Reichsbank die Kapitalisierung von Beamtengehältern (Ortszuschlägen) zwecks Erwerbs von Eigenheimen gegen entsprechende Anzahlungen unter Abschluß von Lebensversicherungen der Kreditnehmer. Daß die Erlangung solcher verzinslichen Kredite viel zu große Opfer erfordern würde, liegt auf der Hand. Man hat nun allerdings tatsächlich versucht, den gemeinnützigen Wohnungsbau auf dem vorgeschlagenen Wege der Steuererleichterung zu fördern. Ich glaube aber nicht, daß die Baugenossenschaften ohne verlorene Baukostenzuschüsse von seiten der Gemeinden und des Staates in der Lage sein werden, den ermäßigten Zins für derartige Darlehen durch die Miete der von ihnen geschaffenen Wohnräume aufzubringen. Wenn man nun ein solches Steuerprivileg mit Rücksicht auf den sozialen Zweck für richtig hält, so kann man auch die Bedingung daran knüpfen, daß diese Darlehen unentgeltlich ausgegeben werden. In diesem Falle würde der Ankauf von amortisablen Bauschatzscheinen der von mir vorgeschlagenen Reichsbaubank in großem Umfange zu erwarten sein. Die Gewährung sorgfältig abgewogener Ersparnisprämien, die die Reichsbank außerdem in Vorschlag bringt, könnte vielleicht in der Weise durchgeführt werden, das bei Erwerb von Bauschatzscheinen durch Inhaber von „Reichswohnungen, eine entsprechende Herabsetzung der Jahresmiete bewilligt wird, wenn sich der Erwerber zu dauerndem Eigenbesitz der Papiere verpflichtet.

Sehr beträchtliche Anzahlungen durch Ankauf von Bauschatzscheinen werden der Baubank von seiten aller Personen zufließen, die ein dringendes Interesse an der Beschaffung von Wohnräumen haben, z. B. von Familien, die ihre Kinder ausstatten, von Unternehmern, die ihre Arbeiter ansiedeln wollen usw.

Prinzipiell ist natürlich zu fordern, daß alle auf diese Weise eingezahlten Noten der bestehenden Währung dauernd eingezogen werden, da die betreffenden Sparer sie freiwillig in Schatzscheine eingetauscht, also eine Rentenforderung an die Baubank erworben und auf den Zins verzichtet haben.

In dem Maße, wie nun die Schatzscheine durch die Bauarbeiter, Baumateriallieferanten usw. in Verkehr kommen, ersetzen sie den andernfalls nicht zu vermeidenden Umlauf von Papiergeld der alten Währung. Durch die Einrichtung eines Abrechnungsverkehrs bei der Baubank oder bei besonderen Clearinghäusern würde jeder unnötige Umtausch der Schatzscheine gegen Banknoten vermieden werden.

Zur Sicherung der Rückströmung aller Schatzscheine, die im Verkehr abgestoßen werden, müßte allerdings die Baubank selbst als Einlösungsstelle fungieren. Sie hätte keinerlei Nachteile, wenn sie diese Papiere bei sich aufbewahrt, bis sie getilgt werden, da sie ja selbst ihre Kapitalien durch zinslosen Kredit beschafft hat. Grundsätzlich ist nun aber die Frage zu erwägen, ob es nicht richtiger wäre, die Bauschatzscheine gegen eine mäßige Provision in Baubanknoten von geringerem Nennwert einzulösen und so allmählich ein neues, auf Objekte fundiertes Papiergeld neben den Bauschatzscheinen zu schaffen. Nach meiner Meinung würde dieses Papiergeld etwa in der Art der Darlehnskassenscheine sich rasch einbürgern und überall im In- und Auslande gern in Zahlung genommen werden.

Die Reichsbank befürchtet, daß sich nun ein besonderes Agio für diese neuen Noten heranbilden würde; ich sehe aber hierin keine ernsthafte Gefahr, glaube vielmehr, daß eine solche Entlastung unseres unfundierten Notenumlaufes der ganzen Welt als Muster und Vorbild dienen würde.

Die Reichsbank denkt nun allerdings auch daran, daß in Zukunft ähnliche Kreditanstalten zur Finanzierung von ländlichen oder halbländlichen Siedelungen, Schiffsbauten, Ausbau der Wasserkräfte und Wasserstraßen ins Leben gerufen würden. Ohne das von mir vorgeschlagene Tilgungs- und Versicherungssystem zu kennen, befürchtet sie ferner die Entstehung der verschiedensten Notensorten mit voneinander abweichenden Kurswerten und eine allgemeine Verwirrung der Währungsverhältnisse. Demgegenüber wird nun ein kurzer Ausblick auf die Zukunft unseres Solidarkreditsystems zeigen, wie unbegründet alle diese Befürchtungen sind. In kurzer Zeit wird durch die Gründung von Schiffslebens- und Maschinenlebens-Versicherungsgesellschaften die soziale Sachwerterhaltung auch auf diese volkswirtschaftlich wichtigen Objekte ausgedehnt werden*). Hierdurch wird die Grundlage für die Einrichtung entsprechender gemeinnütziger Kreditanstalten gewonnen werden. Sie ist unbedingt gerechtfertigt für die Zeit der jetzt noch bestehenden Überteuerung und würde bei der Durchführung der Sachlieferungen für Reparationszwecke als ein geradezu unersetzliches Hilfsmittel zur Verbilligung der Produktion dienen. Kein Volk der Welt könnte uns hindern, eine solche Aktion zur Hebung unserer Konkurrenzfähigkeit zum mindesten für die nächsten zehn Jahre

*) Die fertigen technischen Pläne und Bedingungen liegen dem Reichsaufsichtsamt zur Konzession vor.

durchzuführen. Wenn sich nach Ablauf dieses Zeitraums noch die Mehrheit des arbeitenden Volkes für das Zinssystem begeistern kann, steht nichts im Wege, die Bauschatzscheine nach altem Muster zu diskontieren. Andererseits halte ich es für selbstverständlich, daß man ebenso wie bei den Darlehnskassenscheinen, deren Tilgung doch auch zu sehr verschiedenen Zeiträumen erfolgt, nur einen einheitlichen Typus für die neuen Objektsnoten festsetzt und sie alle als gleichwertig behandelt, da sie in gleicher Weise durch die Solidargarantie der Kreditnehmer und des Deutschen Reiches gesichert sind.

Der wesentliche Zweck des ganzen Kreditsystems ist ja die freie Zirkulation der für Produktionszwecke disponiblen Güter oder Ersparnisse.

SCH.

WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Rettung des Mittelstandes

Der Reichskanzler Wirth, der nebenbei (man vergißt manchmal daran!) auch Finanzminister ist, hat in seiner großen Rede nach den Reichstagsferien die Katze aus dem Sack gelassen. Seither rauscht es ein wenig im Blätterwald und tuschelt und achselzuckt es in politischen Kreisen. Es ist eine Stimmung, wie sie immer dann herrscht, wenn man weiß, daß etwas getan werden muß, daß auch etwas getan werden wird, daß aber doch alles, was getan werden kann, im Grunde genommen zwecklos sein wird.

Der Mittelstand soll gerettet werden. Besser gesagt: der Mittelstand von ehedem. Noch besser: der nicht in den Wirtschaftsprozeß eingeschaltete Mittelstand. Vor allen Dingen also die ganzen oder halben Kleinrentner, Pensionäre und dergleichen. Sie haben es nötig, daran ist kein Zweifel. Der Sechzigjährige, der sich anno 13 mit 80000 Mark zur Ruhe setzte und sich und seine Frau mit dem Zinseinkommen von 3500 Mark gut kleinbürgerlich ernähren zu können glaubte, ist seit Jahr und Tag aufgeschmissen. Wenn er wie früher leben will, reicht es für knapp zwei Monate; wenn er sich bis zum Maximum einschränkt, für fünfe; für den Rest aber muß er entweder, so lange es geht, durch Ausverkauf alter Bestände aufkommen, oder das Kapital angreifen, oder durch waghalsige Spekulationen sich zu helfen suchen; woraus dann die Klante's und Koehn's und allerhand Leute, die bisher noch nicht in den Blättern gestanden haben, ihren Nutzen ziehen, und woher zum guten Teile jene unsinnige Überflutung der Banken und Makler mit

Devisen- oder Effektenordres stammt, die den Börsenvorständen von Berlin, Frankfurt und Hamburg immer härtere Nüsse zu knacken gibt.

Man kann, juristisch genommen, sehr wohl eine Schuld an dieser Entwicklung feststellen. Sie liegt beim Reich, bei den Ländern, bei den Kommunen. Sie haben sich in Rechtsverhältnisse eingemischt, die sie (mindestens zu der Zeit, als diese Rechtsverhältnisse eingegangen wurden) nichts angingen: in das Rechtsverhältnis zwischen Hypothekengläubiger und -schuldner, (Aufhebung der Goldklausel), zwischen Hauseigentümer und Mieter (Mietsreglementierung) und in manche andere, die in diesem Zusammenhang von Belang sind. Not ließ sie freilich kein Gebot kennen. Sie waren in einer Zwangslage, aus der auch die heute Leidenden und Grollenden schwerlich schadlosere Wege hätten aufweisen können. Immerhin: die Wunde der Schuld, und sei es auch nur eine Zwangsschuld, brennt schmerzlich. Neben der alten Not reckt sich immer gespensterischer die neue auf, die mit der Zeit vielleicht ebenfalls kein Gebot mehr kennen würde. Und es sind — sagen wir es offen — auch einige hunderttausend Wählerstimmen im Spiel, die man nicht widerstandslos der rechten oder linken Verbitterung zufallen lassen möchte.

Der Mittelstand soll also gerettet werden. Wie aber kann das bewerkstelligt werden? Hier schweigen vorerst noch alle Stimmen — alle Stimmen, die ein Anrecht darauf haben, ernst genommen zu werden.

Denn man kann keineswegs ernst nehmen, was bisher in Kreisen, die es angeblich wissen, gemunkelt wurde. Daß man nämlich das Einkommen aller Betroffenen von reichswegen auf den Stand bringen wolle, der durch die Reichs- und Kommunalunterstützung gegenwärtig den Erwerbslosen garantiert ist. Die Erwerbslosenunterstützung beträgt in Berlin augenblicklich insgesamt 16 Mark für den erwachsenen Mann, mit 7 Mark Zulage für den Verheirateten und 6.25 Mark für jedes Kind. Für eine dreiköpfige Familie ergibt das also 877,50 Mark im Monat. Diese Summe wäre, wenn die Munkler recht hätten, das erreichbare Maximum. Denn wohlgemerkt, das vorhandene private Zinseinkommen würde ja nur auf die Höhe dieses Betrages aufgefüllt, es träte nicht als ergänzendes Einkommen hinzu. Mit 878 Mark für eine dreiköpfige Familie kann aber wirklich kein Mittelstand gerettet werden. Mit diesem Einkommen ist man Proletarier niedrigster Stufe und mit der „Erhaltung wertvollster Kulturschichten" hat es sich etwas!

Aber selbst durch diese Hilfsleistung (eine „Suppenanstaltshilfe", um ein drastisches Wort Lloyd George's zu zitieren) würde das Reich mit vielen Milliarden belastet; um wieviel mehr durch weiter gehende

Woher die nehmen, da wir vorerst nicht einmal den sonstigen Innenbedarf, geschweige denn die Reparationen zu decken vermögen? Auf dem alten, bequemen Wege: das Reich stellt Schatzwechsel aus, gibt sie der Reichsbank und die Reichsbank druckt auf Grund dieser feinfeinen Deckung neues Geld. In der vorigen Woche waren es 4,2 Milliarden, nach der neuen Aktion würden sich noch einige Milliarden mehr ergeben. Und im selben Augenblick, in dem der armen Mittelstandsfamilie ihr 870-Mark-Almosen übergeben würde, wäre die Kaufkraft dieses Almosens schon wieder jählings zusammengeschrumpft. Es wäre das alte Karussel; eine Runde, und man stünde wieder am selben Platz.

Logisches Gesetz: aus der Behauptung ist kein Material für den Beweis zu entnehmen. Physikalisches Gesetz: die Folgen einer Ursache sind nicht abzuschwächen, indem man die Ursache verschärft. Finanzielles Gesetz: aus eben der Quelle, aus der die Geldentwertung stammt, sind die Mankos dieser Geldentwertung nicht aufzufüllen.

Die Not der Existenzen, die nicht mehr mit dem Wirtschaftsprozeß verknüpft sind — sie schreit zum Himmel! — ist überhaupt nicht zu beheben, so lange das Karussell sich weiter dreht. Sie ist, vielleicht zu mildern, wenn ein Stillstand eingetreten ist. Auf den Stillstand aber kommt es an, auf die Ursachen kommt es an. Legt ihr dem Fiebernden eine kalte Kompresse auf, die nach fünf Minuten heiß und wertlos geworden ist, hofft Ihr, mit solchen Mitteln das Fieber zu besiegen? Ihr gebt ihm Chinin und behandelt seine Krankheit! Behandelt mit Steuern, Abgaben, Sparsamkeit und absoluter Trennung von Finanzministerium und Reichsbank die Krankheit unserer Währung. Dann wird sich auch über den Mittelstand reden lassen. Vorher, dem Himmel sei's geklagt, ist alles Illusion!

Phönix und Laura.

Zwei Kolosse aus West und Ost legen ihren Geschäftsbericht vor. Oder auch ihre Geschäftsverschleierung, — wie man es nehmen will. Alle Abschlüsse der Großindustrie sind heutzutage bis zu gewissem Grade Verschleierung. Wenn Phönix den Reingewinn nur aus zwei Einzelposten ausweist: „Betriebsgewinn abzgl. Unkosten“ und „Abschreibungen“ so will er über richtige Daten offenbar nicht unterrichten. Wie steht es mit den Verwaltungskosten? Wie trennt sich der Gewinn in Gewinn aus der Produktion und aus Effektenzinsen und dergleichen? Welcher Art sind die Abschreibungen? Nichts darüber! Aber man ist das gewöhnt und weiß, daß es mit der industri-

ellen Demokratie, selbst mit der gesetzlich verordneten, nicht eben weit her ist. In Wahrheit ist der Aktionär, solange die Dividende fließt, auch nicht gerade wild auf Demokratie. Er zückt sie erst dann, wenn die Sache schief geht, — hat dann freilich, eingewurzelter Gewohnheit gegenüber, gemeinhin nicht mehr die Macht, sie durchzusetzen. Aber solange alles im Lot ist, interessiert ihn nur ein einziger Posten. Dieser Posten heißt Dividende, und beläuft sich bei Phönix auf 25 Millionen, gegenüber 21,2 im Vorjahr, oder, in Prozenten, 25 gegen 20. Das fleckt, namentlich wenn man die Rücklagen in Betracht zieht, die gemessen an der Kapitalhöhe im Berichtsjahr (136 Millionen bis zum 1. Juli), enorm sind. Für Werkerhaltung 48 Millionen (gegen 10), für Bergschäden 6 (gegen 3), am Vortrag 5,9 (gegen 4.6), für dubiose Forderungen 2 (gegen 0, was wohl richtiger ist, denn auch in den Abschreibungen dürfte schon ein Posten für dubiose verbucht sein!) Also stille Reserven in zweieinhalbfacher Dividendenhöhe! Das Unternehmen ist gesund, es ist ein Tip.

Schlechter geht es Laura. Sie hat die oberschlesischen Aufstände auszukosten. Statt der 49,9 Millionen des Vorjahres hat sie diesmal nur 21,8 Millionen Reingewinn, obwohl die Abschreibungen etwas sparsamer bemessen sind als im Vorjahr. Bei stark reduzierten Rücklagen bleiben für Dividende nur noch 5,4 Millionen (gegen 9) oder, auf 54 Millionen Kapital, 10 Prozent (gegen 20) zur Verteilung.

Hier sieht man wenigstens Wirkungen der inneren und äußeren Hemmungen, die der Bericht im einzelnen aufzählt. Aber bei Phönix, dessen Bericht im großen Ganzen eine einzige bewegte Klage über schlechten Absatz und über Betriebsschwierigkeiten ist, fragt man sich wie denn um Gotteswillen der Abschluß ausgesehen hätte, wenn all diese Schwierigkeiten nicht vorhanden gewesen wären; oder umgekehrt: ob es denn gar so schlimm gewesen sein kann, wenn man zu solcher Dividende und Reservenhäufung imstande war.

Gewisse Spitzen im Text scheinen eine Erklärung für diesen inneren Widerspruch zu geben. Spitzen wie etwa die Gegenüberstellung: Dividendensumme (25 Millionen) kontra Löhne, Steuern und sozialpolitische Aufwendungen (960 Millionen). Solche Dekorierungen — die sich mancherorts leider einbürgern wollen — sollten besser unterlassen werden, weil man aus ihrer Tönung allzuleicht auf eine Tönung der ganzen Ausführungen schließt. Eine Tönung, die in einem Augenblicke nicht notwendig scheint in dem immerhin (trotz Ausfall der Überschichten!) eine Zunahme der Netto-Kohlenförderung um durchschnittlich 14,7 und der arbeitstäglichen Förderung um durchschnittlich 11,7 Prozent konstatiert werden kann!

KURT PINTHUS

HENNY PORTEN ALS REICHSPRÄSIDENT

Im Berliner Ufa-Palast ging kürzlich die Uraufführung des Monumentalfilms „Die Geierwally“ nach dem Roman der Wilhelmine von Hillern vor sich. Zuschauer waren in dieser Filmpremière, die Spitzen der Theaterkritik und der Filmbranche, gutes Theaterpublikum, das durch hohen Eintrittspreis und mindere Leistung von der Schaubühne weggetrieben ist, Politiker, Künstler, Schriftsteller, Schauspieler, die snobrige Welt des Westens und viel Volk. All diese Leute pflegen sonst im Theater mit lauter Anteilnahme kühl abwägend zu sitzen, am Schluß der Akte mäßigen Applaus und einige Pfiffe von sich gebend. Hier aber ereignete sich folgendes: die Suggestionskraft des Films oder die leidenschaftliche Liebe des Publikums für die Filmspieler war so stark, daß jede Scene, jede Tat der Geierwally mit Jubel, Lachen, Zurufen, Trauer, lärmendem Beifall entgegengenommen wurde.

Dieser Erfolg, diese Wirkung sind nicht etwa mit der Gier des Publikums nach sportlicher Leistung, nach spannenden Geschehnissen zu erklären, (denn in tausend anderen Films kommen viel tollere Sensationen vor, die gleichgültig lassen), sondern haben ihre wirkliche tiefste Ursache in der beispiellosen Popularität der Filmspielerin Henny Porten. Die große rechte Loge des vollbesetzten Ufapalastes war leer geblieben. Nach jedem Akt lockte der Jubel des Volks Henny Porten selbst aus der Sammet-Portiere hervor; in großer Toilette trat sie heraus und verneigte sich mit ebensoviel Stolz wie Anmut. Da erscholl ein schriller Ruf: „Bitte weiter vorkommen!“ (D. h. Henny Porten sollte bis an den Rand der Loge treten, auf das jeglicher sie deutlich sähe). Und siehe, alsbald wurde die Bühne mit einem Scheinwerferrund beleuchtet, und aus dem riesigen Vorhang vor der weißen Wand trat wie eine Puppe klein Henny Porten und dankte. Als ich nach Schluß der Vorstellung den Ufapalast durch den breiten mittleren Eingang verlassen wollte, wurde ich zurückgerissen, und eine fürchterliche Stimme tönte: „Hier darf nur Frau Porten durch!“ Zwei Reihen Sipo, Schupo oder Reiwe, befehligt von einem Oberleutnant, hielten spalierartig die Treppe besetzt von der Tür des Ufa-Palastes bis zu dem wartenden Auto. Sie sorgten unbeirrbar dafür, daß dieser Ausgang freiblieb, während 2000 Menschen aus den beiden kleinen Seitenausgängen sich drängeln mußten. Endlich kamen aus der mittleren Tür einige Herren in Frack und Cylinder, der Oberleutnant salutierte stramm, — und Henny

Porten schritt in königlicher Haltung zum Auto, während viele tausend Menschen, die weithin Bürgersteig, Fahrweg und den Rasen der Hardenbergstraße besetzt hatten, so daß die Elektrischen nicht fahren konnten, in Hochrufe und Händeklatschen ausbrachen. Dann schwand langsam die Menge; und die Sipo, Schupo oder Reiwe fuhr in einem bereitgehaltenen Lastauto davon.

Wie war das doch, als es noch einen Kaiser Wilhelm gab? Fritz Ebert, wackerer Präside, welcher Hahn, welches Volk kräht nach dir, wenn Du dein Auto nach wichtiger Amtshandlung besteigst? Ihr Mimen, wo werden Euch wirklich noch die Pferde aus dem Wagen gespannt? Ihr Heerführer aus großer Zeit, wo seid Ihr — Gottseidank — geblieben? Ihr Politiker, Ihr Staatsmänner, wer liest Eure Reden, wer liebt Euch? Wie zeigt sich Eure Popularität anders, als daß ihr niedergeknallt oder von der Stimme der Weltgeschichte grausig verlacht werdet! Gerhart Hauptmann, sechzigjähriger Dichter der Menschlichkeit, ein Hauch ist Dein Ruhm gegen den Sturm der Volkstümlichkeit, der diese Frau umbraust.

Gibt es, gab es je in den deutschsprechenden Ländern einen Menschen, der so bekannt, so geliebt war im Volke wie diese blonde Frau? Es findet sich in Deutschland kein Ort, wo ihre Gestalt, ihre Taten nicht tausendmal gezeigt wurden; im fernsten Gebirgsnest strömt zu ihr das Publikum wie in den Großstadt-Kinos; und noch in jener Einsamkeit, wo Analphabeten ohne Post und Zeitung hausen, bewegt sie im Wanderkino das Herz der dumpfen Menschen. Wie wenig vermögen Zeitungsberichte, illustrierte Zeitschriften, Öldrucke, Photographien für die Popularität einer Persönlichkeit zu wirken, gegen die werbende Macht des sich unablässig ins Bewustsein fressenden bewegten Filmbilds! Und es drängt sich eine Forderung auf, die man ebenso ernstlich wie ironisch bedenken kann.

Die Parteien vermögen sich nicht auf einen Mann zu einigen, den sie dem Volk als Präsidenten der deutschen Republik, pietätvoll noch genannt das Deutsche Reich, vorschlagen können. Das Volk selbst findet nach jahrelangem Suchen niemanden, der verdienstreich oder populär genug ist, um als sein höchster Repräsentant zu gelten. Die Verlegenheit im Lande ist ebenso groß wie der schlechte Eindruck im Ausland.

Man mache Henny Porten zum Reichspräsidenten!

Hier ist eine Gestalt, die in Deutschland volkstümlicher ist, als der alte Fritz, als der olympische Goethe es je waren und sein konnten.

Hier ist eine Gestalt, die bei den Angehörigen aller Parteien, bei jung und alt, in allen Ständen und Schichten, gleicherweise bekannt und beliebt ist. Hier ist eine Gestalt, deren bewegtes Bild alltäglich, allabendlich Hunderttausenden von Deutschen in vorbildlichen Handlungen, in den Erlebnissen und Trachten aller Berufe und Klassen vor Augen geführt wird, deren Photographie von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt, im Schlafzimmer des Kommis wie des Bauern, über dem Toilettentisch des Großstadtbackfisches, wie über dem Nähtisch der biederen Provinzfrau hängt. Hier ist eine schöne Frau, die Hunderttausenden von Volksgenossen als die Verwirklichung ihrer Träume und Sehnsüchte vorschwebt, die von der Frauenwelt Deutschlands längst schon stillschweigend als Königin anerkannt wird. Hier ist eine schöne Frau, die einem niedergedrückten, zukunftshungrigen Volke von siebzig Millionen als Symbol der Tugendsamkeit, der gefühlsstarken und doch heiter-lebensfrohen Frau erscheint. Hier ist eine schöne Frau, die als Vereinigung von Gretchen und Germania von diesem Volke selbst als Idealbild ebendieses Volkes aufgerichtet wurde.

Man mache Henny Porten zum Reichspräsidenten!

Wie würde diese Wahl als Symbol der Friedfertigkeit des deutschen Volkes über alle Völker der Erde leuchten! Eine besiegte, aber kräftige Nation, ausgesogen von äußeren und inneren Feinden, die keinen Mann findet, würdig, ihr Repräsentant zu sein, krönt sich selbst mit seiner schönsten populärsten Frau! Die Männer der Regierung, die in ihrem Kreise niemand wissen, der stark genug ist, das Auseinanderstrebende zu binden, geben das Zeichen der obersten Gewalt in die zarten, gepflegten Hände jener Frau, die das Volk als fleischgewordenes Sinnbild seiner selbst verehrt. Wie würde diese Frau repräsentieren, von deren herrlichen Bewegungen jede einzelne schon seit Jahren für ewig im Bild bewahrt wurde! In wie edler Haltung würde sie ihre Amtsgeschäfte verrichten, durch das jauchzende Volk dahinschreiten! Niemand würde wagen dieses Staatsoberhaupt zu veräppeln. Der Ton der politischen Polemik würde sanfter werden. Die Parteien würden unter Hennys milden Augen rücksichtsvoller sich verpöbeln und vermöbeln. Suggestiv würde sie auf siebzig Millionen durch Krieg, Revolution und Frieden verrohte Menschen veredelnd und bessernd wirken. Ein wohlerzogenes, freundliches Volk mit sanften Sitten wird heranwachsen. Wahrlich, hätte es Schiller nicht schon vor mehr denn 100 Jahren gedichtet, er müßte mit Beethoven her-

niedersteigen. um sein schönstes Lied zu singen: „Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Flügel weilt."

Man mache Henny Porten zum Reichspräsidenten!

Die Drohnoten der Entente werden von Freundlichkeit überfließen, wenn Briand und Lloyd George wissen, daß Hennys schöne Augensterne diese Papiere durchfliegen, daß ihr holder Mund über diese Schriftstücke mit ihren Ministern debattieren wird. Und wie müßten mit Anmut und Würde jene jetzt so turbulenten Kabinettssitzungen abrollen, denen die blonde Üppigkeit der Präsidentin Henny präsidiert! Könnte ein Ministerkandidat, dem vor der Regierungsbürde ekelt, es wagen, ein Portefeuille auszuschlagen, das der Liebling des Volks ihm mit friedenvoll-lieblicher Gebärde anbietet? Und die Herren Großindustriellen und Kapitalisten, würden sie nicht, wenn Henny Portens Augen bitten, ihre Millionen auch ohne Steuer- und Abgabezwang auf den (zu diesem Zweck in riesigem Ausmaß zu erbauenden) Altar des Vaterlandes niederlegen?

Man mache Henny Porten zum Reichspräsidenten!

Auch materiall-praktische Gründe sprechen für diese Wahl in einem Land, das unter der teuflischen Last seiner Schulden niederbricht wie Christophor unter seiner himmlischen. Die Präsidentschaft Henny Portens würde dem Deutschen Reich keinen Pfennig kosten! Denn mit selbstverständlicher Freude würde die Ufa das Gehalt sowie alle Aufwandsentschädigungen für Henny Porten zahlen. Die Ufa läuft übrigens dabei kein Risiko: nicht nur, daß Gehalt plus Aufwandsentschädigung für den Reichspräsidenten etwa nur ein Zehntel ihrer bisherigen Filmgage betragen, sondern die Ufa hätte eine Propaganda, wie keine Filmgesellschaft der Welt — selbst in Amerika könnte sich keine Firma den höchsten Staatspräsidenten als Filmstar leisten! Denn unbedingt müßte Henny Porten weiter filmen, schon aus den oben aufgeführten vaterländisch-erzieherischen Gründen. Es gäbe endlich wieder einen Praeceptor germaniae! Und mit den gigantischen Honoraren, die das gesamte Ausland in höchsten Valuten für den Export der Henny-Porten-Filme zahlen müßte, ließe sich leichthin der größte Teil der deutschen Schuld abtragen. So nähme diese herrliche Frau mit spielend-leichter Hand die schwerste Last, die je eine Nation zu tragen hatte, ganz allein von den Schultern des Volks, dessen Abgott sie ist. Diese Frau, zu allem anderen noch Wohltäter und Retter des Vaterlands, wüchse wirklich ins Göttliche.

Man mache Henny Porten zum Reichspräsidenten!

Wagt jemand einen Einwand gegen diesen Vorschlag? Wie? Es sei nicht das Geschäft der Frau zu regieren? Ich will diesen Einwand nicht mit Erfahrungen aus dem täglichen Bürgerleben beantworten, — sondern tun, was in Deutschland am beweiskräftigsten wirkt: mit historischem Auge in die Vergangenheit blicken. Haben nicht stets die Länder geblüht, gerade wenn eine Frau ihr Oberhaupt war? Fiel nicht Englands erste und zweite Glanzperiode gerade unter die Regierung der jungfräulichen Königin Elisabeth und der Queen Victoria? Welche Kultur zeigte Österreich zur Zeit der geliebten Landesmutter Maria Theresia. Und selbst Rußland unter jener lasterhaften Katharina war geachtet und gefürchtet in der ganzen Welt! Wenn diese Länder gediehen unter Königinnen, denen man Tugend und Schönheit andichtete, wie müßte unser Vaterland aufblühen unter einer Frau, die Tugend und Schönheit wirklich hat!

Man mache Henny Porten zum Reichspräsidenten!

Was aber mich betrifft, der ich hiermit diesen Vorschlag dem deutschen Volke öffentlich unterbreite und begründe, so bitte ich im Fall der Verwirklichung einer Präsidentenschaft Henny Porten davon abzusehen, mir das Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung oder gar das so nötig gewordene, bald zu schaffende Ministerium für Geschlechtswesen anzubieten. Ich möchte mich schlicht damit begnügen: für feierliche Staatsangelegenheiten Festgesänge zu dichten. Um meine Eignung für diesen Posten zu erweisen, lege ich meinen Volksgenossen die erste Strophe einer bereits von mir gedichteten neuen Nationalhymne vor, die nach der noch allbekannten Nationalhymnenmelodie „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen ist und den Vorzug hat, daß sie von allen Parteien, selbst von den monarchistischsten und hakenkreuzlerischsten Deutschnationalen mit der gleichen Begeisterung und Aufrichtigkeit hinausgeschmettert werden kann:

Deutschland ohne Gold und Waffen,
Einsam stehst Du in der Welt;
Neue Zukunft gilt's zu schaffen,
Neuer Glanz und neues Geld.
Doch schon lichtet sich die Wolke
Denn Du führst zum Licht uns hin:
„Blondes Mädchen aus dem Volke,
Eines Volkes Königin!"

DIE FLÖTE VON JADE

Erinnerung an das Schicksal Adolf Schreibers.

Im Frühherbst vorigen Jahres saß ich auf dem Rangplatz eines Berliner Operettentheaters, der Freund hatte die Freikarten besorgt, wir sahen gemeinsam auf die Bügelfalten der Schauspieler, es gab alles, was zu dem Zeitgemäßen der vorjährigen Operette gehörte: Anspielung auf die deutsche Republik und auf den Boxkampf, Debatte mit dem Fräulein vom Amt, der man die Nummer wiederholen mußte, die immer mit „zwo" durchsetzt waren („ich bin ja so im Zwofel") — und die eiserne Ration von anderen Jahren war auch da; das frische Mitsingen der Diva in einem Liede, gegen dessen Tendenz sie eben noch polemisiert, süßer, durch den Rhythmus berauschender Unsinn, sachlicher Luxus, sachliches Unglück, von Februar bis Mai, keine Schererei, sachliche Katastrophen! In dem verzweifelt-wundervollen Schmiß der Darstellung lag das: „wir müssen" — aber beileibe nicht im Sinn einer Tragik, sondern eines Müssens, das sich abgefunden hat. Unterdrücktes Gelächter war darin über den normalen Widersinn des Gebotenen, ein Wissen, daß Berlin von ganz anderen Dingen erfüllt ist, daß man aber, um diese Erfüllungen genießen zu können, hier für Riesengagen gut Vaudeville spielen müsse, besser als in der Provinz und in geschmeidigeren Kostümen.

Der diese Operette einstudiert hatte, der scheue Erdengast, war drei Wochen tot: eine Kränkung durch die kaltherzigen, alexandrinischen Theaterleute trieb ihn vor der Premiere in den Wannsee — aber das war wohl ein ganz äußerlicher Anlaß, der eigentliche lag weit zurück, lag ganz anderswo und war dennoch mit diesem auf fürchterliche Weise verquickt.

Der abgetriebene Dirigent, aus Armut und Not Operettenkapellmeister, hieß Adolf Schreiber, war Deutschjude aus Prag — er war ein Künstler aus Gottes Gnade heraus- und wider seinen eigenen Willen.

Max Brod hat seines unglücklichen Freundes Leben in einem kleinen, erschütterndem Buche gezeichnet, das der Weltverlag jetzt herausgibt. Es ist das letzte Glied in der Kette inniger Freundschaft, die den toten Musiker mit dem allezeit gütigen, durch die Kraft seines Lebens und Wirkens zum Mittragen prädestinierten Prager Dichter verband. Die unermüdlichen Versuche Brods, sich für Adolf Schreiber einzusetzen, scheiterten an der Charaktereigentümlichkeit des Freundes,

der geschaffenen günstigen Situation aus dem Wege zu gehen, einen Kreis um sich zu ziehen, sich selbst zu hassen und zu verkleinern, jedem Angreifer aber beglückt zu helfen, die Stiche recht tief zu führen. Er hatte „nicht nur keine Ellenbogen, sondern sogar „Ellenbogen gegen sich selbst." Dieser Charakter ertrug kein Lob, er täuschte Unproduktivität vor, um die Menschen von sich abzustoßen, und verbaute sich selbst jede Möglichkeit zum Glück. Grausigste aller Scenen: daß der ausgereifte Komponist des unsterblichen Li-Tai-Pe-Liedes bei einem alten Schulfuchs nachträglich Unterricht nimmt und seine Lieder, die einst Humperdinck als über alle Schulfuchserei erhaben hingestellt hatte, umarbeitet! Das war ein phantastischer Fall . . .! Als er vor gute Berliner Öffentlichkeit kam — Auguste Hauschner hatte hilfreich dazu eingeladen — kam nichts als Qual bei der Veranstaltung heraus, trotz der günstigen Kritik. . . .

Weil Schreiber aus armem Hause kam, war er gezwungen gewesen, sofort nach seiner Ausbildung Geld zu verdienen. Er hatte nicht Zeit gehabt, zu warten, mit Besonnenheit Volontär an einem Opernunternehmen zu werden, wie die Söhne reicher Eltern. Ein Kapellmeisterposten für die Operette war frei, er griff freudig zu — und abgestempelt galt er hinfort für das Vaudeville, arbeitete sich nicht mehr heraus. Die schmachvolle Walze begann: von Kronstadt bis Brünn, kreuz und quer, von Wien bis Hamburg. Dazu im Krieg eine zeitlang der Aufheiterungsposten an den Fronttheatern. . . Berlin war das letzte Engagement — aber das bedeutete keinen Aufschwung, sondern für Schreibers Natur den Gegenpol, den Feind, die Vernichtung an sich.

Wo ist der Sänger, der sein Andenken ehrt, mehr, sein Verdienst? Der die innigen und gewaltigen Lieder des Toten, welche die Sehnsucht nach dem Norddeutschtum Liliencrons oder der Quell jüdischen Empfindens bildete, vor die Öffentlichkeit stellt? In der kleinen Auswahl, die der Weltverlag veranstaltet hat, fallen zwei Kompositionen von Gedichten Peter Altenbergs und des nordischen Barons auf: „Die Rekonvaleszentin" (eine Wiener Erinnerung Schreibers) und „Trotzköpfe" Hier ist die Begleitung von leichter, duftiger Härte. Andere verdienen weiteste Verbreitung. Sie sind populär im tiefsten, im besten Sinn, Vertonungen des bekannten Liliencronschen „Wiegenliedes" und eines Minnegesangs aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Hier ist zartestes Deutschtum gestaltet, von der Innigkeit der mittelalterlichen Gesichter Unserer Lieben Frau — und andererseits, gerade an den Stellen, wo der Schmerz hervorbricht, das, worauf Brod immer wieder bei Schreiber

hinweist: das jüdische Element. (Wir Germanen sind mehr in „Dur" traurig.) Dies dunkle unabwendbare Leid des Ostens — man hört die Klagetöne des belagerten Bethulien von der eintönigen Mauer — es schluchzt sich am tiefsten und nachhaltigsten in jenem herrlichen Li-Tai-Pe-Gesang aus, der sich „Tanz der Unsterblichen" nennt (vielleicht das größte was Schreiber geschaffen hat): es wird um so größer, je mehr man sich im hingibt, wie alles bei diesem Künstler.

„Zu meiner Flöte von Jade
hab' ich ein Lied gesungen den Menschen.
Aber die Menschen
haben mich nicht verstanden!"

Wagt man es überhaupt, eine Erklärung des Unglücks von Adolf Sehreiber zu geben, die sich wenigstens in den Hauptpunkten mit der Form der psychischen Konstruktion des Toten deckt — herausragende Zacken gibt es auch dann noch genug — so sei es diese: Bei Schreiber lag der unerhörte und tragische Fall vor, daß er ein Genie war, ohne Talent zu haben. Der eigentliche Feind des Genialen ist nieht der Banause, sondern gerade das Talent. Wir folgen hier der Weiningerschen Erkenntnis, daß Talent und Genie nicht im Verhältnis einer Über- und Unterordnung zu einander stehen, sondern nebengeordnet sind; es manifestieren sich in ihnen zwei verschiedene Welten, die sich nur hier und dort und sehr spärlich gegenseitig durchsetzen. Unglücklichste Konstruktion Schreibers in einer Welt des Talents, die sich ein hohes Niveau schaffen will und zum Teil auch geschaffen hat, aber nicht tiefste Tiefen und höchste Bergspitzen kennt! Opposition wäre hier noch innerlich fruchtbar gewesen. Schreiber aber stand nicht nur nicht teilnahmslos den Vorwürfen des Talents gegenüber, sondern sehnte sie sogar herbei. Es sind in Wahrheit ja garnicht Fehler des Talents bei ihm nachzuweisen gewesen — er vermied sie, ohne „talentiert" zu sein, weil er eben viel mehr war als ein Talent — aber die Vorstellung von ihnen war in seinem Gehirn eingewurzelt. Bei Veranstaltungen sah er nur ihre Vision, dachte nicht an den Augenblick persönlich-überpersönlicher Empfängnis — und vergaß über dem technischen Bild und der Furcht vor diesem Bilde die göttlichen Brocken umd Blöcke, aus denen er dies Ganze in Glut und Gnade und sehr wider seinen eigenen Willen einst geformt hatte.

Es sieht immer nach kaltherziger Nüchternheit aus, wenn der Fremde ein Unglück zergliedert, selbst wenn er noch so erschüttert ist, sich noch so sehr für den ihm unbekannten Träger des Unglücks er-

wärmt. Adolf Schreibers Fall liegt freilich so traurig, daß Nüchternheit hier fast schon gerechtfertigt erscheint, aus innerlicher Notwehr, um nicht am Schuldgefühl zugrunde zu gehen. Solch Ereignis gräbt sich, je mehr man darüber redet, nur immer tiefer in unser Innenleben — mit einem Bohrer, einem scharfen Zirkel, einer Furchenhacke, die den braunen Acker durchreißt. Ein ebenso Verzweifelter wie er, aber mit lichter Außenseite, hätte neben Adolf Schreiber stehen müssen, Stunde um Stunde, — nicht zuredend, nicht helfend, sondern nur eben da-seiend, nur licht, nichts weiter.

STEFAN GROSSMANN

TAGEBUCH

1. Oktober.

Irgendwo in der Welt, in Kopenhagen oder in Budapest, sitzt jetzt an jedem Nachmittag in einem Café ein blonder junger Mann in einer Ecke und liest verstohlen deutsche Zeitungen. Ein Dutzendgesicht. Das einzig auffällige Merkmal, die oben gezackte Ohrmuschel, bleibt verborgen. Blondes Haar ist übers Ohr gekämmt. Der junge Mensch muß offenbar nichts zu tun haben. Er sitzt stundenlang im Café. Widmet ihm jemand einen aufmerksamen Blick, dann wirds ihm unbehaglich und er geht schleunigst fort. Am nächsten Tag kommt er in diesen Winkel nicht wieder. Dann und wann trifft er auf der Straße einen anderen Deutschen, der eine kleine Narbe über einer Augenbraue hat. Sie sehen sich etwas scheu um, ehe sie miteinander sprechen, sie fragen flüsternd nach Briefen, Ordres, Geldern aus der Heimat. Sie gehen schnell wieder von einander. Es fehlt den jungen Leuten die Unbefangenheit. Sie haben im Schwarzwald einen Menschen umgebracht, sind deutschlandflüchtig und doch wie! deutschlandbedürftig. Keiner von Beiden spricht eine zweite Sprache ordentlich, nicht dänisch, nicht ungarisch — das sie jetzt am Nötigsten hätten — noch holländisch, noch englisch. Sie sind ins Deutsche eingekerkert, schicksalhaft ans Deutsche gekettet. An allen Bahnhöfen finden sie die roten Zettel mit ihren Lichtbildern: 200 000 Mark Prämie Jedem, der zur Ergreifung der Mörder Erzbergers hilft.

Vor ein paar Tagen hat die kleine Frau Erzberger, an die noch heute Briefe mit den stinkendsten Schmähungen auf ihren toten Mathias kommen, vor ein paar Tagen hat diese schlichte Christin, als von den Mördern ihres Mannes die Rede war, sanft abwehrend die Hand gehoben und still gesagt: „Leute, laßt sie laufen."

Man möchte das einfache Wort über jeden knallroten Zettel schreiben, der zur Jagd auf Schultz und Thylessen aufruft: Leute, laßt sie laufen! Frieden werden die beiden Mörder auf der Erde nicht so schnell finden. Wenn der Ermordete überall gestorben ist, im Mörder lebt er! Die beiden Jungen haben in den Zeitungen, mit denen sie allein ihr dürftiges Hirn- und Herzchen genährt haben, gewiß gelesen, wie anders als sie dachten die Folgen ihrer Tat gewesen. Erzberger, keineswegs frei von problematischen Anwandlungen, ist gesühnt und gereinigt worden durch seinen Opfertod. Er war nie mächtiger als nach seinem Ende. Der Beschluß von Görlitz, den er ersehnt hatte wäre vielleicht nie zustandegekommen ohne sein Blut. Sein Tod noch erzeugte politisches Leben.

Das müssen die zwei armseligen Caféhausleser in Kopenhagen oder Budapest aus ihren Zeitungen erkannt haben. Erzbergers Sache ist von keinem gefördert worden wie von den Mördern im Schwarzwald. Die Landflüchtigen müssen trübe Nachmittage, dunkle Abende, schwere Nächte haben. Sogar ihr Nährvater Helfferich verleugnet sie heute und beklagt sich im Reichstag über die bitteren Stunden, die ihm, dem edeln Gegner, bereitet wurden. Mit Recht: Was ist der Treiber ohne Wild? Die Kreuzzeitung, der am Morgen ein Jubellaut entschlüpfte, mußte abends feierlich abschwören. Die zwei Erhardtleute dünkten sich vor dem Schusse gewiß Erretter der Nation, sie erwarteten die Glorie, sie erhofften die nationale Huldigung und Heiligsprechung. Nun werden sie sogar von den Hergt und Helfferich verleugnet. Sie müssen ein galliges Gefühl auf der Zunge, schwärzeste Bitterkeit im Herzen und das Gefühl ihres sinnlos verpfuschten Lebens im Kopfe haben.

Ergreifung? Haft? Todesurteil? Den Gehetzten, Landflüchtigen folgen mildere Gedanken. Ich erinnere mich an einen Spaziergang vor vielen Jahren mit Gustav Landauer am Tegeler See. Weiß nicht mehr was für ein Mord damals geschehen. Von jeder Berliner Litfaßsäule knallte ein rotes Plakat. Selbst draußen im stillen Hermsdorf leuchtete ein solcher Verfolgungszettel von der Gemeindetafel. Jeder Wirtshausschwätzer beteiligte sich an der Jagd auf den Gesuchten. „Wenn so ein armer gehetzter Bursche nur wüßte, wo er eine Schlafstelle finden kann. Wie gern bereitete ich ihm heute Nacht das Bett." So sprach der evangelische Mensch, den Sinnesgenossen der Schultz und Thylessen niedergemetzelt haben. Ich, weniger christlich, schlösse die Tür vor dem Jüngling mit dem gezackten Ohr. Aber er mag, in Gottesnamen, sein Leben als Kommis in einem Krämerladen in Flensburg oder als Guts-

beamter in Nagy-Egyersék auf einer ungarischen Pußta beschließen. Wozu die Jagd auf Menschen? Rache ist unproduktiv, pflegte Victor Adler zu sagen.

3. Oktober.

Breslau. In der Erinnerung die schwärzeste, schnurgerade, vierstöckige Dutzendstadt. Ich kenne diese Fronten, diese Geschäftsläden, diese neudeutschen Wohnungen aus Dortmund, aus Görlitz, aus Wilmersdorf. Das alles stammt aus der Fabrik. In der Erinnerung ist das alles schwarz, monoton, freudlos. Jede Straße könnte Wilhelmstraße heißen.

Da kommt an einem leuchtenden Oktobermorgen ein junger Schlesier zu mir ins Hotel und fragt, ob er mich durch das alte Breslau führen dürfe. Mittag weiß ich, wie blind, wie vorurteilsvoll mein Breslauer Erinnerungsbild war! Ich stehe in der Herbstsonne an der Oderbrücke und bin in einer grünen Welt. Ich stehe vor der alten Universität, nahe bei Lederers herrlichem „Fechter" und konnte mich einen Augenblick in Wien, in der Gegend der Dominikanerbastei dünken. Ich gehe durch das Hurenviertel, rechts und links vierhundert Jahre alte Häuser, mit deutschen Giebeln und italienischen Veranden, und konnte glauben, ich verliere mich im alten Verona.

Der Fabrikseindruck Breslau ist abgetan. Ich sehe nicht mehr die eine fix und fertig gelieferte, sozusagen in der Konfektion erzeugte Großstadt, sondern ein von innen her gewachsenes, beglänztes Breslau, das um den Dom herum geworden ist. Wie dumm war das Aburteilen, vom Bahnhof her. Mein junger Schlesier, der am liebsten mit einer Leiter am alten Rathaus hinaufklettern und jede gotische Fratze mit liebender Hand betasten möchte, hat mir die Augen aufgetan. Nur der Liebhaber sieht. Und lehrt sehen.

Abends sagte mir in einem sehr langen Gespräch eine sehr schöne und mild gewordene Frau: „Wir sind nicht genug geduldig, wir sind uns nicht genug treu, wir leben unsere Liebe meistens nicht zu Ende." Wir Tölpel, wir Verschwender, wir kommen gewöhnlich gar nicht über das erste Stadium hinaus.

AUS DEM TAGEBUCH

BARBUSSE IN WIEN

„Zwei Armeen, die sich bekämpfen, sind eine Armee, die Selbstmord begeht." Ein Wort aus „Le Feu", dem Protest, den Barbusse noch während des Kriegs dem Krieg entgegen schleuderte. Wer das Buch las, der fühlte die Wahrheit dieses Wortes. Aber mehr als das, wer damals gegen Ende des Kriegs an irgend einer Front war, der hatte auch den Eindruck, daß die Überzahl der Kämpfenden von dieser Überzeugung durchdrungen war. Es soll nicht geredet werden von denen, die den ablösenden Truppen „Streikbrecher" zuriefen — Ludendorff erzählt davon in seinen Erinnerungen — oder von den meuternden französischen Regimentern, sondern es gab so unendlich Viele, die noch mit zusammengebissenen Zähnen, erbittert ihre militärische Pflicht taten und dabei laut sagten: Nie wieder sollen Menschen diese Pflichten erfüllen müssen. Solche Reden wurden geführt, solche Gedanken gedacht unter den jungen Offizieren, wie den alten Landstürmern, erst bei den hohen Stäben war man anderer Ansicht.

„Le Feu" war eine Tat. Dann wollte Barbusse der künstlerischen Tat organisatorische Taten folgen lassen. Er gründete die „Internationale der Kriegsopfer", die jetzt ihren zweiten Kongreß in Wien abgehalten hat. Ein kleiner Saal war halb gefüllt von den Delegierten, am Pressetisch ein paar journalistische Liebhaber von Merkwürdigkeiten, auf der Zuhörertribüne nur wenige Müssige. Die ärmsten der Kriegsopfer liegen in Wien noch immer auf dem Pflaster vor den Luxusgeschäften herum und strecken ihre verstümmelten Glieder der Passantenwohltätigkeit entgegen. Sie sind also unabkömmlich. Aber da sind doch in dieser Stadt noch andere Hunderttausende, die alle in ihrer Art Kriegsopfer sind. Trotzdem, kein Andrang der Massen, kein Widerhall des „Krieg dem Kriege", kein Interesse der besseren, nachdenklichen, optimistischen Köpfe. Barbusse erstattet seinen Bericht vor ein paar Dutzend Delegierten von sehr mittelmäßigem Format.

Aber halt, keine Ungerechtigkeit! Da sitzen als Ehrengäste einige prominente Vertreter der sozialdemokratischen Partei Österreichs und lauschen achtungsvoll dem Bekämpfer jeglicher Gewalttat. Friedrich Adler ist darunter, der den Ministerpräsidenten Stürgkh mit einem Revolverschuß niederstreckte. Und dann Julius Deutsch, der gewesene und kommende österreichische Kriegsminister, der Organisator des Heers der Republik.

Das offizielle Organ der österreichischen Kriegsopfer-Organision „Der Invalide", wird unter die Teilnehmer des Kongresses verteilt. Der Leitartikel dieser Zeitung ist überschrieben „Die Bluttaufe unserer Wehrmacht". Darin wird ein Loblied auf das Bundesheer gesungen. Mit vielen kleinen Einzelheiten heldenhaften Mutes, wie sie der Kriegsstil den Zeitungen vertraut gemacht hat. So etwa heißt es dort: „Die Offiziere, lauter ehemalige Frontsoldaten, erklärten; Wir haben im Kriege nie eine bessere Abteilung kommandiert." Während die Versammelten dies Presseerzeugnis überfliegen, steht oben auf der Tribüne Barbusse und verteidigt seine Charte, die unter Satz 2 besagt: „Kein Offensiv- oder Defensivkrieg ist berechtigt."

Satz 1 nämlich spricht die Überzeugung aus, der Krieg — kein bestimmter, sondern Krieg überhaupt — sei eine verhängnisvolle Folge des kapitalistischen Systems. In Ländern mit kapitalistischer Führung lassen sich beide Sätze ausgezeichnet vereinigen. Hier aber, in Österreich, ist die Armee proletarisch, d. h. sozialistisch organisiert. Und also spießt sich die Sache einiger-

maßen. Also hört ein Kriegsminister achtungsvoll dem Dichter von „Le Feu" zu, also heißt der Leitartikel der Kriegsopfer-Zeitung „Die Bluttaufe unserer Wehrmacht".

Jeder kann sich seine Schlüsse aus diesen Tatsachen ziehen. Der pessimistische Antipazifist wird sich sagen, daß eben keine Partei, wenn sie erst etwas im Staate bedeutet, den pazifistischen Unfug mitmachen kann. Der Bourgeois merkt sich, daß es den Sozialisten mehr auf Machteroberung als auf Prinzipientreue und Wahrheit ankommt. Der Pazifist wird erkennen, daß Barbusse einen großen Fehler beging, als er seine Bewegung mit der der Sozialisten verband. Das wird noch offenbarer, als auch der Vertreter der III. Internationale, der Parteigenosse Trotzkys, sein Begrüßungssprüchel aufsagt.

Als im Herbst 1918 die Kanonen schwiegen, konnte man glauben, die Idee der Gewaltlosigkeit müsse die Menschen gewonnen haben. Barbusse berichtet hauptsächlich von organisatorischen Mißerfolgen, die er erlebt. Nicht einmal die minimalen Beiträge, die das internationale Comité braucht, werden bezahlt. Aber er spricht auch von der Kraft und gewaltigen Zukunft der Devise „Du sollt nicht töten". Während er, groß, mager, langgliedrig, mit dem kleinen Kopf auf den breiten, geneigten Schultern, feurigen Augen in durchfurchtem Gesicht, dem dunklen Haarschwall über der hohen Stirne, den spitzen Schnurrbartenden unter der schmalrückigen, großen Nase, aus dünnen Lippen sein Evangelium tönen läßt, sehe ich ihn: in eine Eisenrüstung gehüllt, mit dem rostigen Helm auf dem Haupte, die unförmig lange Lanze in der Rechten, zwischen die dürren Schenkel Rosinante pressend, gegen die Windmühlen reiten, die seine eigenen Anhänger, mit heimlichem Hohn, für ihn aufgebaut haben. Merkt er selbst es nicht, wer ihre Flügel kreisen läßt?

Rudolf Olden.

KRITIK, BELEIDIGUNG, KLATSCH

DER FALL IHERING

Dr. Arnold Czempin stand im Vordergrund der Berliner Schauspielerbewegung. Er war ein Mann des einsichtsarmen Radikalismus. Als Darsteller genügte er mäßigen Ansprüchen. Er hat seinen agitatorischen Eifer mit der Entfernung von Berlin büßen müssen, er ist jetzt in Hamburg und nur an einem proletarischen Theater tätig.

Im vorigen Jahr ist Czempin in einer Schauspielerversammlung aufgetreten. Über diese berichtete Dr. Herbert Ihering im Berliner Börsencourier. Schon vorher hatte Dr. Ihering über Czempin geschrieben: „Die Forderungen des Dr. Czempin sind der Trick, die Position, die sich das Talent durch seine Leistung schafft, dem Nichttalent durch Paragraphendruck zu verschaffen. Sie sind die Rückversicherung für Pflichtversäumnisse ... Ich glaube schon, daß Dr. Chempin unter anderen Verhältnissen sein Engagement jährlich zwischen Hildesheim, Bielefeld und Osnabrück wechseln müßte." Nach der Schauspielerversammlung schrieb Dr. Ihering: „... Diskussionsredner von einer hetzerischen Beschränktheit, gegen die zu protestieren schon deshalb zwecklos ist, weil man dieses Niveau nicht erreichen kann ... Es besteht nur eine Scheidung zwischen den Berliner Schauspielern:

Die Scheidung zwischen begabten und unbegabten . . . Ich habe mit Absicht die Namen der Streikhetzer genannt — es sind dieselben, deren Stümperei man in jeder Vorstellung ablehnen müßte. Wollen die Berliner Schauspieler sich weiterhin von den Mitgliedern des Neuen Volkstheaters tyrannisieren lassen? Von den Stars des Neuen Volkstheaters? Nein, von den schlechtesten Mitgliedern des Neuen Volkstheaters."

Diese Sätze — nicht anläßlich einer künstlerischen Leistung, sondern bei Gelegenheit eines Lohnkampfes vorgebracht — bewogen Dr. Czempin und einen Genossen, eine Schadenersatzklage gegen Dr. Ihering einzubringen. Dr. Ihering solle den Schaden ersetzen, der den Beleidigten durch seine Artikel entstanden sei.

Die 19. Zivilkammer des Landgericht I in Berlin hat dieser Klage stattgegeben und Dr. Ihering verurteilt, den Schaden zu ersetzen, der Dr. Czempin durch die beiden Aufsätze im Berliner Börsencourier entstanden ist und noch entstehen wird.

Die Begründung des Urteils ist sehr bemerkenswert: „In diesen Angriffen gegen die beiden Kläger hat das Gericht einen Verstoß gegen die guten Sitten erblickt. Die Aufgabe des Theaterkritikers ist es, über die schauspielerischen Leistungen eines Schauspielers sein Urteil abzugeben, und es kann ihm nicht verwehrt werden, auch ein absprechendes Urteil zu veröffentlichen. Auch ist ihm nicht das Recht zu bestreiten, Mißstände im Theaterleben aufzudecken und zu kritisieren. Über den Rahmen dessen, was man einem Kritiker in dieser Beziehung zugestehen kann, geht es aber hinaus, wenn erstens seine Kritik in Beschimpfungen ausartet, wenn im vorliegenden Falle der Beklagte den Kläger als eine berühmte Talentlosigkeit bezeichnet, wenn er beiden Klägern hetzerische Beschränktheit vorwirft, wenn er sie Stümper und die schlechtesten Mitglieder des Neuen Volkstheaters nennt, und wenn er zweitens diese absprechende Kritik an den schauspielerischen Leistungen der Kläger an einer Stelle bringt, an die sie nicht hingehört. Der Tarifkampf, zu dem der Beklagte in den Artikeln Stellung nimmt, habe an sich mit den schauspielerischen Leistungen der daran Beteiligten unmittelbar nichts zu tun: der Leser, der diese Urteile über die Kläger in ihrer allgemein absprechenden Form, nicht in Bezug auf eine einzelne schauspielerische Leistung liest, muß den schlechtesten Eindruck von den Klägern als Schauspieler erhalten, ohne daß ihm die Gründe für die die Kläger als Schauspieler herabsetzenden Bezeichnungen genannt worden sind. Dieses Verhalten des Beklagten verträgt sich nicht mit dem Anstandsgefühl aller gerecht und billig Denkenden und verstößt deshalb gegen die guten Sitten.

Das Gericht hat ferner angenommen, daß der Beklagte den Klägern, wenn auch nicht absichtlich, so doch vorsätzlich Schaden zugefügt hat. Das Gericht hat keinen Zweifel daran, daß letzteres der Fall ist. Wenn ein bekannter Kritiker, wie es der Beklagte ist, die Kläger in einer ihrer Fähigkeiten als Schauspieler so herabwürdigenden Weise hinstellt, muß er damit rechnen, daß daraus Nachteile materieller Art für den Kläger entstehen können. Die Erwerbsaussicht der Kläger ist deshalb durch das Verhalten des Beklagten beeinträchtigt; eine Erwerbsaussicht ist aber ein Rechtsgut, dessen Verletzung die Anwendung des § 826 GBG. zuläßt."

Das Urteil des Landgerichtes wird viel besprochen werden. Ist nicht jede abfällige Kritik eine wirtschaftliche Schädigung des Kritisierten? Soll der Kritiker für solche Schädigung haftbar werden, dann könnte nur ein Krösus Kritik treiben! Andererseits eröffnet das Urteil manchem Beleidigten einen neuen Weg zur Sühne. Vom Strafgericht werden Beleidigungen mit gelinden Geldstrafen gesühnt. Wenn aber

Journalisten, deren Eigenart in Pöbelhaftigkeiten sich erschöpft — ich spreche nicht von Herrn Ihering — zum Schadenersatz herangezogen werden können, werden sie bald lernen, sich im Zaume zu halten.

ENGLANDS VERPREUSSUNG

Der „Manchester Guardien" veröffentlicht folgenden Brief:

Sehr werter Herr!

Das Ministerium des Innern teilt mir mit, daß es nach § 10 des Alien Restriction Acts (Gesetz gegen Einwanderung ehemaliger feindlicher Ausländer) berechtigt ist, mich aus dem Lande zu weisen, einem Lande, in dem ich, mit einer kurzen Unterbrechung, ständig seit 1894 gelebt habe. Meine Frau, die auch deutsche Staatsbürgerin ist, wurde gleichfalls aufgefordert, England zu verlassen, während unsere 12jährige, hier geborene Tochter die Erlaubnis erhielt, zurückzubleiben. Das Ministerium gibt mir die Versicherung, daß mit dieser Maßregel keinerlei Vorwurf gegen meinen persönlichen Charakter erhoben würde.

Am Vorabend meiner erzwungenen Abreise nehme ich hiermit Gelegenheit, allen jenen meinen Freunden, die für mich — wenn auch ohne Erfolg — beim Ministerium interveniert haben, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Ich würde es fernerhin als eine Ehre betrachten, wenn jene Gelehrten und Schriftsteller, die meiner Tätigkeit, hier und in Amerika, irgend welchen Nutzen oder irgend eine Förderung verdanken, mir ihr geneigtes Andenken bewahren würden. Meine Feinde aber, denen ich anscheinend meine Ausweisung verdanke, möchte ich daran erinnern, daß das letzte Wort über die Nietzschesche Philosophie noch nicht gesprochen ist, und daß selbst ihre endgültige Verurteilung mich keineswegs in dem stolzen Bewußtsein beirren würde, ihr erster Pionier in England und Amerika gewesen zu sein.

London, Sept. 24 th.

Ergebenst der Ihrige

Oscar Levy

Herausgeber der englischen autorisierten Nietzsche-Übersetzung.

DER WEG ZUR VOLLENDUNG

„Kurz ist die Frist, die uns zur Erfüllung unseres Seins gegeben ward, schwer wiegt die Verantwortung, die wir übernahmen, da wir begannen sinnvoll zu leben ... helfet, laßt euch zu Mitschaffenden werden."

Angesichts der stetig wachsenden Mitgliederzahl (der Schule der Weisheit) und der Beschränktheit der Räume können Frauen, die nicht Mitglieder sind, für das nächste Mal nicht mehr eingeladen werden.

„Ich (Graf Keyserling) will nicht auf den Intellekt, sondern jene Tiefe der Menschen wirken, aus der die schöpferischen Impulse hervorgehen."

Überwährige Ausländer zahlen fortan das doppelte des üblichen Mitgliedbeitrages in Mark.

„Ich sehe in der Diskussionssucht den eigentlichen Angelpunkt der heutigen deutschen Äußerlichkeit."

Die Teilnehmer bei öffentlichen Empfängen können fortan im Straßenanzug erscheinen.

„Der Impuls der Schule der Weisheit wendet sich an den einsamen Einzelnen und nur an ihn".

Es wird dringend gebeten, rechtzeitig Zimmer zu bestellen . . . , auch wird gebeten, die Teilnahme an der Herbsttagung so frühzeitig dem Geschäftszimmer zugehen zu lassen, daß eine gedruckte Präsenzliste ausgelegt werden kann.

Diese Sätze sind dem zweiten Heft der Mitteilungen der Schule der Weisheit entnommen, die sich in bescheidener Zurückhaltung „Der Weg zur Vollendung", betitelt.

DIE VERWANDTEN

Der Herausgeber einer viel gelesenen Zeitschrift trifft auf einer Gesellschaft eine Dame, die ihm als Frau von Schönebeck vorgestellt wird Er fragt höflich: „Sind Sie mit der berühmten Frau von Schönebeck verwandt?" Die Dame bejaht verlegen. „Sie Glückliche", ruft der Herausgeber aus, „Sie sind wenigstens verwandt. Ich aber werde vollkommen grundlos von allen Leuten gefragt, ob der Lustmörder Großmann mein Onkel ist."

ARNOLD-ANEKDOTEN

Sommergastspiel von Reinhardt-Schauspielern in der Provinz. Ypsilon, Sprachmeister und Probenregisseur, hat sich seit Tagen nicht rasiert.

„Sie lassen Sich einen Bart stehen?" fragt Arnold.

„Es geschieht aus besonderem Grunde. Max hat mir für den Winter halb und halb den Othello versprochen. Ich fasse Othello mit Bart auf. Ich mag nicht geklebte Bärte. So lass' ich mir einen wachsen."

„Hm hm", macht Arnold und denkt eine Weile nach. „Wissen Sie was?" sagt er drauf, „Sie brauchen sich auch nicht zu schminken. Denn bis S i e bei uns den Othello spielen, — werden Sie schwarz werden."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 40):

Diesem Heft liegt das Inhaltsverzeichnis des ersten Halbjahres 1921 bei

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R Abendroth R iesa:

VARIETÉ

Die Scala, im vorigen Jahr noch ein fremder, neuer, allzuneuer Raum, wird dem Besucher allmählich vertraut. In ihrer enormen Ausdehnung verlangt sie ganz starke, raumbeherrschende Nummern. Da sieht man jetzt eine der hinreißendsten Darbietungen des Varieté's: Abdullahs Wüstensöhne, eine Gesellschaft von unerhört beweglichen Menschen, die entweder wie Gummibälle durch die Luft schwirren oder sich im Nu aus dem Nebeneinander der Reihe und in das Übereinander der Pyramide verwandeln. Wunder der Gelenkigkeit! Dann der Film, der den Boxkampf Carpentier-Dempsey festhält. Der Berichterstatterfilm, wie er sein soll. Aufnahmen aus nächster Nähe und aus der Entfernung, die dann das Bild der übervollen amerikanischen Riesenarena geben. Man zittert, wünscht, hofft für Carpentier, den Besiegten!


Das Blaue Heft
Freie Deutsche Bühne
Herausgeber: Max Epstein
Erscheint wöchentlich am Sonnabend
Äußere, innere Politik / Volkswirtschaft / Kunst / Theater und Film / Finanzberichte u. a. m.
Unter Mitarbeit erster Autoren
Vierteljährlich 22 M. / Jährlich 75 M.
Einzelheft 2 M.
Abonnementsbestellungen durch alle Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt durch
Oesterheld & Co. Verlag, Berlin W. 15.

FRITJOF NANSEN:

DREISSIG MILLIONEN MENSCHEN VERHUNGERN!

Fritjof Nansen hat vor dem Völkerbund in Genf eine Rede gehalten, die keinen Hörer unbewegt läßt. Er schilderte die größte Katastrophe der Geschichte, „das Verhungern von 30 Millionen Menschen", die entsetzliche Lügenpest wider Sowjetrußland. Seine Rede, die der „Manchester Guardian" widergibt, ist in Deutschland übersehen worden, und nicht nur in Deutschland. Sein Appell an die europäischen Herzen hat nur einen Widerhall gefunden, bei dem Serben Corthin, der ohne Scham erklärte, lieber mögen 30 Millionen Russen verhungern, als daß riskiert werden könne, Lenins Herrschaft zu stützen. Dieser Serbe hatte wenigstens den Mut zur absoluten Brutalität. Der Völkerbund lauschte Nansen, tat ergriffen, applaudierte und blieb vollkommen untätig.

Zwischen zwanzig und dreißig Millionen Menschen sind in diesem Augenblick vom Hungertod bedroht. Wird ihnen nicht binnen zwei Monaten geholfen, so ist ihr Schicksal besiegelt. Um das entsetzliche Unglück abzuwenden, braucht es nicht mehr als die Bereitstellung einer relativ geringen Summe staatlichen Geldes. Wir bitten ja um keine Ungeheuerlichkeit; wir bitten nur um in Ganzen 5 Millionen Pfund. Könnten wir das bekommen, so sind wir überzeugt, daß wir bis Weihnachten Wichtiges leisten und die Lage im großem Ausmaß retten könnten. Die Regierungen haben erklärt, daß sie uns dieses Geld nicht geben können.

Die Regierungen lassen jetzt die gesamte Verantwortung auf die freiwilligen Organisationen zurückfallen. Ich kann nicht glauben, daß das recht ist. Trotzdem werden wir in unserem humanitären Werke fortfahren. Wir tun, was wir können, aber selbst unsere private Wohltätigkeit ist ernstlich gehemmt durch die Campagne der Entstellung, die gegen uns im Gang ist. Es gibt keine Lüge, die nicht verbreitet würde. Ich darf sie an eine Geschichte erinnern, die durch alle Zeitungen ging — nämlich, daß der erste Zug, den Herr Hoover nach Rußland schickte, von der Sowjetarmee geplündert worden ist. Es war eine Lüge, aber sie wird darum doch beständig in der europäischen Presse wiederholt. Man warf mir vor, daß ich eine Expedition nach Sibirien veranstaltet hätte, und es wurde sogar behauptet, ich brächte Waffen für eine Revolution ins Land. Es war eine Lüge. Ich habe

sie in den Zeitungen gelesen. Es wurde behauptet, mein Freund Kapitän Sverdrup habe die Leitung, aber alles, was er tat, war, landwirtschaftliche Maschinen nach Sibirien zu bringen. Das war schließlich wohl nicht gefährlich. Es sind eine Menge solcher Geschichten im Umlauf. Sie müssen von irgendeiner zentralen Agentur herühren, von wo, weiß ich nicht. Jedenfalls von jemand, der ein großes Interesse daran hat, zu verhindern, daß etwas für die Rettung der Hungernden in Rußland geschieht. Ich glaube, ich kenne die Idee, die dieser Kampagne zugrunde liegt. Es ist die: daß die Aktion, die wir vorschlagen, wenn sie gelingt, die Sowjetregierung stärken wird. Ich glaube, daß das ein Irrtum ist und daß wir die Sowjetregierung nicht stärken, in dem wir dem russischen Volke zeigen, daß es in Europa noch Herzen gibt, die wirklich bereit sind, dem hungernden russischen Volke zu helfen.

Aber nehmen Sie an, die Sowjetregierung würde wirklich dadurch gestärkt. Gibt es ein Mitglied in dieser Versammlung, das bereit ist, zu sagen, lieber als der Sowjetregierung zu helfen, wolle er zwanzig Millionen Menschen verhungern lassen? Mag die Versammlung mir darauf antworten!

Ich kann nicht glauben, daß die Völker von Europa während langer Wintermonate die Hände im Schoß dasitzen und zusehen werden, wie Rußland verhungert. Die Lage ist die: In Kanada ist dieses Jahr die Ernte so gut, daß Kanada imstande sein wird, dreimal soviel auszuführen, als für die Linderung der Hungersnot in Rußland nötig ist. In den Vereinigten Staaten verfault der Weizen in den Scheunen und Farmen, weil sie keinen Käufer für ihre Überschüsse finden können. In Argentinien lagert Mais in solchem Überfluß, daß man ihn nicht los werden kann und ihn in den Lokomotiven als Brennstoff verheizt, weil das der einzige Weg ist, ihn zu verwenden. Zwischen Europa und Amerika liegen Schiffe müßig; wir können keine Verwendung finden — und auf der anderen Seite verhungern 20 bis 30 Millionen Menschen. Lassen Sie uns den Tatsachen ins Gesicht sehen. Die Regierungen sind nicht imstande, fünf Millionen Pfund zu geben; sie können es in diesem Augenblick nicht, sie vermögen alle zusammen nicht diese Summe aufzubringen, die ungefähr die Hälfte dessen ist, was ein Schlachtschiff zu bauen kostet. Und in Amerika lagert Getreide, das niemand braucht.

Ist es möglich, daß Europa stillsitzen und nichts tun kann, um diese Nahrungsmittel herüberzubringen und dort die Leute zu retten? Ich kann es nicht glauben. Ich bin überzeugt, daß die Völker Europas die Regierungen zwingen werden, ihren Beschluß umzustoßen. Ich glaube, daß

die größere Zahl jener Regierungen, die heute in diesem Raum vertreten sind, sich zu den Reihen der wenigen gesellen werden, die schon gehandelt haben. Denn lassen Sie mich daran erinnern, daß eine Anzahl von kleineren Städten schon Hilfe leisten. Wenn sie nur die Kosten eines Bataillons Soldaten opferten, würden sie das Geld finden können. Das ist unmöglich? Dann sollen sie es offen sagen, aber nicht fortfahren, Ausschüsse und Konferenzen zusammenzuberufen und Tag um Tag und Monat um Monat zu reden, während Menschen Hungers sterben.

Das Mandat, das ich empfangen habe und für das ich handle, ist, nicht abzulassen, an die Regierungen der Welt zu appellieren. Ich werde nicht ablassen und werde alles tun, um die Länder Europas aufzuwecken, auf daß der größte Greuel der Geschichte vermieden werde. Was auch diese Versammlung entscheiden mag, etwas werden wir zu tun imstande sein, um die schreckliche Not zu lindern. Aber es ist ein furchtbarer Wettlauf, den wir mit dem russischen Winter laufen, der schon lautlos und beständig von Norden herannaht. Bald werden die Gewässer Rußlands gefroren, wird der Transport durch tiefen Schnee behindert sein. Sollen wir dem Winter erlauben, auf immer diese Millionen Stimmen zum Schweigen zu bringen, die zu uns um Hilfe schreien? Noch ist Zeit, aber nicht mehr viel Zeit.

Versuchen Sie sich vorzustellen, was sein wird, wenn der russische Winter im Ernst einsetzt, wenn keine Nahrung da ist und die ganze Bevölkerung durch ein leeres Land auf der Suche nach Nahrung wandert, Männer, Frauen und Kinder zu Tausenden im gefrorenen Schnee Rußlands umsinken. Versuchen Sie sich vorzustellen, was das bedeutet. Wenn Sie je gewußt haben, was es heißt, gegen Hunger und die gespenstischen Mächte des Winters anzukämpfen, dann werden Sie begreifen, was es bedeutet, und verstehen, wie die Lage sein wird. Ich baue darauf, daß Sie nicht still sitzen und mit kaltem Herzen antworten werden: es täte Ihnen leid, aber Sie könnten nicht helfen.

Im Namen der Menschheit, im Namen von allem, was groß und heilig ist, flehe ich Sie an, die Sie selbst Frauen und Kinder haben, zu erwägen, was es heißt, Millionen Frauen und Kinder zugrunde gehen zu sehen. Von diesem Platze rufe ich die Regierungen, die Völker Europas, die ganze Welt ihnen zu Hilfe auf. Beeilen Sie sich zu handeln, bevor es zur Reue zu spät ist."

I.

Im Anfang war das Wort. Dies ist, seit es dem faustischen Menschen symbolhaft festgelegter Ausgangspunkt seines, unseres Grübelns geworden ist, das Zitat aller Problematik des Europäers schlechthin. Aber es ist auch ohne diese Perspektiven gebraucht das Merkmal einer bestimmten Psychologie. So verlautet das älteste und für uns zählende — die noch älteren Chinesen zählen nicht oder noch nicht — Literaturwerk, die Bibel. Mit ihm ist einem Volke, einer Rasse bestimmter Gehirne, die Signatur aufgeprägt.

Im Anfang der jüdischen Welt, die dann die unsere wurde, steht das Wort. Es ist der Hauch Gottes, der in des Golem, des Lehmklotzes Brust gelegt, wie der Mythos erzählt, diesen zum Menschen macht. Das Wort ist die Lebenskraft selbst. Die Übersetzung aus dem genuinen Idiom in die erste Weltkultursprache, das Hellenische, setzte dafür den Ausdruck: Logos. Damit war tief erfassend eine ganze Weltanschauung um- und eingeschrieben. Wir würden sie heute eine aktivistische nennen. Die Voraussetzung eines, ich möchte sagen, verbalen Optimismus legt in das Lautgefüge die gesammelten Vernunft- und Willenskräfte. Das Wort muß wirken. Wir wissen aus den besonderen jüdischen Disziplinen der Kabbala und der Talmudauslegung, daß das Wort gleichsam ein Engramm ist, gefüllt bis an den Rand mit Bedeutung, gelautetes und gehörtes Radium, es wirft mit Blitzschlägen um sich, es schreibt sich in die Gehirne und wirkt dort fort. Bis auf den heutigen Tag verehrt der Jude den Meister des Wortes; ja, eigentlich nur ihn; selbst in der dekadenten Form des Händlergeistes, der zweifelsohne diese Nation infolge des historischen Schicksals bewuchert, wird nicht sowohl das Element des Eigennutzes, als der verbalen Werbekraft angebetet. Wer kennt nicht jenen zähen jüdischen Händlertypus, der uns am Tische im Gasthof besucht und weniger über den materiellen als vielmehr über den persönlichen Mißerfolg gekränkt ist, wenn wir ihm seine Ware ablehnen! Wie, die Worte, in die er so viel Kraft und Liebe hineinlegte, sie könnten ungehört bleiben und vielleicht verlacht werden? Hierher gehört auch jene andere Beobachtung von dem faustdicken Worteigensinn des Juden. Bei Straßenszenen, bei Cafédebatten, bei gerichtlichen Vernehmungen tritt immer wieder dieser dem Arier so seltsame Judentyp hervor, für den das Unterhandeln nie zu Ende ist, solange er sich nicht restlos begriffen fühlt; an seinen subjektiv gebrauchten aber ungar gebliebenen Worten wird er krank. Nach zehn

Jahren wird er beim ersten Wiedersehen das Gespräch genau dort wieder aufnehmen, wo es für seinen Geschmack ungesunderweise ermordet worden war.

Es ist mir aufgefallen, daß diese Eigenschaft bei Juden nicht Egoismus und Rechthaberei, sondern ein den Weltgrund auslegendes Prinzip ist. Auch dieser gräßliche peinliche Shylock besteht auf seinem Schein, nicht weil er ein blutiger und grausamer Folterer ist — denn wir wissen, daß Juden eher zu sehr an Verzärtelung und sanften Nerven leiden — sondern weil es sich mit seinem Weltempfinden nicht verschmelzen kann, daß ein Wort sinnlos sein soll. Im jüdischen Kopf gibt es eigentlich keine sinnlosen Worte. Auch das unzusammenhängendste Wort hat seinen Wert. Das Deutschjüdische zum Beispiel ist reich an Interjektionen, die für den Hochdeutsch oder Andersdeutsch Hörenden komisch wirken. In Wirklichkeit sind sie eine sehr genaue und traditionelle Bezeichnung von populären Empfindungen, die der Arier gewöhnlich auszudrücken vergißt — vielleicht besitzt er sie auch in einem schwächeren Grade. Es sind das Gefühle einer zweideutigen Zone, zwielichtene Empfindungen, Grenz- und Übergangsemotionen, Widerspruchstendenzen des Gemüts. Das ausdrucksvolle Volk hat dafür in seinem seelischen Scharfsinn Zuck- Zirp- und Hauchlaute, die dem Arier nur eine äußerliche Trommelfellschrift bleiben. Dieser läßt die antinomischen Gemütsbeziehungen ungern ins Bewußtsein, aber sie sind auch schwächer vorhanden, sie bestehen nicht darauf. Am weitesten ins Jüdische hinein geht die deutsche Sprache, sie ist die differenzierteste, daher auch ihre Anziehungskraft für den jüdischen Geist. Das jüdische Volk hat die stärkste ausgebildete Seele, es ist daher in den einzelnen elementaren Äußerungen weniger eindeutig als die arische Rasse, bei der sich nur die einzelne Regung mit aller natürlichen Rohheit durchsetzte, beim Juden bemerken wir eine gewisse Trübung und Durchquerung auch bei solchen Leidenschaften, die persönlich lebenbeherrschend sind. Das ist zum Beispiel in der Erotik ganz besonders auffallend. Der auf die große Gefühlslinie hin urteilende Arier glaubt daher gerne, der Jude sei ein gefühlloser Verstandesmensch, das Kennen unterbreche sein reines Empfinden: das ist unrichtig. Der Arier ist viel verstandeswilliger, verstandesherrischer und verstandesgewaltiger. Den Materialismus hat nicht Spinoza, sondern der germanische Edelbastard Baco of Verulam eingeleitet. Die Edda ist Epopoe der heidnischen heroischen Materialität. Aber die Seele des Juden ist gegliederter

und zwiespältiger, gewiß gebrochener und reicher; wenn auch, vom arischen Wesen her erfaßt, nie so groß.

Die Juden sind das gemütvollste Volk. Wer daran zweifelt, der denke an die Liebesart jüdischer Frauen; sie ist, unschicklich aber präzis gesprochen, das entwickeltste und dünnfaserigste Elaborat, die bisher stärkste Vollendung einer bestimmten Funktion. Das arische Mädchen liebt wilder und hinreißender, aber ohne Nüancen. Die Jüdin — und wohl der Jude auch — liebt kraftlos, aber in der Entfaltung dauerhafter und reicher. Man nehme Heinrich Manns schönste Novelle „Die Schauspielerin" zur Hand.

Für dieses üppigere Gemüt, das festzustellen war, hat der Jude sein verbindlicheres Spracherlebnis. Und gerade weil er damit mannigfaltiger und deutlicher kategorisieren kann, gerät er in den Geruch der puren Verstandesmäßigkeit. Ich kann das nicht bestätigen. Ich habe immer beobachtet, daß gerade die blonde ideale Rasse, die wir mit Recht als Essenz des europäischen Herren- und Schöpfertums ansehen, in ihren Vertretern von einer oft imponierenden Verstandeshärte und -Ruhe ist, aber an den Zwischenstufen der Verhältnisse vorbeiläuft. Man sehe doch unser bestes Exemplar, den Engländer oder Skandinavier daraufhin an. Die — ich muß hinzufügen nach meinem Geschmack sehr belangvolle — Edda ist nüchtern und dinglich verglichen mit der zarten, poetischen und abstrakten Bibel. Wohl hat auch in der Edda das einzelne Wort eine mystische Kraft und bildet oft ein Kryptogramm; aber gerade die Skaldenlieder und Trink-Improvisationen sind von einer fechterischen Verstandesgeschicklichkeit, als hätte sie ein moderner Expressionist geschrieben, willkürliche und rohe Zuspitzungen auf einen überdeutlichen bäurischen Sinn, gezimmert, wie altdeutsche Möbel aus schwerem Holz. Das hat seinen Reiz, wir Arier unterliegen dem, wir lieben es, wenn Muskeln an der Materie gleichsam motivisch aufgenommen sichtbar werden. Es liegt dann im Laut — zum Beispiel in der so beliebten und von Wagner wieder verwendeten Alliteration — ein urwüchsiger fester Weltsinn beschlossen, eine greifbare Naturgöttlichkeit, durchaus heidnische Mystik. Das jüdische Wort hat einen andern Canon in sich. Es gleicht eher dem chinesischen Ideogramm, ist dehnbar, vieldeutig, magisch auf Gefühle wirkend, das gotische Runenvokabel aber reizt die optische Vorstellung, es ist direkt sinnlich; das jüdische Wort krystallisiert Empfindungsverläufe, ist mehr geschlechtlich und am reinen Fänomenalgehalt geprüft eher unsinnlich. Ist jenes mystisch, ist dieses mysterisch. Nun ist es unangängig, eine Art metafysischer

Kontrapunktion in Erschaffung der beiden Rassen. Juden und Arier, anzunehmen. Die Juden sind älter, die Germanen jünger. Die Juden sind Kohle, die Germanen noch Wald, um einen Vergleich aus der Geologie zu gebrauchen. Der Jude hat alles innen, seine Fasern sind auf ein Minimum gepreßt, er wächst und blüht nicht mehr, aber versendet bei Gebrauch Wärme. Dieser Vergleich läßt natürlich keinen Rückschluß auf irgendeine historische Stellung zu, es kann auch anders sein, er soll nur den paarischen Gegensatz in ein Nacheinander auflösen und von ihm festhalten, daß er kein transzendentes Apriori ist, etwa wie das Weininger von seiner M-W Theorie aus auch auf das Judentum ausdehnte. Die Diskrepanz, die zwischen den Juden und dem anderen Europäer zweifelsohne besteht, ist nur eine der Reifheit — ich sage nicht Reife; jedenfalls nur eine zuständliche, keine menschlich — wesenhafte.

Ich muß hier einen Übergang machen. Ich spreche von einem lebenden modernen Volkstyp, dem Bewohner unserer Großstädte. Sein Einfluß auf unser geistiges Leben ist groß. Auf unser materielles Leben hat er, so paradox dies scheint, nahezu gar keine Wirkung. Er ist selten bedeutender Techniker oder bildender Künstler, Bauer oder Handwerker Seine Berufe sind der Literat, der Journalist, der Wissenschaftler, der Advokat, der Kaufmann. Auch als praktischer Staatsmann hat er nur in zwei Fällen Talent erwiesen, nämlich in den Disraelis und Gambettas: sehr gespannt kann man sein, wie der Jude Lord Reading die große Aufgabe bewältigen wird, die jetzt seiner in Indien harrt. Dagegen hat der Jude eine Reihe der bedeutendsten politischen Agitatoren, also Staatsmänner in verkehrter Richtung oder mit anderem Vorzeichen hervorgebracht, wir brauchen sie nicht nennen, sie sind in Zeiten der eben passierenden Revolution geläufig. Als Kaufmann ist er nicht Produzent, sondern Zwischenhändler und wenn schon Industrieller, so dann Groß-Industrieller und Bankier. Seine Begabung begann im selben Augenblick im Großen für unsere sittliche und stoffliche Ordnung maßgebend zu werden, als mit Zunahme der Technik die Verhältnisse ins Abstrakte hineinwuchsen. Da erst entfaltete der Jude sein ganzes kommerzielles Genie. Das Hauptgewicht seiner Begabung liegt eben in jener Region, die wir abstrakt nennen; wobei festzuhalten ist, daß darunter nicht vernunftmäßige Abstraktion zu verstehen ist; auf dem technisch produzierenden oder organisierenden Gebiete hat sich der heidnisch sinnlich empfindende ario-amerikanoide Mensch vorherrschend erwiesen. Aber der Jude hat eine Leidenschaft für das Funktionale. Bei gleich starker

— reine Routinesache — Abstraktionsfähigkeit ist der Arier in Begriffen kalt, der Jude warm. Juden sind viel leidenschaftlichere (hoher Bankbeamte, Börsianer, Soziologen, gelehrte Ökonomen als Arier; der Arier hat ein persönliches Verhältnis zum der Sinnenwelt Entsprungenen) zum Hausrat, Mobiliar, Komfort, zum erzeugten Gegenstand, zur Natur und zum dinglichen Kunstwerk; der Jude zu Begriffen. Das hängt mit seinem Inkubismus des Wortes zusammen. Wo immer Sprechen, Entfalten und Spalten der Lautmaterie zur Geltung kommt, dort kommt auch der Jude schnell vornean; darum, und gerade darum ist er Kaufmann, Advokat, Agitator, Journalist. Als die junge europäische Zivilisation einen gewissen Grad von Abstraktheit erreicht hatte, war sie sozusagen auf den Juden tempiert. Er war vorrätig, es war seine Chance, er sprang ein.

(Drei weitere Betrachtungen folgen.)

STEFAN GROSSMANN

TAGEBUCH

7. Oktober.

Eröffnung des neuen Theaters auf dem Kurfürstendamm. Ein Theater in Rosa. Ein Rococotheater mit kubistischen Schnörkeln. Rosenrot und Silber. Nur Parkett und Logen. Wozu Galerie? Kein Volk! Die Logen kokett in den Hintergrund geschnitzt, kleine Logen für verliebte Paare. Man kann sich, wenn die eigene Komödie wichtiger wird, angenehm in den Hintergrund zurückziehen.

Alle Besucher in Frack oder Smoking. Damen in hingehauchten Roben. Wundervolle weiße Rücken.

Auch auf der Bühne ist es rosarot. Nicht nur die Dekorationen, nicht bloß ein Traum von Kleid, das die blonde Else Eckersberg trug, nein, das ganze Ehebruchstück ist rosarot. Herr Götz dichtet im Smoking. Kein schlecht gekleideter Mensch weit und breit! Jedermann erzeugt Aphorismen, sogar ein Lakei. Sie erzeugen und gebären, alle, nur Aphorismen.

Ein Zwischenakt mit großem Corso (in etwas zu engen Gängen). Die Pausen mindestens so spannend wie das Stück. Die Aphorismenkrankheit hat das Parkett angesteckt. Entsetzlich, diese Massenerzeugung von Gedankensplittern. Jeder bessere Herr götzelt.

Plötzlich fällt mir ein: Wenn jetzt Ernst Toller in diesen funkelnagelneuen rosaroten Saal träte! Er sitzt nun zwei Jahre in seiner Zelle, glaubt die Welt noch in Revolutionschaos und hat keine Ahnung, daß

seit 1919 die europäische Welt sich wieder unerschütterlich-kapitalistisch herauskrystallisiert hat. Vorbei die Tage der Zaghaftigkeit, der inneren Unsicherheit, der sozialen Maske. Man ist wieder Herr im Hause, rast wieder im Auto durch die Stadt, man behängt die Frau und die Freundin mit schillerndem Geschmeide, man rauscht durch Dielen und Säle. Adlon, Borchardt, Häßler waren nie so überfüllt. Im Grunewald werden wieder Villen gebaut. Reisen nach Italien, auch nach Paris.

Ernst Toller, was für Augen wirst Du machen, wenn Du aus der Festung in die helle Freiheit trittst? Du dachtest in Deiner Zelle, Du werdest draußen eine Welt von morgen finden, indes ist die Welt von vorgestern rosarot auferstanden!

8. Oktober.

Paul Cassirer gibt seinen sozialistischen Verlag auf.

1918 wurde Cassirer blutrot. (Nachdem er bis 1916 leidenschaftlich deutsch gewesen.) Jetzt wurde Karl Kautsky sein Hausprophet. Die gesammelten Werke von Kurt Eisner begannen bei ihm zu erscheinen, Gustav Landauer, Heinrich Ströbel. Eine neue Lassalle-Ausgabe von Bernstein. Leo Kestenberg organisierte den sozialistischen Salon.

Die Zeit hat sich erfüllt! Cassirer tritt seine sozialistischen Bestände an den Vorwärts ab . . .

Das Intermezzo hat drei Jahre gedauert.

10. Oktober.

Ungarische Freunde schicken mir die Selbstmordstatistik von Budapest. Es gab in der madjarischen Hauptstadt

1916	 250	Selbstmorde
1917	 460	„
1918	 730	„
1919	 996	„
1920	 1607	„

Bis zum 1. September d. J. waren es schon 1220 Fälle. Sylvester wird etwa der 2000. Selbstmord erreicht werden. (In den Ziffern der beiden letzten Jahren sind freilich auch die Opfer der militärischen Banden als Selbstmorde mitgezählt. Zum Freitod entschließen sich, von den Liebeswahnsinnigen abgesehen, gestrandete Intellektuelle. Ist die Berliner Selbstmordstatistik viel tröstlicher? Kann sie es sein? Gibt es in dieser Epoche etwas Überflüssigeres als den Maler, der nur seinem Auge, den Dichter, der nur seiner Vision, den Musiker, der nur seiner Melodie leben will? Ein Menschenfreund müßte Morphium-Verteilungsstellen einrichten!

12. Oktober.

Abend mit Kainz. Das heißt: Ich sitze bis in die späte Nacht in die Briefe von Kainz vertieft, die Bahr soeben im Ricola-Verlag herausgibt.

Ich sehe ihn vor mir: Er sitzt in dem für ihn gebauten Wiener Fiaker. Sitzt? Jn das graziöse Gefährt ist ein geborener Prinz gelehnt. Alles ist hier leicht und fliegt: Die gepflegten Rosse, der gefederte, scharmant geschwungene Wagen — die Wiener waren bis zum Kriege die elegantesten Wagenbauer — der schlanke, elastische Mensch in den Kissen. Dieser Mensch in diesem Wagen — das war Wien noch 1910. Welcher Rumäne mag jetzt in Kainzens leichtem Fiaker lümmeln?

Zweites Erinnerungsbild: Kainz in der Weinstube Stiebitz in Wien. Das war ein ganz altes Lokal, zwischen Graben und Freyung. Trat man in das halbdunkle Gewölbe, so roch es nach Fässern. Hierher kam Kainz nachts, nach Schluß des Burgtheaters. In einem kleinen Zimmerchen tagte seine Runde unter dem Präsidium meines alten, lebensfrohen Freundes Engelbert Pernerstorfer. Kainz saß die erste halbe Stunde gewöhnlich sehr still da. Er wurde mit Badener Weinen gelabt — Weinen, die man in Deutschland nicht kennt, weil die Österreicher sie nicht ausführen, angeblich vertragen sie die Reise nicht. Allmählich wurde er lebendig, sein mageres, blasses Gesicht begann zu leuchten Gegen zwei Uhr begann Kainz zu reden. Er war ein Improvisator ersten Ranges. Kein Tasso-Monolog, keine Cyrano-Tirade hatte den grandiosen Schwung solcher Nachtreden. Beiläufig: Kainz, der französisch, englisch las, der sich als Vierzigjähriger in die griechische Metrik vertiefte, der mit Sezessionisten (gar nicht dilletantisch) malte, der Kronenbergs Kantbiographie, Rathenaus Reflexionen las, war ein wahrhaft gebildeter Geist. Gebildet, will sagen: geformt. Wissen wurde ihm zu Willen. Er vergaß viel. Aber das Aufgenommene hat seine Instinkte verändert! Geist ging ihm ins Blut! . . . Ich erinnere mich besonders einer solchen nächtlichen Rede, gehalten anläßlich eines Prostituierten-Mordes. So ein armes Straßenmädel war von einem Irren hingeschlachtet worden. Zum Leichenbegängnis rückten alle Liebesverkäuferinnen Wiens aus. Ein Demonstrationszug für ein Opfer des Berufs . . . Kainz stand in dem kleinen braun-grünen Zimmerchen, sein Kopf war höher als die Lampe, die über dem runden Tisch hing. Er war dem Zug zufällig begegnet und begann ihn mit steigender Erregung zu schildern: Den kleinen aufgeputzten Leichenwagen. eins, zwei, drei, vier, fünf Wagen mit Kränzen, die durch den Tod und die Totenfeier beinahe geschmeichelten

Angehörigen, eine verhuzelte Mutter, zwei versauerte Schwestern, hierauf die Honoratioren des verrufenen Viertels und dann die Mädchen: Alte Matronen des Gewerbes, würdig, selbstsicher, im Bewußtsein ihrer gesellschaftsfördernden Funktionen, dahinter die verängsteten, jüngeren Kolleginnen, weinend, der Freundin gedenkend, oder munter, neugierig um sich blickend, und zuletzt der Nachwuchs: Siebzehn-, Sechzehnjährige, die Einen folgsam mittrottend, die Anderen trotzig, justament, damit man sieht, daß sie sich vor der Zukunft nicht ängstigen. Der endlose Zug schleicht durch die Hauptstraße. Das Spalier der Bürger, erst gereizt, verurteilend, drohend, allmählich betroffen durch die Länge des Zugs und durch die ernste Würde der Demonstranten, wird immer dichter. Endlich ist der Zug vorbei. Da strömen die Zuschauer von den Trottoirs zusammen und marschieren mit. Die ganze Stadt marschiert hinter dem Sarge eines armen Freudenmädchens! . . . Wie Kainz das im Dunkel sprach, war es eines der grandiosesten Gedichte in deutscher Sprache.

RUDOLF FRANK PROVINZ, THEATER – PROVINZTHEATER

„Provinz" — was bedeutet das?

In erster Linie eines der beliebtesten Schimpfworte, die hinter dem Rücken von Schauspielern, Regisseuren, Theaterdirektoren im Munde von Schauspielern, Regisseuren, Theaterdirektoren gang und gäbe sind.

In zweiter Linie eine geographische Bezeichnung.

Hat das Wort für die Erkenntnis und Beschreibung des heutigen Theaters in Deutschland noch einen Wert?

Der „Provinzler" aus Dresden, Hamburg, München, Leipzig, Frankfurt, selbst noch aus kleineren Kunststätten ist mitunter platt, wie ausgiebig an Berliner Bühnen heute „geschmiert" wird und wendet sich mit Grausen. Wo er aber in Berlin gepackt ist (und er wird gepackt), ist spiritus rector der Vorstellung ein Mann aus der Provinz: Herr Jeßner vom Königsberger Schauspielhaus, Herr Berger vom Mainzer und Altonaer Stadttheater, Herr Martin vom Frankfurter Schauspielhaus Herr Falkenberg aus München, Herr Hartung aus Darmstadt-Frankfurt.

Typisch! Berlin erhält seit Jahren seine stärksten Anreger aus der Provinz. Während die Berliner Gewächse nicht eben allzu aufregend sind. Es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, diese vielvermögenden Leute

hätten erst in Berlin das rechte gelernt, „die Provinz abgestreift". Ganz und gar nicht. Jeßner war in Hamburg genau so im Bild des Geistes, Berger in Mainz nicht minder musikalisch, Martin an den Frankfurter Kammerspielen — die damals „Komödienhaus" hießen — vielleicht noch delikater, als heute in Berlin. Höchstens daß der eine oder andere (räumlich) vom „Nudelbrett" ins Theater der Zehntausend hineinwuchs. Was eine Sache der Technik ist.

Gleiches gilt von den Schauspielern. Helene Thimig war blühend, kindhaft, selbstverständlich, unberührt in Meiningen, Kloepfer dumpf-brodelnd, besessen am Neuen Theater, die Aschenbach bezaubernd jung am Schauspielhaus in Frankfurt. Ebenso Kortner, George, die Straub, Paul Graetz — nicht einer, nicht eine war in der „Provinz" einen Grad schlechter; und oft genug standen sie in gleich gutem Milieu, wie etwa, wenn an der Hellmerbühne in Frankfurt zwischen Dekorationen Neppachs Kloepfer, Graetz, Erika Gläßner, Otto Wallburg zusammen spielten.

Der Berliner, der bei uns im Reich Aufführungen sieht und mit solchen des gleichen Stücks in Berlin vergleicht, gibt unbefangen und oft den Provinzaufführungen den Vorzug. Tagores „König der dunklen Kammer" war in Frankfurt bei Weichert unvergleichlich besser als in Berlin. Auch die Initiative ist in der Provinz stärker. Man liest hier eifriger die Stücke der Namenlosen, man reißt sich um Uraufführung der Führenden. Man probiert intensiv wie bei Jeßner, intensiver mitunter, man wandert über Land wie die jungen Leute vom Frankfurter Künstlertheater und der hessischen Wanderbühne und spielt da Goethe und Johst und Dietzenschmidt und Weißmantel gleichzeitig mit oder noch vor der Berliner Premiere den deutschen Kleinstädtern vor.

Ja, wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Und weil wir das sind und sein wollen, geben wir andererseits ganz offen zu, daß wir unsere Künste von Herzen gern — und lieber noch als hier — in dem gottverfluchten Berlin zeigen. Daß wir letzten Endes alle aus der „Provinz" herausstreben nach dem Gendarmenmarkt, der Schumannstraße, der Kronprinzenbrücke, der Königgrätzer- und Charlottenstraße, dem Schiffbauerdamm! Warum? Sind wir alle verrückt? Oder — —?

Oder sind die Begriffe „Berlin" und „Provinz" doch mehr als leerer Schall? Ist das Wort „Provinz" außer einem geographischen Schimpfwort doch noch ein weiteres? Ja!

Uns, die wir Reich und Hauptstadt von innen und außen kennen, wird es fühlbar als Kennzeichnung eines Inkommensurabeln, das aber doch auf unsere Entschlüsse, unser Urteil bestimmend wirkt. Wir wollen es mit dem Wort Athmosphäre bezeichnen.

Theaterluft, Premierenluft, Resonnanz, — darin wohl unterscheidet sich Berlin am markantesten und stärksten von der Provinz. Hier gibt es keinen Vergleich. Das konnte noch kein Theatermonarch der Provinz erzeugen: die Atmosphäre der Berliner Premiere, die dort das ganze Haus vom Bureaubediensteten bis zum Episodenspieler und Statisten, vom Kritiker bis zum Logenschließer in magischhypnotischem Ring erfüllt und in Bann hält. Am nächstem kam diesem Ziele noch Zeiß, als er in Frankfurt herrschte, und Falkenberg in der stimmungsstarken Klause der Augustenstraße in München.

In Berlin ist die Atmosphäre da. Bringt sie das Publikum mit oder die Kritik oder das nahe Beieinander vieler wetteifernder Bühnen? Das ist schwer zu sagen. Vermutlich wirkt alles zusammen, und der Nimbus der Tradition tritt hinzu, und das mächtige Rauschen der großen Blätter, das uns Frankfurter, Leipziger, Darmstädter, Dresdener, Münchener, Hamburger ganz bescheiden macht, auch wenn wir auf unseren Brettern, die Provinz bedeuten, am gleichen Abend geradeso gut oder sogar noch ein bißchen besser gearbeitet haben.

CARLOTTO GRAETZ

ANEKDOTE

I

Im weißen Saal der Vier Jahreszeiten in München war kein Platz frei. Die schöne Helene Wörner sang. Sie trat aufs Podium in ihrem grünen Seidenkleid, ihre nackten Arme leuchteten, ihr Nacken schimmerte, ihr rotes Haar brannte im Licht der blendenden Luster. Sie öffnete den Mund nur ganz wenig, wenn sie sang. ihre Stimme rann langsam, wie etwas Schwer-Flüssiges, über die feuchten Lippen. Der dunkelsammtene Alt strömte in die Ohren. Ihr Pianissimo zitterte ins Innerste der ergriffenen Männer.

„Kommen Sie nach dem Konzert ins Hotel Europa?" fragte mich auf der Straße Einer aus dem Gefolge der Wörner.

„Nein."

„Warum so kurz? Gründe!"

„Wir meiden uns seit achzehn Jahren."

„Achtzehn Jahre? So lang singt sie noch nicht."

„Doch. Sie singt dreiundzwanzig Jahre."

„Soo? Sie sind genau unterrichtet. Haben Sie ein Nein, das achtzehn Jahre alt ist, noch nicht verschmerzt?

„Ich habe kein Nein von ihr gehört. Ich habe sie nur in der Nähe gesehen. Vor achtzehn Jahren. In Velden am Wörthersee. Ein Abiturient, ein junger Kerl von neunzehn Jahren, kletterte damals nachts um ihren Balkon herum. Sie hatte ein fatales Genießerlächeln, wenn sie der Verworrenheit dieses Jungen zusah. Sie klopfte ihm auf die Wange, wenn sie ihr Nein sagte, sie ließ ihn abends, so nach Konzerten, wenn sie halbnackt an der großen Tafel saß, neben sich sitzen, um ihm dann ihr lustiges Pianissimo zuzuflüstern: „Armes Bambino, ich kann Dich nicht brauchen." Es tat ihr wohl, plötzlich die Tafel aufzuheben und in ungenierter Offenheit mit dem jungen Hohenlohe zu verschwinden . . . Verstehen Sie mich: Ihr Nein nahm ich ihr nicht übel. Eine Circe wie die Wörner muß Absagen vergeben. Aber wie sie Nein sagte, so plötzlich, so auf halbem Wege, die Bestürzung genießend, die sie hervorrief, das hat mich in Kriegszustand gebracht. Sie war die Erfahrene, er war ein Kind. Dennoch erklärte sie schon den ganz erbarmungslosen Krieg der Geschlechter. In solchen Fällen haben selbst die Tollsten ein Atom Güte zur Verfügung, eine kleine Erschütterung, wenigstens die Geste der Güte."

II

Einige Tage später. Es war kein Schlafwagen zu bekommen. Ich mußte froh sein, einen Sitzplatz in der zweiten Klasse zu ergattern. Das Coupé war verfinstert, als ich in Nürnberg hereinstolperte. Die Reisenden, die in München eingestiegen waren, schliefen. Ich wollte nicht wecken. Nach einer Minute war ich in meine Ecke gekauert, drückte die Decke um mich, denn es war kalt, und schloß die Augen. Die blaue Schummrigkeit tat wohl.

Plötzlich, in Hof, stieg ein Beamter ein. Er riß rücksichtslos die blaue Hülle von der Deckenlampe. Infam-grelles Licht weckte uns alle. Nur Einen nicht. Einen achtzehn- oder neunzehnjährigen Jungen, der seinen schlafenden Kopf an Schulter und Brust einer Dame gelehnt hatte. Die Dame war noch von der halben Hülle der Deckenlampe geschützt, sie bemühte sich, vielleicht um des Schlafenden willen, im Dunkel zu bleiben. Plötzlich hörte ich den schönsten Alt: „Können wir nicht wieder dunkel machen?" Der Beamte riß selbst den blauen Vorhang wieder vor.

Sofort hatte ich diesen Alt erkannt. Ich sah im Halbdunkel das leuchtende Feuer ihres Kopfes, ich sah das gepuderte Weiß ihrer schönen Wangen. Es war die Wörner. Sie reichte dem Schaffner ihr Billett, sie reichte ihm das Billett des Jünglings, der noch immer an ihrer Schulter schlief. Einen Moment glitt die Decke von seiner Schulter herunter, sie hob sie schnell auf und stopfte sie wieder fest.

Es war wieder dunkel im Coupé. Aber jetzt sah ich in der Finsternis. Ich bemerkte, wie sie mit ihrer etwas langen Hand sein Haar streichelte, wie sie die Hand auf seine Wange legte. Ich gewahrte, wie sie unter seine Decke kroch und sich an den Knaben herankuschelte. In einer Station fiel plötzlich grelles Licht von den Augen einer Lokomotive auf sie. Oh, wie weich und schwammig sah ihr verschlafenes, gepudertes Gesicht aus. Sie bemerkte mich nicht, sie sah nur auf den Jüngling. Sie schien von seiner Müdigkeit ergriffen und als es wieder dunkel wurde, beugte sie sich zu dem Achtzehnjährigen hinab, sie vergrub sein Gesicht in der Weichheit ihres Busens und küßte ihn lange.

Plötzlich stand ich auf, riß den Vorhang von der Deckenlampe, so daß sie mich im grellen Licht erkennen konnte. Dann verdunkelte ich sofort wieder. Es kam zu keinen Zärtlichkeiten mehr. Gottseidank.

Du bist inkonsequent, sagte ich zu mir selber, als ich wieder zurückgelehnt im Finstern saß. Erst hast Du sie achtzehn Jahre gehaßt, weil sie gegen einen Knaben ohne Güte war. Jetzt wirst Du sie achtzehn Jahre hassen, weil sie einem Knaben allzugütig kam.

Nein, erwiderte ich zu meiner Verteidigung, Du hast schon recht, Erlernte Güte ist scheußlich. Sie hätte mit dreiundzwanzig gütig und mit sechsundvierzig unnahbar sein sollen!

Kainz war Österreicher. Das Gefühl war stärkerer in ihm als die Gedanken. Aber er konnte sich's erlauben, ein denkender Schauspieler zu sein. Er konnte ohne Affektion und ohne Selbstbeschädigung die Kantbiographie Kronenbergs und die Reflexionen Rathenaus bei seinem Buchhändler bestellen. Seine Natur, überquellend reich, blieb stärker als seine Reflexionen. Das alles erkennt der Leser mit einem Gefühl beglückender Nähe aus den Briefen von Josef Kainz, die jetzt im Ricola-Verlag erscheinen. Ich darf hier einige der schönsten Briefe abdrucken.

Berlin, 25. Oktober 1883

Herzliebstes Mütterchen!

In aller Eile nur ein paar Zeilen. „Mennonit" war vorgestern zum ersten Male. Sensationeller Triumph! Wildenbruch zehnmal gerufen! Da man während der Vorstellung und zum Schlusse wie wahnsinnig meinen Namen brüllte, so dankte Wildenbruch für die Künstler in einer schneidigen Rede. Er umarmte und küßte mich nach der Vorstellung dann waren wir in einem Kreise der ersten Journalisten und Schriftsteller Berlins zusammen. Alles zollte mir den ungeteiltesten Beifall. Sende Dir mit diesem Briefe die erste Zeitung Berlins, den „Börsen-Courier". Die Kritik ist von einem der hervorragensten Rezensenten verfaßt, Dr. Landau. Ich bin in allen Zeitungen ausnahmslos über den grünen Klee herausgestrichen. Hurrah! Der erste große, unbestrittene Sieg, den das Deutsche Theater errungen und ich habe die Fahne getragen! Du — das ist keine Kleinigkeit in Berlin! Der Verleger Wildenbruchs hat mir tagsdarauf Wildenbruchs sämtliche Novellen aus Verehrung dediziert — na kurz und gut: ich hab die Leute umgekrempelt wie einen alten Handschuh. Wenn Du nur gehört hättest, wie dieses hochfeine, blasierte Publikum fortwährend „Kainz" brüllte, als ob lauter Schuster im Theater gewesen wären! Heute ist es wieder. Jetzt muß ich zu Wildenbruch. Lebwohl, bis auf weiteres. Daß ich nicht vergesse? Ich habe das Rezept von meinen Magentropfen verloren, Schicke es mir. Lebwohl — tausend Küsse von Deinem glücklichen

Seppl

An Dr. Max Eugen Burckhard

Dresden, 10. 5. 1903

Verehrter Freund. Ein armer abgehetzter Gastier-Schauspieler bittet um lautes Beileid und grüßt herzlichst — allein; denn sein Weib weilt noch in Berlin, wo es sehr schön war, viel schöner als in Wien — ich kann mir nicht helfen. Ihretwegen bin ich weggegangen und

nun —! —? Es ist sehr schön in Berlin. Wie wär's wenn wir uns dort niederließen, eine Räuberbande zusammenzögen, um nach zehn Jahren als wohlbegüterte Gojims uns wieder in unsere Vorstädte zurück zu ziehen? Auf baldiges frohes Wiedersehen!

Herzlichst ihr getreuer

Josef Kainz

An Prof. A. O. Goltz

1908

O lieber Meister Alexander!!!! [1])

Oh! Oh! Oh! Es ist seltsam! Heute zum erstenmal ist es uns so recht zum Bewußtsein gekommen — alsdann — wie wichtig das Licht ist, von dem schon der liebe Gott (Siehe Genesis Buch I) behauptet hat: „Es werde." Aber nadierlich! Wenn nicht wird, dann bleibt nur das Gegenteil übrig, alsdann: die Finsterniß. Nun hat zwar der Herr von Goethe behauptet, daß aus einer Mischung zum Beispiel von Finsternis und Licht die Farben entstehen. Wir haben uns aber heite überzeigt, daß dem nicht so ist. Sondern es ist anderst. Man sieht gar nichts! Und wenn man gar nichts sieht, so braucht man zu viel Kohle um das zu zeichnen und auf dem Papier, was so scheen weiß ist, mit Schattenstrichen anzudeiten. Also haben wir uns entschlossen, weil die nervehse Lampen, das Luder das Gemeine, ausgegangen ist und nicht zum Gliehen zum bringen war und wir uns die Finger verbrennt haben, wie mir ihr haben schmeicheln wollen, also haben wir aufhören müssen vor die Zeit. Womit wir scheen grießen. Herzlichst

Deine Schieler

Josef Kainz u. L. Heller

An Dr. Arthur Eloeßer

Ospedaletti (Ligure) 8. April 1909

Mein lieber guter Elo!

Und noch herzlicheren Dank für Deinen lieben Brief. Erholt habe ich mich hier gründlich. Auch Gretel. Es waren vierzehn herrliche Tage. Aber nichts auf der Welt kann vollkommen sein. Die Nachricht vom Tode Sonnenthals, die mir am letzten Montag durch die „Neue Freie Presse" vermittelt wurde, hat mich sehr getroffen. Wenn man nicht Wiener ist, kann man gar nicht begreifen, wie sehr. Ich geh'

[1]) Kainz und Schauspieler Heller nahmen bei Goltz, der damals Ausstattungschef des Burgtheaters war, Zeichenunterricht. Kainzens Aktstudien aus dieser Zeit zeigen seine eminente malerische Begabung.

nur ungern zurück. Es ist mir als ob die Kontur der Stadt eine andere geworden sein müßte. Als ich vor Jahren die Nachricht nach Gießbach bekam, der Campanile sei eingestürzt, hatte ich ein ähnliches unbeschreibliches Gefühl. Ich bin seit dieser Zeit auch nicht wieder in Venedig gewesen. Ich hab mir diese Stadt ohne das himmelragende Riesenzeichen nicht vorstellen mögen. Oft hat es mich geärgert, daß er mir einen Theil des Dogenpalastes vom Querbau der Piazza aus verdeckt hat, aber als der Blick frei war durch seinen Fall, wollt ich's nicht sehen. Ich habe Sonnenthal in den letzten Jahren nicht mehr künstlerisch so hoch gewertet, jetzt da er fort ist, sehe ich beinahe mit Grauen, welchen Riesenplatz er eingenommen . . .

Pfitzner habe ich nur flüchtig gesprochen. Dem Straßburger Publicum tut er unrecht. Man soll ein Publicum, das willig zwei Häuser bis aufs letzte Plätzchen füllt, nicht herabsetzen wollen in der Meinung der Welt, man thut damit dem Künstler nichts Gutes. Man erhebt damit sich zwar über die Andern (was man eigentlich nicht soll), aber man verbreitet damit doch die Mär, daß das Publicum der Schauspielerleistung gegenüber zurückhaltend war und das setzt nur den Schauspieler herab. Ich habe die Straßburger immer als ein höchst lebhaft empfindendes Publicum kennen gelernt, das auf mehr Feinheiten reagiert als irgend ein anderes.

Über Deinen nunmehr scheinbar gefestigten Entschluß nach Wien zu kommen und mein Gast sein zu wollen, freue ich mich kindlich. Komm, wenn es Dir so am besten paßt, Mitte Mai, aber komme, und bleib möglichst lange und lasse die Ansprüche an allzugroßen Comfort, wie er in Berlin zuhause ist, an der Grenze unter Zollverschluß, dann wollen wir uns schon amüsieren und ein bischen auslüften, wenns nur die Witterung zuläßt, und — bleib nicht zu kurz. Brahm wird übrigens um diese Zeit auch in Wien sein.

Morgen gehts fort von hier. Ich fahre nachhause und spiele am Ostersonntag wieder zum erstenmale (Mephisto 1. Th), Gretel geht zu Großmann nach Bordighera Villa Garnier und wird dort noch 4 Wochen lang Luft- und Sonnenbäder nehmen und vegetarisch leben: dann kommt sie wieder nach Berlin.

Und nun, mein Sohn, leb wol, grüße Deine liebe Frau und Deine Kinder herzlichst und grüße auch alle Bekannten. Vor allem Erich Schmidt und Brahm. Aber auch Osborn, Jonas, Elias und Fischers und sei herzlichst umarmt von Deinem alten getreuen

Josef Kainz

An Buchhändler Karl Wehle

Hertenstein, 13. Sept. 1909

Sehr geehrter Herr Wehle!

Am 26. September abends komme ich nach Wien und bleibe da bis zum 29. abends. Ich möchte — nein, ich muß verschiedene Bücher auf die Reise mitnehmen, theils aus meiner Bibliothek, theils bestelle ich dieselben hiermit feierlichst bei Ihnen, damit ich sie bei meiner Ankunft in Wien vorfinde. Ich habe da knappe drei Tage Zeit zum Umpacken und es muß vorher Alles parat sein.

Also Sie wollen wir besorgen:

„Kant und seine Lehre" von Kronenberg

„Lehrbuch der Physik" von einem Jesuitenpater, Namen vergessen verlegt bei Herder in Freiburg im Breisgau

„Reflexionen" von Rathenau

Chamberleins „Kant" haben Sie mir wol schon seiner Zeit geliefert: ich glaube, es steht bei uns zu Hause. Das Fräulein kann Auskunft geben,

Die „ILIAS" von Homer übersetzt von Voß (eine Ausgabe mit guten Druck)

Die dreibändige Englische Shakespeare Ausgabe in ganz weichem Leder auf dünnem Papier. Sie haben Sie mir schon einmal geliefert, aber ich habe sie verschenkt.

Die Gedichte von Nietzsche.

Andersen Märchen (Guter Druck)

Gedichte von Detlev von Liliencron

„Bin, der Schwärmer" von Widmann

Dann möchte ich, daß Sie mir einige erstklassige moderne Lehrbücher der Arithmetik und der Geometrie, aber ausschließlich zum Selbststudium zur Auswahl vorlegen. Erkundigen Sie sich wol am besten zuerst bei einem Fachmann über den Autor. So, das wäre alles, lieber Herr Wehle. Diese von mir bestellten Bücher bitte ich zunächst nicht in meine Wohnung zu schicken, sondern sie bei Ihnen im Laden mir zur Ansicht vorzulegen. Im Laufe des 27. Sept. komme ich in Ihr Geschäft und werde sie da besichtigen. Dann können Sie mir entweder noch am selben Tag oder Tags darauf zugeschickt werden.

Ich verlebe hier noch sehr schöne stille Tage in idyllischer Zurückgezogenheit und bleibe hier noch bis zum 20. Dann gehe ich nach München, Grand Hotel Continental Ottostraße, und bin wie gesagt am 26. Abends in Wien. Ich hoffe, daß es Ihnen gut geht und bin mit herzlichen Grüßen auch von meiner Frau Ihr stets ergebener

Josef Kainz.

Valuta-Dumping und Ausfuhrabgabe

Der Reichsverband der deutschen Industrie hat dieser Tage eine ähnliche Kundgebung erlassen, wie kurz zuvor schon die Reichsbank. Er hat seine Mitglieder aufgefordert, bei Ansetzung ihrer Exportpreise doch niemals die internationalen Geldwert-Relationen zu übersehen und in ihren Offerten und Abschlüssen „um keines Augenblicksvorteils willen" den Tiefstand der Mark so stark sich auswirken zu lassen, daß die weltweite Tendenz, sich gegen deutsche Schleuderkonkurrenz abzusperren, noch verschärft werden müßte.

Mit einem Worte: der deutsche Industrielle soll dem Ausland höhere Preise berechnen, — weit höhere Preise als dem binnenländischen Käufer, weit höhere Preise als bisher.

Diese Mahnung wird er sicher ohne Kummer beherzigen.

Daß höhere Einkünfte eine feine Sache sind, versteht sich am Rande. Daneben wird sich die Industrie im Großen und Ganzen sagen können, daß ihre Produktionskapazität auch dann noch voll angespannt bleiben wird, wenn die Exportpreise nicht um — angenommen — 30, sondern nur 10 Prozent hinter den Weltmarktpreisen zurückbleiben. Und da es sich zu alledem auch noch um Beschwörungen aus höchster volkswirtschaftlicher Perspektive handelt, — warum sollte man sich da dem Rufe sperren, verhältnismäßig risikolos und zu Nutz und Frommen des ökonomischen Ganzen das ökonomische Ego noch um einiges zu stärken?

Gut und schön also. Laßt uns Übergewinne machen!

Aber hieß es früher nicht, solche Übergewinne, die nicht aus vermehrten privaten Leistungen sondern letzten Endes aus vermehrtem öffentlichen Elend herrühren, sollten nicht der privaten sondern der öffentlichen Hand zufließen? Gab es nicht einmal eine sogenannte „soziale Ausfuhrabgabe", die das valutenmäßige Surplus, die Marge zwischen In- und Auslandspreis aus den Taschen des Exporteurs in die Taschen des Fiskus überleiten sollte? Wurde diese Ausfuhrabgabe nicht nur deshalb immer rascher, bis auf minimale Reste, abgebaut, weil die Inlandspreise sich dem Weltstandard mit der Zeit so weit angenähert hatten, daß Exportindustrie und Exporthandel sich in Versicherungen überboten, bei so reduziertem Surplus, bei so zusammengeschrumpfter Marge zu keiner Abgabe mehr fähig zu sein? Wäre also jetzt, da das

Surplus wieder mächtig angeschwollen, die Marge wieder rapid gewachsen ist, der Moment nicht gekommen, es noch einmal mit der Abgabe zu versuchen und die private Hand nicht ganz ungestört im Verdienste der relativ außerordentlichen Preise zu belassen, die dem Ausland gegenüber gewiß notwendig, dem Inlande gegenüber zu erheblichen Teilen aber glatter „Mehrwert" aus nationaler Verelendung sind?

Fragen an das Reichswirtschaftsministerium!

Nicht eben neue Fragen indessen. Aus der Hand dessen, der diese Zeilen schreibt, ist schon im Juni, unmittelbar nach Annahme des Ultimatums, eine Denkschrift an dieses und das Finanzministerium ergangen, (und dort „mit Interesse zur Kenntnis genommen" worden) die darauf aufmerksam machte, daß das Instrument der Ausfuhrabgabe, wenngleich im Augenblick nicht mehr sehr tauglich, zu irgend einem kommenden Zeitpunkt wieder sehr wirksam werden könne. Nämlich in jeder Periode neuen Geldwertverfalls. Es ist dort eine „gleitende" Ordnung dieser Ausfuhrabgabe empfohlen worden, die in ruhiger Zeit ruhig hätte ausgearbeitet werden können und die bewirkt hätte, daß sich die vorgeschriebene Leistung in jedem Augenblick den Konjunkturverhältnissen automatisch angepaßt hätte, sodaß zum Beispiel bei ungefähr gleichem Niveau der Binnen- und Weltmarktpreise automatisch nichts, bei großen Unterschieden zugunsten der letzteren automatisch aber sehr viel zu entrichten sein würde.

Solch gleitende Ordnung irgendwelcher Konstruktion (Seitenstück zu der ebenfalls einigermaßen gleitenden Gestaltung des Goldzollaufschlages) scheint die einzig mögliche Lösung, wenn man nicht immer im kritischen Augenblick, im ergiebigsten Augenblick also, hilflos wie der berühmte Greis auf dem Dache dasitzen will. Die Konstruktion ist schwierig, kein erster Vorschlag wird fehlerlos sein. Aber noch größer ist sicher der Fehler des Nichtstuns.

Denn erstens versickern diese Gewinne, die nur hier an der Quelle erfaßt werden können, wie so viele andere sicher ins Unfaßbare, wenn man sie der Einkommensteuer aufspart. Zweitens erheischen sie auch ihrem ganzen Wesen nach gesonderte Behandlung; sie sind nicht Arbeits- sondern Konjunkturgewinne, und nicht Gewinne aus einer echten, sondern aus einer trügerischen Konjunktur. Und drittens ist ihre Mobilisierung für die Reichskasse nicht nur gerechter sondern auch schmerzloser als jede ersinnbare Steuer; denn sie sind nicht errechnete sondern zufällige Einkünfte, sie können ohne wesentliche Kalkulationsstörung entbehrt werden.

Kurze Anfrage also: Lebt das Reichswirtschaftsministerium noch? Wenn ja; was ist es bereit, dagegen zu unternehmen?

Decla's Ende

Wenn ein Kaufmann sich mit seinem Kompagnon darüber klar werden will, ob er ihr gemeinsames Geschäft zu einem fix offerierten Übernahmepreis an eine andere Firma abstoßen soll, so macht er sich und ihm, — um zu prüfen, ob die Preisofferte ausreicht oder nicht, — zuerst eine Bilanz auf, und erst nach dieser Prüfung überlegen sie alles weitere.

Wenn die Decla-Verwaltung einen Fusionsantrag von der Ufa hat, so läßt sie die Aktionäre zuerst über diesen Antrag abstimmen und verhindert bis zu vollzogenem Votum die Prüfung der Bilanz, — diese Prüfung, die theoretisch doch erst Klarheit darüber schaffen könnte, ob das Angebot dem Wert des Unternehmens auch wirklich entspricht. Mehr noch: nachdem die Fusionierung glücklich beschlossen ist, tritt die Verwaltung der Decla zum mindestens nicht sehr kräftig dem Antrag einer (ihr liierten?) Gruppe entgegen, die nun erst recht keine Bilanzprüfung mehr zulassen will, mit der Begründung, nach der soeben erfolgten Annahme des Fusionsangebotes gebe es überhaupt keine Decla mehr, folglich auch keine Decla-Bilanz.

Der staunende Mitmensch muß zu der Meinung kommen, daß der Verwaltung und der Gruppe, die durch dick und dünn mit ihr geht, nichts fataler sei, als diese Bilanz. Warum? Weil sie miserabel ist? Weil „mehr als die Hälfte des Aktienkapitals" in Verlust geriet? Schwerlich. Denn eben die Trostlosigkeit des Status ist ja offizielle Fusionsbegründung. Also umgekehrt, weil die Verhältnisse in Wirklichkeit besser liegen, als die offizielle Bilanz ausweist? Die Gruppe der Opposition behauptet es. Und der staunende Mitmensch, das muß man schon sagen, kann sich wirklich nur schwer einen anderen Vers darauf machen.

Wie dem auch sei: es war wenig schön. Die grossen und angesehenen Banken, die bisher noch hinter der Decla standen, und deren Verhalten in der vielgestaltigen Fusionsangelegenheit schon früher manche Kritik herausforderte, hätten dies Schlußschauspiel wenigstens zu verhindern wissen müssen. Das formale Recht wenigstens soll man lassen stahn; schon deshalb, weil man nie weiß, wie man es selbst einmal brauchen kann.

Aber was ist durchzusetzen, wenn eine (unidentifizierbare) Aktienmehrheit von nichts anderem mehr hören will als von Umtausch je zweier ihrer notleidenden Decla-Stücke in ein gesundes Ufa-Junges zu 275?

AUS DEM TAGEBUCH

FÜR WICKERSDORF

Als Sie, lieber Herr Stefan Großmann, vor Wochen im „Tagebuch" schrieben, man möge über Wyneken das Werk nicht vergessen, über dem gehässig geführten Prozeß nicht die Freie Schulgemeinde, war Ihnen die Zustimmung aller sicher, die den wundervollen Kinderstaat in den Thüringer Bergen aus schwerer finanzieller Krisis retteten. Der Fall Wyneken mit seinen üblen Begleiterscheinungen — Presseklatsch, Entstellung der Tatsachen, spießerliche Angstzustände — konnte der Freien Schulgemeinde nicht viel anhaben. Wer sie kennt, der wird nicht leicht irre gemacht. Aber die Zeit, die graue, die preisbildende, hatte den Etat wieder einmal umgeworfen. Appell an die Eltern. Es half. Es mußte helfen, weil auch der Nüchternste sich nicht beschämen lassen konnte von den Wickersdorfer Lehrern, die, jämmerlich entlohnt, beschlossen hatten ihre alten Anzüge und Stiefel noch einige Jahre weiter zu tragen und die Sammlung mit einer eigenen Widmung zu eröffnen.

Man brachte unter Kämpfen eine Summe auf, die, auf das Genaueste berechnet, die nächste Zukunft der Schulgemeinde sicherstellte. Im letzten Augenblick meldete sich ein „Kenner": er fragte nach der „Schenkungssteuer" und errechnete einen Betrag, den das Reich einfordern würde wenn . . . Es waren lauter Wickersdorfer Gemüter im Saale und man ließ kein „Wenn" gelten. Selbstverständlich würde das Reichsfinanzministerium die Schenkungssteuer erlassen. Es wäre doch grotesk, einer Idealschule für freie Erziehung Steuergelder abzunehmen, um damit Staatsschulen zu erhalten! Vielleicht gar ehemalige Kadettenanstalten!! O, weiser Kenner!

Das Gesuch der freien Schulgemeinde auf Erlassung der Schenkungssteuer ist abgelehnt worden. Ohne Angabe von Gründen, ohne Eingehen auf die Sache. Wo sollte man die Gründe hernehmen? Daß die Freie Schulgemeinde keinen anderen Gewinn als den der Menschenbildung, Charakterformung erstrebt, hat also eine neue Steuer auf Ethik gezeitigt, an deren Folgen die Ethiker ruhig zugrundegehen mögen.

So wird (in der Nähe von Weimar) eine der edelsten Unternehmungen dem Ruin zugeführt, während die Kadettenschule in Großlichterfelde (bei Potsdam!) aus Staatssteuermitteln reichlich souteniert und zärtlich behütet ist. Die Bitte um Staatshilfe ist der Freien Schulgemeinde abgelehnt worden. Die Kultus- und Finanzminister der Republik, die ganze stattliche Reihe von links und halblinks und halbrechts hat nichts getan. Jetzt haben die tapferen Idealisten, die ihr Werk nicht lassen wollen, zur Selbsthilfe gegriffen. Und der Staat, dem sie den besten Nachwuchs, die reinste, fröhlichste Jugend liefern, anerkennt ihr Kämpfen und Mühen, ihr selbstloses Wirken mit einer Steuer, die Strafe ist, mit einer Steuerstrafe. Dies scheint der Pour le mérite der neuen Zeit zu sein.

Allerdings — die Wickersdorfer haben ihre Sache schlecht gemacht. Sie haben

ihr Gewissen gefragt als sie an die Steuerbehörde schrieben und nicht bei den ihnen so fremden Kriegs- und Friedensschiebern Rat geholt. Sie haben von den verkappten und offenen alldeutschen Zuchtanstalten nicht gelernt, wie man gegen die Staatsform arbeiten und doch subventioniert werden kann. In dieser Stunde möchte man Herrn Hänisch zurückrufen. Hier wäre selbst Conrad, der Gütige, wild geworden! Max Schach.

FILM

SEHENSWERTE FILME

Ein Film ist sehenswert: „Der Roman der Christine von Herre". Manuskript und Regie von Ludwig Berger, welcher der universalst durchgebildete Theater- und Kunstmensch Berlins ist.

Von dem Manuskript sei nicht viel geredet. Jene Zschokke'sche Novelle liegt ihm zugrunde von der unglücklich verheirateten Frau, die sich tot stellt und begraben läßt, um frei vom ungeliebten Gatten zu werden und in Mannstracht in die Welt zu wandern. Dieser Stoff ist nicht als sensationelle Unterhaltung für das Publikum geformt, sondern unter Nichtberücksichtigung filmtechnischer Unterhaltungs- und Spannungsgesetze zu einer Motivfolge für schönheitssüchtige Augen. Die Handlung soll also Möglichkeit geben, Bilder zu zeigen von einer Herrlichkeit, wie man sie im Kino bisher nicht sah.

Es sind da Landschaften, Häuserfronten, Interieurs, Straßenkreuzungen zu sehen, deren Harmonie und Anmut durch raffinierteste Lichteinfälle zu vollendeter Bildhaftigkeit gesteigert wird. Und in diese Bilder fügen sich die Gestalten mit Kostüm und Geste so organisch und stilecht ein, daß jedes dieser Hunderttausende von Celluloidbildchen den Reiz einer Gemäldereproduktion hat. Mit der unendlichen Liebe und Sorgfalt, die nur das Herz des Künstlers für die sogenannten toten Dinge hat, sind hier Gebüsche, Gärten, Tische, Tassen ausgewählt, hunderterlei Winzigkeiten zusammengesammelt, bis Milieu, Person und Licht so miteinander verschmelzen, daß man glaubt, Gemälde Spitzwegs, Rembrandts, Terborchs oder der Barockmaler seien in liebliche Bewegung geraten. Niemals wurde ein Film gezeigt, der vollendeter in der Bildwirkung war. Wenn auch das Gemüt nicht in Spannung gerät, so schwelgt das Auge und lockt das Herz zu Entzücken. Berger wird einst der Regisseur sein, der die „schönsten" Filme macht, und deshalb muß man auch seine Helfer nennen: seinen Bruder, der die Innenarchitekturen fügte, den Künstlerphotographen Karl Freund und die Schauspieler Agnes Straub, Krauß, Falkenstein und Hartmann.

Ein anderer Film ist sehenswert, weil er eine große Regiebegabung ans Licht stellt: „Der müde Tod". Der Regisseur heißt Fritz Lange. Er ist auch der Dichter des Manuskripts . . aber er war zu sehr Dichter statt Filmdramaturg und störte den Ablauf dieses Films, der ein Volkslied sein soll, durch die Absicht, auf metaphysische Dinge hindeuten zu wollen. Was eben unmöglich ist, weil man wohl Zauber und Wunder im Film zeigen, nicht aber religiöse und okkulte Probleme aufrollen und lösen kann. Deshalb sind am meisten geglückt die drei Intermezzi, in denen die Geliebte versucht, den Geliebten zu retten, spielend in Mohamedanien, Venedig und China. In diesen drei Episoden ist Lang unerschöpflich an Einfällen und am Ausnützen photographischer Möglichkeiten: zum virtuosen Handhaben der Stimmung kommt hier noch Tempo und Humor.

Auch in diesem Film sind die Stimmungen, das Bildmäßige . . . also das eigentlich Filmmäßige weitaus die wertvollsten Elemente. Man fühlt, es wächst endlich eine Generation von künstlerischen Filmregisseuren heran, und bald werden jene rohen und unkultivierten Regisseure,

die aus ihrer und des Publikums Roheit Kapital (für sich) schlagen, in die ewigen Filmgfilde eingegangen sein.

Am sehenswertesten aber ist der Film: „Die Chaplinquelle". Es ist über diesen Charlie Chaplin soviel Geschrei gemacht in der ganzen Welt, daß man mißtrauisch wurde; und ich hatte den Willen, mit schärfster, unbarmherzigster kritischer Brille dazusitzen. Aber ich habe in den zwanzig Minuten, in denen dieser Film vorüberhopst, vorbeirast, so gelacht, daß bald meine Brille vom Hauch des Gelächters und der Tränen so beschlagen war, daß ich sie abnehmen und mit der Brille der Liebe vertauschen mußte. Hier ist nicht Humor in unserem Sinne, sondern Komik, vielleicht die reinste und edelste Komik, die denkbar ist, eine Komik, von einer Größe und Wirkungskraft, wie sie sicherlich nur im Film möglich ist.

Diese genialische Komik läßt verzeihen daß die Direktion einen italienischen Prunkfilm „Judas" dazu spielt, der so schlecht ist, daß ihn der schlechteste deutsche Regisseur nicht so schlecht heruntergehaspelt hätte. Hier ist die biblische Geschichte eine Folge erotischer Intrigen, und zwischen Eifersuchtsscenen römisch-jüdischer Männlein und Weiblein flammen Heilssprüche aus dem Neuen Testament auf. Zensur, das ist blasphemische Geschmacklosigkeit! Zensur, wo bist du? . . . Über Chaplins Komik aber muß, wenn man erst noch mehr von dieser Komik gesehen hat und es überlebt, eine ergötzliche Untersuchung geschrieben werden, die hoffentlich dem Leser ebenso viel Vergnügen machen wird, wie dem Verfasser. Kurt Pinthus.

MUSEUM UND VOLK

Man liest in den Zeitungen diese offizielle Mitteilung: „Um der immer zunehmenden und von der Polizei beanstandeten Überfüllung des Schloßmuseums an dem bisher eintrittsfreien Mittwoch abzuhelfen —" abzuhelfen — jeder Leser erwartet, daß nunmehr ein zweiter eintrittfreier Tag eingeführt wird. Aber nein, die Museumsverwaltung fährt fort: „— abzuhelfen, soll bis auf weiteres am Mittwoch ein Eintrittsgeld von einer Mark erhoben werden." Also, statt das Publikum anzuregen, die Museen zu besuchen, schreckt man es mit vollem Bewußtsein durch Erheben von Eintrittsgeld ab. Denn die Museen sind bekanntlich nicht für das Volk, sondern für die Verwaltung geschaffen.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß der junge Volksstaat, der sich Deutsches Reich benennt, der einzige Staat der Welt ist, der für den Besuch seiner Museen fast ausnahmslos Eintrittsgeld fordert. Es scheint das Prinzip zu herrschen, gerade die Menschen, die „Volk" sind, aus diesen heiligen Hallen auszuschließen. Und so darf das arme deutsche Volk eben nicht ins Schloß — gleichviel ob Kaiser Wilhelm oder die Museumsverwaltung regiert.

GIRARDI-ANEKDOTE

Paul Morgan sendet mir diese unbedingt wahre Geschichte. Girardi erzählte sie gern:

„Wie ich heut' früh meinen Morgenspaziergang mach', hör' ich auf einmal

aus einem Straßengraben, der direkt in den Fluß hinunterführt, lautes Hilfe-Rufen. Ich gehe hin — wer liegt im Graben? Seine Hoheit der Erzherzog Leopold Salvator! Na, Ihr könn's euch meinen Schreck denken! Oho, kaiserliche Hoheit, sag' ich ehrfurchtsvoll, wie kommen denn Sie in den Straßengraben? „Ja, lieber Girardi," sagt der Erzherzog, „ich bin vom Pferd g'fall'n und hab' mir den Fuß verrenkt — ich bitt' Sie, telephoniern's' in mein Schloß um einen Wagen und helfen's mir da 'raus". Ich reiche also dem hohen Herrn meinen Arm, ruf das Schloß an und wart' dann mit der Hoheit bis der Wagen da war. Hoheit steigt ein, reicht mir huldvoll die Hand, sagt: „Ich dank Ihnen, lieber Freund — lieber Freund, hat er g'sagt — und greift in die Tasch'n, nimmt mit einer eleganten Bewegung eine goldene Uhr heraus, sagt bloß: „Hier — zum Zeichen meines Dankes!" und fährt ab. Ich steh' da, mit der Uhr in der Hand und schau gerührt dem hohen Herrn nach. Dann klapp, ich die Uhr auf. Und was glaubt's Ihr, war in den Deckel der Uhr eingraviert? „Meinem lieben Lebensretter Alexander Girardi vom dankbaren Erzherzog Leopold Salvator von Österreich".

KRITIK, BELEIDIGUNG, KLATSCH

Durch ein technisches Versehen ist in Nr. 41 des T.-B. der zweite Teil der Glosse dieses Titels weggeblieben. Er behandelt eine Affäre für sich und lautet:

DIE WEHRLOSIGKEIT GEGEN KLATSCHJOURNALISTEN

Max Pallenberg war es müde geworden, in dem allzudummen Schwank aufzutreten, den die Direktoren Meinhart und Bernauer für ihn ausgesucht hatten. Er löste seinen Vertrag und sollte in Wien — in einigen literarischen Rollen — gastieren. Da erschien im „Neuen Wiener Journal" ein Telegramm des Berliner Korrespondenten dieses Blattes, worin von dem „angeblich künstlerischen Unbefriedigtsein Pallenbergs" die Rede ist. Dann leistet sich der Journalist folgenden augenzwinkernden Klatsch: „Möglich ist, daß andere intimere Gründe für die plötzliche Berliner Müdigkeit Pallenbergs bestehen." Der Herr Schornalist kennt natürlich alle intimeren Gründe. Er weiß alles, er hört alles, er schmiert alles. Pallenberg aber, von diesem Empfang in der Heimat abgestoßen, sagte kurzweg sein Gastspiel in Wien ab. Die Wiener mögen sich beim Wiener Journal beklagen.

DAS BRAUSEBAD SCHILLER

Im T.-B., Heft 40, stand eine kleine Glosse über einen, wie mir schien, mißglückten Vergleich in einer Räuberkritik von Fritz Engel. Da Herr Engel, ganz mit Unrecht, in diesem Scherz einen Angriff gegen seine Ehre vermutete, stand ich nicht einen Augenblick an, im Berliner Tageblatt zu erklären: Ich habe mit meiner kleinen Bemerkung keine andere Absicht gehabt als den Vergleich Schiller-Brausebad ein klein Bißchen zu übertreiben, jede kränkende Absicht hat mir dabei gefehlt, geschweige denn der Wille zur Beleidigung.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 41):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

Zwei sensationelle Romanerfolge!

In der illustrierten Romanreihe

SINDBAD-BÜCHER

Phantastische und abenteuerliche Romane

erschien soeben

CLAUDE FARRÈRE

Die Todgeweihten

Deutsch von Hans Reisiger
Mit Zeichnungen von F. Wittlinger
Geheftet M. 18.—, in Pappband M. 26.—

Der große Romanerfolg des heutigen Frankreich! — Die stärkste Gestaltung der sozialen Weltprobleme in einer kühnen Dichterphantasie.

Neue Badische Landeszeitung: Die Todgeweihten sind gedacht als eine gegen das Jahr 2130 geschriebene Chronik des Jahres 1990. Die Hypnose, der spannende Geist Jules Vernes, die minutiöse Beherrschung technischer Probleme, die phantastische Ausweitung geben diesem Buch eine bis in den letzten Satz feurige Wirkungskraft. Das Problem ist furchtbar und großartig. — — Abenteuer über Abenteuer funkeln. — — Dieses Buch ist eine Apotheose auf die Technik, der es gelungen ist, das Geheimnis des Todes zu zerspalten. Dem Hirn wird sein Hymnus gesungen, Die Illusionslosigkeit, die Skepsis, die Realität, die Brutalität: dies ist das Umworbene. Aber das Geistreiche verdunkelt nicht die Vielfältigkeit der Phantasie, die ausgezeichnete Haltung der Handlung und die Hinleitung an literarische Form.

ROBERT SAUDEK

DIPLOMATEN

Roman
Umschlagzeichnung von F. Heubner
Geheftet 26 Mark, in Pappband 32 Mark.

Bohemia, Prag: Saudeks Roman erinnert an Kellermann's »Neunten November«, steht aber im Rang höher. An Sensationen ist der spannende Roman überreich. Insbesondere verblüffen die beiden Graphologen, die die Hauptrollen spielen, durch Enthüllungen, die sie auf Grund von Schriftproben der führenden Männer des Weltkrieges machen.

Hamburger Fremdenblatt: Neuartig im Vorwurf, in der Behandlung und in der Form. . . . Wenn Maria die Hauptfigur des Romans, vor dem erleuchteten graphologischen Pult sitzt und Clemenceaus Schriftzüge auf ihre graphologischen Symptome deutet, dann fühlen wir sogar etwas von jener Spannung, die sonst bei gutgeschriebenen Detektivromanen in uns aufkommt.

Prager Tagblatt: Ein gutes Buch, das Erfolg haben wird, ein gutes Buch, trotzdem es Erfolg haben wird.



DREI MASKEN VERLAG/MÜNCHEN

THOMAS WEHRLIN

STREIK DER REDAKTEURE?

Eine Woche ohne Zeitungen. Wer nimmt dem Bürger das Blatt vom Morgentisch? Die Zeitungsfrau, die nicht treppauf steigen will, der Hilfsarbeiter, der an der Falzmaschine steht, der Setzer, der auf der Klaviatur der Setzmaschine spielt? Diesmal ist's der Dritte. Die Vermutung, daß die Redakteure einmal Feder und Schere in die Schreibtischlade sperren und sagen: Genug! – diese Möglichkeit wurde bis gestern gar nicht ernsthaft erwogen, kaum für denkbar gehalten. Aber es gibt Anzeichen dafür, daß auch ein Streik der Redakteure nicht mehr zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört und im Besonderen in Berlin wird für diesen Notfall im Stillen emsig gerüstet. So ziemlich alle Redakteure der Berliner Tageszeitungen stehn geordnet in der Presse-Organisation, und wie die Stimmung dort ist, kann man aus der Fachpresse der Journalisten erkennen, in der unlängst ein Redakteur des Berliner Tageblatt die Streikpflicht der Journalisten nach allen Seiten bedacht und als einzigen Ausweg empfohlen hat.

Kein Zweifel: In dem Wettlauf der Klassen sind alle geistigen Berufe zurückgeblieben. Der Richter, der höhere Verwaltungsbeamte, der Universitätsdozent, der Redakteur — du kannst die Typen an dem verschlissenen Überzieher, an den verbrauchten, blank gewordenen Kleidern, an der Magerkeit des Leibes erkennen. Noch trägt der Herr Redakteur seinen weißen Stehkragen, noch versucht er die Handschuhe des vorvorigen Jahres anzulegen. Der Krawattenvorrat aus der Friedenszeit ist noch nicht ganz aufgebraucht. Er legt am Morgen seinen Weg in die Redaktion zu Fuß zurück, die Morgenluft, der Spaziergang sind so gesund, er ist tabakfeindlich geworden. Höchstens eine Pfeife kann er sich leisten, und Alkohol, selbst in der Verdünnung des Biers, verringert die geistige Spannkraft. Die Arbeitszeit in den Redaktionen ist ziemlich unbegrenzt. Man versitzt so viel Zeit zwischen Konferenzen und Depescheneingängen. Das Gespräch, zu deutsch: der Schmuß, verschlingt Stunden. Der Redakteur, der sich gewöhnt hat in allen Dingen zu sparen, beginnt allmählich auch mit seiner Zeit zu kargen. Jeder hat ja, um halbwegs auskommen zu können, die Hände voll mit Nebenarbeiten. Der ist Pressechef bei einem Film-Unternehmen, jener bläst Berliner Nachrichten nach Hannover und Lübeck, der Dritte fabriziert Couplets

und nationale Leitartikel. Deshalb wird man in keiner Redaktion mehr Reste der alten frohen Idylle finden, in der Conrad Bolz herumidealisieren konnte. Der Ton in den Redaktionen ist unheiter geworden, sorgenvoll, vergrämt. Geht der Chefredakteur oder gar der Verleger durchs Zimmer, so wird erhöhtes Interesse geheuchelt, anstandshalber wird geplaudert und beraten. Der alte Blatt-Patriotismus wird markiert. Aber wenn die Tür hinter dem inspizierenden General zufliegt, schießt ihm manches höhnische oder zynische Wort nach. Der Journalismus, ehedem eine heitere Kunst, ist zu einem mürrisch betriebenen Gewerbe geworden. „Meine Herren" mahnt der Verleger in der täglichen Konferenz „Sie denken nicht genug an das Blatt". Doch der Zeitungschreiber murmelt in seine Bartlosigkeit: Denkt denn das Blatt an uns?

Der notdürftig verdeckte Jammer ist in allen Redaktionszimmern der gleiche. Die Sozialisten haben ihre Redakteure immer schlecht bezahlt. Es war für den Genossen eine Ehre, am Zentralorgan tätig zu sein, das sollte er büßen. Die Zentrumsblätter hatten in den dilletierenden Geistlichen ihren Reservemann, das hielt die Schreiberseelen in Zucht. Die liberalen Zeitungen, verhältnismäßig die bestzahlenden, knauserten, weil Mosse lieber wohltätig als sozial einsichtig war. Wie power sah der deutsche Journalist im Ausland neben seinem fremdländischen Kollegen aus. Auch die Weltblätter bezahlten ihre Korrespondenten kläglich, gemessen an amerikanischen, englischen, skandinavischen, ja ungarischen Gehältern. Deshalb benahm sich der deutsche Berichterstatter in London, in Paris, in Stockholm immer so subaltern, so bescheiden-beamtenhaft. Das ist, seit die Zeitungen mit unsicheren Gewinnstchancen arbeiten, ganz trostlos geworden. Beiläufig: Wir sind im Begriffe, im Weltnachrichtendienst ganz abhängig zu werden von Reuter, Havas und den amerikanischen Büros. Der Ausbau und Neubau des Wolff'schen Telegrafenbüros — wer kennt diese undurchsichtige Company bis auf den Grund? — müßte vom Reichstag gebieterisch verlangt werden. Aber was weiß das Parlament vom Weltzeitungsdienst?

Seit der Papierpreiserhöhung, seit den erhöhten Tarifen der Setzer, Hilfsarbeiter, Zeitungsfrauen blieb dem Verleger nur eine ausbeutungswillige, versöhnungsgläubige Schicht: Die Redakteure. In den Organisationen der Journalisten standen die Chefredakteure, die Vertrauten der Verleger, an der Spitze. Sehr honorige, sehr wohlwollende Herren, aber innerlich gebundene Seelen.

Aber können denn Jornalisten für sich kämpfen? Können Hakenkreuzler und Juden, Sozialisten und Deutschnationale in einer Front

stehen! Nun, die Not schafft kuriose Bettgenossen. Es sieht so aus, als ob auch diese Proletarier im Stehkragen sich endlich zusammenfinden wollten, vom Beispiel der Setzer, der Hilfsarbeiter und der Zeitungsfrauen angesteckt. Ein Winter der Entbehrung, der Kälte, der tollsten Teuerung, steht vor der Tür. In allen Redaktionszimmern wird getuschelt, gestritten, agitiert. In den Listen der organisierten Redakteure fehlt kaum mehr ein Mitarbeiter. Das Beispiel der Schauspieler, die sich mit den technischen Arbeitern fest verbunden haben, lehrt Manches. Tritt jetzt der Verleger oder sein Chefredakteur ins Redaktionszimmer, so brechen die Unterhaltungen jählings ab. Es gibt in jedem Betrieb ein paar Journalisten, die bereit sind, den Groll der Firma auf ihr Haupt zu laden, tapfere Menschen, nicht bloß Diskussionshelden, von den Einerseits-Andererseits-Zögerern nicht zu reden. Wenn bei Mosse, Ullstein, Scherl, in der Stinnespresse, im Wolffbüro, im Dammertverlag, bei der Telegrafen Union die Tapferen siegen über die vom Leben Verprügelten, schwachmütig Gewordenen, dann wird Berlin in diesem Winter das Schauspiel eines Aufstandes einer mannhaft gewordenen Journalistik erleben. Der Streik der Redakteure wird, auch als inneres Erlebnis, dem Stande gut tun. Immer nur Zuschauer sein, das entnervt die Seelen. Redakteure, die für sich kämpfen können, werden ihren Wert für die kämpfende Nation erhöhn — und solche Erhöhung, wahrhaftig, ist von Nöten!

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

STEUERGEMEINSCHAFTEN

I.

Steuerveranlagung und Steuererhebung haben seit grauen Zeiten zu den schwierigsten und unbeliebtesten Staatsaufgaben gehört.

Erstens: Je mehr man nach Gerechtigkeit der Pflichtenverteilung strebte, je differenzierter die Gesetze also wurden, umso stärker trat in Erscheinung, daß der vorhandene Beamtenkörper wirklich sachgemäßer Durchführung dieser Gesetze quantitativ und qualitativ unmöglich gewachsen sein konnte.

Zweitens; Je differenzierter die Veranlagungsmethoden wurden, umso weniger waren bei Aufstellung des Einnahmebudges die Erträge schlüssig vorauszubeurteilen.

Und drittens: Je kräftiger die Steuerschraube angezogen werden sollte, umsomehr mußte der Staat befürchten, daß seine Bevölkerung sich innerlich gegen ihn auflehnen werde, daß also seine Autorität auch in anderen Fragen in die Brüche gehen könne.

In dieser dreifachen Zwickmühle sind die Staaten seit je immer wieder auf den Gedanken verfallen, das anstrengende, unsichere und gefährliche Geschäft von sich abzuwälzen und es Zwischengliedern zu übertragen, die ihnen selbst gegenüber die Garantie, der Bevölkerung gegenüber aber das Odium übernehmen sollten.

Zwei Systeme wurden dabei angewandt: das Verpachtungs- und das Repartiersystem.

Die Verpachtung bestand darin, daß der Staat einer Privatperson, die dafür eine jährliche Pauschalgebühr an ihn entrichtete, die gesamte Steuerveranlagung und -erhebung in einem gewissen Bezirke überließ. Es war ziemlich allein dem Steuerpächter anheimgestellt, in welcher Weise er seine Pachtgebühr wieder herauswirtschaften wollte; und es war ihm praktisch ebensowenig eine Beschränkung auferlegt, für sich selbst noch ein außerordentliches Plus zu erzielen. So wurde es vielfach im alten römischen Reich, in Rußland und ganz besonders im vorrevolutionären Frankreich gehalten. Die Zustände die daraus resultierten: Härte, Rechtslosigkeit, Verpowerung, furchtbare Racheakte, und Aufstände sind bekannt

Die Repartierung bestand darin, daß gewissen politischen oder wirtschaftlichen Körperschaften summarisch eine Umlage auferlegt wurde, die sie dann in ihnen angemessen scheinender Weise auf ihre Untergebenen oder Mitglieder zu verteilen hatten. So haben wir im alten Deutschland die „Subkollekte" durch die Reichs- und Territorialstände. Auch in Frankreich unter Colbert gab es ähnliche Methoden und sogar im Bismarckschen Reiche war in den „Matrikulatbeiträgen" noch ein Rest davon erhalten.

Man kann nicht sagen, daß dies Repartierungssystem zu übertriebenen Ausschreitungen geführt habe. Aber man war bisher der Ansicht, daß es nur für primitive Verhältnisse zulänglich sei, Verhältnisse, in denen die zentrale Finanzverwaltung noch nicht die Beamtenschaft und noch nicht die Methoden ihr eigen nannte, die sie instand setzten, das schwierige Steuer-Geschäft in eigener Regie zu betreiben. Dem modernen Staat, glaubte man bisher, zieme nur diese fortgeschrittene Methode der Eigenregie, des direkten Verkehrs also zwischen Staat und Steuersubjekt.

Da kommt nun eine neue Theorie und bestreitet für das heutige Deutschland diese Meinung entschieden.

Das heutige Deutschland, erklärt sie, werde zu so unerhört weitgehenden und komplizierten Steuergesetzen gezwungen sein, daß keine noch so hochstehende Beamtenschaft dieser Aufgabe auch nur halbwegs gewachsen sein könne. Die Ergiebigkeit dieser Steuergesetze werde so unberechenbar sein, daß selbst die feinstentwickelte Veranschlagungsmethode nicht in der Lage sein werde, einen irgendwie zuverlässigen Etat aufzustellen. Und keine Staatsautorität werde kräftig genug sein, den ehrlichen Vollzug dieser Steuergesetze zu erzwingen, keine Staatsautorität gefestigt genug, der Zermürbung durch derartige Steuerforderungen entrinnen zu können.

Aus diesen und noch aus anderen Erwägungen heraus vertritt diese Theorie also die Rückkehr zum Subkollektationssystem. Zu einer neuen Form dieses Systems: zur Subkollektation durch „Steuergemeinschaften".

Der Vater und Propagator dieser Idee heißt Georg Bernhard und wird vielleicht in naher Zukunft einmal Reichsfinanzminister sein. Er hat frühere Aufsätze über sein Lieblingsthema jetzt in einer kleinen Broschüre vereinigt, und vor dem Gedanken, der darin vertreten wird, haben nicht nur Minister schon öffentlich Verbeugungen gemacht, sondern auch starke wirtschaftliche Kräfte — und zwar auffallenderweise sowohl Planwirtschaftsgläubige als auch hochkapitalistische Privat-Industrielle, — scheinen erhebliches Gefallen daran zu finden.

Von den Steuergemeinschaften zu reden, heißt also, sich nicht nur mit kommenden, sondern mit bereits ziemlich gegenwärtigen Dingen beschäftigen.

II.

Was die Idee praktisch will, ist dies:

Das Reich soll nur noch diejenigen Steuern, die zur Deckung seines inneren Bedarfes notwendig sind, in direkter Beziehung zum einzelnen Steuersubjekt veranlagen und erheben. Für allen Bedarf, der aus den Friedenslasten erwächst, sollen Zwischenglieder eingeschoben werden: die Steuergemeinschaften.

Die Steuergemeinschaften sind Zusammenfassungen der verschiedenen Gewerbe- und Industriegruppen. Es wird also eine Steuergemeinschaft „Landwirtschaft", eine Steuergemeinschaft „Chemische Industrie", eine Steuergemeinschaft „Bankwesen" usw. gebildet, von denen jede späterhin nach Bedarf wieder untergeteilt werden kann.

Jeder dieser Steuergemeinschaften legt das Reich eine jährliche Pflichtsumme auf, entsprechend den Gewerbe- und Einkommensteuerergebnissen, Produktionsmengen, investierten Kapitalien und Ausfuhrabgaben im Durchschnitt der letzten Jahre.

Wie die jeweilige Steuergemeinschaft diese Pflichtsumme von ihren Einzelmitgliedern aufbringt, bleibt ihre Sache. Sie kann jede ihr gut dünkende Form direkter oder indirekter Besteuerung, jede Ausfuhr- oder Umsatzabgabe und jede Kombination alles dessen wählen; sie unterliegt keiner anderen Bindung, als derjenigen, unparteiisch zu verfahren.

Die Steuergemeinschaft ist ein Selbstverwaltungskörper. Die Mitglieder wählen ihre Verwaltungsorgane selbst, dem Reiche steht kein Anteil an der Verwaltung zu.

Auch der Schlüssel, nach dem die Gesamtpflichtsumme auf die einzelnen Mitglieder zu verteilen sein wird, ist ausschließlich von der Gemeinschaft selbst zu bestimmen. Dieser Schlüssel, dessen Konstruktion naturgemäß die größte praktische Schwierigkeit bieten wird, soll für den Anfang aus den letzten Einkommen- und Gewerbesteuerveranlagungen konstruiert werden. Späterhin, mit wechselnder Einsicht der Gemeinschaft in den Einzelbetrieb, werden immer weitergehende Verfeinerungen des ersten Repartierungsschemas möglich sein.

Das ist die Anatomie der Steuergemeinschaft. Wie steht es mit ihrer Biologie? Wie soll sie, praktisch etabliert, sich bewähren? Welchen Nutzen, direkt oder indirekt, soll sie stiften? Wo liegen und wie gewichtig sind die Bedenken?

III.

Direkten Nutzen verspricht die Theorie sich im wesentlichen vierfach.

Zuvörderst: die politische Maschine würde aus der Steuergesetzgebung ausgeschaltet werden. Gegenwärtig ist es ja so, daß ein sachlich ausgearbeitetes Projekt zuerst im Koalitionskabinett, dann im Reichsrat und zuletzt im Reichstag aus politischen Gründen so viele Umgestaltungen, Zusätze und Abstriche erfährt, daß am Schluß fast immer etwas ganz anderes, meist bedeutend schlechteres, herauskommt als ursprünglich beabsichtigt. Sind politische Interessen von vornherein kalt gestellt, so müssen die Lösungen sehr viel geschlossener und fachgemäßer werden als bisher.

Ferner: Die meisten bisherigen Gesetze konnten, da sie allgemeiner Natur waren und auf die Verhältnisse sämtlicher Erwerbszweige Rücksicht zu nehmen hatten, dem einzelnen Erwerbszweig nur sehr schlecht angepaßt sein. Wird die Regulierung jeder Erwerbsgruppe selbst übertragen, so wird es in weit höherem Grade als bisher erreichbar sein, auf hundert spezifische Möglichkeiten und Schwierigkeiten der Branche einzugehen, und nicht nur die Ergiebigkeit, sondern auch die soziale Gerechtigkeit der Auflagen zu erhöhen. Der Gewerbegruppe und ihren

Einzelgliedern würden die Regulative nicht mehr wie ein typischer Konfektionsanzug am Leibe baumeln, sondern schmiegsam wie ein gut gearbeiteter Rock ansitzen.

Weiter: Die Selbsteinschätzung der Gemeinschaftsmitglieder würde ehrlicher werden. Sie wären der Nachprüfung von Fachgenossen ausgesetzt, die natürlich sehr viel rascher und tiefer alle Schliche durchschauten, als ein lediglich fiskalisch geschulter Beamter. Schon um diese Nachprüfung durch den Kollegen und Konkurrenten überhaupt zu vermeiden, (die ihm möglicherweise höchst unerwünschte Einblicke in Art und Stand des Betriebes gewährte!) würde die Fassion zweifellos weit weniger kunstvoll geschehen, als es jetzt üblich ist. Überhaupt würde sich innerhalb der Gruppe ein solidarisches Interesse daran einstellen, daß jeder Genosse richtig fatiert; denn was der eine zu wenig zahlt, muß der andere ja mehr zahlen. Dies solidarische Interesse würde auch bewirken, daß gerade die größten und fortgeschrittensten Unternehmer, die durch falsche Einschätzungen der kleinen am meisten benachteiligt würden, sich sehr lebhaft an Leitung und Kontrollorganisation der Gemeinschaft beteiligten; und diese eminent aktive Mitarbeit der Kapitäne würde in einem Zusammenhang, von dem noch zu sprechen sein wird, bedeutungsvoll werden.

Endlich: eine außerordentliche Ersparnis an staatlichem Apparat träte ein. Schon heute reicht die vorhandene (und teilweise ganz unqualifizierte) Beamtenschaft zum Vollzug der bisherigen Steuergesetze sichtlich nicht aus. Träten einige zwanzig neue und noch kompliziertere hinzu, so müßten wahrscheinlich Zehntausende neuer Beamten eingestellt werden, die sicherlich nicht produktiver arbeiteten als die alten. Diese Last nimmt die Steuergemeinschaft dem Reiche ab.

IV.

Aber nicht nur auf direkte Nutzergebnisse hofft die Theorie. Sie zieht ihre Gedankenkreise noch weiter und sieht Wirkungen, die über den engeren Bezirk der Steuerwirtschaft hinaus weit in das Reich der Realwirtschaft selbst übergreifen.

Sie sieht in der Steuergemeinschaft das Mittel, einen sehr wesentlichen Mißstand der Vergangenheit zu beheben: daß Steuern, nachdem sie einmal Gesetz geworden sind, jedes öffentliche Interesse verloren zu haben scheinen, und daß niemand mehr da ist, der systematisch ihre Konsequenzen auf die Realwirtschaft kontrolliert. Die Steuergemeinschaft wäre, sowohl durch den alljährlichen Kampf um die ihr aufzuerlegende

Gesamtquote als auch durch die alljährlich nachzuprüfende Repartierung auf die Gemeinschaftsgenossen zu dieser fortwährenden Kontrolle ipso acti gezwungen; sie würde dadurch imstande sein, den Steuerlasten diejenige Flixibilität zu geben, die ihrer jeweiligen wirtschaftlichen Wirkung und der jeweiligen Wirtschaftslage entspräche.

Die Steuergemeinschaft, an deren Verwaltung die Arbeiterschaft paritätischen Anteil haben soll, würde auch ein Instrument darstellen, die Gewinnbeteiligung der Arbeiterschaft, sobald diese Frage einmal akut geworden sein wird, aus der Enge des Einzelbetriebes in breitere und gerechtere Beziehung zum Erträgnis der ganzen Berufsgemeinschaft zu setzen.

Vor allem aber: sie würde sich automatisch aus einer Steuer- auch in eine Produktionsgemeinschaft entwickeln. Denn da die Steuern nur insoweit durch Abwälzung auf die Preise werden aufgebracht werden können, als die Aufnahmefähigkeit des Konsums reicht, wird sich für den Einzelbetrieb sehr bald die Notwendigkeit ergeben, nach vermehrter Rationalisierung des Betriebes und nach verstärkter Erhöhung des Arbeitsnutzeffektes zu trachten. Der fortschrittliche Betrieb wird aber nicht dulden können, daß andere, lässigere Gemeinschaftsgenossen sich überhaupt keine Mühe geben, neue Methoden zu ersinnen und „falsche Kosten" auszumerzen; denn er geriete schließlich ja in die Lage, die Steuern dieser Trägen mitzuzahlen. Die Gemeinschaft wird also einen Druck auf die Rückständigen ausüben, so rationell und produktiv wie nur möglich zu arbeiten; gerade die größten und fähigsten Industriekapitäne werden, wie schon angedeutet, in diesem Anspornprozeß die größte Rolle spielen; die Gemeinschaft wird sich vom Reiche schließlich sogar das Recht delegieren lassen, nach Mehrheitsbeschluß äußerstenfalls mit Zwangmaßnahmen einzugreifen, sei es durch Stillegung vollkommen hoffnungsloser Betriebe, sei es durch Zusammenlegungen oder durch Einsetzung fähiger Leistungen. Die Gemeinschaft wird auf solche Rationalisierung auch durch die Art ihrer Steuergesetzgebung selbst hinwirken, indem sie durch die Auswahl ihrer Steuerobjekte und ihrer steuerlichen Methoden — Rohstoffsteuern, Umsatzsteuern, Ertragssteuern, Einkommensteuern, Ausfuhrabgaben oder dergl. — planmäßig ganz bestimmte wirtschaftliche Einflüsse zur Geltung bringt. Sie wird letzten Endes sogar zu gewissen Syndizierungen des Rohstoffbezuges oder des Absatzes übergehen. Durch die einfache Tatsache der steuerlichen Solidarhaft wird die Genossenschaft also auf den Weg einer freiwilligen Planwirtschaft, einer frei-

willigen Rationalisierungswirtschaft, einer freiwilligen produktiven Gemeinwirtschaft getrieben.

Und dies Ergebnis überträfe das rein steuerliche an wirtschaftlicher Bedeutung in der Tat um ein Beträchtliches!

V.

Niemand wird das Bestechende dieser Gedanken verkennen, die Kühnheit dieser Konstruktion verkleinern, die Logik dieser Argumente leugnen können.

Dennoch: nicht nur kleine und nebensächliche Einwände, Einwände ewig gestriger Mut- und Phantasielosigkeit stellen sich in den Weg, nicht nur praktische Einzelheiten in Fülle bleiben naturgemäß vorerst offen, — auch einige Bedenken sehr schwerwiegender und prinzipieller Natur sind noch zu zerstreuen; und diese Bedenken scheinen in der Theorie entweder doch nicht genügend ernst genommen, oder sie wurden bisher nicht einmal gestreift.

Eines dieser Bedenken — um nur die wichtigsten anzuschneiden — lautet: Was geschieht, wenn die Steuergemeinschaft, aus diesem oder jenem Grunde, — vielleicht, weil sie sich den übrigen Gruppen gegenüber benachteiligt glaubt, — den Dienst verweigert, wenn sie passive Resistenz treibt? Die Antwort: Dann bleibt dem Reiche ja immer noch der Rückgriff auf die juristischen und natürlichen Einzelsubjekte, — diese Antwort kann praktisch nicht als ausreichend gelten. Gewiß hätte das Reich ein Recht zu solchem Rückgriff. Wahrscheinlich hätte es aber nicht den Apparat dazu; und vor allem: es hätte keine anwendbare Gesetzgebung! Hat das Reich eine eigene, detaillierte Steuer-Gesetzgebung erst einmal aufgegeben und vollständig den Steuergemeinschaften überlassen, so wird es, wenn eine dieser Gemeinschaften versagt, höchstwahrscheinlich keinerlei Maßstab in Händen haben, nach dem es den Rückgriff auf die Einzelsubjekte gerechterweise bewerkstelligen könnte. Es wird mit einem theoretischen Recht, aber ohne praktisch anwendbare Formeln dastehen; und es mag sehr schwer und äußerst zeitraubend sein, diese Formeln nachträglich wieder zu konstruieren.

Die Gefahr passiver Resistenz ist aber gerade dadurch besonders ernst, daß die Steuergemeinschaftsmethode — und damit ist das allerernsteste Bedenken angeschlagen! — notwendigerweise zur Bildung von Wirtschaftsgruppen führen muß, die mit bisher noch nicht dagewesener Festigkeit zusammengefügt und organisiert sein werden, und die, wenn es sich zum Beispiel um die Kohlen-, Eisen- und Metallindustrie handelt,

eine Macht repräsentieren werden, der die schwache Reichsmacht für's erste einfach nicht gewachsen sein wird. Bleiben wir bei dem Beispiel der Montan-, Metall-, und eisen- und metallverarbeitenden Industrien, (die wegen ihrer vertikalen Zusammenhänge ja unbedingt in eine gemeinsame Subkollektationsgruppe einorganisiert werden müßten,) so sehen wir einen Koloß aufwachsen, der, wenn seine Organisation erst einmal vollzogen sein wird, geradezu souveräne Herrschaftsgewalt in Deutschland gewinnen muß und neben dem sich die verfassungsmäßige Regierungsmaschine schließlich wie ein kleines Eselgespann neben einem Großkraftwagen ausnehmen wird. Es ist zu befürchten, daß dieser Koloß, — namentlich wenn er sich noch mit einigen Nachbarn verbündet und wenn die Arbeiter an seiner Verwaltung beteiligt sein werden — nach einiger Zeit die ganze Wirtschafts- und mehr oder minder verhüllt auch die ganze politische Führung an sich reißen wird; daß er alles zerstampfen wird, was sich ihm in den Weg stellt; und daß das Reich hilflos gegen solche Übermacht, resigniert sich damit wird abfinden müssen, daß Deutschland aus einem aristokratischen Kaiserreich der Hohenzollern zu nichts weiter als zu einem obligarischen Kaiserreich der großen Steuergemeinschaft ward.

Ehe zur Verwirklichung des im Kerne, rein finanz- und wirtschaftspolitisch, außergewöhnlich bestechenden und perspektivenreichen Planes geschritten werden wird (— und sei es auch nur zur teilweisen Verwirklichung — scheint es also notwendig, schlüssige Lösungen mindestens der hier aufgewiesenen, gefährlichen Seitenprobleme zu finden, — des verwaltungstechnischen und des politischen Problems.

Sind sie gefunden — und für ernstes Wollen gibt es keine Unmöglichkeit — so ist nicht einzusehen, warum ein vorsichtig ausschreitendes Deutschland den Weg über den Sankt Bernhard noch scheuen sollte.

ROBERT MÜLLER

DER JUDE

II.

Wenn ich nun hier von dem modernen Juden spreche und seine Psychologie, als deren Hauptphänomen wir den Komplex Wort gefunden haben, auf das Literaturwerk einer antiken Kultur und Rasse zurückführe, so muß ich einschieben, wie dieses Volk von heute zu jener antiken Rasse steht. Es steht nämlich nur wenig anders zu seinen (prä)historischen Vorfahren, als der moderne Italiener zur Roma urbs, der Grieche

zu den Hellenen und die 200 Millionen Nord- und Westeuropäer zu den ungefähr 100 000 rothaarigen Bestien, die drei Jahrhunderte vor Christi plötzlich am nördlichen Limes des Römerreiches auftauchten. Wenige von den modernen Juden werden mehr als ein Tröpfchen Erzvaterblut in den Adern haben. Ich will den jüdischen Damen nicht nahetreten, übrigens ist die jüdische Frau — in der Liebe auch der Mann, Monogamie ist dem Juden so natürlich wie Monotheie, da er nicht in die Breite, sondern vertikal-intensiv gliedernd erlebt — treu und das schon aus Mangel an allgemeinem Lebenshunger und Temperament, ihr Temperament ist exemplarisch gebundener; es ist also eine gewisse eheliche Zuverlässigkeit der jüdischen Mütter anzunehmen, gewiß in höherem Grad als bei den adligen Dynastien der Arier. Aber die modernen Juden sind Emigranten levantinischer Großstädte und Emporien, vor allem Alexandrias. Die diasporierten Juden haben wohl zehnmal, wenn nicht hundertmal soviel Griechen, Semiten, Perser, Nordafrikaner, Skythen, Tataren, Slaven und Deutsche, Römer, Spanier und Flämen assimiliert, als ihre Eigenzahl betrug. Man weiß vom Übertritt eines ganzen Chazarenstammes, eines Finnenvolkes, auf das die rotblonden russischen Juden zurückgehen. Diese assimilative und später koerzitive Kraft besaß der Jude durch seinen Zusammenhang mit einem der tiefgründigsten Wortsysteme der Welt. Man kann sich vorstellen was während 2000 Jahren seit Titus geschah, wenn man in unsere modernen Großstädte blickt: alle einigermaßen verfeinerten Intellekte verjuden. Das Jüdische ist geradezu wie ein biologisch fixierter geistiger Prozeß. Es entspricht einer allgemeinen menschlischen Seelenstufe, wo die derbsten Sinnlichkeiten etwas gebrochen sind und eine Entwicklung in anderer Dimension erfolgt. So hat sich eine jüdische Rasse gesammelt um den unsubstantiellen Kern (Gott ist Wort, Begriff, Vernunft, nicht „Bild") einer allgemein menschlichen Fähigkeit herum. Einerseits hat diesem Prozeß das Judentum seinen intellektuell imperialistischen Erfolg und die annähernde politische Verwirklichung der Messiasidee zu verdanken. Anderseits hat seine seelische Verfassung unter dieser Auswalzung und Verdünnung zweifellos ebenso gelitten wie einst der cives Romanus, als er mit seinem spezifischen zivilisierten Drum und Dran auf das Levantinertum überging. Das jüdische Volk schleift Abhub mit, der es kompromittiert. Es ist schlechthin das Großstadtvolk, es bedingt sich wechselseitig mit der Großstadt, einerseits ermöglicht deren Aufkommen seine Emanzipation, andererseits führt die Anwesenheit eines großen Ghetto zur beschleunigten Großstadtbildung. Diese großstädtische Rasse par excellence steht also mit dem alttestamen-

tarischen Judentum nur in einem wenig dichteren Zusammenhange, als die modernen europäischen Nationen mit den Rassekörpern der Völkerwanderung. Die Qualitäten, die aus dem Werk des antiken Judentums ablesbar sind, müssen nicht notwendig auf die Contemporains zutreffen. Aber die heutige geistige Fasson steht immerhin im ursächlichen Zusammenhang mit ihnen und enthält dadurch Anhaltspunkte zu klugen praktischen Lösungen.

So ist das Judentum ebensosehr eine hinzunehmende biologische Erscheinung als vom Gesichtspunkt gepflegten Fortschrittes aus ein wichtiger Faktor. Die Anerkennung einer solchen Mission der Rasse schließt freilich eine gegnerische Politik im konkreten Falle nicht aus. Es ist zum Beispiel die Ostjudenfrage in Wien nicht so leicht zu erledigen, weder so leicht, wie es sich der gegen fremde Zungen, Nasen, Perücken und Gewänder feindselige Antisemitismus oder die Tendenz gegen einen Wettbewerber, der das Geschäft absorbiert, macht; noch so leicht, wie sie der jüdische Chauvinismus auslegt, der Stimmen für eine Nationalpartei sammelt. Die Frage muß offenbar mit Delikatesse antijüdisch — ich sage nicht antisemitisch — gelöst werden. Die verminderten Produktionsverhältnisse Deutschösterreichs erlauben den Zuwachs an intellektuellem Proletariat nicht, auch wenn die vorherrschende Energie und Rührigkeit des in allen Waren — auch literarischen — bewanderten Zwischenhändlers aus dem Osten als positiver Beitrag anerkannt werden muß. Der deutsche Teil der österreichischen Bevölkerung ist psychisch stark herabgemindert, schlaff und unternehmungsunlustig. Dieses hochgezüchtete Volk konnte in einer Welt höfischer Kultur seine ästhetischen Worte und Möglichkeiten schaffen und verbreiten; zum rauhen, auch wirtschaftlichen Existenzkampf sind seine Organe unterbildet. Obwohl sich der eingewanderte Händler auf illegalem Wege durchsetzt, wirkt er doch als gärender Stoff günstig; er ist überhaupt der einzige Träger der Unternehmung. Aber die Gesamtwirtschaft vermag diese mehr inzitierende nicht gebende und im übrigen nur fruktifizierende Erscheinung nicht auf die Dauer zu dulden. Erwünschter wäre die Einwanderung tschechischer oder anderer slavischer Handwerker und manueller Proletarier von arbeitsfreudiger Moral, sie würden zur Hebung der Gesamtstimmung beitragen. Die Überschwemmung mit Talenten der geistigen Arbeit verstopft die Poren des sozialen Organismus. Solcher Stellungnahme unbeschadet muß die jüdische Weltaufgabe bestätigt werden. Es kommt eine Zeit, wo die beiden europäischen Temperamente, die jetzt wie zwei Kabel nebeneinander herlaufen, ineinander münden müssen.

Welchen Namen der Gesamtstrom der vereinigten Energie trägt, ist nicht entscheidend. Größte Flüsse heißen nach ihrer kleineren Quelle. Schon heute impliziert unsere Bildung nicht mehr nur den römisch-griechischen, sondern auch den östlichen Kulturkreis, die Chinesen-Autoren, die in übersetzten Ausgaben leicht zugänglich sind, und unsere Mentalität franst nach Indien aus; diese Neigung kommt der europäischen Lösung des jüdischen Problems, soweit es geistiger nicht territorial-politischer Art ist, zugute.

Eine Ablehnung ist keine Lösung. Mag die Persönlichkeit umso vollkommener sein, je bestimmter ihre Wahl und je geringer ihre Liberalität, so sind große Komplexe umso dauerhafter, je assimilationsfähiger sie sind im Verwenden polarer Typen. Die Gegensätze zwischen Mann und Weib verwischen sich nicht, sie kräftigen sich mit zunehmender Kultur. Auch die schärfere persönliche Ausbildung der arisch-jüdischen Polarität hindert nicht, sondern fördert deren Vergesellschaftung auf höherem Niveau. Die lokal quantitative Verjudung, wie in Wien und New-York, ist aber der qualitativen Gesamt-Ariens nicht gleich zu werten und kann einzelne scheinbar antisemitische Anordnungen und Politiker rechtfertigen. Die Entwicklung läuft dennoch dem jüdischen Wesen in die Arme: nicht weil es das absolut höhere, aber weil es das schon spätere ist. Eine geistige Germanisation körperlicher Juden findet nie statt, außer in der Form der Verjudung der Eindringenden. Die Geschichte unseres Geistes führt zum Judentum.

Rassen unterscheiden sich ebenso wie Einzelmenschen nicht so sehr durch den Charakter, als durch die Fähigkeiten, und durch den Charakter eben nur insoweit, als er von den Fähigkeiten bestimmt ist. Aber alle gründlichen Leidenschaften sind bei allen Menschen und Völkern gleich, die Liebe, der Ehrgeiz, der Haß, die Trägheit, die Genußsucht, das menschliche Arsenal; die Formen, in denen sie zum Ausdruck gelangen, sind nur durch die objektiven Möglichkeiten der Zeit und des Lokales variiert. Allenfalls gibt es noch Unterschiede, die auf eine abgestufte Vitalität zurückzuführen sind. Es gibt lebensstarke und lebensschwächere Völker und das mag den Charakter modifizieren. Aber die nachdrücklichen und auffälligen Unterschiede liegen in der Begabung. So wie ja auch somatisch allen Rassen dieselben körperlichen Bestandtteile und Organe besitzen, aber mit verschiedener Betonung ihrer Tüchtigkeit. Ausgenommen sind nur die pathologischen Fälle. Nun ist das gesamte zeitgenössische (nicht antike) Judentum ein solcher pathologischer Fall, insofern die rein geistige Richtung seiner Weltanschauung den Volks-

habitus hat verkümmern lassen, die Kluft zum Arier wurde vergrößert, der Jude war bis vorgestern dem körperfreudigen Europäer mit ritterlicher Überlieferung vor allem physisch mißlich. Aber hier zeigt sich die Kraft des Geistes. Tatsächlich hat sich in den letzten zehn Jahren die äußere jüdische Erscheinung zu ihrem Vorteil geändert. Im deutschen Sport gehören nahezu die Hälfte aller großer persönlichen Leistungen Juden an. Und wie es bei dieser — körperlichen — Germanisation schon ging: indem die Juden sich a corpore germanisierten, verjudeten die Sportvereine: sie wurden aus provinziellen Stammtisch- und Budikerkränzlein internationale Angelegenheiten, großzügig, intelligent, kulturpolitisch. Erst mit dem Interesse der Juden wurde der Sport offiziell, die Zeitung nahm sich seiner an.

Mit dieser körperlichen Aufzucht ist das pathologische Moment des Judentums noch nicht gefallen; es lebt weiter in einer neurotischen Steigerung eben jener besonderen Fähigkeit, die die jüdische Rasse auszeichnet. Die Juden neigen, als verfeinerte Organismen, zu Nervenkrankheiten. Kuranstalten und Irrenhäuser beherbergen diese Patienten, aber auch das öffentliche Leben ist von ihnen beeinflußt, und die Revolution, soweit sie nicht geistige Haltung oder Produkt sachlicher Verschiebungen ist, kann als eine endemische Nervenkrise eines in sich überzüchteten, übervölkerten und von außen zum Wahnsinn gepreßten Judentums durchschaut werden.

(Ein dritter Aufsatz folgt.)

CARL LUDWIG SCHLEICH

KOKAINISMUS

Ein neues Werk von Carl Ludwig Schleich „Ewige Alltäglichkeiten" erscheint in der nächsten Zeit im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin. Ich gebe hier einen Aufsatz des Dichter-Forschers über Kokainismus wieder.

Zwei Quellen speisen den Strom unseres seelischen Wohlbehagens; die eine entquillt der Umwelt, die andere unserem inneren Gefüge und dem Ablauf seiner Funktionen, der Innenwelt. Beide bilden die Triebkräfte gleichsam unserer seelischen Motoren, besonders in derjenigen Zone unseres Behaglichkeitsgefühles, welches wir Lust, Zufriedenheit, Glück nennen, die an den wunderbaren Mechanismus gebunden sind, welcher uns den Stützpunkt unserer ganzen empfundenen Persönlichkeit gibt, an den Ichbegriff. Es ist dieses rätselhafte Ich, dieses zu unserer eigenartigen Individualität gleichsam kondensierte Bewußtsein, auf dem sich die Lichttauben der Freude oder die nackthalsigen Geier der Sorge, Furcht und Not flügelschlagend niederlassen. Es ist sonderbar, daß ein

frohes Ereignis, etwa die Geburt eines Stammhalters, der Gewinn des großen Loses, das Geschenk einer großen Liebe, ein bestandenes Examen usw. genau so lebensgefühlerhöhend und berauschend wirken kann wie ein nachhaltiger, tiefer Zug aus bacchantischem Becher. Es ist das ein ähnliches Verhältnis, wie die einschläfernde Wirkung der Hypnose zu den Folgen des Opiumgenusses, und dieser Sachverhalt würde unerklärbar sein, wenn man nicht den Hirnmechanismus mit mir auffaßt als einen aus zwei entgegengesetzten Wurzeln gespeisten elektrischen Betrieb, in welchem die feinsten Blutgespinste der Ganglienzellenzwischensubstanz wirken wie Hemmungs- und Förderungsmechanismen geistigen Geschehens. Ob in dem Gehirn die Anschlüsse leicht und federnd oder gehemmt und stockend sind, das übermittelt eben das Zucken oder Erschlaffen des Hemmungsapparates im Feinbetriebe der Ganglien. Wie wir aber von der einfachen Selbstbeobachtung wissen, können seelische Dinge, wie Schreck, Furcht, Scham, Reue, unsern Blutgefäßbetrieb genau so beeindrücken wie Nikotin, Kaffee, Alkohol usw. Der rote Kopf, das Grünwerden im Gesicht sind deutliche Beweise dafür, daß hier ein Mechanismus vorliegt, der ebensowohl geistig wie rein physiologisch in Betrieb gesetzt werden kann. Unser Gehirnerröten und die Ursachen zu ihm legen den Dämpfer über unsere seelischen Geigensaiten, und unser Gehirnerblassen läßt die vollen Register unserer Hirnorgel frei und leicht erbrausen.

Nun gibt es ein merkwürdiges Gesetz aller Materie. Sie hat ein gewisses Gedächtnis für Reizhöhen. Der einmal gespannte Bogen zittert gleichsam in seinem inneren Gefüge mit seinen Molekülen und Fasern nach neuem Elastizitätsreiz, wie ein einmal bis zum äußersten gespanntes Gummiband lechzt nach Wiederholung seiner Vibration. Die Stimmen der Menschen und Vögel wollen sich übersteigern, es soll immer höher und höher geklettert werden auf der Perlenkette hoher Töne, die Chauffeure fahren immer schneller, bis zum Rasen, es liegt ein Rausch in dem Bewegungswahn, der unsere ganze moderne Kultur vor dem Kriege ergriffen hatte, der nach Steigerung giert. Dies Gesetz des Verlangens nach Reizerhöhung ist nun nirgends so lebendig wie in unserer Nervensubstanz. Unsere Ganglien sind kleine, tastende Schmetterlingsfühler, welche nach Blüten und nach Reizquellen suchen. Von außen die Lust der unseren Rhythmus fördernden glücklichen Ereignisse, von innen die Zufuhr lebensgefühlerhöhender Blutbeimengungen. In beiden Fällen führt das instinktive Verlangen nach Reizerhöhung, Freude- und Wohlgefühlssteigerung zu einer Verfassung der Seele, die ins Dämonisch-Krankhafte überleitet, zu den „Süchten". Nicht nur der Mensch hat sich, weil die Gunst des

Augenblickes sich nicht immer wie die Taube Gottes auf den einzelnen herabsenkt, an dem er ein Wohlgefallen hat, Ersatzreize erfunden, welche Glückserlebnisse gleichsam imitieren oder doch die Möglichkeiten schaffen, sie dichter folgen zu lassen: Das Spiel! Spiel um Einsatz von allen Werten, vom Steinchen und Goldstückchen an bis zu dem des Lebens im Sport und Wettkampf. Der Spieler lechzt nach dem Gefühl eines erhöhten Lebensrhythmus, nicht immer um den schnöden Gewinn allein, nein auch allein das Hochgefühl ein im Risiko begünstigter Liebling des Geschickes zu sein, das ist die Psychologie des Spieles, das schon im Tierreich beginnt; Spielwut ist Lechzen nach Glücksereignissen.

Dieser erhöhte Lebensrhythmus und die Sucht nach ihm kann aber auch, wie wir sahen, auf rein physischem Wege durch Genuß anregender Giftstoffe erzeugt werden, als da sind: Alkohol, Nikotin, Parfümgifte, Tee, Kaffee, Morphium, Opium, Haschisch, Chloralhydrat und das Heer der Schlafmittel. Zu diesen Erregern eines künstlichen Wohlbehagens (der Euphorie) auf dem Blutsaftwege, den Übertrumpfern natürlicher Betriebssäfte (Hormone) gehört auch das Kokain, ein Stoff, welcher aus Südamerika zu uns gekommen ist, woselbst die Indianer in Peru und Bolivien die Blätter der Kokapflanze (Erythroxylon Coca) kauen als Genußmittel und zur Erhöhung ihrer körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeiten. Die Spanier, welche Peru ums Jahr 1533 eroberten, fanden den Kokagenuß bei den Eingeborenen in allgemeinstem Gebrauch; im staatlichen Leben wie im religiösen Kult spielte das Kauen der Kokablätter eine große Rolle. Im Jahre 1560 wurden diese Blätter durch den Jesuitenpater Don Antonio Julian bekannt, der ihren Genuß statt Tee und Kaffee empfahl. Für diese Perla di Amerika schwärmte auch schon 1793 ein Arzt Don Pedro Nolasko Crespho, der in ihr ein Präservativ gegen Hunger und Durst sah. Dann hat der berühmte Physiologe Mantegazza vergeblich versucht, die Kokapflanze aus ihrer Vergessenheit zu befreien (um 1860). Erst Koller, Niemann und Lossen stellten den chemischen Kern der berühmten Wirkungen der Kokablätter chemisch rein im Kokain, einem Eiweißgift (Alkaloid), dar, und seitdem (1884) findet es in der Medizin als schmerzstillendes Mittel eine vielstrahlige Verwendung.

Daß es ein Genußmittel zu illusionistischer Erhöhung der Lebensfreude ist, haben die Absinthtrinker in Paris entdeckt, wie denn ja die anscheinend so harmlosen Genüsse von Reizbelebern wie Tee, Kaffee, Nikotin die Rolle von Kupplern zu den verderblichsten Lastern nur allzuoft übernehmen. Jede irgendwie rhythmisch aufgewühlte Ganglien-

zelle gerät in Flackern und giert nach Glut, wenn die sogenanten harmlosen Zündstoffe nicht mehr reichen zur Entflammung feuriger Lustgefühle, so kommen Zunder-, Glutschwamm- und schließlich Explosionsträger in dämonischer Steigerung heran, um die Lüste zu peitschen und die stets folgende Erschlaffung wieder gewaltsam hochzurütteln.

Alle Genüsse bedürfen, um diesen verhängnisvollen Abrutsch ins Verderben aufzuhalten, großer Pausen in der Wiederholung. Die Ganglienzellen müssen immer Zeit haben, erst sich wieder auf ihre physiologische Reizbreite einzustellen, ehe der erneute Genuß in gewissen Grenzen schadlos stattfinden darf. Es ist der Fortfall der Pausen zwischen den Genüssen, welcher die Gesundheit tötet. Der Hunger nach dem einmal und immer wieder gehabten Genuß, das zitternde Verlangen nach diesem exzentrischen Glücksgefühl, wie es allen diesen Giften vom Alkohol bis zum Haschisch und Kokain gemeinsam ist, die Illusion der höchsten Heiterkeit und Leichtigkeit der Seele, die aber ein erlogenes erheucheltes Paradies der Freude ist, das Gefühl der Kraftsteigerung, einer spielenden Körperfrische und höchster Geistigkeit, ein Geniehauch, der die Angeregten durchströmt und von ihnen ausgeht, das Schweigen von Hunger- und Durstgefühl, genug, das Losgelöstsein von aller Erdenschwere, ein Schweben über Menschengram und alle Täler der Tränen, eine Art Selbstvergötterung ohne Worte, eine Sonnenbeleuchtung seines scheinbar fleckloşen Ichs — das sind die vom Kokain tatsächlich gewährten teuflischen Huldbezeigungen. Da schweben Phantasie und Logik wie eine steuerbare Lichtwolke über allen Höhen und Tiefen eines königlichen Menschentums nicht nur, da wird in der Illusionswirkung des Giftes eine Art Selbsthypnose mobil, welche die Vorstellung wie beim produzierenden Genie wahr werden läßt, die Träume erfüllen sich im seligen Dämmern des Herzens, sie erscheint in der Tür, die ersehnte Geliebte, alles geschieht, wie einst gehofft, das Glück, der Reichtum, der Ruhm tritt durch die Pforte des in uns selbst erblühten Paradieses. Der Wonnerausch wird Schöpferkraft, der stillste, reale Philister wird zum ekstatischen Dichter, ehrsame Frauen schwelgen in schuldbefreitem, bisher nur gezügeltem Gedankenspiel, in orgiastischem Verzücken. In dieser Welt schönster Möglickeiten ist alles erlaubt und freigegeben. Eros, Apollo, Bacchus winkt, und die Huris bereiten die Blumenlager.

Man muß eine Sitzung von Kokainberauschten mitgemacht haben, um zu schildern, wie man glaubt, in einem Rosengarten, in Klingsors Zauberarkaden zu wandeln, wenn man dies Durcheinanderschwirren und

-girren dichterischer, dithyrambischer Ekstase ausdeuten kann. Nur Brocken hervorgestoßener Phantasiegebilde fängt man auf, aber der Kundige vermag die Wonnevorstellungen zu rekonstruieren, dem dieses jauchzende Stöhnen, diese Seufzer der Lüste entstammen.

Die Augen leuchten, weit die Pupillen, die Wangen glühen, die Lippen zittern, die Hände wühlen bebend wie in Rosen und Locken, leicht und frei, seligen Schwebens voll geht der Atem, und der Puls gleitet beschwingt und hemmungslos durch die Adern.

Kann man es den Mühseligen und Beladenen, den Gescheiterten und Gebrochenen, den hoffnungslosen Parias dieser Erde allzusehr übelnehmen, wenn sie diesem Nirwana verfallen? Mögen sie eine Art des schönen Sterbens, ihre Euthanasie, hier suchen und finden, den Selbstmord auf dem Wege der Lust begehen, um viele ist es vielleicht schade — aber wehe denen, die gleichsam aus Spieltrieb mit der Gefahr, vielleicht nur um einmal mitzumachen, sich in diesen Strudel begeben! Sie versinken gerade beim Kokaingenuß fast rettungslos im gurgelnden Schlunde. Unendlich viel schwieriger und unter unvergleichlich höheren Qualen ist eine Kokainentziehung möglich als beispielsweise beim Morphium. Zu fest hält der Kokaindämon seine Opfer in seinen Vampirklauen, die Gier nach Reizsteigerung erreicht ungeheure Spannungs- und Qualhöhe, und zwar auf ganz rapidem Wege. Erzeugt schon der einmalige Genuß eine nicht unerhebliche tiefe Depression, wird doch oft der schöne Rausch plötzlich unterbrochen von Raserei, Wut- und Krampfanfällen, so sinkt die Lebensenergie des chronischen Kokainsünders in unglaublich kurzer Zeit auf Null herab. Hohle, grünbräunlich umschattete Augen, deren Glanz dahin ist, und auf deren Spiegelfläche die ersten Nebelschleier des Todes flüchtig wallen, die ungeheure Unruhe, Zittern der Glieder, bebende, speichelnde Lippen, Zucken des Kinnes, Gähnkrämpfe, der Kopf hilflos auf die Brust gesunken, das Erschlaffen aller rhythmischen und Willensspannungen, das alles kommt so erschreckend schnell, so ergreifend totsicher, daß nur tiefster Schauer einen packt beim Anblick eines Unglücklichen, der zum ersten Male von diesem Giftbecher schlürft. Aber es ist die ungeheure Gefahr der Dämonien aller, daß ihre geheimen Priester immer nach Genossen ihres Höllenkultus fahnden, daß jedes Laster Mitschuldige des Teufelsfrons sucht; sie bilden Klubs und Genossenschaften geheimster Wonnen, die ihre Bruderschaften und Logen mit einer Art konventioneller Gildenschaft der Verfemten schaffen mögen. Heutzutage, wo die Existenz des Einzelnen bis in die Wurzeln bebt, wo Stirb und Werde haarscharf beieinanderstehen,

blüht die Ekstase des Rausches und des Tanzes wie ein Versuch zur Massennarkose wie zu allen Zeiten der Revolutionen empor, und so hat denn auch das Tohuwabohu der Jetztzeit eine Kokaingeheimgenossenschaft, einen Kult der Giftbrüderschaft emporschweben lassen, die wohl beispiellos ist in der Kulturgeschichte der Menschheit. Wenn Angebot .und Nachfrage ökonomisch den Preis einer Ware bedingen, wie hoch muß dann die Gier nach Kokain in Berlin sein, wenn ein Kilo Kokain, welches vor dem Kriege sechzehn Mark kostete, heute mit 17 000 Mark angeboten wird. Das spricht Bände über die Kokainsucht in unserem Sodom!

HERBERT EULENBERG

DIE VERWUNDETEN

Die erste Klasse der höheren Töchterschule in der mächtig aufstrebenden Stadt Elberfeld konnte es nicht länger mehr aushalten Nein! Ihre Mütter und älteren Schwestern und Verwandte opferten sich auf in Liebeswerken für die Verwundeten, in den Lazaretten wie auf den Bahnhöfen, und ihnen blieb nichts anderes übrig als im Kränzchen oder in den Handarbeitsstunden Wollsachen für die Krieger, die draußen im Felde standen, zu stricken. Auch dabei ließ sich freilich allerlei Hübsches zusammendenken oder zusammenträumen, wenn man sich die unbekannten heldenhaften Empfänger so schön und edel wie möglich vorstellte. Aber das genügte ihnen auf die Dauer nicht.

Nein und noch einmal: Nein! Heute wollten sie etwas von dem Krieg erleben, ein Abenteuer wenigstens, das einzige, das ihnen in dieser stillen abseits gelegenen Ecke Deutschlands zu schauen vergönnt war. Sie wollten alle zusammen am Nachmittag nach dem Schulschluß auf den Bahnhof gehen und dort so lange warten, bis ein Zug mit Verwundeten ankommen würde. Und wenn der Mond darüber aufgehen sollte, ohne daß eine solche bewunderns- und bemitleidenswerte Sendung vom Kriegsschauplatz eingelaufen wäre, so hatten sie doch wenigstens das Ihrige getan, etwas von der Romantik des Krieges mitzubekommen, und hatten ein paar ungewöhnliche Stunden außerhalb der Alltäglichkeit verbracht. Das Glück war ihnen günstig. Ein Beamter, der unten im Bahnhofsbau stand und auf tausend Fragen im Tag tausend Antworten geben mußte, versicherte ihnen, daß ein Zug mit deutschen Verwundeten gemeldet sei und in der nächsten Viertelstunde ankommen müsse. Zitternd

vor Aufregung und Erwartung stiegen sie die hohe steinerne Treppe hinauf und begaben sich auf den Bahnsteig, neben dem der Zug voraussichtlich einlaufen sollte. Sie waren sich der ernsten und erhabenen Bedeutung dieser Stunde wohl bewußt. Sie kicherten und kalberten nicht zusammen, wie es sonst ihre liebe Unart war. Sie gingen still und gefaßt Arm in Arm paarweise auf dem Bahnsteig auf und ab und bereiteten sich unter allerhand altklugen Gesprächen würdig auf den gewaltigen unvergeßlichen Augenblick vor. Verstohlen sahen sie zuweilen voll Hochachtung nach der Anrichte neben der Bahnhofswirtschaft hinüber, wo einige Schwestern vom Roten Kreuz oder freiwillige Krankenpflegerinnen aus der Stadt, die wegen ihrer blauen Kopfschleier sogenannten „Veilchen", die Kaffeetassen zurechtstellten, und suchten in ihre eigenen Blicke schon etwas sachkundiges und berufsschwesterliches zu legen. Wir wollen uns auch nützlich machen, schienen sie damit sagen zu wollen, und haben ebenso wie Ihr das Recht, hier zu sein.

Jetzt wurde die Einfahrt des Zuges in die Halle gemeldet. Bebend vor Begeisterung drängten sich die jungen Mädchen zusammen, als hätten sie enganeinandergepreßt wie ein Ganzes diese Minute überstehen wollen. Da hieß es plötzlich zu ihrer allgemeinen Enttäuschung und Entrüstung kurz vor dem Nahen des Zuges: „Auf Anordnung des Vorstehers ist der ganze Bahnhof sofort von jedem weiblichen Wesen zu räumen".

Aber die erste Klasse der höheren Töchterschule in der mächtig aufstrebenden Stadt Elberfeld war nicht so demütig und schicksalergeben, sich so etwas widerstandslos bieten zu lassen. Dafür hatte sie denn doch zu lange auf diesen hehren Augenblick warten müssen, wo sie ihre Liebe und Achtung vor den Heldensöhnen ihres Vaterlandes bekunden konnte. Sie ließ sich wohl die hohe Treppe hinabdrängen, aber nur, um unten an ihrem Absatz sofort wieder die andere hohe Treppe hinaufzuklettern, die vorschriftsmäßig nur von den ankommenden Reisenden benutzt werden sollte. In unaufhaltsamer Begeisterung für die edlen verwundeten Krieger schoben sie den Beamten oben, der sie zurückhalten wollte, bei Seite.

Langsam und trauervoll fuhr soeben der dreizehn Wagen lange Zug, von einer kaum rauchenden Lokomotive gezogen, in die Halle. Die jungen Mädchen hielten den Atem an vor Ergriffenheit. „Könnt ihr einen Notverband anlegen?" erkundigte sich eine mollige pusselige Blonde, die man „den Mops" nannte, besorgt bei den neben ihr stehenden Freundinnen.

Aber die Krieger, die nun den dreizehn Wagen entstiegen, waren anscheinend allesamt nur leicht verwundet worden. Einige von ihnen humpelten zwar ein wenig oder gingen etwas mühsam und langsam. Ein

paar andere hatten den Hals weißumwickelt. „Offenbar Halsschüsse!" unterrichtete Mathilde, die Tochter des Obersten der Stadt, mit militärischer Kürze sachkundig und verständnisvoll ihre Mitschülerinnen. Jedoch im allgemeinen schien es wirklich ein ganzer Zug mit ausgesucht leichten Fällen zu sein, der hier entladen wurde. Da brauchte man seine glühende Begeisterung für die gewaltigen Kriegstaten dieser Männer nicht aus Schonung für Schwerleidende länger mehr zu unterdrücken. Und „Hurra! Hurra! Hurra!" scholl es jetzt jubelnd aus jugendfrischen reinen Mädchenkehlen den zurückkehrenden Kämpfern als Gruß ihrer deutschen Heimat entgegen.

Die Krieger wurden auf Anordnung des Bahnhofvorstehers, der sich fuchswild über jene Schar Gänse ärgerte, die sich gegen seine Vorschrift durchgedrängt hatte, schleunigst heruntergeführt. Sie winkten und lächelten nur wehmütig zurück über die laute jauchzende Anerkennung, die ihnen von den jungen lieblichen Töchtern der Stadt gespendet wurde. Es war ein gemischter Trupp von Soldaten jeder Waffengattung, die nicht im Kampf mit der feindlichen männlichen Bevölkerung, sondern in Berührung mit der feindlichen weiblichen Bevölkerung Belgiens und Frankreichs verwundet worden waren. Sie waren hierher befördert worden, um fern von weiteren Beschädigungen ihre Wunden und Leiden im hiesigen Krankenhaus auszuheilen und möglichst bald wieder marsch- und kampffähig zu werden. Man kann sich danach die süß-sauren Gesichter vorstellen, mit denen sie die Huldigungen der jungen Mädchen, deren Blicke voll abgöttischer Bewunderung auf ihnen ruhten, für ihre geleisteten Heldenstücke entgegennahmen.

STEFAN GROSSMANN

THEATER-TAGEBUCH

Sternheim „Manon Lescaut" (Theater in der Königgrätzerstraße)

Die Presse redet von einem Nebenwerk. Was aber hat sie zu Sternheims Hauptwerk gesagt? Seit Monaten liegt Sternheims Novelle „Fairflax" vor, die keckste, die hellseherischste Zeit-Dichtung. Grimmigster Humor wagt sich an das tristeste Thema. Das verpfuschte Europa hat hier seinen verwegensten Grabredner gefunden. Es scheint statthaft, diesen Sternheim mit dem revolutionären Humor Voltaires in einem Atem zu nennen. Wer in Deutschland hat Ohren für den grandios übertreibenden, deshalb enthüllenden Humor dieser Fabel? Dem Nebenwerk widmen die Rezensenten anspruchsvolle Betrachtungen, sie selber

Nebenwerke. Nun ja, Sternheims „Manon Lescaut" ist nach der Novelle des Abbé Prevost gearbeitet. Das war zu erkennen, auch wenn es nicht auf den Theaterzettel gemalt wurde. Die Arbeit ist aus dem Bedürfnis des Theaters entstanden. Dieselben Leute, welche über die Überflutung der Bühne durch französische Kunstgewerbler jammern, verhindern die Entstehung eines deutschen Spielplans, indem sie vom Dichter ununterbrochen Hauptwerke begehren, inspirierte Dichtungen, Geständnisse. Haben sie herausbekommen, was bei der „Manon" nicht allzuschwer war, daß ein fremder Stoff vorlag, so höhnen sie über die themen-armen Bearbeiter. Daß Shakespeare Bandellos Novellen benutzte, würde ihm heute von den Beckmessern streng angekreidet. Ist Nestroy weniger Nestroy, weil er Labiche benutzte?

Gegen den dramatischen Roman „Manon Lescaut" läßt sich sagen, daß er auf der Bühne ein Roman geblieben ist. Aber ein sehr geschmackvoller, ein sehr farbiger, ein ewiger und, dank Sternheim, auch ein zeitgemäßer Roman. Das Theater kann so frischfarbige Lebensbilder brauchen. Vor allem brauchen die Schauspieler sie.

Manon war . . . , Maria Orska. Hat die Natur sie zur hinsterbenden Liebesseele bestimmt? Aber sie war Triumph über die Natur. Sie zwitscherte mit zartestem Kunstverstand, sie lag mit wohlbedachter Selbstvergessenheit im Arme ihres Desgrieux, sie betrog den Geliebten mit teilnahmsvollem Herzen und sie sah wie ein sauber gekleidetes Schulkind aus, als sie mit Desgrieux auf seinem Eiland der Leidenschaft starb. Dies Alles hätte die Orska vor zwei Jahren nicht einmal darzustellen versucht. Eine sanftere Welt, als die der Lulu, muß sich ihr aufgetan haben. Sie ist nicht Manon, aber sie hat die Zärtlichkeit der geistigen Schwärmerin, die gerne Manon wäre. Es ist kein Stillstand in der glühend Ehrgeizigen. Es treibt sie heute über alle gestrigen Grenzen. Unlängst ins Humoristische, heute ins Melancholisch-Seelische. Sie selbst, immer unruhig, immer bewegt, packt den Zuhörer mindestens durch ihre Unruhe, durch ihre nervöse Bewegtheit, durch eine musikalisch-kluge Großstadtkindlichkeit.

Ein Wort über Bernauers Inscenierung. Er zeichnete, mit graziösem Schwung, die Geste der Zeit. Er tönte aufs Feinste jede Kraft des Ensembles ab, (Hier ist, beinahe, ein Ensemble!) Er wußte wann das Pedal zu treten war. So kam eine delikate Vorstellung heraus. Bernauer, Operettendichter, Bernauer, Dozent für Dramaturgie, Bernauer, bleiben Sie Regisseur von Dichtungen. Berlin braucht auch Regisseure, die ohne grelle Scheinwerfer arbeiten.

AUS DEM TAGEBUCH

DER VATER POLENS

In diesen Tagen, da Oberschlesien an Polen verloren geht, wendet sich der denkende Deutsche den ahnungslosen Gemütern zu, die ohne Not den neuen polnischen Staat geschaffen haben. War es wirklich General Beseler, der Polen schuf? Aber am 4. August 1914 schrieb Beseler noch, er zweifle, daß während des Kriegs ein polnisches Heer zu schaffen sein werde, und am 11. Oktober 1916 bat Bethmann den Feldmarschall Hindenburg, er möge auf dem Manifest über die Selbständigkeit Polens nicht bestehen. Doch Hindenburg befahl, „weil die volle Ausnutzung der polnischen Volkskraft nicht hinausgeschoben werden dürfe." Auch hier hatte Hindenburg-Ludendorff alle psychologischen Voraussetzungen übersehen, denn es fiel den Polen gar nicht ein, das eigene Blut im Weltkrieg zu verspritzen. Sie ließen sich das Zwei-Kaiser-Manifest und die Gründung des polnischen Staates gefallen, das polnische Heer, das Hindenburg erträumte, aber war eine Farce, ein Kinderspott, zweitausend kriegsfeindliche Spaziergänger.

Der Vater des glorreichen Planes war nicht Beseler, nicht Bethmann. Der Vater des neuen Polen war Herr Ludendorff. Er drängte immer wieder. Er schrieb am 18. Juli 1916 an den Unterstaatssekretär Zimmermann:

> „Die Schweinerei bei den Österreichern hört nicht auf . . . Da richtet sich mein Auge wieder auf Polen. Der Pole ist ein guter Soldat. Versagt Österreich, so müssen wir uns andere Kräfte zuführen. Schaffen wir ein Großfürstentum Polen aus Warschau mit Lublin und dann eine polnische Armee unter deutscher Führung!"

Wenn die Polen jetzt Freudenfeuer anzünden, so sollen sie nicht vergessen, ihres stärksten Förderers, pan Ludendorffs, zu gedenken!

DER PROZESS WYNEKEN

Mit einiger Verspätung sendet mir der Landgerichtspräsident aus Rudolstadt eine Zuschrift, die er eine Berichtigung nennt. Es scheint also in Rudolstadt doch allmählich ein leises Bedürfnis sich kundzutun, die ängstliche Geheimhaltung des Prozesses zu durchbrechen. Was das „Tage-Buch" anlangt, so wäre das Verfahren ein einfacheres gewesen, wenn der Herr Landgerichtspräsident mein rechtzeitig übermitteltes Ersuchen, der Verhandlung beiwohnen zu dürfen, bewilligt hätte. Es wäre mir nicht eingefallen, einen stenographischen Bericht zu verfassen, und ich hätte schon die Form gefunden, in der ich auch das Sittlichkeitsgefühl des Herrn Landgerichtspräsidenten geziemend geschont hätte. Das Landgericht zu Rudolstadt hat diese Bitte abgelehnt, und es hat, wenn ich recht unterrichtet bin, auch einem zugelassenen Zuhörer Schweigepflicht auferlegt. Somit ist die Zuschrift des Herrn Landgerichtspräsidenten Becker aus Rudolstadt die einzige Kunde, die aus dem wohl verschlossenen Gerichtssaal herausgedrungen

ist. Das Verfahren erscheint mir beachtenswert. Sollen von nun ab die Gerichtspräsidenten die Berichterstatterpflicht übernehmen?

Die Zuschrift des Herrn Landgerichtspräsidenten lautet:

Rudolstadt, 14. Oktober 1921.

Auf Grund des § 11 des Preßgesetzes ersuche ich um Aufnahme folgender Berichtigung des Aufsatzes „Wyneken oder ein Gerichtsverfahren", im Jahrgang II, Heft 36:

Es ist nicht wahr, daß der Tatbestand „eine von Wyneken zugegebene Umarmung zweier Schüler in nacktem Zustande" gewesen sei. Der 17 jährige Schüler bekundet die nackte Umarmung unter Umständen, deren öffentliche Wiedergabe § 184 b STGB. verbietet. Wyneken gab diese Umstände zu.

Der andere, 12jährige Schüler hat mit seinen Angaben nicht gewechselt. Seine Aussage ist im Zusammenhang mit dem gesamten Inhalte der Verhandlung gewürdigt worden; der Angeklagte selbst erklärte, er wolle den Knaben keiner Lüge zeihen und ihn nicht „deklassieren".

Es ist ferner nicht richtig, daß das Gericht auf „psychologische und pädagogische Probleme" bei seiner Entscheidung nicht eingegangen sei. Es hat die hervorragende Erzieherpersönlichkeit und das Menschentum Dr. Wynekens wohl gewürdigt und seine Taten auch aus den von ihm entwickelten Erziehungsgrundsätzen heraus beurteilt. Das weist das Urteil nach.

Daß die Sittlichkeit gefährdet und der Ausschluß der Öffentlichkeit begründet war, ergibt sich klar aus den Taten, die in der Hauptverhandlung besprochen werden mußten. Dr. Wyneken war ja anfänglich derselben Auffassung, wie seine am Schluß des Aufsatzes angeführten Worte beweisen:

„Was ihnen, die mich liebten, höchstes und heiligstes Jugenderlebnis war, sollte ihnen das durch eine rohe Ausfragerei, unter sexuellem Gesichtspunkt durch Fremde und vor einer sensationslüsternen Öffentlichkeit besudelt werden?" gez. Becker.

FILM

LADY HAMILTON-FILM

Richard Oswald, bisher Film-Improvisator in Gottes Gunst, Triumph und Opfer des Augenblickes, Mann der Inspiration, Feind der allzu-exakten Regiebücher, hat in dem großen Hamilton-Film ein Muster an Disziplin und Selbstbeherrschung geliefert. Er hat sein Naturtalent zu ordnen gelernt, er hat seine Eigenwilligkeit zu gemeinsamer Arbeit gezwungen, er hat seinen Geschmack dem unbedingt zuverlässigen Paul Lenis untergeordnet und hat bei all diesen Wandlungen sein bestes Talent, sein Theaterblut nicht verleugnet. Oswalds Regietalent offenbart sich vor Allem in der Fähigkeit vorzüglich zu besetzen. Es gibt keinen großen deutschen Film, der mit so erlesenen Kräften und so richtig besetzt ist, wie dieser. Das Schauspielerische dieses Filmes, das eigentliche Verdienst Oswalds, ist

vorbildlich. Als Nelson bietet Conrad Veidt, dieser längst übers Liebhabertum hinausgewachsene Charakteristiker, eine unvergleichliche mimische Leistung. Als lüstern-feister Fleisch-Genießer bietet Heinrich George ein heiteres Ungeheuer (nur die Szene, in der er Braten frißt, verwertet einen Jannings-Einfall). Strotzende Lebensfiguren bieten Ilka Grüning, Reinhold Schünzel, Friedrich Kühne, Werner Krauß, der anfangs mit schon bekannten Mitteln auftritt (das Spiel der Hände, die Witze mit dem Spazierstöckchen, der gestelzte Gang) spart sich bis zum Schlusse auf, in welchem er freilich ein dämonisches Wesen treibt. Unmöglich die Fülle der schauspielerischen Genüsse aufzuzählen. Jedenfalls ist hier eine Ensemble-Leistung zustandegekommen, wie man sie im deutschen Film nur selten gesehen hat. In der Titelrolle hat Oswald ein Experiment gewagt und es ist gelungen. Er hat die Lady Hamilton der Wiener Tänzerin Liane Haid anvertraut. Er hat damit einen internationalen, wienerisch-englischen Geschmack mit sicherem Instinkt getroffen. Es gibt Bilder, in denen Fräulein Haid wie ein lebendiger Gainsbourrough aussieht, dann wieder ist sie von Wiesenthal'scher Schlankheit. Ihre Mimik ist wirksam, wenn auch ein bißchen konventionell. Neben dem Schauspielerischen fesselt dac Malerische des Films. Die Architekturen von Leni (und Hans Dreier) drängen sich nicht vor und sind doch entscheidend! Beleuchtungen der Szene delikat und zart. Bliebe noch ein Wort über das Buch, das den Schumacherschen Romanen folgt. Es ist filmisch gedacht, d. h. es bietet eine Gelegenheit zu den abwechslungsvollsten Bildern, ohne Tiefsinn zu prätendieren. Die zweieinhalb Stunden, die „Lady Hamilton" dauert, verflogen schnell. Das erfreute Auge war nicht ermüdet.

DER RETTER

Ein Freund des Tage-Buches entdeckte im Annoncenteil der gelesensten Zeitung Westdeutschlend folgende Autobiographie in starken Farben:

> **Seltene Fähigkeiten frei!**
>
> Auslandsdeutscher, welcher gleichzeitig Direktor von 3 Aktiengesellschaften war, im Aufsichtsrat großer Firmen saß, durch politische Hetzereien gestürzt sein bisheriges Tätigkeitsfeld verließ und z. Zt. in Deutschland weilt, sucht nun evtl. in seinem Vaterlande einen der Vergangenheit entsprechenden bedeutenden Wirkungskreis.
>
> Als Tatmensch, der in jungen Jahren mit bescheidenen Mitteln Großes schuf, im Vollbesitze meiner Kraft und einer ungebrochenen vielbewunderten Energie (weil erst 31 Jahre alt), wünsche ich eine Position möglichst auf internat. Basis, in der meine außerordentlichen Fähigkeiten, mein Können und Wissen Verwertung finden können.
>
> Weltmann vom Scheitel bis zur Sohle, erzielte ich dank einem bezwingenden Auftreten, unterstützt von einer erstklassigen Repräsentation, in vielen Ländern hervorragende Erfolge. Presseurteile, Literatur über mein bisheriges Leben etc. geben darüber Auskunft.
>
> Glänzende Feder, unerreichter Propagandist, Kenner aller Sparten des gesamten Zeitungs- und Reklamewesens Europas, bester Unterhändler, wenn es gilt, umfassende Transaktionen durchzuführen und vertraglich festzulegen, eigene großzügige Ideen für Neugründungen, erprobter Kapitalvermehrer und Kapitalbeschaffer. Beziehungen zu Regierungen und ersten Persönlichkeiten der Hochfinanz usw. sowie zur Presse im In- und Auslande (auch Amerika), unübertroffener Organisator etc. etc., sind einige weitere erwähnenswerte Punkte.
>
> Unternehmungen, welche beabsichtigen, sich auszudehnen oder sich mit dem Gedanken einer Konzernierung evtl. Interessengemeinschaft mit anderen Firmen innerh. oder über den Grenzen tragen, Filialen, Agenturen, Vertretungen einrichten, vergrößern oder kontrollieren lassen wollen, kapitalistische Transaktionen vorhaben, einen Großverkäufer — oder Einkäufer (mit Vorliebe für andere — auch überseeische — Staaten) suchen, kurz, die selten in dieser Vollkommenheit vorhandene Fähigkeiten ausnützen und dementsprechend honorieren können, belieben ausführliche Angebote zu richten unter . . .

Könnte man den Mann nicht zum Reichskanzler machen?

HOCHGEBIRGSKULTUR

Während meiner Hochgebirgswanderungen im Sommer kam ich durch ein vegetationsloses, völlig verlassenes Hochtal. Zwischen den himmelhoch aufragenden Felsbergen eröffnete sich plötzlich eine grüne Oase; in fetten Wiesen stand eine gutgefügte alte Almhütte.

Aber siehe: dieser grüne Fleck Erde war sorgsam umschlossen von einem kriegsmäßig hergerichteten Stacheldrahtzaun. 2 000 Meter hinauf in diese Einöde, durch die nur einige Naturschwärmer pilgern, hatte der Almbesitzer eine Rolle Stacheldraht geschleppt, die er, wer weiß wo, aus wer weiß woher verschlagenem Heeresgut erbeutet hatte.

So war denn dieser Krieg doch nicht umsonst . . . seine Kultur pflanzte sich in die menschenfernsten Gegenden. Denn sicherlich hatte sich der Almbesitzer nicht durch Menschenfeindschaft, sondern aus Gewohnheit so kriegsmäßig eingekreist. Der Zahn der großen Zeit biß selbst in diese toten Berge und symbolisierte sich in den tausend kleinen Zähnchen dieses menschenabsondernden Stacheldrahts. Pi.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 41):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

Creme Christa

Die vollendete Hautpflege

Große Tube Mk. 9.—

in Apotheken, Drogerien, Parfümerien

Westphal & Co., Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin

Man achte auf die Orchidee!



straffen, frischen Körper



erzielt man durch die von Hunderten Ärzten empfohlenen

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder

in Tabletten

6 Bäder Mk. 10.— · 12 Bäder Mk. 18.—

Nur echt in der grünen Dose

Nachahmungen die als ebensogut bezeichnet werden, weise man zurück. Wer Pinofluol-Bäder noch nicht kennt, verlange sofort umsonst Versuchsmuster und Gutachten

Westphal & Co., Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin

Duftal

Schampun



Veilchen. Kamille. Teer. Eau de Cologne

Vollkommenste Haarwäsche

5 Pakete Mk. 5.—

Ueberall erhältlich

Westphal & Co., Chem. Fabrik, Frankfurt a. M.-Berlin

STEFAN GROSSMANN

DIE VERWEIBTEN

I.

Diesmal saß Zita von Parma selbst mit im Flugzeug, das von Schloß Prangiens nach Westungarn flog. Beim ersten Ausflug hatte Karl von Habsburg sich beschwatzen lassen. Herr Horthy, der unheimliche Statthalter, hat ihm freundlich und beflissen zugeredet: „Bitte, Majestät, fahren Sie wieder zurück. Wir wollen hier das Königtum fest begründen, da dürfen Sie uns nicht stören. Bleiben Sie ruhig in der Schweiz. Je länger Majestät fortbleiben, desto fester baut sich das Königtum in Madjarien wieder auf. Stören, Majestät, diesen Monarchisierungsprozeß nicht!" Und Karl, der Liebenswürdige, ließ sich bereden, schrieb schnell ein Manifest und fuhr mit dem Orientexpreß nach Zürich zurück. Zuhause empfing ihn Zita mit zusammengezogenen Brauen.

Sie war schon in Wien die Kommandeuse. Ich erinnere mich, daß mir im Jahre 1917 ein Wiener Fachminister mit offenem Munde erzählte, wie Kaiser Karl, nachdem er seinen Vortrag über ein neues Seuchengesetz angehört, zu dem verblüfften Vortragenden gesagt hatte: „So, jetzt gehen Sie hinüber und melden Sie sich bei der Kaiserin, sie interessiert sich sehr für die Sache." Bis ins Seuchengesetz regierte sie. Wenn Conrad von Hötzendorffs angekündigte Geständnisse erscheinen werden, wird man deutlich sehen, wie stark Zitas Hand auch ins Kriegsgebiet gegriffen hat. Daß der Marschall im Kriege sich verheiratet hat, eine Nebensache, die in der plötzlich erhöhten Aktivität und Vitalität des Handelnden ihre Ursache haben mag, hat das Weibergehirn mehr beschäftigt und mehr irritiert als der ganze Aufmarschplan von Gorlice. Die kleine, unhübsche Frau, die dem weichlichen, immer lächelnden, immer etwas sinnlich erregten Karl ein halbes Dutzend Kinder abliebkost hat, gehört beileibe nicht zu den bloß stillenden und pflegenden Müttern. Das bißchen Gebären besorgte sie nebenbei, Jahr für Jahr. Sie fühlte sich vielmehr als Landesmutter, konspirierte mit Pfaffen, empfing Minister, besonnte den Sozialisten Karl Renner, beschwätzte mit allen diplomatisierenden Grafen die Politik Berchtholds und Burians und hörte, wie gesagt, sogar Vorträge über ein neues Seuchengesetz an. Im Kriege war Karl nibelungentreu, Zita bewohnte ungestört den französischen Flügel

seiner Burg. Während Karl an Wilhelm bundesfeste Depeschen absandte, gab sich Zita mit dem belgisch kostümierten Bruder Sixtus Stelldichein auf Stelldichein, der Boche-Feind durfte mitten durch Deutschland und Oesterreich ungestört fahren. Während jedes unbeträchtliche Nachrichtenhausiererlein in den Untersuchungskojen an der Grenze festgehalten wurde, konnte Sixtus, der Generalspion, ganz ungestört ins Zentrum der Mittelmächte dringen, um acht Tage später vor Clemenceaus Ausfragern zu stehen. So leitete Zita ihren Krieg, als zweifelnd-geschäftige, von jeder Hemmung freie, durch keinen Vertrag gebundene Frau. Sie war es, die nach dem Krieg in Prangiens großen Cercle hielt, sie spann die Fäden nach Paris, wo Mama und Bruder jetzt lebten, sie, die Italienerin, fand ihre Mittler in Rom, wo sie sich die Vorkonzession zum zweiten Einzug in Budapest erbettelt zu haben hoffte.

Karl wäre immer zu bequemerem Dasein zu haben gewesen. Er ist nicht umsonst der Sohn jenes Erzherzog Otto, der seine Siege in unzähligen Betten von Operettensängerinnen aller Nationen heiß erstritten hat. Karl liebt es, die Probleme des Daseins durch französischen Cognac zu mildern; je schwerer die Probleme, je schwerer der Cognac. Er ist ein harmloses Naturell, Staatsideen haben ihn nie geplagt. Weiß er doch bis heute nicht einmal, welcher Nation er zugehört. Im Grunde fühlt sich der in Wien, Graz, Prag großgewordene als Deutsch-Oesterreicher, aber die Konjunktur war seit 1918 ausgesprochen ungarisch: So legte er Madjarentracht an, lernte Hals über Kopf (mit seinem großen Jungen, es wurde gleich photographiert,) ungarisch. Seit 1918 trat er am liebsten in Czardasstiefeln auf, in prallen glatten, Hosen, mit goldverbrämter Hondvedjacke, den Schnurrbart schüchtern gewichst: Kiraly Carl IV. Ach, wenn ihm die breithüftige machtgierige Zita, mit ihrem unaustreibbarem Kaisergedanken im Hinterhalt, nicht dauernd mit der Weltgeschichte, mit seiner Mission, seiner Tat in den Ohren gelegen wäre er hätte sich längst in die stille Eleganz der Schweiz gefunden mit ein bißchen Familienglück, mit ein bißchen Winterurlaub nach Paris und mit ein wenig Cognac. Aber der Habsburger denkt und Zita lenkt. Sie hielt einen Hofstaat in Bern und in Prangiens, sie schickte diesen dummpfiffigen Prinzen Windischgrätz durch halb Europa, sie ließ die italienischen Verwandten arbeiten und trachtete mit ihrem zur Schau getragenen bourbonischen dégout vor den „Preußen", Briands Segen zu erringen. Sie hat das Luftschiff nach Oedenburg gelenkt, Karl bekam nur eine Platzkarte.

II.

Verweibt — das ist ein Wiener Schicksal.

Unlängst hat eine Nichte der ermordeten Kaiserin Elisabeth im Film ihr bischen Hofklatsch zum Besten gegeben. Da erzählte die Gräfin Larisch, daß Elisabeth, als sie des trockenen Pedanten Franz Josef satt war, ihm ein junges Mädchen ausgesucht hat, das sie . . . . . vertreten sollte. Elisabeth ging auf Reisen; fürsorglich, wie die Wittelsbacherin war, hatte sie vor dem Weggang die appetitliche Katharina Schratt zur Stelle geschafft. Das blieb dann 30 Jahre so Elisabeth hatte weise gewählt, die Schratt war konstitutionell gesinnt, bescheiden-bürgerlich, nie über ihre Schranken hinauswollend. Wie, wenn Elisabeth unvorsichtiger gewählt hätte? Sie wußte, warum sie ein Bürgermädchen und keine ehrgeizige Komtesse in Franz Josefs Arme gelegt hatte. Kluger Weibersinn schob damals Oesterreichs Schicksal hinaus.

Verweibt war Elisabeths Sohn Rudolf. Die Nächte mit der Vecera brachten lockendere Aufgaben als die Tage mit Taaffe, Kalnoky und Szeps. Der Kaiserthron lockte weniger als das Lager in Meyerling

Verweibt der nächste Anwärter auf dem Wiener Thron: Erzherzog Otto. Ein schlank gewachsener, feuriger, junger Mensch. Aber von Erotomanie geplagt. Wie Rudolf an die fade Stefanie, so war Otto an die larmoyante sächsische Königstochter nicht zu fesseln. Es gab in diesem dicklippigen Genießergeschlecht keine feste innere Tradition mehr. Das machte den spanischen Hofstil in der Hofburg mit, um eine halben Stunde später aus allen Lebensstilen zu fallen. Die Franzosen nennen es nostalgie de la boue. Die Sehnsucht nach dem Niedersten befiel die Höchsten. So endete der schöne, feurige Otto, bestimmt zu Franz Josefs Nachfolge, an einer afrikanischen Negerin. Zerfressen von der entsetzlichsten Krankheit.

Sein Bruder Franz Ferdinand hatte der Mutter Strenge und Derbheit. Ein kaiserlicher Prinz, der aussah wie ein Hausknecht. Vierschrötig, mit einem Quadratschädel. Die Augen mißtrauisch und ohne Glanz und Frohsinn. Slavische Backenknochen. Ein rohes Kinn. Otto, der Bruder, der ein Tunichtgut gewesen, entzückte die Weiber und auch viele Männer, durch seine auf Eroberung kaum bedachte Liebenswürdigkeit. Franz Ferdinand, ein Plebejer mit Grandezza, gewann keine Seele. Er schüchterte nur ein, er lehrte hassen. Neben ihm saß, jeder Zoll eine Köchin, die tschechische Gräfin Chotek, die er durchaus zur

Kaiserin machen wollte. Oder vielmehr, die durch ihn sich machen wollte, denn die Stärkere von beiden war wieder sie! Jahrelang hat Unfrieden, Zank, Hass am Wiener Hof geherrscht, weil die unebenbürtige Tschechin stärker als der Wille des Kaisers sein wollte. Ihr Gesicht war hart, ihre Stirn immer gefurcht, ihr Mund fest zusammenpepreßt, ihre große Hand unköniglich. Sie war bigott und die Pfaffen konnten sich auf sie verlassen. Sie war berühmt durch ihren Geiz. Aber sie hatte den Gatten ganz in der derben Hand. Seine Verweibtheit war eine andere als die Ottos, aber für den Staat die unheilvollere. Der Lebenslüstling hätte vielleicht, nach den tollsten Jahren, regierungsmöglich werden können, der Abhängige vom Willen der hartnäckigen Tschechin nie! Er wurde fortwährend in giftig-grimmigen Streit mit irgendeinem „inneren Feind" gezwungen. Ungarn, Sozialisten, Deutsche sollten, je nachdem, ausgerottet werden. Nicht sein Programm, seine Verweibtheit hat Franz Ferdinand gelähmt.

Kaiser Karl ist des unglückseligen Otto Sohn. Er hat den genießerischen, etwas faulen Mund des Vaters. Und seine Gräfin Chotek hieß Zita. Er hatte Talent zur Lebenslust, vielleicht auch zur Ausschweifung, aber die feste Hand der Herzogin von Parma zwang ihn zur kaiserlichen Rolle. Verweibt wie Otto und Franz zusammen. Ein ganz erschöpfter Wille, Wachs für eine stärkere Hand. Die Pester Zeitungen erzählen, Karl sei nach dem Zusammenbruch in Weinkrämpfe verfallen, das arme Weib. Zita, der Mann, wird keine Träne verloren haben.

III.

St. Helena? Die kanarischen Inseln? Die Zeitungen reden ernsthaft von solchen Verbannungen. Es gäbe ein radikaleres Mittel: Trennt den Verweibten von der herrschsüchtigen Seele. Setzt sie auf einem spanischen oder italienischen Schloß fest und laßt ihn mit schöner Apanage auf den Boulevard des Italiens los oder nach Nizza. In drei Monaten wird Karl der Sohn seines Vaters sein und die Tragödie wird mit einem Offenbach'schen Cancan schließen!

DR. REINHARD STRECKER

MEIN WEG ZUR SOZIALDEMOKRATIE

Der Übertritt des Ministers Reinhard Strecker in Darmstadt zur Sozialdemokratie kann als ein Zeichen der Entwicklung in Westdeutschland gedeutet werden. Strecker, der im Ministerium Ulrich als Vertreter der Demokratie saß — er leitete das hessische Volksbildungswesen — hat sein Amt, das er mit Energie und Umsicht verwaltete, niedergelegt, um seiner Überzeugung zu folgen. Hier sieht Strecker, meiner Bitte folgend, auf den Weg zurück, den er zurückgelegt hat: von der Demokratie zum Sozialismus.

Die Anfänge meiner geistigen Entwicklung liegen im nationalliberalen Offiziershaus (zu dessen Einfluß später, um dies gleich vorwegzunehmen durch meine Frau noch derjenige des konservativen Pfarrhauses kam). Die letzten Gymnasialjahre in Colmar i. Els. gaben schon zu mancher kritischen Beobachtung Gelegenheit. Doch hatte ich zunächst noch zu viel mit mir selbst zu tun. Philosophisch-religiöse und ästhetische Interessen überwogen. Meine Doktorarbeit behandelte noch den „ästhetischen Genuß". Zwei Commilitonen in Gießen öffneten mir in meinen letzten Semestern die Tore in's Land der Politik. Beide sind im Weltkrieg gefallen: Professor Dr. Ernst Vogt und Prof. Dr. Albert Klein. Ersterer wies mich auf Naumann hin, dessen „Demokratie und Kaisertum" damals erschien; Letzterer auf Franz Staudinger und sein Buch „Ethik und Politik". Eine mir bis dahin völlig fremde Welt tat sich auf und alsbald benutzte ich meine philosophischen und historischen Studien, mich in ihr zurecht zu finden. Der kleine nationalsoziale Verein in Gießen gab Gelegenheit zu ersten Übungen in Vorträgen und Diskussionen. Dazu kam der „Zaunkönigklub", dem außer Klein der Universitätsprofessor Messer und der nachmalige Marineoberstabsarzt Buchinger angehörten. Es war eine intensive Gedankenarbeit.

Im wesentlichen erschien mir das sozialdemokratische Programm damals wohl als ein an sich ernst zu nehmendes aber noch weit von der Möglichkeit der Verwirklichung entferntes Ideal. Keinen Grund sah ich, warum man nicht mit den Vertretern dieser Ideen ebenso gut wie mit andern sollte zusammenarbeiten können, umsomehr, als ich bald Männer kennen lernte wie Dr. David, den jetzigen Kammerpräsidenten Adelung, den Redakteur Vetters u. a., vor denen ich nur die höchste Achtung haben konnte. Aber als ich — in einer sozialistischen Versammlung zur Diskussion das Wort nahm, bekam ich anderen Tags durch meine Direktion alsbald zu merken, daß die verfassungsmäßige Gedankenfreiheit eines Beamten soweit nicht ginge. Ich sah nun meine

Aufgabe darin, gegen diese verhängnisvolle Schranke nach Möglichkeit anzugehen. Ich vertrat in Zeitungsartikeln den Naumann'schen Standpunkt und schrieb gelegentlich auch wohl anonym in sozialdemokratischen Blättern. Als ich in der Getreidezolldebatte auch einmal gegen den nationalliberalen Abgeordneten Graf Oriola hervortrat, erregte das in Butzbach, wo ich damals an der Realschule tätig war, solchen Sturm, daß ich bald danach sehr gegen meinen Wunsch versetzt wurde. Und wieder gab es einen Sturm, als ich wenig später in Bad Nauheim für ein öffentliches Lesezimmer wirkte und bei Aufnahme der Blätter aller Parteien auch den „Vorwärts" nicht ausschloß. In meinen Akten fand ich später die entsprechenden Notizen. In dem sozialistischen Stadtverordneten Minder hatte ich übrigens in Bad Nauheim einen besonders treuen Mitarbeiter und Freund. Der Rhein-Mainische Volksbildungsverband in Frankfurt a. M. schuf endlich einen Boden, auf dem man offen auch mit Sozialdemokratie (und Zentrum) zusammenarbeiten konnte. Schweren Angriffen freilich war der Verband deswegen noch vielfach ausgesetzt und ich entsinne mich erregter Zusammenstöße mit Vertretern einseitigerer Bildungsbestrebungen. Meine Weltanschauung entwickelte sich weiter durch Beschäftigung mit Damschkes Bodenreform, Schückings Völkerrechtslehrer, Frauenstimmrecht, Wandervogel. Antialkoholbewegung. Nachhaltigen Eindruck machten auf mich die Theologen Sören Kiergegaard, Kutter, („Sie müssen") und Kalthoff.

1907 trat zum ersten Mal die Frage einer politischen Kandidatur an mich heran (Reichstagswahlkreis Friedberg-Büdingen). Nach langem Zögern nahm ich die Aufgabe auf mich. 1912 kandidierte ich in Darmstadt, zwischendurch gelegentlich für den Landtag. (Einmal wagte ich es auch für den jetzigen Staatspräsidenten Ulrich in einer Wahlversammlung offen einzutreten.) Die Aussicht auf Erfolg war für mich von vornherein gleich Null. Ich hielt mich im Wesentlichen an Naumann, so 1903 als Maurenbrecher zur Soziademokratie überging, die Nationalsozialen aber mit dem Freisinn sich verbanden; so auch, trotz schwerer innerer Bedenken, beim Bülowblock, als es zwischen Barth und Naumann zu heftigem Zusammenprall kam. Wichtig war mir immer nur innerhalb der mir als Beamten gesetzten Schranken das Wirken für Demokratisierung des Verhältnisses von Kaiser und Volk, von Volk und Staat, von Wirtschaft und Gesellschaft. In diesem Sinne wünschte ich auch die Pädagogik reformiert. In meinen Büchern (Sonntagsgedanken eines Politikers, Erziehung zur Gemeinschaft u. a.) liegt der Niederschlag solcher Bemühungen vor. Neben der tagespolitischen

Betätigung drängte es mich zu wissenschaftlicher Vertiefung. Ich fand den Weg zu den Marburger Neukantianern. Ich schrieb über „Kants Ethik" und „Fichtes Staatsphilosophie" und habilitierte mich an der Universität Gießen. Ich wollte von Fichte über Hegel den Weg zu Marx neu überprüfen. Aber inzwischen war der Krieg ausgebrochen.

Das österreichische Ultimatum machte mir ebenso wie der Berliner Kriegsjubel einen abstoßenden Eindruck. Aber als die Feinde, zumal Rußland, uns zu erdrücken drohten, gab es natürlich nur noch den einen heißen Wunsch: Deutschlands Selbsterhaltung. Wir siegten zunächst. Kaiser und Volk schienen sich zu finden, Volk und Staat sich endlich zu decken. Die Osterbotschaft, die Friedensresolution boten Aussicht auf innere Geschlossenheit. Ich habe vertrauensvoll — leider allzu vertrauensvoll! — diese Linie unserer Politik unterstützen zu dürfen geglaubt, im Verband für Freiheit und Vaterland, gegen die Vaterlandspartei. Aber das Versprechen der Osterbotschaft wurde nicht eingelöst, aus der Selbsterhaltung wurde ein phantastisches Eroberungsprogramm, die Siegfriedenspropaganda endete mit der Bankrotterklärung Ludendorffs und mit der Flucht des Kaisers. Der parlamentarischen Lösung des Prinzen Max waren alle Voraussetzungen genommen. So blieb nur noch: Demokratie ohne Kaisertum — oder völliger Ruin. Wir fanden zum Glück aus dem Zusammenbruch den Weg nach Weimar.

Ein einig Volk von Brüdern! Endlich schien sich der „Bürger" zum „Arbeiter" hingefunden zu haben. Im Zentrum war es schon lange so. Warum sollte es nun nicht auch auf protestantischer Seite gehn? Aber bald zeigte sich, daß der erste scheinbar so starke Anlauf zur Demokratisierung nur eine Angstreaktion gewesen war. Bei der Sozialisierung hörte die Verständigung auf. Wir haben nie schroffere Gegensätze zwischen Reich und Arm gehabt als heute. Das Bürgertum in erneut betontem Gegensatz flutete nach rechts zurück. Die Demokratische Partei selbst trennte sich wieder von der Volksmehrheit und zerfiel in sich bei den schicksalhaftesten Fragen: Friedensunterzeichnung; schwarzrotgoldene Flagge; Ultimatum! Gewiß, sie hat ihre Aufgabe auch heute noch. Vielleicht bekommt sie noch einmal erneute Bedeutung in einem Augenblick, wo sich herausstellt, daß zwischen Sozialdemokratie und Deutschnationalen (und neben dem Zentrum!) nicht mehr Raum genug für zwei bürgerliche Parteien ist. Dann wird nämlich das volksparteiliche Bürgertum notgedrungen wieder Demokratie lernen müssen. Wer aber Fichtisch-Marxistischen Sozialismus im Kopf hat, könnte bei dieser Entwicklung unter Umständen mehr stören als nützen

Renegatenpolitik gegen die demokratiche Partei zu machen ist meine Absicht nicht. Ich lasse ehrliche Freunde in ihr zurück. Ich habe keinen Grund, der hessischen Parteileitung zu grollen. Sie hätte mir Amt und Landtagsmandat gelassen, wenn ich wieder für sie kandidiert hätte. Schwierigkeiten, die es gab, war sie bereit zu überwinden. Aber nun sind auch Überzeugungen noch etwas. Und ich kam zu Marx. Und ich habe die Überzeugung, daß er so wenig tot ist, wie Darwin. Wenn man nur das Lebendige aus der historischen Verkrustung wieder frei macht. Es gibt ein Darüberhinaus bei solchen Denkern, aber kein Dahinterzurück. Ich machte ferner 6 Wochen Völkerbundsverhandlungen in Genf mit. Ich hörte den Höflichkeitenaustausch über den Leibern zertretener Völker; ich sah die brutale Gewinngier unter der Firma der heiligsten Menschheitsideale. Ich sah aber auch Ansatzpunkte und Handhaben für Gegenkräfte. Unserer organisierten Arbeiterschaft muß man diese Ansatzpunkte und Handhaben zeigen. Lansing spricht von dem „Dynamit" im Friedensvertrag von Versailles. Er hat recht. Mit Hilfe dieses Dynamits läßt sich Weltrevolution machen — deutsche, nachdem die russische so furchtbar Fiasko machte. Jammern und Protestieren ist keine Realpolitik; Drohen und Säbelrasseln für den Wehrlosen erst recht nicht. Aber sich mit Mächten verbinden, denen der Endsieg sicher ist, das ist Realpolitik, auch wenn jene Mächte Ideen sind. Es müssen nur Massen und Interessen hinter ihnen stehen; berechtigte Lebensinteressen von Massen. Hiermit rechnen ist eine weit bessere Realpolitik auf die Dauer, als das Rechnen mit Geld und Waren allein, so wichtig gewiß auch dieses ist. So ist das Lebensinteresse der Republik zugleich ein Lebensinteresse der durch sie erst als mündig und gesellschaftsfähig anerkannten Arbeiterschaft. So ist der internationale Rechtsgedanke, wenn auch im Versailler Frieden zunächst nur als scheinheiliger Deckmantel mißbraucht, doch auf die Dauer ein so unumgängliches Lebensinteresse der Völker, zumal der gegenwärtig noch unterdrückten, daß auch er zu gegebener Zeit als eine reale Kraft funktionieren wird. Es müssen sich nur führende Köpfe als Träger der lebensnotwendigen Ideen finden. Soweit die Demokratie ohne Vorspann besonderer Interessen die republikanische Staatsidee an sich vertritt, ist sie eigentlich die idealere — um nicht zu sagen ideologischste Partei. Aber die Praxis zeigt, daß doch auch die Demokratie im Wahlkampf nicht ohne Apell an Sonderinteressen auskommt und daß, wo sie solches dennoch versucht, der Idealismus des Bürgertums keineswegs ausreicht, um auf solcher Basis eine wirklich große und zuverlässige Partei zusammenzubringen. Ohne

solches Fundament kann aber nun einmal ein demokratischer Staat nicht sicher stehen. So sehr ich deshalb der Demokratie allen guten Erfolg im Kampf gegen die staatszersetzende und unterminierende Opposition der Rechten wünsche — gegenüber der äußersten Linken liegt diese Aufgabe bei der Sozialdemokratie — wenn die Demokratie der Sozialdemokratie Stimmen abnimmt, so bedeutet das m. E. weiter keinen Gewinn für die Republik, eher eine Schwächung ihres zuverlässigsten Grundstocks.

Die zahlreichen Veröffentlichungen nach dem Kriege haben uns erst den Blick erschlossen in den Abgrund bodenlosen Leichtsinns, mit dem unser tüchtiges Volk in sein Unglück geführt wurde; in die ganze Oberflächlichkeit der Bildung bei denjenigen, die für unser Schicksal in erster Linie verantwortlich waren. Das war der Weg zur Tiefe. Zur Höhe geht's in entgegengesetzter Richtung. Hier hat uns im Gegensatz zu Reventlow und Konsorten Fr. W. Foerster viel zu sagen. Die Demokratie, die uns da hilft, soll uns herzlich willkommen sein. Sie wird aber ihrerseits auch nicht verkennen, wie unentbehrlich die religiös beründete Ideenwelt des katholischen Sozialismus und die philosophisch begründete Ideenwelt des marxistischen Sozialismus für diese deutsche Neuorientierung ist. Also wäre Fortführung der Koalisationspolitik für mich auch auf meinem neugewählten Standpunkt zunächst einmal das Rechte.

Zwei Bücher bestimmen unser deutsches Schicksal: Das Versailler Diktat und die Weimarer Verfassung. Wir wollen unsere Kraft anstrengen, um beide zu erfüllen. Dann wird das Diktat an seinen eigenen Widersinnigkeiten zerspringen. Die Verfassung von Weimar aber wird aus unserem Staat eines der fortschrittlichsten, wenn nicht das fortgeschrittenste Gebilde unter allen Staaten der Welt machen. Helfe jeder aufrichtige Republikaner ohne Kleinlichkeit und Parteienge diesen einzigen Weg in's Freie für unser Volk erstreben.

---

* * *

NUR FÜR DEN TODESFALL

Der junge Schauspieler-Dichter G. W. war in der Zeitung tot gemeldet worden. Der ehrwürdige Senior des Stammtisches bei Maenz schrieb an den Vater: „Ihr Sohn war ein ebenso genialer Poet wie Darsteller, dazu der liebenswürdigste Mensch, ein hübscher Kerl und ein sittlicher Charakter."

Am Abend berichtete die Zeitung, daß die Todesnachricht irrtümlich gewesen.

Der Chef des Stammtisches bei Maenz schrieb sogleich an den Vater: „Bitte meinen Brief als ungeschrieben zu beachten, die dort enthaltene Charakteristik war nur für den Todesfall vorgesehen."

III.

Diese negativen Erscheinungen fortschreitender Judifizierung sind Auswüchse einer positiven Überlegenheit. Das Leben des Juden kreist um das Wort, nicht um das Ding. Seine abstrakte Fähigkeit, auch andern Völkern eigen, ist besonders entwickelt, sie markiert ihn sofort. Er ist Großstädter. In der Großstadt kennt man nicht die Dinge, sondern ihre Worte. Am Ende ist das Wort. Dem Juden zunächst kommt der Deutsche. Aber dessen abstrahierende Möglichkeiten sind andere als die des Juden. Im Verhältnis zu absolut sinnlicheren Völkern Europas wie Angelsachsen, Skandinaviern und Romanen (also den eigentlichen Germanennachkommen) ist der Deutsche abstrakt, insofern er zwar das Ding im Auge behält, aber sowohl dessen Gefühlsbeziehungen wegdenken, als es selbst in einer höheren und rein strukturhaften Bildlichkeit schauen kann. Darauf ist die deutsche Metaphysik, der Militarismus (als Gesellschaftsordnung) und der Sozialismus zurückzuführen, als schlechte Wirkungen auch die deutsche Geschmacklosigkeit und Sinnenfremdheit, der Mangel an Geschmack für die konkrete Figur. Natürlich hat sich der Deutsche sehr verändert, früher glich er mehr den heutigen Holländern, auch den Nordfranzosen (gemeinsam: Gotik), die geblieben sind, wie sie waren. Gegenüber dem West-Europäer ist der Deutsche zerflossen, unkonkret, dicht erst in einer überaktuellen Region. Die Abstraktheit der Juden ist eine andere. Der Jude abstrahiert vom Ding überhaupt; er erlebt dafür das Wort stärker. Dem Arier, auch dem Deutschen, ist das Wort ein sinnliches Erinnerungsbild, dem Juden ist es die Sache selbst. Im Worte abstrahiert er von dessen sinnlicher Voraussetzung zugunsten des damit verbundenen Gemütserlebnisses. Daher der starre Gerechtigkeitssinn des Juden, seine Humanität, seine Liebe zum Vortrag und zur Überredung. Immer ist ihm das Wort fatal, enthält ihm das Problem, er ist ethisch, der Arier ist ein Ästhet in seiner letzten Weltanschauung. Könnte man nicht sagen, der Arier empfindet, der Jude fühlt? Der Arier genießt das Ding; der Jude sich an diesem.

So haben beide ein anderes Verhältnis zu Ding und Wort. Goethes Bemerkung: Wo die Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit das Wort sich ein — ist extrem arisch, schon beinahe nicht ganz deutsch. Für den Juden ist das Wort immer sinnvoll; es fehlt ihm nie der Begriff, denn Begriff ist ihm die ganze Beziehungsmasse, nicht die Eigenschaftsliste. Jüdische Denker sind daher immer farbiger, interessanter, lebhafter, aber, wie mit Recht konstatiert wird, oft ungenau; sie haben den sogenannten

„leichten Grips“ und die subjektive fesselnde Darstellungsweise, sie beherrschen das Wort, sprechen in allen Sprachen gut, besonders in der deutschen, und bemächtigen sich sofort der Literatur, der Zeitungen und der advokatischen Praxis, der Lehrstühle, der politischen Agitation bei den Oppositionsparteien und aller jener Funktionen in Betrieben und Unternehmen, die akquisitorischer Art sind. Es ist naturhaft, daß sie in der Großstadt schlechthin „das große Wort“ führen. Denn die Großstadt ist ein Medium für sich, ein anderer Boden als das Land und dessen Städtchen; und die Juden leben zur Großstadt, wie andere Nationen zu Wasser oder zu Lande; das Ghetto war schon — geistig, nicht technisch, — eine Miniatur-Großstadt, etwas Ausschließliches, ein Medium für sich, von einer Dichtigkeit, die den Geist sublimieren mußte. Das Schicksal des Wortes ist aber das aller Rassen, die sich zu Großstädtern kondensieren, immer mehr tritt anstelle der direkten sinnlichen Anschauung der Dinge die abstrakte Kenntnis. Das „Wort“ ist lebendiger als das Ding selbst, es ist überhaupt etwas Selbständiges, ein Wesen für sich, das lebt und seine Bedingungen hat. Der Jude nur kennt sie; er hat Wortinstinkt wie ein Indianer Orientierungssinn. Und philosophisch gesprochen, das Naturgefüge ist in der Welt des Wortes ebenso, wenn leidenschaftlich konsumiert, wie in der Welt der Dinge. Wir alle entwickeln uns zum Wort. Die Großstadt ist Wort. Aus den Dingen sublimiert sich ein Funktionales. Dieser Schritt zur Verwortung, Verjudung wird von unserm geistigen System unbewußt aber schicksalhaft getan.

Es ist nicht weiter fraglich, warum der Jude an die Spitze der Publizität in allen Großstädten der Welt, besonders aber in den deutschen getreten ist. Er ist nur der vorrätige Träger eines fälligen Zustandes. Ein Jude, Fritz Mauthner, war es, der die Psychologie des Wortes schreiben konnte. Im übrigen merkt man nicht nur das Arrivieren jüdischer Autoren, das könnte (und ist es zum Teil auch) eine freimaurerische Machtfolge sein; es fällt auch das jüdische Wesen großer deutscher Schriftsteller auf. Der Stil ist jüdisch geworden, das Wort hat einen anderen Klang erhalten als früher. Von Walter von der Vogelweide bis Liliencron erweckt der Dichter durch das Wort Erinnerungen, aus denen dinglich die Poesie strömt. Die neuere Lyrik, und die jüdische immer, hat die Poesie schon im Worte selbst, unabhängig von den substantiellen Grundlagen. Heine, der dies zu leugnen scheint, ist eben, vom rein jüdischen Maße betrachtet, unecht; dies bestätigt sich auch sogleich in seiner zynisch-witzigen Aufhebung des ge-

setzten Dinges; das jüdische Naturbedürfnis nach Abstraktheit bricht durch. Daß die Juden ihn trotzdem als Gipfel verehren, ist auf ihre Sehnsucht nach dem andersartigen arischen Wesen zurückzuführen, ein Akt der Selbstaufhebung; auch heute noch findet man den orthodoxen klassisch-deutschen Geschmack bei vielen jüdischen Kritikern; anderseits ist Heine jetzt schon mehrmals einer Götzendämmerung zum Opfer gefallen, die junge geistbewußte Juden inszenierten.

Die durchgebildete Abstraktheit und Vergeistigung, Verwortung des Juden ist ebenso naturnahe, wie die anschauliche Konkretheit des Ariers; ja sie ist naturnäher, als oft die typologische kalte Abstraktheit des Deutschen, die dessen menschlichen Stil sehr ruiniert hat. Die Natur wiederholt sich in dem abstrakten Stadium, in das wir eintreten — es gibt ein modernes Kapitel: abstrakte Kunst — mit der gleichen biologischen Intensität, wofern die Erlebniskräfte zulangen. Wir werden das Wort nie mehr wie Walter von der Vogelweide, kaum wie Goethe gebrauchen.

Eine Rasse, in der dieser Zustand präformiert ist, kommt als zur rechten Zeit und wird in ihren — mehr oder weniger zulänglichen — Individuen solange die Führerrolle übernehmen, bis mit der Verallgemeinerung eine Verquickung und damit wieder der frühere vorjüdische Zustand einer einheitlichen europäischen Geistigkeit getreten ist: bis im fortschreitenden Weltvermischungsprozeß neue Aufgaben gestellt werden. Die schwierigste — leicht ist die der Asieneinwanderung — wird jene sein, die uns Afrika stellt. Aber die Juden, die weniger Asiaten als Afrikaner sein dürften, werden uns diese Aufgabe erleichtern, wenn sie mit uns Europa sein werden. Die negroide Seele umfaßt die Koordinaten von Musik und Witz: kein begabteres Volk in beiderlei Hinsicht als die Juden. Besonders der Wortwitz ist ebenso jüdisch als ein Kennzeichen des Negergeistes.

Gegenwärtig sendet England zur Bewältigung transozeanischer Politiker jüdische Diplomaten hinaus, die sich — siehe den allerdings nicht sehr hochstehenden Harmsworth-Northcliffe — während des Krieges den adligen Diplomaten gewachsen, wenn nicht überlegen zeigten. Ob Methode oder Zufall, als matter of fact kann das Einströmen jüdischen Personals in die Diplomatie nicht unterschätzt werden. Es ist auch nicht einzusehen, warum eine Funktion, die weniger den Charakter als bestimmte Fähigkeiten angeht, nicht sehr gut von Juden ausgefüllt werden kann. Als Beamte, Bürokraten und Offiziere haben sich die Juden weniger geschickt und zuverlässig erwiesen. Als Offiziere beileibe

nicht in Hinsicht auf Mut, diese durchschnittliche Eigenschaft ist abhängig von einem gesunden und derben Nervensystem, aber als Offiziere im disziplinaren Sinn. Es hat außer den oben angedeuteten Juden auch keinen eigentlichen Staatsmann unter ihnen gegeben; Lasalle war ein solcher in ungediehenem Zustande; Marx gehört in die Liste der negativwirkenden Seiten jüdischer Begabung, er ist Obstruktionsführer, nicht aufbauend, und seine scheinbare Konstruktivität ist nur Taktik der Zerstörung. Eine proletarische Gesellschaft vermochte er nicht darstellerisch vorwegzunehmen. Die proletarische Bewegung ist auch nur ein Vorwand für die jüdische Expansion, denn die Juden waren eine Nebenschicht und gehören keineswegs zur Unter- oder Sklavenschicht. Ihr Emporkommen ist jedenfalls berechtigter als das ihrer proletarischen Begleiterscheinungen. Denn in der Judenschaft sind die Elemente eines neuen Geistadels vorbereitet, aber die Masse als solche kann zwar bessere Lebensumstände, aber niemals eine dem Wachstum geöffnete Gesamthaltung einnehmen, sie hebt sich binnenmassig auf. Die jüdische Rasse indeß hat Worte geschaffen und stellt höhere in Aussicht.

Der Jude hat das öffentliche Wort in einer Periode der gehaltlichen Umwertung aus dem Gleichgewicht gebracht, Journalismus und Demagogie sind die Zwittererscheinung eines doppelrassigen Europas; er wird das Wort zu seiner neuen innerlich erglühten Klassizität führen. Diese Hoffnung erweckt der von jüdischen Führern eingeleitete Aktivismus. Aber die Verbiegung der Aufgabe aus der aristokratischen Linie in die robuste erscheint mir als tragische Verirrung. Wohl ist die Revolution der Arbeiter und Bauernknechte berechtigt und vor allem, sie ist da; aber nur unter organischen Führern kann sie erfolgreich für sich und schöpferisch für die Gesamtheit werden. Bauernrebellen wie damals Münzer oder Volkstribunen wie im alten Rom und vom Wesen Luegers, in ihren Kulten haftend, in den alten Volkssymbolen erfahren, werden den Stil treffen. Im Schwarm muß der Jude abstrakt und bösartig wirken, er ist dort von Unheil, vernichtend und impotent. Sein Genie einer bestimmten Abstraktion wird in dieser Umgebung zum Fluch für Alle. Während es doch seine Aufgabe wäre, es der Höherführung, Befeuerung und Vergeistigung der höchsten bisherigen Schichten, Intellekte und Worte zu weihen, Herr auf seiner eigenen Linie zu sein, die von der artfremden Masse weiter abliegt, als die des feudalen Edlings. Noch der Junkerleutnant oder sein Feldwebel sind der Masse entsprechender, als der ins Weltgebiet verzehrte Korybant der Worte, die die Welt bedeuten, wenn er am Stiernacken der Dinge reitet. Seine

Anlage deplaziert ihn, er fűllt wie Mehltau, Feinheit gerät ihm und uns zur Perversion und Manie statt zur Zeugung. Es sei ihm nicht zu einem verspäteten Nationalismus geraten, aber in der Besinnung auf seine Mission und in Selbstaufgrenzung erlöse er sich und die Welt; ähnlich dem Deutschen erfüllt er sein Volkstum in der Vernichtung von dessen niedrigerer Form. Werde, Hab und Werde!

Die Fähigkeit des Ariers, von den Beziehungen der Dinge zum Gemüt abzusehen, und sie auf ihre strukturalen Schatten zu reduzieren, gibt ihm jene dämonische Über-Sinnlichkeit, die ihn dürftig, aber stark macht, ihr verdankt er seine Herrschaft über die Erdrinde uud deren andere Geschöpfe, und diese Herrschaft wird ihm vorbehalten bleiben, aber ungemindert darin und ihm unbemerkt, wird er die ausschlaggebenden seelischen Veränderungen in der Durchdringung mit dem schwermütigen üppigen Feuer einer anderen Rasse erfahren.

WILHELM SCHMIDTBONN

NEUE, ALTE MENSCHEN

Als er aber das Gerücht von den neuen Menschen vernommen hatte, fand er seine Ruhe nimmermehr. Der alte Merkrusark.

Dieses Motto steht vor einem Buche, das der Sohn eines dänischen Vaters und einer grönländischen Mutter schrieb.*) Mitten in den Wiesen Dänemarks ließ das Bild des fernen, niegesehenen Eislandes seinen Herzschlag nicht zur Ruhe kommen. Die Ahnen, die Brüder und Schwestern riefen ihn. Die geheimnisvolle Verwandtschaft des Blutes, die keine Entfernung zerreißen konnte. „Ehe ich noch wußte, was reisen war, beschloß ich, einmal diese Menschen, die ich mir ganz anders dachte, aufzusuchen. Das erste, was ich als Mann tat, war: diesen Jugendtraum zu erfüllen." Die dänische Grönlandexpedition 1903 gab die Gelegenheit. Das Buch, von Carl Seelig neu herausgegeben, berichtet davon. Nicht sachlich, dazu ist die Seele dieses jungen Menschen zu erfüllt. Nicht verzückt — dazu ist er zu hart über das Eis geschritten, hat er zu nah diesen Urmenschen in die Augen gesehn. Denn darum handelt es sich: die neuen Menschen, die er zu suchen gegangen ist und die er findet, sind nicht anders als die ältesten Menschen, die Menschen, die wir waren. Es bleibt ja die große Frage, ob die Men-

*) Knud Rasmussen. Neue Menschen. Verlag E. P. Tal & Co, Wien.

schen zu einem Ziel sich entwickeln, ob sie nicht vielmehr von einer Höhe unhaltbar hinuntersinken. Das Ziel lockt, aber sollte der Ursprung nicht ebenso locken? Hier ist alles Gefühl dem Urstrom nahe. Wie in den Tieren. Die Trauer schreit, das Glück tanzt, Liebe und Haß haben die Kraft von Elementen. Aber Schrei und Tanz nehmen Rhythmus an, es sind nicht Tiere, die schreien und tanzen, es sind Menschen. Eis um sie her, die halbjährige Nacht — aber welch ein Fest, daß wahrhaft die Erde ihr Knochengerüst mithebt und ihre Eisdecke abwirft: wenn die erste Sonne kommt. Wo bleibt die Blaßheit unseres Frühlings, wo die Lauheit unseres Sommers vor der Kraft dieses Leuchtens? Wie klein unser Kampf um Existenz, Stellung, Beförderung, Titel, Lohn gegen den Kampf mit der Menschenfresserin Natur hier oben! Vollkommenste Brüderlichkeit, Urchristentum bei Heiden, und doch die erhabene Mitleidlosigkeit, mit der man die Alten und Kranken im Schnee zurückläßt, da sie den Zug aufhalten. Wenn Dichtertum nichts ist als Nähergebliebensein dem Ursprung — so ist hier jeder der fellgekleideten Menschen ein Dichter. Wie sie erzählen! Sie haben keine Zeitungen, keine Bücher, verstehen nicht zu schreiben. Aber wie sie von Visionen bedrängt sind! Wie sie erfinden müssen, auftreiben, Erlebnisse der Ahnen umbilden. Welch ein Blick in den letzten Schacht aller Kunst, der uns längst zugeschüttet ist. Dann das Erschütterndste: diees neuen Menschen, die einem jungem Mann in Dänemark kühnstes Ziel waren, haben ihrerseits wieder Sehnsucht nach neuen Menschen, von denen sie Geheimnisvolles gehört haben, die noch nördlicher wohnen, noch tiefer im Eis drin. Und einer findet sich, der sich aufmacht, ruhelos im Herzen, diese neue Menschen zu suchen, der ihre Spuren findet, einige Holzbündel und Speisereste, bei einer zweiten Reise sogar ein Geschenk, sie selbst aber niemals zu sehen bekommt: das einfachste und gewaltigste Symbol, das für unser aller Dasein zu denken ist. Nehmt alle dieses Buch und lest. Berührt euch mit eurem Ursprung, um Kraft zu finden für den Weg, den ihr zum Ziel gehen müßt und der nicht weniger durch Eis und Nacht geschnitten ist und vielleicht doch auch irgendwann einmal zum Aufgang der Sonne hinbringt.

Zigarrettenkrise

Die deutsche Zigarettenindustrie, in der Kriegszeit zu einem mächtigen Block aufgewachsen, (— ihre Produktionsziffer von 1913, 12½ Milliarden Stück, hat sich bis 1920 verdreifacht! —) diese kapital- und einkommenstarke Industrie stagniert seit nunmehr vier Wochen vollkommen. Von ihren Arbeitern hat sie ungefähr die Hälfte entlassen, und für die andere Hälfte reicht der Auftragsbestand nur noch zu verkürzten Schichten aus, Schichten bis zu 24 Wochenstunden herab. Ursache dieser Krise: das neue Steuern-Definitivum.

Der Rabatt nämlich, der zur Schonung der Industrie auf die Steuersätze von 1920 bisher noch gewährt worden war, (er hatte ursprünglich 50, zuletzt immerhin noch 30 Prozent betragen) wurde mit dem 1. Oktober kassiert, für alle neue Produktion waren erhebliche Preissteigerungen von diesem Tage an also unvermeidlich Aber doch nur für tatsächlich neue Produktion; denn im Gegensatz zu sonst üblicher Praxis sieht das Gesetz für schon banderolierte Ware, vor allen Dingen also für die Lagerbestände des Kleinhandels, keinerlei Nachversteuerung vor. Daraus folgte logischerweise, daß sich der Kleinhandel in den vorangegangenen Monaten bis zur äußersten Grenze seiner Kapitalkraft und bis zur äußersten Grenze dessen, was die Industrie ihm liefern konnte, mit Lagerbeständen eindeckte. Und aus dieser vorläufigen Übersättigung des Details mit Ware wiederum mußte an sich schon eine vorläufige Lähmung des Fabrikationsgewerbes folgen; wozu aber noch verschärfend hinzutritt, daß man in Händler- wie in Fabrikantenkreisen ernstlich damit rechnet, der Konsum werde die steuerbedingte neue Preisverschiebung, — der in Bälde noch eine valutenbedingte folgen wird, — diesmal einfach nicht mehr mitmachen können, aus der vorläufigen werde sich also eine dauernde Lähmung entwickeln. Denn wir Zigarettensklaven, die wir heute noch unbekümmert unser mehr oder minder anspruchsvolles Tagesquantum verpulvern, kaufen vorerst ja immer noch aus Vor-Oktoberbeständen. Wenn die in einigen Wochen aufgebraucht sein werden und wenn unsere 50-Pfennig Marke entweder auf 70 oder 80 Pfennig gestiegen oder um 40—50 Prozent verschlechtert sein wird, dann wird mancher von uns doch wohl für immer zur Pfeife abwandern oder er wird sich endlich zu der Einschränkung bequemen, die er theoretisch auch bisher schon als notwendig anerkannte, zu der er aber praktisch noch nicht die Kraft fand.

Betrachten wir, ohne uns auf die vorerst unübersichtlichen Valutenreflexe einzulassen, allein die Steuerwirkung. Vergleichen wir die Preisbildung einer 50-Pfennig-Zigarette vor und nach der neuen Banderolierung und setzen wir sie in Beziehung zu der Kalkulation einer etwa gleichwertigen 3-Pfennig-Zigarette in Friedenszeiten. Nach Angaben eines führenden Unternehmens ergibt sich folgendes Bild:

Bei einem Kleinverkaufspreis von M. 50.— pro 100 Stück betrug:	vor dem 1. Oktober		nach dem 1. Oktober		im Frieden, bei einer etwa qualitätsentsprechenden 3-Pf.-Zigarette	
	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in Pr. d. V.-Pr.
der Anteil der Steuer	M. 17.50	35.—	M. 25.—	50.00	M. —.45	15.—
„ „ des Händlers	„ 11.37	22.74	„ 10.25	20.50	„ 1.11	37.—
„ „ „ Fabrikanten	„ 21.13	42.26	„ 14.75	29.50	„ 1.44	48.—
	M. 50.—	100.—	M. 50.—	100.—	M. 3.—	100.—

Der Anteil des Reiches am Verkaufspreis wächst also von 15 Prozent in Friedenszeiten, über 35 Prozent vor dem 1. Oktober, auf 50 Prozent nach dem 1. Oktober. Der Raucher entrichtet in Zukunft glatt die Hälfte seiner Zahlung an den Fiskus. Entsprechend sinkt der prozentuale Anteil der beiden übrigen Gruppen. Der Händler, — für den diese Ziffern auf den ersten Blick gleichzeitig auch den Rohgewinn seines Geschäftes darzustellen scheinen — muß sich von 37 Prozent zunächst auf 22.74 und nun auf 20.50 Prozent einschränken. Vom Fabrikanten kann allerdings nicht gesagt werden, daß die Quoten, die ihm hier nachgerechnet werden, den geringsten Schluß auf seinen Betriebsgewinn zuließen; er mag durch Verwendung entsprechend schlechterer Qualitäten sogar aus der geringeren Quote einen höheren Gewinn herauswirtschaften. Aber eben für die Qualitätsgestaltung sind diese Ziffern bezeichnend: die 48 Prozent in Friedenszeiten, die immerhin noch angängigen 42.26 Prozent vor dem 1. Oktober und nun dieser traurige Rest von 29.50 Prozent! Ein Kraut muß das werden —: ein Krisenkraut!

Freilich kann man in dieser Kalkulation bei näherer Prüfung einen wunden Punkt feststellen, einen Punkt, über den grundsätzliche Auseinandersetzung (nicht nur für die Zigarettenindustrie!) imm.r dringlicher wird. Während sich aus unserer Prozentberechnung, wie schon gesagt, kein irgendwie maßgeblicher Rückschluß auf den Gewinn des Fabrikanten ziehen läßt, (darüber geben nur die Bilanzen sehr bedingte Klarheit) wird mit Bezug auf den Händler mindestens das eine sichtbar: daß er seine Gewinnquote nicht nur auf die reinen Warenpreise, sondern auch auf die Steuer aufschlägt. die doch im Grunde genommen kein Geschäfts-

objekt darstellt. Mit der Steuererhöhung steigt der Kleinverkaufspreis tatsächlich nicht nur um den Betrag der Steuer, sondern darüber hinaus auch noch um einen Gewinnaufschlag des Händlers auf die Steuer. Der Händler verbessert also seine Stellung durch jede Steuererhöhung, wie aus folgender Zusammenstellung von Zahlen, die schon zuvor verwandt wurden, hervorgeht:

	vor dem 1. Oktober	nach dem 1. Oktober
Reiner Wareneinkaufspreis des Händlers	21.13	14.75
Verdienst des Händlers	11.37	10.25
also prozentualer Verdienst auf die reinen Warenpreise (ohne Steuer)	53 %	69 %

Der Händler mag einwenden, daß er ja die Steuer vorlegen müsse, also entsprechender Kapitalzinsen verlustig gehe; das ist richtig, berechtigt aber immer noch nicht zu Aufschlägen in voller Höhe. Er wird auch einwenden, daß die entsprechende Quote vor dem Kriege zogar 79 Prozent betragen habe (1. 11 auf 1. 44). Aber dem steht gegenüber, daß gerade beim Kleinverkauf die allgemeinen Geschäftsunkosten, die ja fast ausschließlich aus Ladenmiete und Gehältern bestehen, einen weit geringeren Prozentsatz ausmachen als früher, daß ferner der Umsatz sich außerordentlich erhöht hat, daß die fehlenden 10 Prozent dadurch also nicht nur kompensiert, sondern überkompensiert werden.

Immerhin: die Ersparnisse, die hier erzielt werden könnten, sind relativ geringfügig, sie würden auf die Gestaltung des Konsums zweifellos nicht wesentlich einwirken. Wie wird es mit der Zigarettenindustrie also weiter gehen? Wird sich das Publikum dem doppelten Ansturm von Steuer und Valuta anpassen? Es war bisher eine glänzende Industrie. Die Arbeiter bezogen Löhne wie in keiner anderen Branche, — ein Maschinenführer bis zu 1000 Mark wöchentlich, ein Tabakmischer bis zu 800, sogar die Hausburschen bis zu 450. Da den nun brotlos Gewordenen und den Kurzarbeitern, sofern sie mindestens zweieinhalb Jahre der Zigarettenindustrie angehören, von reichswegen aus den Zigarettensteuereingängen 75 Prozent ihrer bisherigen Einkommens gezahlt werden, und zwar auf die Dauer eines Jahres, ist ihre Lage größtenteils auch jetzt noch nicht schlechter als die ihrer arbeitenden Kollegen in anderen Industrien, diese Seite des Problems ist vorerst also noch nicht alarmierend. Aber wird die Industrie selbst kräftig genug sein, den Stoß auszuhalten? Wird sich an ihr jetzt das Schicksal vollziehen, daß den Luxusindustrien seit langem, wenn auch bisher unbewahrheitet, vorausgesagt wird: langsames Überranntwerden von der allgemeinen Verelen-

dung? Werden die teuren Marken, die noch immer guten Verdienst gewähren, die geringeren weiter durchschleppen können? Es gibt Niemanden in der Branche selbst, der schon den Mut gefunden hätte, diese Fragen innerlich so oder so zu entscheiden und auf solcher Entscheidung eine neue industrielle Politik aufzubauen. Die Industrie ist in einer Krise nicht nur des Absatzes sondern auch des Urteils. Einstweilen wartet sie ab und tut gar nichts.

LEO SLEZAK

KONZERTARRANGEURE

Leo Slezak, der Sänger, einer der fröhlichsten Menschen auf Erden, ist unter die Memoirenschreiber gegangen. Er gibt in diesem Monat im Ernst Rowohlt-Verlag ein sehr lustiges, sehr sauberes, ungewöhnliches gut geschriebenes Buch, „Meine gesammelten Werke" heraus, das die Stationen seines zwischen Brünn, Wien, Petersburg, Christiania und New-York still geführten Lebens sehr vergnüglich darstellt. Seine Erlebnisse mit Konzertarrangeuren sind auch in diesem Buch enthalten.

Ich wurde mit einem sehr berühmten Dirigenten für einige Konzerte nach Holland engagiert.

Der Impressario, ein gewisser Alfred Z., deponierte das Honorar in unseren Banken und wir reisten nach Holland.

Eine Woche früher bekam der Dirigent von seiner Gesandtschaft folgende Depesche:

„Impresario Alfred Z. ist ein gesuchter Verbrecher und Deserteur, bitten Konzerte unbedingt refüsieren."

Der Dirigent telegraphierte zurück:

„Wenn ich Konzerte nur mit Leuten abschließen wollte, die keine Verbrecher sind, müßte ich meinen Beruf aufgeben!"

Diese einleitenden Worte sollen nicht etwa besagen, daß alle Konzertarrangeure Verbrecher sind — Gott bewahre, es sind meist sehr brave Geschäftsleute, aber es kommt dennoch vor, daß wir Künstler, wenn wir nicht auf unserer Hut und durch das Lehrgeld, das wir zahlen mußten, nicht schon mit allen Salben geschmiert wären, furchtbar bemogelt worden.

Diese Mogeleien werden manchmal so plump ausgeführt, daß man ein notariell legalisierter Cretin sein müßte, um sie nicht zu bemerken.

Zwei besonders krasse Fälle sind mir in Erinnerung geblieben.

Ein Liederabend in L . . . .

Ich hatte mir, um ganz sicher zu gehen, die Eintrittskarten und Programme schon in Wien drucken lassen.

Am Tage des Konzertes in L. angelangt, erfuhr ich vom Arrangeur, daß nur noch einige wenige Karten von den teueren Plätzen zu haben wären und er mit dem Vorverkauf recht zufrieden sei.

Am Abend, wie ich das Podium betrat, schlug mir ein heißer Brodem aus dem Zuschauerraum entgegen, der Saal gedrängt voll, nicht ein Sitz leer.

Die Abrechnung nach Schluß des Konzertes stimmte.

Ich war nur sehr erstaunt, für zirka drei- bis vierhundert Kronen unverkaufte Billets zurückbekommen zu haben. Meine Bemerkung, daß doch alle Plätze besetzt gewesen seien, ergab die Antwort, daß er aus ästhetischen Gründen, damit der Saal keine Lücken aufweise, die noch freien Sitze verschenkt habe. —

Ich respektierte den Schönheitssinn des Mannes.

Auch eine stattliche Anzahl Programme, die ich als unverkauft zurückerhielt, war recht zerknüllt und schmutzig.

Meine Vermutung, ob dies nicht etwa schon gebrauchte Programme wären, bewirkte einen eisigen Protest.

Später, im Freundeskreis, erzählte man mir erst, daß schon zwei Tage nach Ankündigung des Liederabends der Saal ausverkauft gewesen wäre, so daß sich der Arrangeur gezwungen sah, aus seinen Visitenkarten noch A und B-Karten anzufertigen, um so noch mindestens zweihundert Personen den Eintritt zu ermöglichen.

Da gab es neben Nr. 50 noch eine Nr. 50A und Nr. 50B.

Bei der Abrechnung hatte ich mein in Wien gedrucktes Billet Nr. 50 als unverkauft zurückerhalten . . . .

Auch wollen einige Leute nach Schluß des Konzerts bemerkt haben, wie der Tüchtige alle im Saale liegengebliebenen Programme zusammenklaubte.

Am nächsten Morgen, vor der Abreise, nahm ich mir den Herrn vor teilte ihm feierlich mit, daß er solche Sachen mit mir nicht machen dürfe, denn, wenn ich auf dem Podium stehe, die „Verschwiegene Liebe" oder „Wie eiskalt ist dies Händchen" singe, zähle ich die Leute und addiere die in ihren Händen befindlichen Programme.

Sichtlich erstaunt über mein vielseitiges Gedächtnis gab er den „Irrtum" zu und bezahlte die Differenz.

Wir arbeiteten seither noch viele Jahre vertrauensvoll zusammen.

Ich schloß eine galizische Tournee mit einem gewissen Herrn Josef L. in Lemberg ab.

Bei Abschlüssen in Galizien ist es, mit sehr wenigen Ausnahmen, fast immer ratsam, sich das ganze Honorar mindestens 14 Tage vorher in einer Bank hinterlegen zu lassen.

Auch mit L. hatte ich ein ähnliches Abkommen getroffen.

Das für die beiden Städte Przemysl und Lemberg festgesetzte Honorar sollte drei Wochen vorher in Wien hinterlegt werden.

Die Frist für die Einzahlung kam, das Geld nicht. Ich telegragraphierte, daß ich anderweitig abschließen würde, wenn das Depot nicht einliefe.

Er bat um Verschiebung auf weitere acht Tage. Die acht Tage verstrichen, auch der neue Termin brachte kein Depot.

Ich sagte endgültig ab. Nun kamen täglich Bitt-Telegramme, ich solle ihm das nicht antun, solle bestimmt kommen, weil sonst seine Stellung als Konzertdirektor erschüttert würde und er sandte tausend Kronen. —

Ich sah den guten Willen und reiste ab.

In Przemysl gab es ein volles Haus, doch L. war nirgends zu sehen. In Lemberg erwartete er mich an der Bahn und versicherte mit tränenverschleierter Stimme, daß es mit dem Verkauf elend stehe.

Ich war sehr erstaunt, da doch die Konzerte in Lemberg all' die Jahre hindurch immer ausverkauft gewesen waren. Wie groß war erst meine Verblüffung, als ich aus dem Hotelfenster auf die Straße hinausschauend, sechs Männer erblickte, die auf Rücken und Brust Riesenplakate trugen mit der Aufschrift: „Slezak-Konzert Preise erniedrigt!" und gravitätisch im Gänsemarsch hintereinander gingen.

Wütend schickte ich sofort nach dem Mann.

Er kam und und sagte, er könne sich leider nicht anders helfen, er müsse trachten, die Billette um jeden Preis lozuschlagen. um noch zu retten, was noch zu retten sei, und bettelte so lange, bis ich ihm zweitausend Kronen nachließ, jedoch mit aller Entschiedenheit erklärte, das Hotel nicht eher zu verlassen, bevor der Rest nicht bezahlt wäre.

Eine Stunde später brachte er tausend Kronen.

Er hätte nicht mehr.

Dann ging er und brachte weitere fünfhundert Kronen.

Das wäre das Letzte.

Die Stunde des Konzerts rückte immer näher. — — Er stürzte ins Zimmer und schwor beim Seelenheil seiner ganzen Verwandtschaft

und dem Leben seiner Frau — er war unverheiratet — ich bekäme den Rest im Konzertsaal auf Heller und Pfennig ausbezahlt, ich möge nur hinfahren.

Ich bleibe fest.

Weitere fünfzig Kronen sind das Resultat.

Nun kam er mit einem Bürgen und brachte mir einen Wechsel mit mehreren Unterschriften.

Der Advokat, den ich zu Rate zog, überredete mich ins Konzert zu fahren.

Schluchzend legte L. noch fünfundvierzig Kronen auf den Tisch.

Ich stieg in den Wagen.

Im Konzertsaal eine erdrückende Fülle, alle Gänge der großen Philharmonie voll mit schimpfenden, aufgeregten Menschen, die ihre teuer bezahlten Sitze schon von anderen besetzt fanden, die diese ebenfalls teuer bezahlt hatten.

Ein wüstes Durcheinander.

Josef L. ist nicht zu finden.

Der Saalbesitzer erschien und klagte, er hätte die Saalmiete noch nicht bezahlt bekommen.

Endlich, es ist drei Viertel neun geworden, betrat ich das Podium.

Josef L. blieb verschwunden.

Am nächsten Tag erfuhr ich von meinem Anwalt, der inzwischen Nachforschungen hielt, daß der Saal schon vor meiner Ankunft nicht nur total ausverkauft war, sondern daß L. sogar einen großen Teil der Plätze doppelt verkauft hat.

Die Sandwichmänner mit den Plakaten — „Slezak-Konzert Preise erniedrigt" — ließ er nur vor meinem Fenster herumgehen, um mein Herz zu rühren und mich zu einer Ermäßigung des Honorars zu bewegen.

Als nun die Sandwichmänner zu allem Überfluß auch noch erschienen, um sich von mir das Geld für ihre Mühewaltung einzukassieren, wollte ich ihnen Josef's Wechsel geben.

Sie lehnten ab! —

AUS DEM TAGEBUCH

BISMARCKS FLUCH

In der Erklärung, die Bismarck in der Ministersitzung vom 17. März 1890 zur Begründung seines Entlassungsgesuchs abgab, kommen die Worte vor: „Ich freue mich, wenn ein König von Preußen selbst regieren will." Sie entsprechen dem, was der erste Kanzler stets als wichtigsten Leitsatz seines Programms verkündet hatte: Stärkung der monarchischen Gewalt in Preußen und im Reich. Bei den verschiedensten Gelegenheiten hat er auch in den letzten Monaten und Tagen seiner Regierungszeit, so erzählt er im dritten Bande, betont und hervorgehoben, daß die Festigung der Stellung des Königs von Preußen seit 1862 sein persönliches Werk sei. Ja, er geht so weit darin, daß er ohne fühlbare Ironie die verräterische Opposition, die ihm sein „Untergebener" und „adlatus", der Staatssekretär und Vizepräsident des Staatsministeriums von Bötticher machte, nach seiner „geschichtlichen Auffassung" als ein erfreuliches Symptom dieser Wiederherstellung der königlichen Macht bucht.

Wir lesen, der Kaiser habe die Bedenken Caprivis gegen die Übernahme der Kanzlerschaft mit den Worten beschwichtigt: „Seien Sie ohne Sorge, sie kochen alle mit Wasser, und ich werde die Verantwortlichkeit für die Geschäfte übernehmen". Wenn Bismarck diesem Bericht den Satz anfügt: „Hoffen wir, daß die nächste Generation die Frucht dieses königlichen Selbstvertrauens ernten werde", so erscheint uns Angehörigen der nächsten Generation diese Hoffnung als ein furchtbarer Fluch, den der Reichsgründer über Wilhelm, aber auch über uns ausgesprochen, die wir Wilhelm bis zum Ende ertragen haben. Er hat die Verantwortung übernommen, und wir haben es geduldet. Wir haben die Früchte geerntet, die sein königliches Selbstvertrauen und unsere Untertanenergebung gezeitigt haben.

Was nun aber den Sinn angeht, den Bismarck selbst in diesen Satz gelegt hat, so bedarf es keiner Rückbeziehung unserer Erfahrungen, und also einer unhistorischen gewaltsamen Interpretation, um festzustellen, daß er selbst die Undankbaren verfluchen wollte, die ihn ohne Widerspruch hatten davonjagen lassen Es war ihm ernst mit dieser „Hoffnung" auf ein fürchterliches Ende, dessen Herannahen er mit einer mathematisch zu nennenden Sicherheit vorausgesagt hat.

Um den Beweis zu führen, daß eine Regierung Wilhelm II. nur zum Verderben des Reichs ausschlagen kann, ist der dritte Band der „Gedanken und Erinnerungen" geschrieben. Dieses Buch ist ernst, ironielos, ja absichtlich trocken, knapp, ohne einen Gefühlsausbruch; eine Tatsachenaufzählung mit nur ganz konzentriert kurzen Werturteilen — dem Leser von heute aber klingt es wie eine fürchterliche Lache, die ein gewaltiger böser Geist irgendwo hinter Wolken aufschlägt. Ins ganz Triviale übersetzt, lautet sein Inhalt: „Da hast Du's!" oder „Hab ichs Dir nicht vorausgesagt!" Nur daß diese Schadenfreude etwas Übermenschhaftes, Teuflisches,

Titanisches hat, für das mir der adäquate Ausdruck fehlt, für das er wohl überhaupt schwer gefunden werden kann. Denn wo ist ein Beispiel, daß der Schöpfer eines Werks, wie es das deutsche Reich ist, Schadenfreude äußert, wenn dieses Werk wieder zerstört wird? Wir sind gewohnt, dies Gefühl als eine kleinliche Empfindung, gültig für kleine Dinge, anzusehen. Hier ist ein Mächtiger, Großer am Ausgang eines tatenreichen, eines von Entschlüssen erfüllten, Weltbewegung erzeugenden Lebens — und der Rest ist Schadenfreude. Das ist unerhört in der Geschichte der Völker.

Man setze mir nicht die Zeugnisse anderer entgegen, die Ersprießliches, Sanftes, Ausgleichendes aus den letzten Jahren des Kanzlers erzählen. Hier ist sein eigenes Zeugnis, das stärker spricht, hier ist die unmittelbarste Emanation seines Geistes, hier ist das Vermächtnis, das er dem deutschen Volk hinterlassen hat. Was enthält es? Die Schilderung der Eitelkeit, Überheblichkeit, Unbildung, Rohheit, Frivolität des Prinzen Wilhelm; die Feststellung der Undankbarkeit, Streberei, Gesinnungslosigkeit, Felonie der Minister; den Aufschrei über die Ungerechtigkeit, Falschheit, Brutalität, die bei seiner Entlassung angewendet wurden; den Beweis für die Unfähigkeit seines Nachfolgers Caprivi; die historische Charakter-Anamnese Kaiser Wilhelms, aus der die Unmöglichkeit seiner Änderung und Besserung hervorgeht; eine kurze Darlegung der Unüberlegtheit, Blindheit und Dummheit, von der die nächsten politischen Regierungshandlungen nach seinem Abgang bestimmt sind; schließlich die Begründung seiner Überzeugung, daß diese in Zukunft nicht besser sondern nur schlechter werden würden.

Welch ein Pamphlet ist dieses Buch! Man stelle sich vor, daß es bei dauerndem kaiserlichen Regime in die Öffentlichkeit geschleudert worden wäre — und von Bismarck stammte ja die Bestimmung nicht, der zufolge es erst nach Wilhelms Tod veröffentlicht werden sollte — man vergegenwärtige sich sein Erscheinen in einer politisch schwankenden, kampfreichen Periode der monarchischen Herrschaft und nicht erst nach deren Ende, welch eine Wirkung hätte es tun müssen! Der Nationalheld, der treueste Diener seines Herrn, der Hersteller Deutschlands tritt, in die Ewigkeit entrückt und also geheiligt, noch einmal aus der Gruft im Sachsenwald hervor und verkündet mit eherner Stimme: daß der Kaiser ein schurkischer und kindischer Mensch ist, verworfen und lächerlich zugleich. Man stelle sich vor: das Triumphgeschrei der Sozialisten: das Verzweiflungsgewimmer der Konervativ n; das Aufjauchzen der Pariser Presse; wie sich die Fronde aufbläht und die Revolution emporlodert. Das alles hat sich vor Bismarcks geistigem Auge abgespielt, als er das Manuskript Cotta übergab — und ein Autogramm hinzufügte: „Patrie inservienda consumor". Was für ein Mensch war das, der die Tat dieses Buches vollbringen und ihr den Hohn dieser Inschrift nachschicken konnte!

Gut, Wilhelm war der Feind, der ins Herz getroffen werden sollte. Aber viel-

leicht hatte es wirklich schon zu schlagen aufgehört, wenn der Schuß losging? Die Arbeit sollte ganz getan werden. Da ist ein Teil des Bandes, ein kleiner Passus nur, genannt „Vergleichende Charakteristik der Vorfahren". Da ist von jedem der Könige seit Friedrich I. ein Wörtchen gesagt, ganz sachlich und ruhig, und schon ist jedem der Schandfleck aufgebrannt. Höchstens daß Wilhelm I. geschont ist (dem an einer anderen Stelle Vernachlässigung seiner Pflicht infolge Weiberherrschaft nachgewiesen wird), sonst aber kommt keiner heil davon. Selbst Friedrich II., der „große" Friedrich heißt es da mit den Anführungsstrichen, wird schnell der Selbstüberschätzung und Literateneitelkeit überführt. (Von jedem der Fehler, Schwächen und Laster eines Vorfahren wird gesagt, daß Wilhelm sie geerbt hat.) Diese paar Seiten sind ein besonderes Kunstwerk des Schriftstellers Bismarck, aber von dem Menschen Bismarck sagen sie Unfaßbares aus.

Die Sensation, die dieses Buch bringen sollte und mußte, ist von der Weltgeschichte verdorben. Wäre es einer wirklichen Revolution, ohne die Erschöpfung des Krieges, zu Hilfe gekommen, so hätte es eine politische Wirkung getan, wie nie ein Buch zuvor. Aber sein Wert sollte doch nicht verloren sein. Die Auszüge und breiweichen „Referate", die davon in deutschen Zeitungen erschienen sind, sind allerdings zu nichts nütze. Eine harte Republik von entschlossenen Republikanern könnte es auch heute noch gut gebrauchen. Generationen von Schülern müßten mit ihm gefüttert und überfüttert werden, bis ihnen Bismarcks Vernichtungsurteil über Hohenzollern und Monarchie geläufig wäre, wie ein Zitat aus Schiller. Deutsche Republik, laß Dir dieses „Lehrmittel" nicht entgehen! „Die Achivi plectuntur sind nicht immer die unmittelbaren Zeitgenossen der fehlerhaften Handlungen", sagt Bismarck am Ende des dritten Bandes mit einem letzten Grinsen.

Rudolf Olden.

PROZESS WYNEKEN

In der letzten Nummer des „Tage-Buch" hat Herr Landgerichtspräsident Dr. Becker aus Rudolstadt sich als Berichterstatter über den Prozeß Wyneken versucht. Es konnte nicht ausbleiben, daß dieser einseitige Bericht des Richters und Berichters Widerspruch fand. Zuhörer, die widersprechen könnten, hat es ja nun nicht gegeben. Den einzigen überhaupt möglichen Protest sendet mir Herr Dr. Gustav Wyneken, das Opfer des richterlichen Berichters. Zu der schamhaften Bemerkung des Herrn Landgerichtspräsidenten Becker, das Begebnis mit dem 17jährigen Schüler sei unter Umständen erfolgt, deren öffentliche Wiedergabe der § 184 b StGB. verbiete, schreibt Dr. Wyneken klipp und klar: „Ich weiß nicht, welche Umstände hier gemeint sind; ich bin aber durchaus nicht der Meinung, daß irgend etwas von mir Zugegebenes nicht

öffentlich wiedergegeben werden könnte. Insbesondere habe ich keinerlei sexuelle Betätigung zugegeben und dieser Schüler hat sie auch nicht behauptet."

Herr Landgerichtsrat Becker hatte in seiner Erzählung behauptet, daß der 12jährige Schüler, der zum Kronzeugen gegen Wyneken gemacht wurde, seine Angaben nicht geändert habe. Auf diese Behauptung erwidert Herr Dr. Wyneken klipp und klar: „Doch: Er hat die Angaben gewechselt und zwar seit seiner Vernehmung durch die Lehrerschaft von Wickersdorf. Auf diese Vernehmung hat das Gericht freilich kein Gewicht gelegt. Ich wollte den 12jährigen Jungen nur einer bewußten Unwahrheit nicht zeihen, aber ich habe die Richtigkeit seiner Angaben niemals zugegeben."

Schließlich hat Herr Landgerichtspräsident Becker sich zu seiner Verteidigung einen Satz aus Wynekens Schrift „Eros" herausgesucht, in der sich Wyneken selbst gegen die rohe Ausfragerei auf sexuellem Gebiet vor den Ohren einer sensationslüsternen Menge wendet. Daraus glaubt Herr Landgerichtspräsident Becker das Recht ableiten zu dürfen, daß der Prozess hinter fest verriegelten Türen geführt wurde. Es ist richtig, daß Dr. Wyneken im Interesse von Wickersdorf und im Interesse der Schüler ursprünglich ein quälendes und plumpes Verfahren vermieden haben wollte. Aber er schreibt mit Recht: „Damit habe ich doch nicht gesagt, daß, wenn einmal verhandelt wird, die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden dürfe. Nie bin ich dieser Meinung gewesen."

FILM

DIE KLEINE MADY CHRISTIANS

Die kleine Mady Christians fängt nun auch langsam an, zu den Großen zu gehören. Sie ist nicht mehr nur hübsch und lieb, wie zu der Zeit, da sie im Bouillonkeller „Schall und Rauch" noch das Foxtrottmädel sang. Sie ist nicht mehr nur behend, ungezogen und ausgezogen, wie im „Mann ohne Namen", der ihr den Namen machte. Alles dies, Gott sei Dank, ist sie freilich noch immer. Aber darüber hinaus hat sie jetzt auch etwa in ihrem Innern entdeckt, wahrhaftig, eine Seele. Am Ende ist sie gar auf dem Wege zur Tragödin? Zu einer Tragödin, die auch Kind sein kann, zu einer Tragödin, die auch sehr vergnügt sein kann, voll Verhaltenheit und Schweben, Tiefe und Wurschtigkeit, Würde und Instinkt, Empfindung und Kapriole.

Sie spielt da in einem Film „Der Schicksalstag", einer losen Folge von fünf mittelmäßigen Szenen, kaleidoskophaft fünf Frauenrollen: ein schüchtern verliebtes Jungfräulein, ein Rasseweib aus der Tiefe, ein mondänes Rackerchen von Ehegattin, ein Malmädel, das sich hingegeben ihrem Meister opfert, und wieder das Jungfräulein, das nun Nonne ward. Einiges davon ist schwer vergeßbar. Wie der Arbeiterfratz, plötzlich in den Glanz gräflicher Protektion getaucht, im Handsome durch die grollende Genossenschaft von ehedem kutschiert und dabei eine Miene: „Nun grade! Ich bin ich!" aufsetzt, das ist köstlich. Wenn das stille, süße Kunstmädel zum Gifte greift, da werde ich zum kleinen Nähmädchen. Sparsamste Geste überall, überzeugend eben durch die Sparsamkeit. Eine Linie in der Durchführung

der Figuren, die sehr selten nur sich verwirrt und abschweift. Und zu alledem nun der Reiz heller Schlankheit und eines Gesichtchens, das rührt und belustigt zugleich! Ja, die kleine Mady ist wirklich auf dem Wege zur Größe! Ehe zwei Jahre vergangen sein werden, wird sie so populär sein, wie Lingners Odol. Sie war immer schon blond und lustig und biegsam und schön; das war schon sehr viel. Nun kann sie dazu auch noch schwermütig sein. Das wird ihr Deutschland zu Füßen legen. Denn so wird sie als echtbürtiger Sproß der Dynastie Porten legitimiert.

ls.

ANEKDOTEN

BUDAPESTER KRITIK

Der beste Theaterkritiker in Budapest war der Dichter A. B. Er hatte leider die Eigenschaft nicht länger als fünfzehn Minuten im Theater, eingesperrt auf seinem Parkettsitz, auszuhalten zu können.

Eines Tages fragte ich A. B.: „Wie können Sie denn da Kritiken schreiben? Sie laufen doch zu früh davon!" „Oh", erwiderte A. B., „in einer Viertelstunde sehe ich mehr als andere an einem Abend. Und dann sitzt doch mein Freund, der alte Leppmann, auf dem Sessel neben mir. Er kennt meinen Geschmack ganz genau. Er kommt nach Schluß zu mir ins Café und erzählt mir alles. Dann schreib ich".

Jetzt wüßt' ichs.

Drei Monate später traf ich A. B. wieder. Er hatte sein Amt niedergelegt.

„Warum schreiben sie keine Kritiken mehr?"

„Ach", sagte A. B. ganz traurig: „Kann nicht. Alter Leppmann ist gestorben!"

BEI GULBRANSSON

Zu Gulbransson tritt ein Freund mit den Worten: „Olaf, Du solltest doch nun ndlich mal eine Karrikatur von mir machen." „Warum denn", antwortet der, „das hat doch Dein Vater schon besorgt."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 43):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35. Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

HANS JAEGER

KRANKE LIEBE

Ein autobiographischer Roman

Aus dem norwegischen Privatdruck übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Niels Hoyer

Drei Bände



STIMMEN DER PRESSE:

Kasimir Edschmid in der „Frankfurter Zeitung“: Selten besitzt ein Buch soviel an widerstreitenden Beziehungen, soviel Weh in soviel Gepflegtem der Sprache, soviel erotische Wollust in soviel Tragödie, und soviel Menschlichkeit in einer unmöglichen Zeit. Man muß die ganze grobe Literatur des festländischen Naturalismus vor sich haben, um das dichterische Können zu bewundern, das hinter dem Schrei eines der gepeinigsten Menschen steckt. Daß ein Buch furchtbar und gleichzeitig süß, beispiellos roh in der Konfession und erschütternd, unheimlich geschrieen und zart geflüstert, beispiellos in dem persönlichen Bekenntnis in der ganzen Dichtung und gleichzeitig objektiv gegen das Schicksal sein kann, das ist hier.

Georg Kaiser: Ich muß sehr weit zurückdenken, um ähnliches Erlebnis zu rekonstruieren: mir tauchen die Tage meiner Lesung von „Goethes Werther“ auf — und sogleich weiß ich, daß mit Hans Jaegers Buch die größere Liebesgeschichte geschrieben ist.

Stefan Zweig im „Berliner Tageblatt“: Die Reihe der großen Dokumente, die halb der Wissenschaft und halb dem Seelenforscher gehören. — Nur wer den Mut der Aufrichtigkeit, die grenzlose Verachtung aller konventionellen und persönlichen Scham ohne moralische Vorbehalte zu würdigen weiß, wird es sogar lieben können, dies Buch eines tiefunglücklichen Menschen, dem die Tragik seines Schicksals zu groß war und der, um sich vor der geheimen Not seiner liebeskranken Seele zu retten, seine Qual in einem grellen Aufschrei mitten unter die Menschen warf.

PREIS DER DREI BÄNDE:

In Halbpergamin . . . . 100.— M.
Numerierte Ausgabe in 100 Exemplaren auf
bestem Papier in Halbleder . . . . 400.— M.



GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG, POTSDAM


EMIL HEINICKE A·G
BERLIN SW·KÖNIGGRÄTZERSTR. 72
FERNSPR·LÜTZOW 6297·6298·KURF. 4626·8158·6829
FABRIK: MARIENDORF
LADENBAU
INNENBAU
THEATER
KINOS ETC.
Verlangen Sie unser Album!


GROSSE VOLKSOPER BERLIN

BERNHARD BRUNO

WARUM GING RATHENAU?

Das Zwischengebiet des Wollens und Handelns ist bestimmt durch Ziele. Je mehr im Menschen die muthafte, freudige, impulsive Tendenz überwiegt, die am nächsten der Liebe benachbart ist, desto unmittelbarer geht sein Wollen und Tun auf die Sache, die er liebt und naturkräftig rückhaltlos betreibt, wie Atmen, Nähren und Schlafen. Dieser Mensch steht dem Erwachen der Seele am nächsten und, gleichviel auf welcher geistigen Stufe der Qual des Intellekts am Fernsten; er neigt zur Liebe, zur Entäußerung, zur Idee, zur Intuition und vor Allem zur furchtlosen Wahrheit. Sein Beruf ist Selbstzweck, er schafft um der Sache willen, ohne äußere Lockung. Sein Charakter ist Treue, Großmut, Unabhängigkeit, sein Benehmen Sicherheit, heitere Ruhe und Fertigkeit.

Walther Rathenau, Zur Mechanik des Geistes,
II. Band der Gesammelten Schriften, Seite 193.

Nie ist Walther Rathenau Vulgärdemokrat gewesen. Immer ist der sozial Gesinnte von den Anhängern und Nutznießern freier Wirtschaft mit Mißtrauen angesehen worden. Er war von Anfang an in die demokratische Partei schwer einzupassen, und die Petersen, Gothein, Kempner haben ihn auch nicht mit Freuden begrüßt, als er zögernd kam. Es ging nicht an, ihn abzuweisen, aber man stellte ihn in die sechsundzwanzigste Reihe. Kein Wahlkreis war für ihn da. Kein Reichstags-, kein Landtags-, kein Stadt-Mandat. Es gab für die Vulgärdemokraten wichtigere, vor allem verwandtere Naturen. Als er zur planvollen Durchorganisation der Wirtschaft riet und mahnte, stand der weißhaarig-eigensinnige Liberalismus ergrimmt wider ihn auf.

Nicht die Partei hat ihn dem Kanzler Wirth präsentiert. Nicht die Demokratie hat ihn zum Aufbauminister gemacht. Der Demokratie war er schnuppe. Sein Arbeitsprogramm ist nicht von der Partei beschlossen oder entworfen worden. Gottweiß, wann Rathenau zu dem Abkommen mit Loucheur gekommen wäre, wenn er vorher die Genehmigung der Partei-Instanzen hätte einholen müssen. Ebert und Wirth hatten den Wirtschaftsdenker Rathenau herangeholt, die demokratische Partei sah mit süßsaurem Gesichte zu. Er hat dem Ministerium Wirth mehr bedeutet als ein Ressortminister. Immer wieder hat der Reichskanzler von dem Ministerium Wirth-Rathenau gesprochen. Man kann heute ruhig feststellen, daß Rathenaus Einfluß weit über sein Ressort hinaus gegangen ist. Er hat an Wirth geglaubt, er sah in ihm das Material

zum schöpferischen Staatsmann, er fühlte, daß hier ein ungebrochener, frischer Wille, ein starker Charakter am Werke war. Als Erzberger ermordet wurde, da fühlte Rathenau die Kugeln durch die Luft schwirren. Das wüste Hetzlied:

> Schlagt ihn tot, den Rathenau,
> Schlagt sie tot, die Judensau

hat nicht nur auf Wirth gewirkt. Die Männer vom Stein, die ihre eiserne Stirn hinter dem eisernen Kreuz versteckten, mußten mit fester Hand angegriffen werden. Rathenau blieb im Hintergrund, aber er sagte Ja zu Wirths kräftigem Eingriff. Rathenaus Politik der Erfüllung hatte zur Voraussetzung einen Kanzler, der sich durch pathetische Deklamationen nicht verwirren ließ.

Das Abkommen mit Loucheur wurde unterschrieben. Rathenau hielt eine Rede, in der er diese erste Vereinbarung, die ohne Diktat zustande gekommen war, als einen Anfang pries. Aus Rathenaus Kreis ist immer wieder gesagt worden, daß während der Verhandlung mit Frankreich die Fäden nach England nie zerrissen worden seien. Im Gegenteil: Auf dem Horizont tauchte der Plan eines Abkommens mit England auf, Sachleistungen, die das arbeitende Deutschland im Osten verrichten sollte, auf Englands Rechnung. Die Engländer zögerten, aber sie sagten nicht nein. Rathenau stand mitten in der Arbeit. Da warfen die Demokraten den Kanzler. Nach dem schlesischen Diktat wirkte Helfferich nicht nur in der benachbarten Volkspartei, sondern bis tief in die Demokratie. Die natürliche Konsequenz wäre ein Ministerium Hergt—Heim—Spahn—Stinnes—Stresemann gewesen. Kurz vor seinem Tode hat Erzberger dieses Ministerium Helfferichs herbeigewünscht. Es müßte, meinte er, einmal gewagt werden, am besten mit dem neuen Steuerbukett. Die nationalen Pathetiker müßten einmal, sei es auf Kosten der Nation, zu einer Politik der Verantwortlichkeit gezwungen werden. Doch der Einsatz zu diesem Spiel schien Ebert zu hoch und auch der Reichstag war zu deutsch, zu gewissenhaft, dies Experiment zu riskieren. So kam Wirth wieder.

Jedermann glaubte, Rathenau werde an Wirths Seite zurückkehren. Auch die Demokraten hätten nicht den Mut gehabt, Rathenau zu hindern. Mit voller Absicht ist an die Mitglieder der Fraktion, nicht der Partei die Bitte gerichtet worden, dem Ministerium Wirth fernzubleiben. Niemand im Reichstag dachte daran, daß Rathenau sich beiseite stellen werde. Da entdeckte Rathenau plötzlich seine nie sehr innige Verwachsenheit mit der demokratischen Partei. Sein Gehorsam, mit dem er einem

gar nicht ausgesprochenen Befehl folgte, wirkte verblüffend. In der „Vossischen Zeitung" fragte ein Freund Rathenaus, ob Mancher nicht an seiner Treue zweifeln müsse, und der Zweifel wurde vom „Vorwärts" übernommen. Unzweifelhaft hätte Rathenau, den die Partei nicht ins Amt gesetzt und also auch nicht abzusetzen hatte, seine Aufgabe weiterführen können. Wirth ließ, mit einem hoffenden Blick, noch immer gläubig, das Ministerium für Wiederaufbau unbesetzt. Wie schwer verständlich Rathenaus Absentierung auch dem einfachen Bürger erscheint, das hat der Aufbauminister unlängst in einer großen Versammlung in Frankfurt erfahren, wo ein beherzter Zwischenrufer Rathenau mitten in der Rede unterbrach: „Warum haben Sie Ihren Posten nicht wieder eingenommen?" Rathenau erwiderte wie ein geübter Parteidemokrat, Geßlers Eintritt sei wichtiger gewesen. (Beiläufig: Ist es wahr, daß General Seeckt den Eintritt Geßlers erzwang, indem er verblümt mit einem Streik der Reichswehr drohte?) Außerdem deutete Rathenau noch einen zweiten persönlichen Grund an, über den er noch nicht sprechen könne. Schade, Rathenau sollte jetzt nicht einsilbig sein! . . . . Seine Antwort auf den Zwischenruf hat in Frankfurt nicht befriedigt. Das konnte Rathenau anderen Tags schwarz auf weiß lesen. In dem gelesensten Blatt Frankfurts frug ein Anonymus, der nicht der erste Beste sein kann, am nächsten Tag: „Sie setzen sich bei Ihren besten Freunden einer grenzenlosen moralischen Gefahr aus. Man wird sagen: Rathenau benutzt die Gelegenheit, sich der Durchführung seines Wiesbadener Abkommens zu entziehen. Er verzweifelt selbst daran, es durchführen zu können, will aber sein Fiasko nicht eingestehen . . . . Ich brauche nicht zu sagen, welche wirtschaftlich-finanzielle Tatsachen selbst grundsätzliche Anhänger des Gedankens, daß wir sogar mit Opfern die Gold- in Sachleistungen umzuwandeln bestrebt sein müssen — welche Tatsachen sie an der Erträglichkeit gerade Ihres Abkommens mit Loucheur immer stärker zweifeln ließen. Je mehr man sich damit beschäftigt, das wissen Sie, umso heftiger wurde allgemein das Grauen; umso ängstlicher frug man sich, ob dies Abkommen nicht, Alles in Allem genommen, unsere Lasten eher erschwere als erleichtere. Ihr Ansehen, Walther Rathenau, allein war es, das aus den Zweifeln noch nicht festes Urteil werden ließ."

Inzwischen hat Rathenau sich von den Herren seines herrenlosen Ministeriums verabschiedet. Das Amt, für seine Aufgabe, seine Person zugeschnitten, wird sehr schwer zu besetzen sein. Hier ist eine historische Aufgabe plötzlich aus noch nicht enthüllten Gründen im Stiche gelassen worden.

Rathenau hat in Mannheim und Frankfurt gesagt, man rede immer von fehlenden Führern. Sie seien schon da, aber unsere Augen sehen sie nicht. Wirth sei ein solcher Führer. Der Stärkste unter den letzten Reichskanzlern ..... Viel freundliche Worte, viel gute Gesinnung. Aber der Zwischenrufer will nicht schweigen: Wenn Wirth der stärkste Führer ist, warum verläßt ihn dann sein nächster Mitarbeiter? Rathenau dürfte jetzt nicht einsilbig sein!

WALTHER FEDERN

RETTUNGSVERSUCH FÜR ÖSTERREICH

Deutschösterreich hat einen neuen Finanzminister, es hat sogar deren zwei. Der eine, der offizielle, ist einer der jüngeren Führer der herrschenden Christlichsozialen Partei, Professor der Nationalökonomie in Graz, Dr. Alfred Gürtler, der andere ist Dr. Wilhelm Rosenberg ein angesehener Advokat, Generalrat der Anglo-österreichischen Bank, für welche er eben jetzt die schwierigen Verhandlungen wegen Umgründung in eine englische Bank mit dem Gouverneur der Bank von England zu erfolgreichem Ende geführt hat. Er war seit langem der Kandidat des Bundespräsidenten Dr. Michael Hainisch, der zwar keine Macht hat — die Bundesverfassung verleiht ihm überhaupt nur repräsentative Funktionen — aber dank der allgemeinen Hochschätzung und Sympathie, die er mit Recht genießt, großen Einfluß bei den Parteiführern besitzt. Aber es gelang ihm nicht, seinen Kandidaten durchzusetzen. So wie Dr. Hainisch, zählt auch Dr. Rosenberg zu unseren besten Männern. Ungewöhnliches Wissen, praktische Erfahrung, Lauterkeit des Charakters, strengste Sachlichkeit, Fehlen jeder persönlichen Interessiertheit und jedes Ehrgeizes — als Generalrat der Bank hat er nie Tantiemen bezogen, er ist nur eingesprungen, weil die Bank ihn während der Krankheit und nach dem Tode ihres Präsidenten Dr. Landsberger gebraucht hat — in diesen seltenen Eigenschaften begegnen sich beide Männer. Aber Dr. Rosenberg hat einen unheilbaren Fehler: er ist Jude. Die Führer hätten sich über den Makel hinweggesetzt, der Präsident der Großdeutschen, die den Arier-Paragraphen in ihrem Programm haben, haben ihm selbst das Portefeuille angeboten, aber die

Mitglieder fürchteten die Wähler, und da die Bundesminister vom Nationalrat gewählt werden, war es nicht zu machen. Auch die Wahl zum Staatssekretär war nicht durchzusetzen. Eine amtliche Stellung wollte Dr. Rosenberg nur bekleiden, wenn er durch Wahl sich den nötigen Rückhalt im Nationalrat gesichert hätte. Und so stellt er sich einfach als Privatmann dem Finanzministerium zur Verfügung, wie er es bisher der Anglobank getan hat, und arbeitet von früh bis spät an der Sanierung der deutschösterreichischen Finanzen, ohne andere Stütze als sein theoretisches und praktisches Wissen, seine Liebenswürdigkeit und seine große Rednergabe. Wie er mit seinem Minister zusammenarbeiten wird, das wird sich erst zeigen. Der Volksmund sagt, daß die Einrichtung ganz gut sei: Hat die Regierung Erfolg, so wird der christlichsoziale Minister die Ehren einheimsen, geht es schlecht, so wird es heißen, der Jud ist schuld. Vorläufig vertragen sich die beiden Männer sehr gut. Auch das ist merkwürdig in diesem eigenartigen Bund, denn Dr. Rosenberg ist unbedingter Anhänger der freien Wirtschaft, Gegner jeder wirtschaftliches Zwangsmaßnahme und die Christlichsozialen waren ja immer Gegner der freien Wirtschaft. Erst in der Nachkriegszeit sind sie aus Feindschaft gegen die Sozialdemokraten für die freie Wirtschaft. Im übrigen ist Dr. Gürtler auch ein sehr begabter, kluger und unterrichteter Mensch, und wie es sich für einen Parteiführer geziemt, frei von jeder Hemmung der Überzeugung. Und so mag alles zum Besten eingerichtet sein. Aber es besteht eine große Gefahr. Dr. Rosenberg ist aus Temperament und wirtschaftlicher Überzeugung ein unentwegter Optimist, Dr. Gürtler dürfte es mehr aus Oberflächlichkeit und Zweckmäßigkeitsgründen sein, denn wie hätte er sonst das Finanzportefeuille anstreben können. Und so haben sie denn einen Finanzplan aufgestellt, der eine radikale Operation vorsieht, solcher Art, wie sie ein Chirurg nur unternehmen wird, wenn er entweder ganz überzeugt, daß sie gelingen muß, oder wenn er sich sagt, dem Patienten ist auf keinem anderen Wege zu helfen, vielleicht gelingt das Heilungswunder dieses tiefen Schnitts. Dr. Rosenberg ist überzeugt von dem Erfolg und er glaubt, daß das Übel auf keinem anderen Wege zu heilen ist. Die Bevölkerung ist der entgegengesetzten Ansicht, sie glaubt nicht an das Heilungswunder, sie hält den Patienten für unrettbar verloren. Und das ist schlimm! denn Wunderkuren haben zur Voraussetzung, daß der Patient an sie glaubt. Der Patient kann sterben, bevor das chirurgische Messer überhaupt angesetzt ist. Während der Finanzminister den Finanzplan vorbereitet, macht das Übel reißende Fortschritte.

Dr. Rosenberg argumentiert, es geht uns gar nicht so schlecht wie Wechselkurse, Teuerung und Defizit anzusagen scheinen. Während vor zwei Jahren noch größte Warennot herrschte und die Fabriken stillstanden, haben wir jetzt überall gefüllte Lager, vollbeschäftigte Fabriken, keine Arbeitslosen. Eine blühende Volkswirtschaft muß sich selbst erhalten können, krank ist nur die Staatswirtschaft. Sie ist es, weil sie das Brot zu einem Bruchteil der Selbstkosten abgibt und weil sie bei ihren Betrieben, den Eisenbahnen, der Post usw. Milliarden daraufzahlt. Daß der Staat für jedermann einen erheblichen Teil der Ausgaben aus seiner Tasche bezahlt, korrumpiert die Bevölkerung. Keiner schränkt sich ein, was ihnen der Staat beim Brot schenkt, das geben sie in Wein, Schokolade und Tabak aus. Nur wenn jeder sein Brot selbst bezahlen muß, wird er am Überflüssigen sparen, es wird weniger eingeführt werden und mehr für den Export frei sein. Es wird auch mehr gearbeitet werden und so wird das Defizit unserer Handelsbilanz beseitigt werden.

Die Gegner seines Finanzplanes sagen, das ist alles richtig, aber so einfach liegt die Sache nicht! Auch wenn wir unseren Produktionsapparat voll ausnützen, bleibt noch ein gewaltiges Defizit der Handelsbilanz, dessen Beseitigung erst nach einer viele Jahre und ungeheure Kapitalien erfordernden Ausgestaltung des Produktionsapparates möglich ist. Kapital fehlt uns vor allem und wir haben seit sieben Jahren vom Kapital gezehrt. Die Einen, indem sie ihre Fabriken nur notdürftig erhalten, veraltete Maschinen nicht ausgewechselt haben, die Anderen, indem sie ihre Einrichtungsgegenstände, ihre Kleider abgenützt und abgetragen und nicht erneuert haben, die ganze Volkswirtschaft auch dadurch, daß wir unsere alten Bestände an Wertpapieren, vor allem unsere Anteile an Unternehmungen der heutigen Nachfolgestaaten exportiert und uns überdies in ungeheurem Maße an das Ausland verschuldet haben. Und wenn unsere Industrie von der Weltkrise nahezu unberührt erscheint, so dankt sie es eben den niedrigen Löhnen, die sie infolge der Nahrungsmittelzuschüsse des Staates zahlt, und der ständig fallenden Valuta. Und auch dieser Export ist ein freilich unvermeidlicher Kapitalsverlust, weil er tief unter den Weltmarktpreisen erfolgt, während wir die Einfuhr zu diesen kaufen müssen, und in dem Augenblick, wo für die Lebensmittel Weltmarktpreise gezahlt werden, hört diese Exportkonjunktur auf, bricht die furchtbarste Absatzkrise herein mit schwersten sozialen Kämpfen. Die Industrie wird nicht in der Lage sein, wie es Dr. Rosenberg auf Grund seiner Kenntnis der ungeheuren Gewinne der Industrien für möglich hält und verlangt, in der Übergangszeit die er-

höhten Lebensmittelkosten den Arbeitern und Angestellten durch Lohnzuschüsse zu ersetzen. Den Ausbruch der industriellen Krise bestreitet auch Dr. Rosenberg nicht, aber über ihr Ausmaß denkt er optimistisch.

Seine Gegner halten es auch nicht für möglich, das Defizit des Staatshaushaltes auf die angezeigte Weise zu beseitigen. Denn einen Großteil der Ersparnisse an den Lebensmittelzuschüssen — sie betragen bei den augenblicklichen Wechselkursen etwa 70 Milliarden Kronen bei einem Gesamtdefizit von 150 Milliarden — wird der Staat in höheren Beamtengehalten und Sachpreisen und Unterstützungen ausgeben müssen, und daß durch Tariferhöhungen das Defizit der Eisenbahnen und anderer Betriebe nicht zu beseitigen ist, das beweisen alle Erfahrungen der letzten Jahre.

Über diese und andere wichtige Fragen geht der Streit nicht in der Tagespresse, denn diese hält meisterhaft Disziplin, um das Vertrauen in das Gelingen des Finanzplanes nicht zu stören, aber das Vertrauen will sich doch nicht einstellen. Täglich steigen die Devisenkurse, täglich die Aktienkurse, denn jeder will die Kronen los sein, an die er nicht mehr glaubt und in fremde Valuten und Anteile an Sachwerten verhandeln. Die Aktienkurse unter K 10.000 gehören schon zu den Seltenheiten im Kursblatt und seit einigen Tagen mehren sich die sechsstelligen Zahlen darin. Und die Devisenpreise werden immer phantastischer. Anfangs Oktober hat man für einen schweizer Francs K 463 gezahlt, heute sind es schon K 805, für eine tschechoslowakische Krone hat man vor einem Monat K 27 3/4 gezahlt, heute K 41 1/2, selbst der Sturz der Reichsmark auf dem Weltmarkte hat nicht verhindert, daß sie sich gegenüber der Krone weiter von K 21 auf K 24 gebessert hat. Dieses Steigen der Devisenkurse hat aber Teuerungsexcesse zur Folge, die an russische Zustände gemahnen. Ein Kilogramm Kartoffel kostet K 64, ein Kilogramm Rindfleisch K 200, Fett über K 1000, ein Kilogramm Kraut K 42, ein Kohlkopf K 30, ein Kilogramm Zwiebel K 120 usw. Nun wird der Zuckerpreis von K 182 auf 336 erhöht, eine Tramwayfahrt, die erst vor einer Woche von K 10 auf K 16 erhöht worden ist, soll gleich den Gas- und Strompreisen neuerlich verteuert werden. Die von der statistischen Zentralkommission errechneten Indexziffern des Nahrungsmittelaufwandes pro Kopf sind, den Stand von 1. Jänner mit K 100 angenommen, von Mitte September auf Mitte Oktober von 215 auf 333 gestiegen und da sind die gewaltigen Preissteigerungen der letzten Wochen noch gar nicht berücksichtigt. Daß die Löhne und Gehalte daher seit Monatsfrist im Durchschnitt wohl nahezu verdoppelt

werden müßten, ist nicht erstaunlich und dabei hinken sie gewiß zumeist den Preissteigerungen nach. Wie mögen die Hunderttausende leben, die ihr Einkommen gar nicht, oder nicht entsprechend erhöhen können! Und dabei kostet das Brot vorläufig noch K 34 pro Laib, und wenn die Staatszuschüsse beseitigt werden, wird es bei den gegenwärtigen Devisenpreisen mit einem Schlage weit über K 350 kosten. Es ist begreiflich, daß man daran nicht glauben kann, daß man eine solche Umwälzung aller Lebensverhältnisse für undurchführbar hält, daß man fürchtet, der enkräftete Patient werde unter dem Messer des Chirurgen dahinsterben. Freilich, wenn bis dahin die Devisenpreise auf die Hälfte zurückgehen würden, dann würden sich auch die Brotpreise nur halb so hoch stellen, und alle anderen Preise könnten entsprechend zurückgehen. Aber das hat eben das Vertrauen zu dem Gelingen des Finanzplanes zur Voraussetzung. Nur dann würden die gehamsterten Devisen herauskommen, die Spekulation würde abrüsten, die geplante innere Anleihe würde gezeichnet werden, ausländische Kredite würden reichlich gewährt werden, die Notenpresse müßte nicht mehr für staatliche Zwecke in Anspruch genommen werden. Auch dann wäre das Problem schwer genug, denn bei einem Rückgang der Devisenpreise ist die Gefahr der industriellen Krise um so größer, aber immerhin, es wäre eher Aussicht auf das Gelingen der Eisenbartkur, die der liebenswürdige Dr. Rosenberg mit der österreichischen Volkswirtschaft vor hat. Vielleicht helfen die Völkerbundkredite, wenn sie rechtzeitig eintreffen. Aber jedesfalls, die nächsten Wochen sind entscheidend für Deutschösterreichs Zukunft. Werden wir weiter dahinsiechen wie bisher, immer tiefer in dem Elend der Inflation und Geldentwertung versinken, werden die Rettungsversuche mit der Katastrophe enden, oder werden wir wirklich auf den Weg der Gesundung gelangen? Das neue Jahr wird die Antwort bringen. Aber der Gedanke ist fürchterlich, daß das Leben von 6 Millionen von der Entschließung einer Stunde abhängt, davon, ob der Optimismus eines gewiß ausgezeichneten Mannes berechtigt ist oder nicht.

Albert Ballin sah mit den klarsten Augen das Unheil, das nicht aufzuhalten war. Er hat für sein Teil alles versucht, um dem Kaiser die Augen zu öffnen. Das wird aus seinen Tagebüchern ganz deutlich werden, die Bernhard Huldermann, Direktor der Hamburg-Amerika Linie in der zweiten Novemberhälfte bei Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. herausgibt. (Preis in Halbleinen 65 Mark). Nie ist Ballin Uboot-gläubig gewesen, immer hatte er das Auge auf die psychische Wirkung des allzulangen Krieges gerichtet. Einen Versuch, die Umgebung des Kaisers und also den Kaiser selbst aufzuklären, stellte der folgende Brief an den Chef des Zivilkabinetts dar, er ist den angekündigten Ballin-Memoiren entnommen.

4. April 1917.

„Hochverehrte Exzellenz. Die innere Lage in unserem Vaterlande macht mir große Sorge. Deshalb wende ich mich an Euere Exzellenz mit diesem vertraulichen Briefe.

Ich bezweifle keinen Augenblick, daß von zuständiger Stelle alles geschieht, um die Situtation, wie sie sich in Rußland herausgebildet hat, für uns zu nützen. Diese russische Revolution gibt uns vielleicht die Möglichkeit, diesen Weltkrieg zu beenden und relativ günstige Friedensbedingungen durchzusetzen.

Die deutsche Leistung in diesem Kriege ist märchenhaft. Wenn man einen Blick auf die Landkarte wirft und sieht das kleine Deutschland, das jetzt gegen die ganze Welt kämpft — denn auch die paar kleinen, noch neutralen Staaten sind nicht unsere Freunde —, so ist das alles ein großes Heldengedicht. Aber im Innern wird die Lage von Tag zu Tag unerfreulicher.

Wenn wir gezwungen sind, die Brotration noch weiter heruntersetzen zu müssen, so werden Sie sich darüber klar sein, daß eine völlige Unterernährung der breiten Schichten Platz greift. Dabei soll es in Österreich noch schlimmer aussehen und, wie mir scheint, wird es vielleicht notwendig sein, Österreich von unseren Beständen etwas abzugeben.

Die Rede des Reichskanzlers im Abgeordnetenhause erschien auf den ersten Blick etwas zu groß angelegt, aber als nach einigen Tagen die Nachricht von der russischen Revolution kam, da war diese Rede doch wie eine Fügung Gottes, denn nach Bekanntwerden dieser Revolution hätte der Kanzler sie nicht mehr halten können, ohne den Verdacht zu erwecken, daß die russischen Ereignisse ihren Schatten in das preußische Parlament werfen. Leider hat man dieses glückliche Ereignis nicht verfolgt. Der Kanzler hat im Gegenteil nach dem Husarenritt im Abgeordnetenhause jetzt im Reichstage den Rückzug angetreten und dadurch den Eindruck geschaffen, daß die Stimmungen und Strömungen bei uns widerspruchsvoll sind und durcheinander wirbeln. Man hat

bisher den Patriotismus hochgehalten trotz knurrenden Magens und kalter Stuben, indem man von der Wahlreform sprach, die kommen würde, und es wäre so einfach gewesen, dieses Versprechen zu unterstreichen und lediglich darauf hinzuweisen, daß während des Krieges doch zu viel auf dem Spiele stände und zu viel zu tun wäre, als daß man noch während dieser Zeit die sorgsame Ausarbeitung dieser großen Vorlage erwarten könne.

Wenn man dagegen aber das Fideikommißgesetz einbringt und gleichzeitig ansagt, daß die polnischen Gesetze aufgehoben werden sollen dann kann man eine solche Hinausschiebung nicht mehr rechtfertigen.

Es sieht fast aus, als ob man die Zeichen der Zeit nicht verstände. Es wird der Regierung mit dem preußischen Wahlrecht ebenso gehen, wie es einst ging mit den sybillinischen Büchern: Sie werden immer teurer, je länger man zögert, sie zu erwerben. Heute würde man mit einem Pluralwahlrecht noch sehr gut durchkommen. Wenn der Krieg aber zu Ende ist, und die Sozialdemokratie ihre Leute demobilisiert, und eines abends 10000 Mann, geschmückt mit eisernen Kreuzen, in großen Demonstrationen auftreten läßt, so ist kein Halten mehr. Man sagt mir zwar, im Zeitalter des Maschinengewehrs gebe es keine Revolutionen. Ich glaube nicht daran; ich glaube es noch weniger, seit wir die Ereignisse in Petersburg kennen. Daß das regierende Haus, und noch dazu in Rußland, so sang- und klanglos, ohne daß ein Großfürst oder ein Soldat die Hand aufhebt, verschwindet, gibt doch viel zu denken.

Verzeihen Sie, daß ich mit diesem sehr offenherzigen Schreiben mich an Sie wende, aber ich halte es für meine Pflicht und Schuldigkeit, Ihnen, hochverehrte Exzellenz, das einmal auszusprechen."

Im Mai 1917 machte Ballin, einer Einladung der Obersten Heeresleitung folgend, einen Besuch im Hauptquartier, und fand dort eine starke Stimmung gegen den Kanzler. Auch den Kaiser sah er und bemerkt darüber in seinen Aufzeichnungen:

„Ich habe mit dem Kaiser nach der sehr kurzen und kriegsgemäßen Mahlzeit mehrere Stunden allein gesprochen und fand ihn, meiner Ansicht nach, in einer viel zu optimistischen Stimmung. Er sowohl wie Ludendorff setzen meines Erachtens gar zu große Hoffnungen auf den Erfolg des Ubootkrieges; sie übersehen, daß wir uns die ganze Welt zum Feinde machen, und daß, solange wir nicht Munitionsschiffe und die Schiffe, welche die Holzladungen nach England tragen, abschießen können, die Aussicht, welche die Herren eröffnen, nämlich, daß im Juli die Engländer auf den Knieen liegen, mindestens sehr übertrieben optimistisch ist."

Deklassierung der kleinen Kundschaft

Die Berliner Handelsgesellschaft war die erste Großbank, die den Mut zur Aufrichtigkeit besaß. Sie erklärte schon vor einiger Zeit, daß sie Effektenaufträge bis zu nom. 3000 Mark nur noch unter praktisch prohibitiven Bedingungen übernehmen werde. Sie erklärte implicite: die kleinen Kunden sind mir Wurst!

Das Frankfurter Bankhaus Speyer-Elissen, auch kein einflußloses Unternehmen, geht jetzt noch weiter. Es nimmt nur noch Aufträge von mindestens 5000 Mark Nennwert an. Was darunter bleibt, wird bedingungslos abgelehnt; sogar Zusammenrechnung von Ordres auf verschiedenartige Wertgattungen wird refüsiert. 5000 Mark Nennwert, was ist das kursgemäß? In Kriegsanleihe allerdings nur 3500 Mark. In Deutscher Bank aber schon 35000. In Phönix, vorerst, gar 75000. (Bis diese Zeilen gedruckt sind, vielleicht noch einige Tausend mehr.) Diese Firma, die noch aufrichtiger und noch großzügiger ist als Carl Fürstenberg, erklärt also schlichtweg, daß Geschäfte von weniger als 75000 Mark sie nicht mehr interessieren. Sehe jeder, wie er's treibe, sehe jeder, wo er bleibe: sie treibt's en gros und der Schlucker bleibe ihr vom Halse.

Das Beispiel mag Schule machen, denn man ist vielerorts der Bagatellen längst ebenso überdrüssig und hat für's erste nur das Odium gescheut. Nun aber ist die Bresche gelegt und Nachfolger werden sich finden. Sie werden seufzen: unabänderliche Konsequenz der Überlastung. Sie werden sogar volkswirtschaftlich kommen: Abdämmung der gefährlichen Spekulationsleidenschaft. Aber das alles wird dem kleinen Mann die ätzende Pille nur wenig versüßen.

Ihm wird eine soziale Ohrfeige verabreicht, die ihn gerade in dieser Zeit sozialer Hochspannung besonders empfindlich treffen muß. Wenn es Methode würde, würde ihm das einzige, was ihn noch ein bißchen über Wasser hält, wesentlich erschwert. Es ist sehr leicht, gegen die kleine Spekulation zu wettern; aber es ist sehr schwer, manchen Leuten zu sagen, wovon sie ohne Spekulation leben sollten; es ist sehr schwer, ihnen ihre Pflicht begreiflich zu machen, mit Notengeld oder Rentenpapieren ins Bodenlose zu versinken, während die Großen Geld und Renten konsequent in lustig aufwärts klimmende „Sachwert"-Titel verwandeln; es ist sehr schwer, ihnen glaubhaft zu beweisen, daß die große Jagd minder zerrüttend sei als die kleine! Und niemand wird

ihm über das Ressentiment hinweghelfen, von den Banken, die sich ehedem doch mächtig um ihn bemühten, jetzt ebenso behandelt zu werden, wie er vom Butterhändler und Fleischer in schlimmsten Blockadezeiten behandelt wurde.

Ein gefährlicher Weg wird hier eingeschlagen. Die kleine Kundschaft wird mit Gewalt zu Winkelfirmen getrieben, die nicht immer ein Höchstmaß von Zuverlässigkeit repräsentieren. Ein weiterer Anreiz zur Neuetablierung solch kleiner Unternehmungen, die bei Rückkehr zu einiger Normalität großenteils zum Tode verurteilt sind, wird geschaffen. Und ohne daß der Spekulationsleidenschaft (die in vielen Fällen ein Spekulationszwang ist) im mindesten Abbruch getan würde, wird im Endeffekt der wilde Handel, der Markt der unnotierten Werte begünstigt. Gefahren, denen die Großbanken, selbst wenn es ihnen Beschwerlichkeiten auferlegt, nicht einfach Tür und Tor öffnen dürften.

Denn die großen Banken sind trotz ihrer juristischen Stellung als Privatunternehmen psychologisch immer mehr in die Rolle öffentlich rechtlicher Körperschaften hineingewachsen. Ihre finanzpolitische Verantwortung der Allgemeinheit gegenüber ist größer als die produktionspolitische Verantwortung eines Hosenträgerfabrikanten. Und wenn sie der kleinen Kundschaft den Dienst verweigern, so mutet das nicht viel anders an (und ist im Wesen auch nichts anderes!) als wenn die Zivilgerichte, die ja ebenfalls überlastet sind, in allen Streitfällen unter 75000 Mark plötzlich die Rechtshilfe ablehnten.

Die Einkommennivellierung

Die Reichsregierung hat einen neuen Besoldungstarif ausgearbeitet und legt ihn dem Parlament vor. Einzelheiten aller Art sind schon öffentlich erörtert worden. Hier soll ein Thema angeschnitten werden das besonderer Aufmerksamkeit wert ist: die Relation der höheren zu den niederen Einkommen.

Die höheren Einkommen sollen diesmal prozentual stärker vermehrt werden als die niederen. Aber nur ein schwacher Ausgleich der bisher stets angewandten umgekehrten Methode wird erreicht. Im Vergleich zur Friedenszeit ist für die oberste Gehaltsgruppe auch im neuen Tarif nur eine Steigerung von 500 Prozent vorgesehen, gegen rund 1400 in der untersten. Ganz allgemein zeigt sich: je höher die Rangklasse, umso geringer die Einkommensvermehrung. Es ist der typische Zustand aller Berufsgattungen, die nicht unmittelbar mit Handel und Industrie verknüpft sind, hier aber wird er bedeutungsvoller, weil er von autoritativster Stelle, vom Reiche selbst, sanktioniert wird. Und aufreizender,

weil er sich an den nüchternen Zahlen einer allgemeingültigen Skala ohne jede Vertuschungsmöglichkeit ablesen läßt.

Man mag einwenden, daß die Spanne zwischen hoch und nieder in Friedenszeiten zu groß gewesen sei; tatsächlich stimmt das nicht, denn die höheren deutschen Beamten waren erweislich viel schlechter gestellt als ihre Kollegen in den meisten anderen Ländern: aber selbst wenn es wahr wäre, ginge dies Maß der Angleichung (20 000 Mark für einen Eisenbahnschaffner, 45000 für einen Regierungsrat bei entsprechend höherer Steuer) sicher zu weit. Selbst angesichts der elenden Finanzlage! Das Reich soll weniger hohe und mittlere Beamte haben, weniger Beamte überhaupt (immer noch gibt es viel zu viel kriegsgezüchtete Ämter und in den Ämtern viel zu viel kriegsgezüchtete Beamte), aber die, die es unbedingt braucht, soll es vernünftig bezahlen. Um der Beamten selbst willen, die nicht immer tiefer in ihrer Lebenshaltung heruntersinken dürfen. Darüber hinaus aber auch im allereigensten Interesse, im Interesse der Integrität und Auslese seiner Funktionäre.

Die Beamtenschaft, und gerade die höhere, soll der Versuchung, sich Nebeneinnahmen zu verschaffen (eine Versuchung, die fortgesetzt an sie herantritt) besser gepanzert gegenüberstehen können als bisher. Das höhere Reichsamt soll „allen Tüchtigen" geöffnet sein, nicht aber immer mehr zu einem Reservat für Leute werden, die „etwas zuzusetzen" haben. Es soll eine gewisse Sicherheit dagegen geschaffen sein, daß nicht gerade die besten Köpfe, sobald sie sich als solche erwiesen haben, sofort von der splendideren Industrie weggeholt werden. Und es soll ein Anreiz bestehen, in die höhere Klasse aufzustreben, nicht aber jene Gleichgültigkeit, die naturnotwendig dann eintreten muß, wenn nur eine relativ geringfügige, durch vermehrte Steuerpflicht teilweise sogar wieder wettgemachte Einkommensverbesserung winkt.

Überall in der Welt ist das anerkannt. In Sowjetrußland, in dem ursprünglich prinzipielle Einkommensnivellierung versucht wurde, sollen heute wieder ganz außerordentliche Abstufungen eingeführt sein. Von den hochkapitalistischen Westländern erweist es jede Statistik. Das deutsche Reich muß, wenn es nicht schließlich mit einer sozial, moralisch und qualitativ ganz inferioren Beamtenschaft zurückbleiben will, sein Äußerstes tun, von der Nivellierung endlich loszukommen. Daß es in anderen, vor allem geistigen Berufen durchschnittlich leider noch schlimmer steht, ist keine Rechtfertigung für den Staat. Im Gegenteil; er hat die ernste Pflicht, durch sein Beispiel auch hier die Besserung zu fördern.

WILHELM LAMSZUS, HAMBURG

DER VERBOTENE SCHÖPFERISCHE MENSCH

EIN WORT ZU HEINRICH VOGELER'S VERBOTENER ARBEITSSCHULE

Kein Tag ohne politischen Knalleffekt. Sei es, daß der fällige Staatsmann und Politiker unter der Pistole eines meuchlerischen Gegners zusammenbricht. Sei es, daß ein genialer Schulmann wegen seiner wesentlicheren Auffassung vom Menschen ins Gefängnis geworfen wird. Sei es, daß eine unterirdische Verschwörung das ganze Staatsgebäude erzittern läßt — in jeden Tag hinein knallt eine neue Sensation und stumpft die Seelen ab. —

So nur konnte es geschehen, daß ein Ereignis, das in ruhigen Zeiten einen Sturm der Entrüstung bei allen freien Geistern ausgelöst hätte, nun ganz ohne Aufregung vorüberging. Heinrich Vogelers Arbeitsschule in Worpswede ist auf den Bericht des zuständigen Landrats hin vom preußischen Kultusminister verboten worden. Warum? Ohne Begründung!

Seltsame Welt, die täglich in allen Fugen kracht, die vor Erschütterung nicht zur Ruhe kommen kann, und kaum weiß, ob sie morgen noch am Leben ist — sie weiß nichts besseres zu tun, als jenem, der hinging, ins Chaos hinein ein neues Fundament zu bauen, die schaffenden Hände zu binden.

Den schöpferischen Menschen wollte Heinrich Vogeler, als er das neue Leben suchte und fand — das Kind. Es gehörte die ganze Erkenntnis der Unzulänglichkeit unsrer auf Draht gezogenen Kultur, es gehört Zusammenbruch und Katastrophe dazu, um so den Weg zu Ende zu denken und, was mehr ist, zu gehen, wie Vogeler es tat, als er den neuen Menschen suchen ging. Der schöpferische Mensch: das ist mitnichten der Künstler, der Versemacher, der Bildermaler, der Liedersänger. Sondern es ist der Aufrechtstehende, der sein Haupt an die Gestirne hebt, der im Einklang mit dem großen Rhythmus seines Lebens ist, der in den Gesetzen seines Seins tief ruhend jeder Situation gewachsen ist, es ist der aus Eigenem sich immer neu schaffende und sich den Brüdern hingebende, sich selbst verschenkende Mensch, der unserm Zeitalter so ganz verloren ging. Das was Rousseau für seine Zeit entdeckte, die Rückkehr zur Natur, fand Vogeler. Aber nicht zur Natur der himmelblauen Seen und der grünen unberührten Wälder, sondern zur Natur des Menschen, der da ein soziales Wesen ist und nur durch eine falsch eingestellte, auf trügerischen Besitz gegründete Gesellschaft verzerrt und verdorben wurde. Hier gilt es zu beginnen.

Darum fing Vogeler beim Kinde an und nahm in seine Siedlung Waisen, Halbwaisen und Kinder der Siedler auf. Sie unter die Wachstumsbedingungen einer vom Klassenkampf unberührten Gemeinschaft, eines von der Besitzlüge verschonten Seins zu stellen, das war die Voraussetzung seines Schulversuches. Dieser Versuch greift in die Tiefe, steigt zu den Müttern hinunter.

Geh in die Großstadt. Stell Dich auf die Geschäftsstraße und laß den geschäftigen Strom an Dir vorüberwirbeln. Und wenn Du vermagst, den ganzen Plunder der Straßen, der Lampen und der lärmenden Wagen auf dem schweigenden Hintergrunde des ewig unendlichen Alls zu erkennen, so stehst Du auf einmal in einem nie gedichteten Märchen. Seltsame unwahrscheinliche Wesen laufen getrieben von einem unsichtbaren Motor vorüber. Wie jene beweglichen Spielfiguren, die mit einem Schlüssel aufgezogen und auf die Erde gestellt werden, rennen sie spornstreichs davon, und hältst Du den Atem an, hörst Du vornehmlich das Surren der Räder.

Wer noch lebendig blieb, daß er vermag, sich aus dem lauten Alltag in die Einsamkeit hinauszustellen, in die Ewigkeit, dort wo nichts ist, nicht Freund, nicht Weib, nicht Werk — nur d u, hört plötzlich in sich selber die große Maschinerie. Sieht sich selber in die Zwangsläufigkeit des Lebens hineingezwungen, in jene Zwangsläufigkeit, die das Tun des Menschen spezialisierte, daß er an der Maschine sitzt und, ganz auf einen Handgriff eingestellt, zuletzt selber zu einem Handgriff wurde. Ob sie sich Arbeiter, Beamte oder gar Künstler nennen; Techniker wurden sie alle miteinander. Die Entseelung ist vollendet. Der Mechanismus vollkommen. Er beginnt beim Kinde und endet mit dem letzten Atemzug des pensionierten Staatsbürgers.

Wem ein unberührtes Kind, das noch nicht durch die Erziehung zur Grimasse seines Selbst verzerrt wurde. zum erschütternden Erlebnis werden kann, weiß, was ich meine. Wir brauchen nur dasselbe Kind, nachdem es ein paar Jahre zur Schule ging, wieder zu sehen, wie es präzis auf Fragen Antwort gibt und abschnurrt, genau so weit es aufgezogen wurde, um zu spüren, was hier geschehen ist. Um zu spüren daß es seinem eigenen Schwerpunkt entrissen wurde.

Ehe es zur Schule ging, stand es, dem bunten Spiel des Lebens lauschend, als ein kleiner Forscher, ein kleiner Baumeister, ein kleiner Arbeiter in seiner eigenen Welt und suchte, mit allen Sinnen tätig, diese Welt zu erobern. Jetzt aber in der Schule ist sein Denken nicht Antwort auf Fragen, die das Leben an ihn stellt, ist nicht Wachstum,

nicht Lebensnotdurft, sondern Ergebnis einer kunstvoll von außen aufgezogenen Mechanik, ein Fabrikat der pädagogischen Industrie.

Ist das zuviel gesagt?

Man sieht mitunter kleine Jungen, Quartaner und dergleichen, die sitzen auf ihrem Zweirad so sicher wie ein Champion, schwingen sich in kühnem Bogen aus dem Sattel, stehen auf einem Pedal, reiten vor- und rücklings, wie auf einem Roß, machen Kunststücke, daß es nur eine Lust ist, ihnen zuzuschauen. Als der kleine Kunstfahrer zuerst hinaufstieg, fiel er glatt mit seinem Rad in den Rinnstein. Die Übung machte es, die Übung. Wer zuerst mit Schlittschuhen das glatte Eis betritt, fällt auf die Nase. Die Übung läßt ihn zu den elegantesten Kurven und Bögen sich beflügeln. Denn sie macht den Meister. Und ob wir griechische Vokabeln schnurrten, ob wir die Verse des Horaz skandierten, ob wir zu Goethes Dramen spiegelglatt polierte Aufsätze drechselten, es ist dasselbe geistige Produkt der Übung, vor dem der arme Schlucker, der es nicht lernen konnte pecunia causa, staunend steht und auf den geistigen Velozipedfahrer mit Bewunderung schaut.

Und so sitzen wir alle miteinander auf dem Veloziped, sitzt der Gelehrte auf der Begriffsmaschine und saust im Kreis herum, sitzt der Arzt vor dem Patienten und klappert die medizinische Tabulatur ab. Sitzt der Künstler vor der Palette und streicht seine technischen Kniffe herunter. Sitzt der Politiker und zeigt sich dem erstaunten Publikum in seiner unübertrefflichen Routine. Und alle verkünden laut den höchsten Triumph unseres elektrisch erleuchteten Zeitalters: Den Automaten. Was blieb vom Menschen übrig außer der fleischgewordenen Suggestion seines zufälligen Milieus, vom Menschen, der aus ureigenem Leben zu schöpfen vermag?

Hier beginnt Heinrich Vogelers Schulversuch. In Worpswede sollte das Kind natürlich weiter wachsen. Einer Lebens- und Arbeitgemeinschaft verbunden, sollte es organisch aus seinem Spiel heraus in die Arbeit, in die Wissenschaft, in die Welt hineinwachsen. Nicht sammelt es Weisheit und Wissenschaft in Fächern und Schiebladen zusammen, um sie später, wenn es ins Leben tritt, gebrauchsfertig herauszunehmen. Sondern hier ist das Lernen Leben, und das Leben wird zur Erfüllung all jener Forderungen, die unsere pädagogischen Klassiker bisher vergeblich erhoben.

„Warum tust Du das?" fragt im Torfmoor das Kind den erwachsenen Kameraden, der für die Siedlung Torf bereitet.

„Damit Du im Winter nicht zu frieren brauchst," lautet die Antwort, und der Bauernbursch wird zum Lehrer. Und als das Kind aufgerufen wird, mit anzufassen, steht es wie selbstverständlich in der Reihe und hilft. Damit es im Winter nicht zu frieren braucht.

So Antwortet auf die große ewige Kinderfrage „warum" das Leben selber. Denn die Erziehungsfaktoren, die den werdenden Willen bestimmen, sind der Kampf ums Dasein, das Schicksal der ins Leben ringenden Gemeinschaft. Steine und Unkraut trägt der Boden, der gerodet werden will. Unter ihrer Hände Arbeit blüht er auf und verwandelt sich sichtbar in Frucht. Im Wirtschaftsbetrieb, in der Küche, in der Werkstatt, in der Schmiede, in der Tischlerei, im Hausbau entfaltet sich der tätige Drang, wächst unter Führung der Lehrerin zu höherer Schau, zu tieferer Einsicht, zu künstlerisch tastendem Ausdruck. Weitet sich zum Erlebnis des Dorfes, zum Erlebnis der Stadt Weitet sich zum Erlebnis der Welt, in die der junge Mensch nicht eines Tages, wenn er aus der Schule entlassen wurde, eintritt, sondern in die er heute schon jeden Tag, den die Sonne werden läßt, tätig nach seiner Kraft und seinen Gaben eingreift. So wächst wie Baum und Blume auf dem natürlichen Boden der produktiven Gemeinschaft der unverbogene geradlinige Mensch, dessen höchste Initiative dem Dienst an der Gemeinschaft gilt. Was täte unserer zerissenen Zeit mehr not, als in sich ruhende ganze Menschen?

Mir steigt ein Bild vor den Augen. Ein Gang durch Hamburgs Abbruchviertel. Höfe und Gänge. Eine Welt aus Unzucht und Dreck. Dirnen stehen vor der Tür und bieten den kranken Leib in die Gassen. Daneben auf einem Sandhaufen spielende Kinder. Vor einem Hauseingang steht ein 12jähriges Mädchen. Ein Bursche, Halbstarker und Kavalier zugleich, spricht auf sie ein. Sie wendet sich erglühend ab. Was war es? Am Ausgang der Straße steht der Schutzmann und schützt Kultur und Zivilisation vor kommunistischer Zerstörung. Morgen werden sie in die Schule gehen, die Kleinen und werden singen: „Üb immer Treu und Redlichkeit" und lernen „Du sollst keusch und züchtig leben". Und werden wieder nach Hause kommen und sehen, wie man keusch und züchtig lebt. Dahinter aber steht der große Schutzmann und hält die Hände schützend über sie, daß sie dem Rufe des Nazareners nicht zu folgen wagen: Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Wahrlich, hätten wir so etwas, wie eine werdende Kultur, die Berufenen müßten kommen und das zarte Pflänzchen schützen, daß es

sich auswachen könnte. Behörden müßten sich mühen um diesen Worpsweder Versuch, dessen Ergebnisse nicht zu übersehen sind. All jene, die begriffen haben, daß es nicht um Methoden und Reformen, sondern um den Menschen geht, die begriffen haben, daß hier nicht abseitige Spielerei am Werke ist, sondern ein Versuch, Letztes zu geben, sie alle müßten kommen.

Sie kamen, die Berufenen, und — — verboten.

Was nun?

STEFAN GROSSMANN

MORITZ HEIMANNS JOURNALISTENDRAMA

I.

In seinem Vaterhaus in Kagel kommt Moritz Heimann nun nach einem Leben voll Hingabe an Andere endlich ganz zu seiner eigenen Arbeit. Drei Bände seiner Prosaschriften liegen seit einigen Jahren vor, beschämend genug immer noch nicht in der zweiten Auflage, obwohl sie zu dem edelsten Deutsch gehören, das seit Schopenhauer geschrieben wurde, Schriften eines vaterländischen und eben darum europäischen Denkers, zu dessen Füßen Schlagwortgläubige aller Richtungen verstummen müßten. Seit einem Jahr liegt auch ein Band seiner Erzählungen vor, mit wohltuender Gelassenheit erzählte Schicksale, Novellen eines in Leidenschaft, Traum und Wunsch erfahrenen, auch nicht vom Verbrechen erschreckten Menschenfreundes. Man wird diese ausgereiften Dichtungen noch in kommenden Jahrhunderten lesen. Aber ist das eine Rechtfertigung für die Taubheit der Zeitgenossen?

II.

In Dresden ist vor ein paar Tagen Heimanns neues Drama „Armand Carrel" zum ersten Mal gegeben worden. In Dresden! (Ich will die Litanei über die Berliner Theater nicht wiederholen). Das neue Stück ist ein Journalistendrama. (Trotzdem fuhr kein Berliner Berichterstatter hinüber).

Es führt in eine Zeit, die wir uns gar nicht mehr vorstellen können, in die Vierzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, als Emile de Girardin die erste populäre Tageszeitung schuf. Heimann stellt Girardin als den ersten passionierten Journalisten auf die Beine. Girardin dient keiner Idee, es wäre denn der Idee der Zeitung. Nicht die Zeitung soll der Politik untertan sein, sondern die Politik der Zeitung. Die Zeitung soll

nicht die Wissenschaft fördern, aber die Wissenschaft die Zeitung. Er erfindet das Feuilleton und den Zeitungsroman, nicht um der Literatur zu nützen, sondern um von der Literatur genährt zu werden. Die Zeitung bis dahin Mittel zum Zweck, wird unter Girardin Selbstzweck. Konnte ein Politiker auf dieses l'art pour l'art verfallen? Ein Gelehrter? Ein Dichter? Nein, ein genialer Windhund! Ein Mensch ohne Traditionen, ohne Vaterhaus, ohne Heimat. Ein Nihilist, der nur wittert, daß „der ganze Teig gähren soll". Aber eben ein Mann der Witterung, ein Abenteurer, ein moralisch nicht gehemmter Bursche, ein verwegener Junge, ein Glückspilz.

Sein Gegenspieler ist Armand Carrel. Auch Zeitungsschreiber. Aber Einer, der die Zeitung nicht als Selbstzweck betreibt. Von Anfang steht also Carrel auf verlorenem Posten. Er weiß, daß die aufreizende Tageszeitung siegen wird, aber dieser Sieg wird eine Niederlage des Geistes sein. Was wird die Zeitung schaffen? „Menschen, in deren unendlicher Leere jeder Gedanke Platz hat, weil sie von keinem den Ursprung und die Konsequenz wissen, weil sie sich um keinen gemüht, um keinen sich etwas versagt haben; es wird nur ein Müßiggang mehr sein, sich zu unterrichten. Wir werden Alles sammeln und Alles verwirren und unseren Profit noch vom Tode Gottes ziehen . . . Die Zeitung wird Alles zur Ware machen, Alles zum Wettbewerb, Alles zum Fang von Kunden. Sie wird alles Schlechte verfechten — — — und alles Gute, zum noch schlimmeren Schaden, niemand wird mehr wissen, was gut ist und was schlecht ist . . . Die Zeitungen dieses neuen Stils, im Besitz von Geldmännern wie jede andere Industrie, zu den täglichen Überraschungen gezwungen, die sie uns versprechen, die werden ja einander überschreien müssen und sie werden die Ohren und die Seelen so abstumpfen, daß alles Menschliche sein Gewicht verliert. Sie werden das Edle und Tiefe bekämpfen und ihm dadurch seine Frische und sieghafte Heiterkeit verbittern und nach einer Weile werden sie es in ihre Spalten aufnehmen, hoch bezahlen und es dadurch vollends zu Grunde richten. Und alles das, wie in einer Arena, vor den Augen eines schadenfrohen Pöbels. Ich sehe die Zeit heraufkommen, wo es genügen wird, ein paar Fremdwörter falsch zu verstehen, um ein gebildeter Mann zu heißen."

Diese beiden Charaktere, Girardin und Carrel, lebendig nebeneinanderstellen, bedeutet schon ein Drama exponieren. Sie begnügen sich nicht mit Debatten, bei denen Heimann mit dem Gerechtigkeitssinn des geborenen Dramatikers — Dramatiker sein, heißt: Das Lebensrecht

jeder Figur fühlen — zwei Passionen auf einander platzen läßt. Diese beiden Gegner von Grund auf müssen sich schlagen. Heimann gibt den Kontrast dieser beiden Naturen, der bis tief ins Unbewußte hinabreicht, in seiner fieberhaften Steigerung. Kompromisse werden versucht. Die Vernunft bejaht einen Friedensschluß, der Instinkt zerreißt ihn. Carrel fordert Girardin vor die Pistole, und Girardin siegt, nur leicht verwundet, fürs Morgenblatt, Carrel aber stirbt, nicht fürs Morgenblatt, sondern für die Ewigkeit.

III.

Der dritte Akt des Dramas ist nichts als Carrels Abschied von der Welt. Zwei Akte lang sah man eine Zeitkomödie, der dritte Akt ist eine weltliche Messe. Er ist so wenig dramatisch und so sehr berechtigt, wie der letzte Akt des „Michael Kramer". Der Sterbende segnet die Welt, die ganze Welt, inklusive der Girardins. Er weiß, daß der Typus Girardin vom Strom der Zeit getragen und also unbesieglich ist, aber es reut ihn nicht, einen Ausrottungsversuch gewagt zu haben. Reue? „Das wäre mir als ob ich mich gegen die Herrlichkeit der Welt versündigte." Ein Freund legt dem Sterbenden eine Rose auf die Bahre. Auf diese Rose sehend, spricht der Verklärte: „Ja, ich war gestern und schon eine Weile vorher kleinmütig; daß ich jetzt bekenne, ist mein Glück, mein Stolz. Brot für jeden, Licht für Alle! Kein Herr und kein Diener auf Erden — aber Herrschaft und Dienst, freiwillig beides. Dafür habe ich gelebt — was sage ich? — dafür lebe ich. Und bis zum letzten Atemzug werde ich es gegen diese Gegenwart an die Zukunft weitergeben — und an jede Gegenwart." Es ist der konservative Revolutionär Moritz Heimann, der so seinen Vorfahr Carrel sprechen läßt.

IV.

Das Schönste in diesem Drama der Tendenzen ist — eine Frau. Carrels Geliebte. Sie hat nichts zu tun als dazusein. Aber es ist Heimann gelungen, was nur dem Dichter, nie dem Schriftsteller gelingt: das Stumme einer Figur fühlbar zu machen. Sie sitzt im Nebenzimmer, während Carrel an seinem Schreibtisch arbeitet und die Zuschauer fühlt nach ein paar Sätzen dies Nahsein der vertrauten Seele. Carrel beichtet ihr, jedes Gespräch mit einer wahren Frau ist eine Beichte, und sie verliert sich nicht einen Augenblick ins Nur-Sachliche, sie antwortet immer nur auf das Wortlos-Persönliche. Es gibt in der dramatischen Dichtung der letzten Jahre keine so geistige Frau von so fraulichem Geist.

V.

Die Aufführung in Dresden war von Berthold Viertel wundervoll durchwärmt. Ich weiß in Deutschland keinen Theatermenschen, dem man ein geistiges Drama von solcher Zartheit anvertrauen dürfte außer Viertel. Was ist aus diesem jungen Menschen geworden seit ich ihn in der Wiener Volksbühne (neben der Pündkösdy, neben Ernst Deutsch, neben Carl Götz, neben Maria Meyer) ins Wasser warf. Keiner von allen Regisseuren und Scheinwerfern Berlins, Frankfurts und Münchens hat wie Viertel diesen Willen zum seelischen Theater, keiner diese innere Wärme, diese menschliche Festigkeit.

Unvergeßlich — Alice Verden als Carrels Lebensfreundin. Das ist zur Zeit die beseelteste Schauspielerin Deutschlands. Sie hat eine Kraft der Stummheit, die an die Duse erinnert, eine Tränenlosigkeit, die tiefer ergreift als jedes Schluchzen und eine warme Kraft in der sanften Stimme, die im Ohr bleibt. Ehedem hätte man einer solchen Kraft Berlin gewünscht. Jetzt wünscht man ihr Dauer in Dresden!

PAULCHEN

ALS SULEIKA AN DER BÖRSE GEWANN

Also spricht der neue Hatem:
„Sag, Suleika, ist es Phönix,
Dem ich all mein Glück verdanke?"
„Aber Hatem, kein Gedanke,
Mensch, Du hast ja keine Ahnung."

„Sprich, Geliebte, ist es Daimler
Oder gar die Laurahütte?
Lieblich klingt mir dieser Name,
Denn er mahnt mich an die Dame
Aus dem Traum des großen Dichters."

„Hatem, Trottel aller Trottel,
Hast Du immer noch das Dichten?
Zwinge endlich doch Dein Wesen.
Lerne selber Kurse lesen.
Geist steht Null. Der Dollar Tausend.

AUS DEM TAGEBUCH

STREIK DER REDAKTEURE

Zu Thomas Wehrlins Aufsatz (Tage-Buch Nr. 43) schreibt mir ein Berliner Redakteur, der — ach, wie begreiflich! — seinen Namen nicht nennen will:

Thomas Wehrlin hat im „Tagebuch" vom 29. Oktober von einem vielleicht bevorstehenden Streik der Berliner Redakteure gesprochen. Aus dem Umstande, daß ein Redakteur des Berliner Tageblatts in der journalistischen Fachpresse die Streikpflicht der Redakteure empfiehlt; aus der von ihm beobachteten Tatsache, daß in den Zeitungsbetrieben hinter dem Rücken des inspizierenden Chefredakteurs oder Verlagsvertreters „höhnische oder zynische Worte" fallen; aus seiner Zuversicht, daß sich Journalisten aller Parteirichtungen in einer Front zusammenfinden werden, geht für ihn die Gewißheit eines kommenden Schriftleiterstreiks hervor.

Mir scheint, daß Streiks sich gewöhnlich durch andere Anzeichen ankündig n, als jene, die gegenwärtig in der Elendswelt der Berliner Redakteure zu beobachten sind. Ein Redakteur hat die Streikpflicht der Journalisten empfohlen — und hunderte haben den Aufsatz mit Interesse gelesen, um sich in der nächsten Viertelstunde dem Streik der Gastwirtsgehilfen zu widmen. Zu Nutz und Frommen des Verlegers, dem die Gage seines Redakteurs gleichgültiger ist, als die Trinkgeldfrage. Viele haben den Gedanken an einen Streik vorerst als Wahnwitz empfunden, mit jenem tiefen Erschrecken, das den Tinten- und Kleisterkuli unserer Blätter stets überfällt, wenn irgendwo die Ahnung von einem Vergehen gegen den Verlag ruchbar wird. Wie sollten sie auch an eigene Auflehnung denken, da sie jede fremde aus Überzeugung in jedem Fall verurteilen? Der bürgerliche deutsche Redakteur ist ehrlich. Er schreibt, was er glaubt. Der „Blattpatriotismus" ist ihm vielleicht vergangen, aber unentwegt lodert seine Leidenschaft für „Ordnung". Der politische Redakteur nimmt im Leitartikel Stellung gegen Streikende — aus ehrlicher Überzeugung; der „lokale" wirft Zuschriften aus Arbeitnehmergruppen in den Papierkorb und läßt „Einrückungen" der Arbeitgeber setzen — aus ehrlicher Überzeugung. Der Feuilletonredakteur ist gelegentlich links orientiert, aber er hütet sich wohl, seine Meinung zu äußern. (Manchmal ist er ein gestrandeter Poet und in sozialen Dingen ahnungslos, wie ein Säugling.) Der bürgerliche Redakteur tritt überall für „Gesetz und Recht" ein. Es gibt keinen gerechten Streik. Das Ungesetzliche ist ungerecht. Er darf nicht streiken. Wer würde noch seinen Leitartikeln glauben?

Der bürgerliche deutsche Redakteur ist — ich weiß nicht, weshalb — von einer unglaublichen Staatsbürgerbravheit — vom Meldezettel bis zum Friedhofskataster. Wie aus jedem bürgerlichen Blatt (jeder Richtung zu entnehmen ist.

Darin unterscheidet sich der deutsche Redakteur von seinem deutsch-österreichischen Kollegen. Dieser nimmt längst keine „Trinkgelder" mehr, die eine allgemeine Korruption in der alten Monarchie einerseits zu Selbstverständlichkeiten gemacht hatte und die andererseits auch zu starken

Übertreibungen im Reich Anlaß boten. Der Wiener Journalist ist gewerkschaftlich organisiert. Jede Redaktion hat zwei freigewählte Betriebsräte. Ohne ihre Zustimmung ist keine Kündigung möglich. Jeder Redakteur hat seinen schriftlichen Vertrag — der, glaube ich, mindestens ein Jahr läuft (mit entsprechender Kündigungsfrist.) Die Gehälter steigen automatisch mit zunehmenden Dienstjahren und fallendem Kronenkurs. Bei rapiden Valutastürzen tritt die Gewerkschaft sofort zu neuer Tarifberatung zusammen. Hinter der journalistischen Gewerkschaft steht die Organisation der Setzer und Arbeitsgehilfen.

Die Wiener Gewerkschaft setzt die meisten ihrer Forderungen durch, obwohl die Wiener großen Verleger zwei Jahre nach dem Krieg noch mit Verlust arbeiteten. Der im Jahre 1919 eingestellte „Neue Tag" kostete dem Verlag täglich 25 000 Kronen. Nichtsdestoweniger zahlten alle Verleger Teuerungszulagen, Weihnachtsremunerationen (eine obligate Zahlung) und außerordentliche Zuschüsse. Die Organisation der Wiener Presse hat ein „Journalistengesetz" ausgearbeitet, das Bestimmungen für Altersversorgung, Familienversorgung und dergleichen enthält, und von der (damaligen) Nationalversammlung angenommen wurde

Allerdings ist die Wiener Gewerkschaft nicht aus einer freien Vereinigung hervorgegangen, sondern aus einem wirtschaftlichen Zusammenschluß im Jahre 1917. Damals wurde ein Konsumverein für die Journalistenfamilien begründet — mit Unterstützung der österreichischen Regierung; ihr hat ein Journalist immer viel mehr bedeutet, als der preußischen — und gleichzeitig begann die Erkenntnis aufzutauchen, daß eine gründliche Reform des journalistischen Arbeitnehmertums notwendig sei. Einige Redakteure widmeten sich der Schaffung einer Organisation mit opferfreudigem Eifer. Das Unglaubliche gelang in unglaublich kurzer Zeit: nach einem Jahre ungefähr waren die politischen Gegner alle unter einen Hut gebracht.

Dieser Gewerkschaft gehören, soviel ich weiß, jene Chefredakteure nicht an, denen die Treue zum angestammten (oder nicht angestammten) Verlagsherrscherhause höher geht, als die zur Gewerkschaft. An der Spitze der Wienen Organisation steht ihr Begründer, ein Redakteur des „Neuen Wiener Journals". Allerdings —

Allerdings ist dieser Redakteur eines sehr bürgerlichen Blattes — Sozialist. Und viele Wiener Redakteure gutbürgerlicher Blätter sind sozialistisch gesinnt. Sie überlassen Leitartikel und Bericht-„Färbungen" den Chefredakteuren, Herausgebern und den bürgerlich gesinnten Kollegen. Oder sie schreiben politisch Indifferentes.

Aber selbst der konservative österreichische Journalist ist — ich weiß nicht, weshalb — nicht klerikal. Er steht gewöhnlich innerlich über der Partei, die er vertritt. Sie ist seine Ausdrucksform gewissermaßen, seine offizielle Uniform; ein notwendiges Kompromiß, das er geschlossen hat in der weisen Erkenntnis der Fehlhaftigkeit aller materiellen Einrichtungen dieser Welt.

In den Berliner Redaktionen tuschelt man hinter dem Rücken Inspizierender. Nun, in Wiener Redaktionen sagt man



dem Inspizierenden alles offen ins Gesicht. Dort hat man's nicht mehr nötig, „höhnisch" oder „zynisch" zu sein — man ist sachlich. Der „Blattpatriotismus" ist allerdings schwächer geworden. Ein gesunder, auch für's Blatt gesunder, Egoismus ist an seine Stelle getreten. Der gesättigte, wohldurchwärmte Redakteur redigiert tausendmal besser, als der verhungerte und erfrorene „Blattpatriotische".

Die Hoffnung auf eine Einigkeit aller Berliner Journalisten kann ich nicht teilen. Ich kenne meine in der Gesinnung aufrechten, vor dem Glanz der Verlegerhoheit gebeugten Kollegen sehr gut. Aus den schamvoll gestopften Löchern ihrer Gewänder kann die Demut vor dem Unternehmer allerdings nicht herausschaun. Sie sterben mit Inbrunst für Ullstein und Mosse. Sie werden für den Verlag ihren letzten Tintentropfen verspritzen.

BÜCHER

SEINE JÜDIN

Rudolf Hans Bartsch, K. K. Hauptmann a. D., Dichter der „Zwölfe aus der Steiermark", Österreicher von Beruf, hat soeben seinen Judenroman erscheinen lassen, vielmehr „Seine Jüdin" (bei L. Staackmann, Leipzig).

Der Oberleutnant Christoph Hebedich, hinter dessen Maske gelegentlich R. H. Bartsch selbst monologisiert, hat eine schöne, beinahe christlich aussehende Jüdin geheiratet. Er ist ihr erst zuschauend-abweisend, dann zuschauend-hingezogen gegenübergestanden. Das christlich-arische Mimicry hat ihn gelockt. „Sie will aus der suchenden Unrast ihrer Gastseele heim in den arischen Friedensbereich." Liest man solche Erklärungen, mit denen Hebedich-Bartsch seine Jüdin interpretiert, so erschrickt man schon im Anfang. Gastvolk? Wirtvolk? Kein Historiker kann mit diesen Begriffen auskommen, wie erst ein Dichter. Aber in dieser Begriffsdichtung wird es möglich, daß eine junge, schöne, bis zu einem hohen Grade stolze Jüdin ihre christliche Freundin fragt: „Sagen Sie, flöße ich Ihnen wirklich keinen Abscheu ein?" . . . Eines Tages will die Jüdin in der Kunstgewerbeschule eine Akt-Aufnahme der Christin machen. Da fühlt die Christin sich sogleich abgestoßen! (Weil Aktaufnahmen nur bei den Juden gang und gäbe sind.)

Trotzdem heiratet Christoph Hebedich seine Jüdin. Sie wird Christin, hängt ein goldenes Kreuz um den Hals, bezaubert die Generäle, hilft dem reinen Toren vorwärts, harrt im Kriege neben ihm aus, gebiert ihm drei Kinder und wendet sich, als ob nichts geschehen wäre, plötzlich von Jesus und von ihm. Rückschauend erklärt sie: „Wir hatten Sehnsucht, Heimweh oder Neugier nach dem arischen Blut." Vorher war es bei Hebedichs

zwischen Gast- und Wirtsvolk zu heftigen Diskussionen gekommen. Da hatte sich, wahrhaftig, die zwölfjährige Tochter eingemischt: „Wenn zwischen Papa und Mama Rassenfragen erörtert werden, so habe ich das Recht zuzuhören." Und Christoph Hebedich beklagt sich, ehe er von seiner Jüdin scheidet, „über Euren grauenvollen materialistischen Lebenswillen". Euren! Dieser Liebhaber redet in den bittersten und süßesten Momenten des Lebens immer von Euch, Euren Eigenschaften, Euren Lastern. Er erlebt nicht eine Frau, er erlebt, mit dem Rassen-Schulbüchel in der Hand, das Gastvolk. Ach, hätte er eine einzige Jüdin wirklich, meinetwegen bis zur Übersättigung, erlebt, ihre Sinn- und Sittlichkeit, ihre Physis und Psyche, ihr instinktives und ihr bewußtes Wesen. Würde er, sei's, zum Verräter! Aber Bartschens Jüdin ist nur eine Atrappe, sein Roman ist nur der bittere Monolog eines dilletierenden K. K. Oberleutnants. Alle unbefangene Kraft, alle frische Erzählerlust, alle Fähigkeit zur Komposition hat R. H. Bartsch hier verlassen. Was übrig blieb, ist ein kleines armseliges Häufchen verschimmelt romantischer Theorien.

Maria Peteani: Die Liebesleiter. Rikolaverlag, Wien, Berlin, Leipzig 1921. Lebenslauf einer ausgehaltenen Frau. Düsterstes Proletariat in Österreich, Stubenmädchenglück in Berlin, Deflorierung durch den Arzt, Geliebte eines Falschspielers, Übersiedlung nach Italien, Karriere in der eleganten Welt von Mailand und Zürich. Sentimentaler Schluß: Dies Buch ist geschrieben, um vor einem Mann zu beichten (Brr!) Aber die Schilderung der Karriere vom Stubenmädchen zur Villenbesitzerin kann nicht nur auf Erfindung beruhen und es ist belustigend, zu hören, wie schnell ein begabtes hübsches Mädel das ABC der modernen Kultur erlernen kann. Am Ende sieht die junge Dame, die ihr Heim mit sicherem Kunstgeschmack, sich selbst mit der unnachahmlichen Eleganz der Aristokratin auszustatten versteht, gewiß mit einiger Überlegenheit auf das Parvenütum der Kriegsgewinnler hinab. Gäbe das Buch sich nicht als Roman, sondern als Memoirenwerk, dann wäre es noch eindrucksvoller. Jedenfalls liest es sich (im zweiten Teil) sehr amüsant.

FILM

GEGEN DEN ZYNISMUS DER REGISSEURE

Herr Arthur Holz war im Kgl. Schauspielhaus zu Dresden und später am Wiener Burgtheater ein fleißiger, sauberer, in naturalistischen Disziplinen geschmacksicherer Regisseur. Ich sah von ihm respektable Hauptmann-Inszenierungen. Gestern begegnete ich seiner Arbeit in einem Decla-Film „Violet", der zu den abgeschmacktesten und verlogensten gehört, die in Deutschland erzeugt werden. Dabei hatte er wundervolle Ingredienzien zur Verfügung: Das Salzkammergut, Akersee, den Schafberg, den Wienerwald, Wiener Landschaft und die schöne, beseelte, ausdrucksfähige Russin Olga Tschechow. Aber wie hat er diese reinen Stoffe mißbraucht! Da ist ein siebenjähriges, blondlockiges Kind. Es wird in diesem Film etwa ein Dutzendmal stürmisch in die Höhe gehoben (älteste Theaterstellungen) und im Text heißt es dann: „Mutti! Mutti!" Man braucht nicht mehr von diesem Familienroman „Violet" zu erzählen. Es ist durchaus nicht nötig, den bürgerlichen Gemütsfilm auf so humorlose, verlogensentimentale Art durchzuführen. Auch die anständige Mittelware kann ohne die ältesten Hilfsmittel inhaltsarmer Routiniers hergestellt werden. Freilich darf man auch an diese Arbeit nicht mit Zynismus herangehen. Man muß sich selbst ernst nehmen, man muß wissen, was man in jeder Arbeit seinem Namen schuldig ist. Kein Regisseur braucht durch den Film prosti-

tuiert zu werden, vorausgesetzt, daß er selbst entschlossen ist, sich nicht zu prostituieren. Aber meistens soll eine zynische Geste nur eine einfallsarme Phantasie decken, das Talent ist nicht zynisch.

DAS INDISGHE GRABMAL

Das Vorspiel dieses Joe-May-Film gehört zu dem Allerschönsten, was deutsche Filmkunst bisher geschaffen. Der Schauspieler Götzke ist hier von monumentaler Gedrungenheit, Conrad Veidts mimisches Spiel ist unvergleichlich, die Architekten leisten Phantastisches, Joe May als Regisseur findet das gelassene Tempo, das der mystische Stoff erfordert. Leider verlieren sish diese Vorzüge, wenn der Film auf europäischen Boden übersiedelt. Da nimmt Herr Föns, ein banaler, fettgewordener Liebhaber, zu viel Raum ein und Frau May, hart, dergleichen zu sagen, ist zu reizlos, als daß sie im Mittelpunkt eines welterobernden Filmes stehen könnte. Man hat nicht genug Herzklopfen, wenn sie in den Tigerkäfig steigt, weil man der erfahrenen Dame ansieht, daß sie schon aus vielen Erlebnissen gesund und kräftig hervorgegangen ist. Der Film zeugt vorläufig für Joe Mays rührenden Famliensinn.

KLEINER IRRTUM

In der „Deutschen Zeitung" vom 29. Oktober war folgende Notiz enthalten:

„Die Kronprinzessin im Deutschen Theater" Wie wir erfahren wird die Frau Kronprinzessin der Aufführung von Unruhs „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" im Deutschen Theater am Sonnabend beiwohnen."

Der Chauffeur hatte sich verhört, der Wagen der Frau Kronprinzessin hielt vor dem Großen Schauspielhaus. Dort wurden die „Weber" gegeben. Es kam zu kommunistischen Domonstrationen Indes harrten die Männer vom Stein im Deutschen Theater, ovationsbereit . . . .

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 44):

(„Das neue Europa"). Das Oktoberheft (Chefredakteur Dr. Paul Cohn) enthält unter anderem folgende Beiträge: „Selbsthilfe" von Arduus, „Westungarn" von Rudolf Olden, „Rußland und Europa" von Gräfin Hetta Treuberg, „Die letzten Tage" von Prinz Lugwig Windischgrätz, „Frankreichs Urteil über Oesterreich" von Professor Dr. Ferdinand Winkler, „Die Frau im Staate" von Gertrud Konegen, Wien, 1. Bezirk, Opernring Nr. 3.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

NEUE WELT

GROSSER SAAL   Mittwoch, 16. November, 8 h

BUSSTAGS-KONZERT

IRENE TRIESCH (Bibelvorlesung)

FRIEDA KWASST-HODAPP (Klavier)

CONRAD VEIDT (Rezitation)

EDGAR REINH. SCHÜTZ (Tenor)

ALFRED WITTENBERG (Violine)

MEISEL-QUARTETT

Populäre Preise

Karten bei Bote & Bock, A. Wertheim, Konzertkasse, Bading (Neukölln)

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

TANT DE BRUIT POUR UNE MILLIARDE

Mit der Goldkreditaktion war es so bestellt:

Ursprünglich war sie als Ablenkungsmanöver konzipiert, — Ablenkung von der peinlichen „Sachwert"-Erfassung. Die Regierung war damit zufrieden, weil sie sich überzeugt hatte, daß die Sachwert-Nuß verflucht schwer zu knacken sein werde. Und die beteiligten Kreise waren ebenfalls zufrieden, weil es sich erstens nur eben um einen Kredit, nicht um eine Abgabe handelte, (das Geld konnte nicht verloren gehen, es sollte auf künftig fällige Steuerpflichten ja verrechnet werden) und weil zweitens auch Hoffnung bestand, die eigentliche Crux der ganzen Sache, Valutarisiko und Zinsenpflicht, bei genauerer Ausarbeitung noch auf das Reich überwälzen zu können. In diesem Stadium herrschte also einige Harmonie zwischen Ministerium und Koalitionsparteien einerseits und den offerierenden Gewerbe-Verbänden andererseits. Die Verbände entfalteten, um des Ablenkungseffektes willen, eine großartige Reklame in ihrer Presse, ließen ihre Opferbereitschaft und des Angebots faktische Bedeutung in allen Tonarten anpreisen; Kabinett und Koalitionspresse aber stellten sich dieser Propaganda mindestens nicht entgegen, ließen sie gewähren, machten teilweise sogar mit.

Das ging so lange, bis den Herren, die ihn inszeniert hatten, der Vorschußruhm selbst zu Kopf stieg.

Der Verlauf war ungefähr ebenso, wie er zuweilen während des Krieges beobachtet werden konnte. Als die Oberste Heeresleitung zum Beispiel merkte, daß die Stimmung im Lande nervös werde, spornte sie alle beamteten und nichtbeamteten Redner und Schreiber Deutschlands zu Schilderungen an, wie wunderbar entschlossen, vertrauensvoll und einträchtig Heer und Heimat dem Endsieg entgegenstrebten; unglücklicherweise aber vergaß sie, als sie das tausendmal gelesen hatte, daß sie selbst die Darstellungen ja erst hervorgerufen hatte, begann ernstlich an die herrliche Stimmung zu glauben und ihr Handeln entsprechend einzurichten. So ging es auch den Leuten von der Industrie. In München waren sie noch verhältnismäßig nüchtern. Aber je länger sie in der Stinnes- und Hugenbergpresse, in den hundert Organen, die von der Telegraphen-Union mit Meinung versorgt werden, ja, sogar im klerikalen und demo-

kratischen Blätterwald ihre patriotische Haltung und ihr selbstloses In-die-Bresche-Treten gefeiert fanden, desto unklarer wurden sie sich über sich selbst. Schließlich begannen sie das Ablenkungsmanöver selbst ganz ernsthaft als Akt freiwilliger Opferbereitschaft, die kleine und verhältnismäßig risikolose Offerte als grandioses und entscheidendes Unternehmen zu betrachten. Und fanden sich nun nach und nach zu immer weitgehenderen Gegenforderungen berechtigt, die in dem Verlangen nach „Befreiung des Wirtschaftslebens von den ihm auferlegten Fesseln", nach Verprivatisierung zunächst der Eisenbahnen, später auch der übrigen Reichsbetriebe, nach einer den Arbeitgebern „in zu vereinbarender Weise" einzuräumenden „entsprechende Entlastung" von sonstigen finanziellen Pflichten einen fabelhaften Gipfel erstiegen.

Es ist an der Zeit, dieser maßlosen Überschätzung dessen, was das Goldmilliarden-Angebot tatsächlich bedeutet, — denn nur aus überspannter Bewertung der Leistung kann die überspannte Gegenforderung herrühren — endlich die wenig imposante und wenig romantische Wahrheit gegenüberzustellen. Diese Wahrheit heißt: die Goldmilliarde, die von Industrie, Handel und Landwirtschaft gemeinsam (als Darlehen, nicht als Geschenk) aufgebracht werden soll, rechtfertigt weder vom Standpunkt des Gebers noch vom Standpunkt des Empfängers, weder als Opfer noch als Nutzwert auch nur im entferntesten den großen Lärm, der darum geschlagen wird. Es handelt sich um eine Größe, die weder zur Kapazität der deutschen Gewerbe, noch zur Schuldverpflichtung des Reiches in irgendwie aufregendem Verhältnis steht.

Am 31. Dezember 1919 gab es in Deutschland Aktiengesellschaften mit einem Gesamtkapital von 21 Milliarden Mark nominal und G. m. b. H.'s mit einem Gesamtkapital von 6 Milliarden nominal. Diese Kapitalien sind zum überwiegenden Teile Goldkapitalien, denn von Anbeginn der Geldentwertung, 1917, bis Ende 1919 kamen an neuem Kapital bei den Aktiengesellschaften nur $2^1/_2$ Milliarden, bei den G. m. b. H.'s nur $^3/_4$ Milliarden hinzu. Ausgeschlossen aus dieser Statistik sind der juristischen Form nach die Genossenschaften, die offenen Handels- und die Kommanditgesellschaften; dem wirtschaftlichen Inhalt nach fast die gesamte Landwirtschaft, fast der gesamte Hausbesitz, kleine Bruchteile der Industrie, erhebliche Bruchteile des Großhandels und fast der gesamte Detailhandel. Diese Kategorien werden genügen, den inzwischen erfolgten Verlust des halben Oberschlesiens nicht nur auszugleichen sondern überauszugleichen. Dazu kommen noch die seit 1919 in besonders rapidem Tempo erfolgten Kapitalserhöhungen namentlich bei den Aktiengesell-

schaften, die zwar nur Papierkapital einbrachten, immerhin aber Papierkapital zu ganz anderem Kurs als dem heutigen. Man braucht also gar keine summarische Endschätzung des Goldkapitals vorzunehmen, das Industrie, Handel und Landwirtschaft Deutschlands heute noch repräsentieren, um zu erkennen, daß 1 Milliarde nur einen verschwindend kleinen Bruchteil davon darstellt. Und da es sich sogar nur um eine Garantierung, nicht um eine Abzapfung dieser Milliarde handeln soll, und da die Amortisation durch Verrechnung auf demnächst fällig werdende Steuerpflichten gesichert wäre, ist es wirklich ein bißchen übertrieben, von dem Opfer, das hier gebracht werden würde, so viel Wesens zu machen.

Noch minimaler präsentiert sich der finanzielle Nutzen. Es handelt sich um nichts weiter, als um eine Vorverlegung von Leistungen, die mit der Zeit doch erfolgen müßten; und das in einem Maßstab, der in keiner nennenswerten Relation zu den Bedürfnissen steht. 3 1/2 Milliarden braucht das Reich im kommenden Jahre allein für die Ultimatumsraten und eine fernere Halbmilliarde vielleicht für das Wiesbadener Abkommen. Die Kredit-Milliarde würde also nicht mehr als die Kontributionspflichten eines einzigen Vierteljahres decken. Es gehört Mut dazu, für solche Leistung Lohnforderungen zu erheben, die in den Lohnkämpfen dieser letzten kampfreichen Jahre einzig dastehen!

Die Industrie, die dem Reiche jetzt als Macht gegen Macht entgegentritt, hat sich an ihrer eigenen Selbstglorifizierung offenbar berauscht. Sie hat nicht nur, was ihr häufig vorkommt, keine Psychologie erwiesen; sie scheint diesmal auch, was ihr selten vorkommt, merkwürdig allen Realsinnes entkleidet. Sie überschätzt ihr Opfer, den Wert ihres Opfers und hoffentlich auch ihre wirkliche Stärke. Ein kalter Wasserstrahl scheint notwendig — ein kalter Strahl und eine kalte Schulter. In einiger Zeit, wenn der Steuerschreck wieder akut wird, werden die Herren sicher ganz von selbst mit wesentlich billigeren Offerten zurückkehren.

CARL STERNHEIM

BESUCH IM JUSTE MILIEU

Als ich nach langer Abwesenheit nach Berlin zur Aufführung der Manon Lescaut zurückkam, sah ich, nicht bürgerliche Kritik, die mein Buch vom „Juste Milieu" als eine Entstellung der Wirklichkeit hatte zerfetzen wollen, sondern ich hatte Recht behalten mit dem grauenhaften Bild, das ich von der Reichshauptstadt entworfen hatte, und nach wie vor sei alles, wie es von mir beschrieben worden war. Das heißt, noch

höher triumphierte der größenwahnsinnig gewordene dritte Stand und unterdrückte nicht nur gänzlich des ersten und zweiten viel besser erzogenen Geschmack doch auch jede große naive Kraft und unvoreingenommenen Vorwärtswillen des vierten.

Ich stellte aus Bekenntnissen des mir einzig maßgebenden, verehrten Mannes fest, daß des Arbeiters revolutionäre Entwicklung nicht im geringsten stillstehe, aber von Beweisen äußerer Kraftentfaltung zur wesentlicheren, tiefinnerlichen Erziehung übergegangen sei und also alle äußere Repräsentanz im Staat, der Gesellschaft und Wirtschaft im Augenblick dem Bourgeois überlassen, genau wie in Frankreich die Jakobiner nach der totalen Umwälzung in der Nacht vom 4. auf den 5. August 1789 die Herrschaft vorläufig an die bürgerlichen Girondisten gegeben hatten, um den für den folgenden Abschnitt der Weltgeschichte notwendigen großen proletarischen Atem zu holen.

Ich fand mich also im offiziellen Berlin auf allen Gebieten dem furchtbaren, protzigen Bürgerodem gegenüber der nach fettem Essen (bei Bauer) unbesorgt aufstieß und in Politik und im Leben nichts tat, als verdauend zahnzustochern.

Durch die Proben zu Manon dem Theater verhaftet, ließ ich alle sonstige Beschäftigung und ergänzte meine ästhetischen Eindrücke des Vormittags abends in anderen Theatern.

Nun — fabelhaft war, wie auch von der Szene das feiste Bürgertum seine eigenen Geschmacklosigkeiten, voreingenommenen Dummheiten und Barbareien in allen Nuancen wiederholen ließ, daß ja kein geringster Zweifel blieb. Ein ragendes Menetekel, das viel Kritik des nachrückenden und scharf zusehenden Arbeiters überflüssig macht.

Ein Gipfel aber war die Aufführung von Shakespeares Richard III im Staatstheater. Ein flammendes Fanal künftigen Historikern dafür, welchen Chimborasso der Ahnungslosigkeit unter dem Jubel der Stockblinden und Nichtwissenden der herrschende Bürgergeschmack erklimmen konnte.

Es war also klar: je greller aus der Vorstellung im Theater an der Königgrätzerstraße die Parallele von Manons und ihres Geliebten durch bürgerliche Rankune zerstörten Schicksals herauskam, umso größer mußte des bürgerlichen Publikums und seiner ergebenen Presse Abscheu sein. In zwei letzten Proben gelang es mir, dem Werk noch einige Lichter in diesem Sinn aufzusetzen, und das Stück lief vom Stapel. Doch zur grenzenlosen Enttäuschung der Presse ließen sich die Zuschauer die dar-

gereichte Ohrfeige — wie die Zeitungen sämtlich feststellten — am Abend schmecken und zeigten damit, sie seien zwar augenblicklich von Gott verlassen, aber der Aufklärung nicht grundsätzlich verschlossen. Die Kritik jedoch am andern Morgen, wie ich es vorausgesetzt und gewünscht hatte, brauste bis zu dem allerärmsten Baberlabab hinunter in Ekstasen des brillantesten Zorns. Leider ohne den geringsten Witz, der bei dieser fabelhaften Gelegenheit wie nie am Platze gewesen wäre. Wie hätte ich bei alledem noch glauben sollen, daß nach so eindeutigen Feststellungen mir doch noch aus dem verbürgerten Berlin, doch noch aus dem Kessel des Juste Milieu die wirkliche Sensation und reine Freude erwachsen sollte? Und doch darf und muß ich dieser Wahrheit die Ehre geben:

In München hatte ich Edschmids Kean gesehen und war aus einer schlechten Aufführung über die allem Berlinischem ebenbürtige Verworrenheit des Stücks verdrossen geblieben. Eine enthusiastische Versicherung meiner Frau, ich müsse dennoch die Berliner Vorstellung, müsse Bassermann sehen, blieb ohne Wirkung, bis ich mich eines Abends entschloß. Und da! Vor dieses Schauspielers Visions- und Tatlust — im Leben ganz in bürgerliche Normen gebunden, — der mit Riesenfäusten und einem Lachen — o solchem Lachen des Zuschauers Seele griff, quirlte und aller infamen Wirklichkeit entführte, den Namen „Helene“ ein Dutzendmal aus der Hölle durch alle reinigenden Feuer in den Himmel schmetterte, den entselbsteten Blick im Kreis aus allen irdischen Grenzen sprengte, wurde ich von allem bürgerlich Tatsächlichen um mich her mitten in Berlin befreit und durfte aus der grandiosen Leistung eines über sich selbst hinaus geschleuderten Schauspielers als aus einer Vision spüren: Auch hier in dieser Wüste bleibt ein Boden zu bestellen!

ERNST TOLLER

BRIEF AUS DER FESTUNG

Verehrter Herr Großmann, Sie haben mich in Ihrem „Tagebuch“ (Heft 21) angesprochen, und ich möchte Ihnen antworten.

Ich sehe nicht die „Damen in hingehauchten Roben“, nicht die „Herren im Frack, die im Auto durch die Stadt rasen, die ihre durch Dielen und Säle rauschenden Frauen und Freundinnen mit schillerndem Geschmeide behängen“, die sich „Villen im Grunewald bauen und nach Paris reisen“. Aber ich ahne auch sie.

Sehr deutlich (von ungeheuerlichen Nachtmähren bedrängt, die mich aus dem Schlafe jagen) sehe ich im magischen Dunkel der Zelle die

„zwanzig und dreißig Millionen Menschen, die im Augenblick in Rußland vom Hunger bedroht sind". Ich sehe die endlosen Züge der „Männer und Frauen und Kinder auf der Suche nach Nahrung durch ein leeres Land wandern", sehe sie „zu tausenden im gefrorenen Schnee Rußlands umsinken" . . .

Und andere Bilder sehe ich:

Ich sehe in den Vereinigten Staaten „in Scheunen und Farmen den Weizen verfaulen" (Fritjof Nansens Rede: „30 Millionen verhungern" in Heft 42 des Tage-Buch), sehe, wie man in Argentinien den Mais in Lokomotiven verfeuert, „weil das der einzige Weg ist, ihn zu verwenden".

Der einzige Weg. Und in Rußland verhungern zwanzig bis dreißig Millionen Menschen. Der einzige Weg.

Plötzlich lache ich auf und dieses Lachen reißt sich von mir, es verdichtet sich zu einer Fratze, die mich anbleckt, und in der ich die Repräsentanten des heiligen „Völkerbundes" in eins geronnen, erkenne.

Und diese Fratze beginnt zu sprechen.

„Fünf Millionen Pfund, Fritjof Nansen, verlangen Sie und geben vor, damit dem russischen Volk helfen zu können. Wir unterschätzen keineswegs Ihre redlichen Bemühungen, wir kennen Ihr fair play, wir glauben sogar, daß dem russischen Volk fünf Millionen Pfund Rettung brächten.

Aber . . . verehrter Herr, bedenken Sie, für das doppelte, für zehn Millionen Pfund, können wir uns ein Schlachtschiff bauen! Ein Völkerbunds-Schlacht-Schiff! Ein Symbol gleichsam der hohen Ideen der Freiheit, der Demokratie, der Gerechtigkeit und der Selbstbestimmung aller Völker. Welche bedeutungsvollen Garantien böte ein solches Schlachtschiff für den Frieden! Zu ihm werden die großen und kleinen (samt und sonders befreiten) Völker in festlichen Zügen im Rhythmus jubelnden Herzschlages wallfahrten, die Anarchie, erschreckt, wird sich in ihre heimatliche Verbrecherspelunke verkriechen und nie mehr ihr unterirdisches Nest zu verlassen wagen, wie an einem rocher de bronce wird rebellische Gier nach jenem von psychopathischen Narren konstruierten „wahren Frieden der Völker" nach jenem „Europa der sozialen Gerechtigkeit" zerschellen. (Und zerschellt sie nicht, wird sie durch Mittel modernster Schlacht-Civilisation niederkartätscht, vergast, vergiftet, verbrannt.)

Was geht uns Sowjet-Rußland an? Es bezahlt nicht das dem Zaren geliehene, sauer ersessene, erschobene, erhandelte Geld unserer beunruhigt schwitzenden Rentner und Bankherren, es wagt unserer Autorität zu trotzen — mit einem Satz, es bezahlt nicht.

Sie rufen uns „im Namen der Menschheit" an, und der Ton, in dem Sie diese Worte sprechen, macht Sie (wir können es nicht verhehlen) ein wenig verdächtig. Wir wollen nicht behaupten, daß ein

geheimes Einverständnis zwischen Ihnen und dem russischen Proletariat besteht, wir wollen nicht behaupten, daß Sie nach Sibirien Waffen für eine neue Revolution transportierten, daß ihr Freund Sverdrup Leiter einer Revolte in weißgardistischer Provinz, nach andern Meldungen Leiter der Tscheka, war, aber . . . wir kommen doch über die Tatsache nicht hinweg, daß auch die Revolutionäre, Sozialisten und Anarchisten im gleichen Ton) vorgeben, im Namen der Menschheit zu sprechen." —.

Ich wollte Ihnen antworten. Ja, glauben Sie wirklich, daß sich die Welt von 1921 „unerschütterlich kapitalistisch" herauskristallisiert hat? Sollen etwa die „wundervollen weißen Rücken" der Damen „in hingehauchten Roben" die kristalloiden Formen sein?

Ich lebe in einem von hohen Mauern umschlossenen, von Stacheldraht umzogenen Zellenbau. Glauben Sie deshalb, daß ich nicht erkenne, was draußen in Knäueln der Gier, des Seelenverfalls, der Verzweiflung sich wälzt?

Zu mir dringen die Geräusche der Welt, gedämpft, aber doch hörbar, ich sehe das Miteinander und Gegeneinander der Menschen, wie es in vielen deutschen, französischen, englischen Zeitungen und Zeitschriften (verzerrt oft, aber in seinen Linien erkennbar) sich spiegelt, Bücher lassen mich die Seele der Jahrhunderte schauen.

Daß der 7. Oktober 1921 in Deutschland eine „rosarote" Totentanzkappe trägt, auch das sehe ich. Aber meine Augen verwundern sich deshalb nicht. Ich lebe nicht im Sumpf, doch ich stehe an seinen Borden.

Kennen Sie die Zeilen Giordano Brunos?

„Was eine Zeit gepflanzt, wird eine andre pflücken,
Und was die eine baut, reißt eine andre ein."

STEFAN GROSSMANN

ANTWORT

Ich könnte Ihnen, Ernst Toller, antworten. Aber Sie hätten dann einen trüben Festungstag. Natürlich hat Giordano Bruno recht. Keine Epoche besteht ewig. Nur dachten wir 1918, die kapitalistische sei ablösungsreif. Das hat sich als falsch herausgestellt. Die Ablösung ist 1921 entfernter als 1918. Der Sozialismus ist in diesen drei Jahren zusammengeschrumpft, äußerlich nicht einmal so sehr wie innerlich. Wenn jemand heute z. B. das Herz der Mitglieder der Sozialisierungskommission unter vier Augen abklopfte und abhorchte, er würde erschrecken über die Müdigkeit dieser Herzen! Ein anderes kleines Exempel. Sie schreiben in Ihrem Brief, Sowjet-Rußland bezahle die französischen Gläubiger nicht. Doch, lieber Toller, auch in diesen Wein hat Tschitscherin inzwischen Wasser getan. Der Kniefall vor den Rentnern ist geschehen. Es gibt auf der Welt kein furchtbareres Schauspiel als diese allmähliche, Stück für Stück erfolgende Waffenstreckung Lenins . . . Die Sieger von 1921 heißen: Morgan, Castiglione, Stinnes. Darauf seien Sie gefaßt, wenn Sie — bald! — wieder ins Freie, ins Licht treten.

KURT HILLER RECHT UND SEXUELLE MINDERHEITEN

Diese Rede, die Kurt Hiller auf der Ersten Internationalen Tagung für Sozialreform am 19. September 1921 in Berlin gehalten hat, gebe ich wieder, weil ich annehme, daß ihre logische Kühnheit den Schrecken des gemächlichen Bürgers erregen wird. Das Tage-Buch erfüllt damit nur seine Aufgabe als Tribüne.

Die außerordentliche Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit erlaubt keine Argumentationen, erlaubt nur die These. Ich bitte aber, mir zu glauben, daß ich, was ich behaupten werde, auch zu beweisen verstünde — soweit wenigstens im Bereich des Wertens, des ethischen und des juridisch-politischen Wertens, Beweisen überhaupt möglich ist und in Frage kommt.

Vorauszusetzen scheint mir hier zweierlei zu sein: eine **Grundtatsache** und eine **Grundforderung**.

Die **Grundtatsache**:

Es gibt zwischen den Menschen typische Verschiedenheiten nicht nur in somatisch-vassoider und in charakterologischer Hinsicht, sondern auch in sexueller Hinsicht; das heißt typische Verschiedenheiten nicht nur in Beziehung auf Haut-, Augen-, Haarfarbe, auf Schädelform, Gesichts- und Körperbildung, auf Sprache, Stil, Geschmack, Temperament, Talente sittlichen Charakter, sondern auch in Bezug auf die Richtung des Liebestriebs. Diese Verschiedenheiten, einerlei wie man sie sich zu **erklären** versucht, sind als Tatsachen **aufzeigbar** und müssen als **Tatsachen** gebucht, nicht unter eine **moralische** Kategorie gebracht werden. Scheinen sie sich als Anomalien, als Abweichungen von einer „Norm" darzustellen, so nur in dem Sinne, daß die Norm prinzipiell kein **Wert**begriff, sondern ein **Häufigkeits**begriff ist; daß durch die Abweichung der Typus von vornherein nicht als **disqualifiziert** sondern nur gleichsam als **disquantifiziert** zu gelten hat. Eine Verschiedenheit, eine Varietät, eine Abweichung vom Durchschnitts-, vom Regelfall festzustellen heißt nicht, ein Werturteil fällen; im Begriff des Anormalen, des Abnormen steckt aber ein Schuß Wertarbeit — weshalb es nicht wunder nehmen kann, daß das Anormale, das Abnorme so oft mit dem Pathologischen, dem Krankhaften konfundiert wird. Ein Rothaariger ist, als solcher, abnorm; nicht: pathologisch. Für etwa den Invertierten, als solchen, gilt dasselbe. Daß Abnormität und Pathologizität kumuliert vorkommen, und recht häufig sogar, ist eine Sache für sich — und berechtigt zu einer Vermengung beider Begriffe umso weniger, als gerade die Vermengung beider Begriffe mit schuld an der

häufigen Verbundenheit beider Phänomene ist. Wie begreiflich, daß ein gesunder Abnormer seelisch erkrankt, wenn die Gesellschaft auf ihn reagiert, als sei er ein Kranker . . . und schlimmer!

Die Grundforderung, die wir vorauszusetzen haben, ist eine Forderung an den Staat.

Der Staat, als ein Werkzeug des Menschen zum Segen des Menschen (nicht: als ein Absolutum von metaphysischer Würde, nicht: als ein Selbstzweck, dem der Mensch sich wie ein Mittel anzubieten, sich in Demut wie ein Opfer darzubringen habe), darf die ihm eingeordneten Individuen in der Auswirkung ihrer Eigentümlichkeit, in der Betätigung ihrer Individualität nicht stören, er darf in ihre Lebensgestaltung, in ihr Tun und Verfügen, selbst falls es von der „Norm" noch so sehr abweicht, nicht eingreifen — es sei denn daß, das Tun des Einzelnen zusammenstößt mit den Interessen eines andern Einzelnen, einer (bestimmten oder unbestimmten) Vielheit anderer Einzelner oder gar der Gesamtheit, der Gesellschaft.

Sprechen wir von der Kollision des Tuns eines Einzelnen mit den Interessen eines anderen Einzelnen, so müssen wir sofort zweierlei anmerken:

Erstens: Diese Interessen brauchen dem andern nicht bewußt zu sein. Es gibt eine Gruppe Menschen, die in partieller Unkenntnis darüber leben, worin ihre Interessen bestehen und wodurch sie verletzbar sind; die sie deshalb selbständig nicht hinreichend wahrzunehmen und zu schützen vermögen: das sind die Kinder und Jugendlichen. Weil sehr jugendliche Menschen ihre Interessen nicht hinreichend erkennen und zu schützen verstehn, — muß der Staat es schützen. Das heißt, er muß (beispielsweise) Sexualhandlungen, die mit sehr jungen Menschen vorgenommen werden, grundsätzlich auch dann bestrafen, wenn sie mit Zustimmung des jugendlichen Partners oder der jugendlichen Partnerin erfolgt sind; denn er muß grundsätzlich annehmen, daß das junge Menschenkind, reichte seine Einsicht in Wesen und Wirkungen der mit ihm in so zarten Alter vorgenommenen geschlechtlichen Handlung aus, sich nicht zur Duldung ihrer würde herbeigefunden haben. Freilich scheint mir, daß die Schädlichkeit sexueller Tangierung Jugendlicher gemeinhin erheblich überschätzt wird; das Strafrecht sollte diese Angelegenheit . . nicht laxer, aber robuster, jedenfalls weniger pathetisch auffassen, weniger rigoros anpacken; vor allem sollte es sich davor hüten, plump zu verallgemeinern und „Interessen" dort zu „schützen", wo gar keine Interessen angegriffen sind. Wyneken wurde wegen einer Betätigung ver-

urteilt, die die Väter nicht tragisch nahmen, die also ganz gewiß auch die Söhne nicht tragisch nehmen werden, wenn sie dereinst zu voller Erkenntnisfähigkeit herangereift sind: so daß man sagen darf, diese Knaben würden dem, was ihr Meister und Führer mit ihnen tat, auch zugestimmt haben, und zwar freudig, wenn ihnen alle Einsicht eines Erwachsenen zu Gebote gestanden hätte. Ihr Interesse wurde nicht nur nicht ihrer subjektiven Beurteilung nach, sondern sozusagen auch objektiv nicht verletzt. Die Bestrafung war eine Sinnlosigkeit, — von dem, was sie sonst noch war, zu schweigen.

Gewiß reichen die Bestimmungen gegen Notzucht und sexuelle Nötigung nicht aus, um die Jugend vor den Attacken der Unholde (und übrigens auch der Unholdinnen) zu schützen; man braucht darüberhinausgehende Bestimmungen; man braucht ein Schutzalter; aber die obere Grenze des Schutzalters muß so niedrig wie möglich angesetzt werden, etwa 14, höchstens 16 Jahre — für beide Geschlechter; und für die Jahre unmittelbar unter der Schutzaltersgrenze müssen, in Anbetracht der außerordentlichen Differenziertheit der Fälle, äußerst labile Normen geschaffen werden.

Zweitens: Das erwachsene Individuum ist in der Lage, sein Interesse freiwillig aufzugeben. Dann tritt der Satz „Volenti non fit iniuria" in Kraft („Dem das Unrecht Wollenden geschieht kein Unrecht"), ein Satz, den Schopenhauer „selbstevident" genannt hat und der auch selbstevident ist — trotz des überlegenen Spotts der Historischen Schule und der kompakten Mehrheit unsererer Strafrechtsbonzen. Der Fall ist wichtig wegen des sadistisch-masochistischen Phänomens. Der Sadist etwa, der einer masochistischen Frau mit ihrer Einwilligung, vielmehr auf ihren heißen Wunsch, Dinge zufügt, die das Strafgesetz regulär als gefährliche Körperverletzung zu buchen hätte, ist nicht strafwürdig; denn er hat das Interesse der Frau an ihrer körperlichen Unversehrtheit nicht verletzt, . . aus dem einfachen Grunde nicht, weil sie es, freiwillig, aufgegeben hatte. Von jenen verrufenen „Salons" der Weltstädte, die eigentlich Folterkammern sind und in denen die aktiven und passiven Priester und Priesterinnen der Qualgöttin sich ihr Stelldichein geben, sollte der Staatsanwalt schon deshalb keine Notiz nehmen, weil der Staat ein Interesse daran hat (oder haben sollte!), daß die sadistischen Velleitäten, die im Volke, das heißt bei einer Minderheit des Volks, einmal vorhanden sind, die sich nicht ohne weiteres ausrotten lassen, die abreagiert sein wollen, möglichst abreagiert werden gegenüber Individuen, deren Trieb sich zum sadistischen komplementär verhält.

Besser, gewisse Lehrer, gewisse Gefangenenaufseher, gewisse Offiziere besuchen dergleichen Salons und betätigen sich dort, als daß sie den Schauplatz ihrer beruflichen Wirksamkeit zum Schauplatz ihrer trieblichen Wirksamkeit machen. Ihre Neigung hier, wo sie nicht am Platz ist, zu unterdrücken wird ihnen umso leichter fallen, je eher sie Gelegenheit haben, ihr dort zu fröhnen, wo sie . . noch ein gutes Werk damit verrichten. Die Staatsordnung, die den Sadisten verfolgt, wenn er sich an Personen vergreift, denen er einen größeren Gefallen als den, sich an ihnen zu vergreifen, gar nicht tun kann, die ihn aber hätschelt, wenn er Menschen bis aufs Blut quält, — welche sich dadurch nicht im geringsten delektiert, sondern ausschließlich gequält fühlen, — diese Staatsordnung erscheint mir pervers.

Man wird sagen, der Libertismus oder gar Libertinismus, der solchen Auffassungen zu Grunde liege, führe folgerichtig zur Strafloserklärung des Lustmordes, sofern nur die gemordete Person das ernstliche Verlangen hatte, gelustmordet zu werden. (Daß ein Verlangen dieses Inhalts vorkommt, wird der Sexuologe als Letzter bezweifeln.) In der Tat meine ich, daß ein Lustmord dieses Genres an sich straflos sein müsse. Die Befugnis des einzelnen Menschen, über sich selbst oder über einen andern voll Willensfähigen mit dessen Einwilligung zu verfügen, — das Recht über sich selbst darf vom Staate und seinem Strafrecht nicht angetastet werden. Befürworte ich dennoch eine Bestrafung des Lustmords auch in diesem (übrigens gewiß seltenen) Falle, so leiten mich dabei nur Zweckmäßigkeitserwägungen, prozeßuale und kriminalpolitische Bedenken. Die Feststellung des ernstlichen Verlangens würde im Falle des Lustmords ungleich schwieriger sein als etwa im Falle der Tötung eines unheilbaren Kranken auf sein ernstliches Verlangen (die selbstverständlich straflos werden muß), und außerdem würde die Schaffung einer Kategorie „erlaubter Lustmord" ohne Zweifel als Anreiz zu erlaubtem wirken.

Man muß sich aber davor hüten, Grundsätze abzulehnen, weil ihre Anwendung zu Konsequenzen zu führen scheint, die sich auf den ersten Blick grotesk ausnehmen. Weil Vernunft manchmal Unsinn wird, ist die Vernunft nicht das Sinnvolle.

Unvernunft bleibt es, Varietäten, sexuelle Minderheiten, die ihren Trieb ausleben, ohne damit irgendwelche Interessen zu verletzen oder zu gefährden, strafrechtlich zu behelligen. Man kann sagen, daß dieser Gedanke — ein Gedanke des großen Achtzehnten Jahrhunderts (an das unser zwanzigstes nach einigem Zögern angeknüpft hat), vollstreckt zuerst

durch Napoleon — heute unter halbwegs Gebildeten und halbwegs freiheitlichen Menschen, sogar in Deutschland, selbstverständlich geworden und Gemeingut ist. Fast geniere ich mich, auf einem Kongresse von Wissenschaftlern ihn auszusprechen! Immerhin gibt es noch genügend recht vernünftige und recht freiheitliche Menschen, die sich weigern, diesen Gedanken zu Ende zu denken und jene äußersten Folgerungen aus ihm zu ziehen, die aus ihm gezogen werden müssen.

Ich denke da, um aus der Fülle, die in so knapper Zeit sich nicht bewältigen läßt, einen Fall herauszugreifen, an die Sodomie oder Bestialität, den Geschlechtsverkehr des Menschen mit einem Tiere. Bekanntlich wird in der Laienlitteratur die Sodomie oft mit der Homosexualität konfundiert, und da erlebt man dann gelegentlich, wie mutige Vorkämpfer für die Befreiung der Homosexuellen in zeternden Protesten nicht etwa diesen Irrtum bloß berichtigen, sondern zugleich die Forderung aufstellen daß eine „Schweinerei" wie die Sodomie streng bestraft werde. Man muß, sage ich demgegenüber, von Leuten, die an der Aufhebung des § 175 persönlich interessiert sind, und gerade von ihnen, verlangen, daß sie Rücksicht auch auf die nehmen, die an der Streichung des Passus „. . oder von Menschen mit Tieren . ." persönlich interessiert sind Deren Zahl wird außerordentlich gering sein; aber die Menschenrechte auch der kleinsten Minderheit muß eine gute Gesetzgebung wahren. Wo sich's um nationale Minderheiten handelt, ist dieser Grundsatz allgemein anerkannt in der Welt, zumindest theoretisch; daß man ihn, seinem ethischen Sinne nach, auch auf sexuale Minderheiten anwenden muß leuchtet noch nicht jedem ein.

Gewiß müssen Tiere vor Quälereien geschützt werden — vor Quälereien, mit welchen sodomitische Akte zuweilen verknüpft sein mögen; aber dazu reicht der Paragraph gegen Tierquälerei, gegebenfalls ein etwas veränderter und verschärfter Tierquälereiparagraph, aus; daß die Sodomie als solche das Tier schädige, ist unrichtig. Den Menschen, der sie ausübt, schädigt sie ebensowenig; jedenfalls ändert die Strafandrohung nichts an seinem Seelenbestand — und die Strafvollstreckung auch nichts. Daß der Staat sich in die Beziehung zwischen einer alten Jungfrau und ihrem Kater, zwischen einem Hirten und seiner Lieblingsziege mischt, das würde lächerlich sein, wenn es nicht, in Anbetracht des Lebensglückes, dieses bescheidenen bißchen Lebensglück, das er damit von Fall zu Fall sinnlos zerstört, tragisch wäre.

In Gerhart Hauptmanns leidenschaftlichstem Menschlichkeitsstück brüllt der verelendete alte Weber, als der Jammer seines geschändeten Daseins zum ersten Mal ganz und gar zu Bewußtsein kommt: „Hier stehe ich, Robert Baumert, Webermeister von Katschbach . . : Nun seht mich an! . . . Wie seh ich aus? Was hab'n se aus mir gemacht? Hier wird der Mensch langsam gequält."

So schreien Hunderttausende unter uns Abgehetzten, Verarmten, Reichgewordenen, Arbeitzermürbten, Arbeitslosen, Schiebern, Kranken wenn sie nachts plötzlich aus ihrem Bette aufschrecken: wie seh' ich aus?! Und manchmal, wenn man in das europäische Chaos hineinhorcht scheint aus dem Getöse das beschwörend-anklagende Unisono sich zu erheben: Wie sehen wir aus?!

Diese Frage wartet nicht auf Antwort, ihr bangverzweifelter Ton birgt schon die Erwiderung. Aber trotzdem erschienen in den letzten Jahren viele Bücher, um uns unser grauenhaft entstelltes Antlitz zu zeigen . . . von den Massen anklagender und menschlichkeitsfordernder Gedichtsbände und jener gelehrten Konstruktion Spenglers bis zu drei neuen Büchern, aus denen, so verschieden sie sind (ein Essay, ein Bilderbuch, eine Erzählung), und so dünn und schmächtig sie sich präsentieren, dennoch mit gleich unerbittlicher Grausamkeit unser Verdammungsurteil uns entgegendröhnt: So siehst du aus!

Max Picards seltsam grandioses Buch mit dem programmatischen Titel „Der letzte Mensch" (E. P. Thal & Co. Verlag, Leipzig) ein zweihundert Seiten langer Essay, dem man nur den einen Vorwurf machen kann, daß er zu lang ist, muß selbst jemand, der optimistischer denkt, als ein Kunstwerk anerkennen von ebenso großem dichterischen Wert wie vernichtender Eindringlichkeit. Hier wird das Monstrum, das gerade noch Mensch sein darf, und jenes neue Wesen, das schon kein Mensch mehr ist, beschrieben, dargestellt und durch bloße Schilderung vernichtet. Dieser Jeremias unserer Epoche, heult nicht, klagt nicht an ruft nicht auf, . . . er predigt mit feststellender Sachlichkeit, ohne Sentimentalität, ohne Ressentiment, aber auch ohne Resignation und ohne den Besserungswillen der Aktivisten und Moralisten.

Er sagt aus, sagt immer nur aus über die Erscheinung des Menschen in immer gleich schwerem Tempo, in immer gleich starkem Ton — fast monoton fallen die Sätze nacheinander, und jeder folgende Satz nimmt litaneihaft in raffinierter Variation die wichtigsten Worte des

vorhergehenden Satzes wieder auf. Ein Sprachvirtuos türmt hier einfachste Satzgebäude drohend empor; er lockt aus der wechselnden Folge der gleichen Wörter, sogar aus der tropfenden Wiederholung desselben Ausdrucks, aus dem Verfolgen eines Bildes bis in die äußersten Konsequenzen, der deutschen Sprache bisher unbekannte Wirkungen ab, die sich wilder ins Herz einfressen als die wildesten Anklagen eines lyrischen Pathos.

Nicht dickleibige wissenschaftliche Nachweisungen, nicht jammernde Beschwörungen könnten so grausig das hoffnungslose Elend der menschlichen Kreatur malen. Ein wenig erhellend und tröstend wirken nur die milden Zwischenfragen und Entschuldigungen einer geliebten Frau und die schönen Abschnitte über die Tiere und über die frühere mit ihrem Körper, ihrer Sehnsucht, ihrer Kunst ins Vertikale strebende Menschheit.

Wir aber zerfließen kugelartig ins Horizentale . . . ruhelos selbst! und unsere Glieder, Augen, Ohren, Münder fliehen davon, und fremde Augen, Ohren, Münder fliegen uns an. Wir sind nicht mehr wir; wir finden uns nicht mehr; wir verfallen zu häßlichen, unmenschlichen Wesen!

Man möchte gegen dieses Buch schreien: das ist ja alles nicht wahr! Man möchte es historisch, biologisch, durch den Augenschein widerlegen: Früher waren die Menschen noch häßlicher, schmutziger, verschwommener. Wir sehnen uns inbrünstiger, als vergangene Epochen nach Geschlossenheit, nach Schönheit, nach Harmonie . . . Aber dies Buch lähmt jeden Widerspruch; wie eine fromme Litanei in himmlische Entrücktheit, so lullen uns diese höllisch-suggestiven Feststellungen in verzweifelnde Erdgedrücktheit.

Zu gleicher Zeit als Picard sein Buch schrieb, zeichnete dazu, ohne es zu ahnen, George Grosz, nach des bravgewordenen Th. Th. Heine Jugend der erste große zerschmetternde Karikaturist Deutschlands die Illustrationen. Sein Heft „Das Angesicht der herrschenden Klasse" (Malik-Verlag, Berlin) enthält 55 „politische" Zeichnungen, auf denen nur Menschen zu sehen sind, viele Hunderte von Menschen, — und sie alle, jeder einzelne, ob Offizier, ob Richter, ob Bürger, ob Snob, ob Hure, ob Krüppel, ob Gefangener, ob Gelehrter, ob Wucherer oder Soldat, sie alle sehen genau so aus, wie Picard verallgemeinernd seinen Menschen schildert: grauenvoll zusammengestückte Gesichter, klumpige, fremd-angeklebte Gliedmaßen, entartete Münder, faulende oder davonstürzende Nasen, zurückfliehende Stirnen, fast nicht mehr vorhandene Augen!

Aber Grosz ist noch grausamer, noch grauenhafter als Picard. Auch er ist ein Pathos; er kritzelt mit kindlich-scharfem, sachlich-strichhaftem Umriß. Doch er zeigt diese Scheusäler handelnd und gemißhandelt, mordend schlemmend, verendend und duldend! Und mehr noch: Er läßt uns durch die Kleider der Menschen hindurchsehen — und wir erblicken Gerippe und gedunsenes Fleisch . . . er klappt die Hirnschalen auf und heraus steigen Paragraphen und dampfende Misthaufen, Politikerköpfe gehen in Tierschädel über.

Eins aber scheidet Grosz von Picard. Er nimmt Partei. Er liebt die Leidenden und Gequälten. Und er haßt die Soldaten und Bürger wie niemals ein Maler eine Menschenart gehaßt hat. Die höllischen Gestalten der alten Greuelmaler, die wüsten Fratzen Goyas tragen sanftes Himmelsantlitz gegen die Gesichter dieser Militärs, Spießer, Schieber und Politiker. So ungeheuerlich ekelhafte Schädel, Fressen, Bärte, Halswülste, so fletschende Zähne, eckig-zackige oder zerfließende Gesichter hat noch niemals ein Mensch erdacht, geschweige denn aufs Papier gezeichnet. Bitter ist es, aussagen zu müssen: während die vielen Bücher der Liebe und Brüderlichkeit in unserer Zeit fast alle dilettantisch oder mittelmäßig bleiben, wächst dies Buch des fantastischen Hasses ins Genialische.

Carl Sternheim dagegen in „Fairfax" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) umreißt das Gesicht Europas mit kalt-verächtlichem Haß. Er dekouvriert sich bereits in dem Motto: „Ich finde Europa zum Kotzen." Aber er ist viel zu weltmännisch-raffiniert, als daß er uns seinen Haß ins Gesicht kotzt. Er errichtet nicht wie Picard das entstellte Bild des generellen Menschen; er malt nicht die Klassen Europas in scheußlichen Einzelgestalten und Handlungen wie Grosz, sondern er distanziert seinen Haß und Hohn: er stellt zwei Menschen zwischen sich und Europa. Er läßt den amerikanischen Milliardär Fairfax, der sein Blut durch die Milch von Indianerammen erfrischt, mit seiner zwar kapriziös-verwöhnten, aber doch sinnlich-natürlich fühlenden Tochter nach Europa kommen, um unerhörte Sensationen zu erleben. Und jedes Erlebnis ist Enttäuschung über gefühlsentartete, kleinlich-rechnerische, trüb-zaghafte Europäer, die nicht den Mut zu ihrer Schändlichkeit haben, und deren Schändlichkeit durch Phrasen so erbärmlich zermürbt ist, daß sie trotz wilder Geschäftigkeit zu fruchtloser Ohnmacht zusammensinkt. Nur . . . vielleicht . . . aus dem russischen Osten, wohin die unersättliche, ungesättigte Tochter schließlich entflieht, könnten noch Flammen kommen.

Sternheims voriges Buch, der zweibändige Roman „Europa", zersprengte den epischen Gehalt durch ausgedehnte allgemeine Analysen,

erzielte infolge Überspitzung seiner Sprachbemühungen einen unlesbar-verkrampften Stil. „Fairfax“ dagegen ist so reich an Einfällen und Erfindungen, daß sich mit ihnen wirklich ein zweibändiger Roman hätte füllen lassen. Aber Sternheim konzentriert den Überdruß an Amerika, die Geheimnisse in den Hauptländern Europas auf 85 Seiten. Die einheitlich-einfache Handlung stürzt in gleichbleibend raschem Tempo vorwärts. Die Sprache ist wirklich „geballt“, pointiert, gehämmert, ohne daß sie gewaltsam verzerrt und gequetscht wird. Ein Zeitbuch entstand, — nicht nur durch die Aktualität seines Inhalts, sondern durch die knappe Tatbestände mitteilende Form.

Denn Sternheim erzählt sachlich, ohne Anklage, ohne Haßgesänge, als ob er eine geographische Schilderung oder biologische Studie hinlege. Aber aus den Tatsachen, geschärft durch kleine grelle Lichter, spritzt Hohn und Haß über die Ruine Europas, aus deren Fensterhöhlen uns die idiotischen Gesichter der Nationen zugrinsen.

Wer diese drei Bücher nacheinander, nebeneinander genießt, vor dem wird sicherlich die Vision eines furchtbaren Spiegelbilds seiner selbst aufsteigen . . . . Und dies verzerrte Antlitz öffnet den Mund und spricht grausam wie ein Schwertschlag die vertraute, berlinisch-ironische Redensart: So siehst du aus! Sodaß dem Gehetzten, nichts anderes übrig bleibt, als zum Revolver oder zur Flasche zu greifen . . . oder ins Dickicht der Waldeseinsamkeit zu fliehen, wo ihm jedoch alsbald einer seinesgleichen entgegentreten wird, und dieser, falls du dem Bruder klagend-anklagend an die Brust sinken willst, wird dich von sich stoßen mit dem hämischen Wort: So siehst du aus!

STEFAN GROSSMANM

HAUPTMANNS PETER BRAUER

I.

Vor zehn Jahren inszenierte Gerhard Hauptmann den „Zerbrochenen Krug“. Jakob Tiedke war sein Dorfrichter Adam. Ein wohlgenährter Erbe Engels' war erstanden. Damals sagte Hauptmann zu Tiedke: „Für Sie habe ich mein Stück geschrieben“.

In diesem Sommer fiel Tiedke einmal vor Staunen vom Sessel. Hauptmanns Stück war nämlich wirklich geschrieben und er, Tiedke, sollte es spielen. Schauspieler glauben gern, daß Dichter bloß erzählen. Dichter aber sind die treuesten Wesen. Nicht treu aus Vorsatz

sondern treu aus Eindruck. Wenn ich in drei Millionen Jahren wieder dasselbe Leben durchzureisen habe, werde ich an denselben Stationen Halt machen — vor Traunkirchen am Gmündener See vor den schwermütigen Augenliedern der Erna Morena, vor dem schwedischen Bauernhaus in Nyhamm.

Ein Schauspieler kam im Sommer nach Agnetendorf und stöberte den nicht ganz vollendeten „Peter Brauer" in einer Schublade Hauptmanns hervor. Hauptmann nahm das Manuskript in die Hand und sagte: „Tiedke".

II.

Gerhard Hauptmann hat einen Winkel in seinem Herzen, in dem lebt der Maler in Öl, Peter Brauer. Es geniert Hauptmann gar nicht daß Brauer nichts kann als Kaiser Wilhelm II dutzendweise, in Goldrahmen, abzuliefern. Er läßt den natürlichen Spitzbuben mit all seinen Lastern: Trägheit, Versoffenheit, Schmarotzerinstinkt, Großsprecherei bestehen, ja, er hegt ihn mit allen seinen Defekten. Der arme Kerl, der einmal sein Glück machen und malen könnte, wenn er nur die Kraft zu seinem Werk besäße, stand Hauptmanns Herzen vielleicht sogar näher als der wirkliche Professor Meuerer, dessen allzugeübte Hand malt, sticht und modelliert.

Es ist eine alte Hauptmann'sche Liebe da zu dem verhinderten Künstler. Schillings, Crampton, Brauer. (Merkwürdiger Berührungspunkt mit Wilhelm Busch). Der allzusichere Künstler, der allzu prompt Produzierende — für ihn hat Hauptmann gelegentlich einen etwas bösen Blick. Er liebt nicht die Künstler, die ärmer sind als ihre Werke. Aber sein Herz geht auf vor den Unbeholfenen, die von ihrem Überschuß so wenig in Schöpfungen pressen können. Etwas von diesem Glauben an das Ungeborene steckt auch in dieser Tragikomödie.

Peter Brauers Werk ist Schund. Aber sein Charakter ist der einer Künstlerseele. Kein Sinn für Tatsachen. Sofortiges Umranken jeder Wirklichkeit durch phantastische Vorstellungen. Eine herrliche Kindergläubigkeit an Menschen und Situationen. Göttliche Blindheit für sich selbst. Immer, auch im jähen Abstieg, immer steht er vor dem kommenden großen Erlebnis.

III.

Hauptmann hat, was Peter Brauer fehlt, die unwillkürlich formende Hand. Er führt ein kleines schlesisches Wirtshaus vor — Gespräche von einigen Minuten und, siehe, die ganze Gesellschaft regt sich und atmet. Er hat die angeborene Kraft. Seine Hand erzeugt Leben!

Willst Du wissen, woher diese lebenerzeugende Erhaltungskraft kommt?

Hauptmann ist ohne Ironie. Er schweigt vor seinen Figuren. Er nimmt den Peter Brauer in sein Herz auf, so wie er ist, ohne ihn bessern, ohne ihn ändern zu wollen. Er hat die stumme bejahende Liebe zu aller Kreatur, so wie sie ist. Seine innerste Beziehung ist ohne Negation. Er segnet alles Seiende. Er beherbergt Peter Brauer wie Gabriel Schillings, Frau Flamm wie Montezuma, Strochmann wie Hannele.

Er nimmt die Welt auf, wie sie sich ihm darbietet, ohne den dummen Hochmut des Nörglers oder Erziehers. Er hat die große Kraft, gestaltend zu umfassen, umfassend zu gestalten. Diese Liebe war im „Hannele" priesterlich, im „Peter Brauer" ist es die zwischen den menschlichen Tierarten nicht mehr sehr unterscheidende Liebe des Humoristen.

Ein Priester mit fünfundzwanzig, das gibt das reine Material zu einem Humoristen mit fünfzig Jahren.

IV.

Peter Brauer war im Lustspielhaus Jakob Tiedke. Er trug eine sehr breite, hinten herunterfallende, in Falten geworfene, ungemein ausdrucksvolle Hose. Solche Hosen mit Kummerfalten, hat Wilhelm Busch oft gezeichnet. Wilhelm Busch — das war auch dieses pfiffig-romantische kindliche Antlitz, Wilhelm Busch — diese scharfsichtigen Schlitzäuglein, Wilhelm Busch — diese phlegmatische Melancholie, dies ein bißchen philiströse Schopenhauertum.

Wilhelm Busch und Gerhard Hauptmann? Dieser Schädel, der in seinen schönsten Stunden Goethe ähnelt, beherbergt auch den Balduin Bühlmann.

SCH:

WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Steuerprogression und Markkatastrophe

Dem Reichstag liegt ein Bündel neuer Steuergesetze vor. Insoweit nicht völlig neue Steuerarten vorgeschlagen werden, handelt es sich um Tariferhöhungen. Das erscheint plausibel, sowohl angesichts des unerhörten öffentlichen Bedarfes als auch angesichts der unerhörten Markentwertung. Man scheint aber bisher die Tatsache übersehen zu haben, daß aus dem rapiden Markverfall nicht nur allgemein die Möglichkeit zu schärferem Anziehen der Steuersätze, sondern in einem Spezialfall auch die Notwendigkeit zu Herabsetzungen erwächst,

Es ist die Einkommensteuer, deren Progression bei fortschreitender Geldentwertung unmöglich aufrecht erhalten werden kann.

Die gegenwärtig gültigen Sätze dieser Kernsteuer des deutschen Budgets sind im Februar 1921 konzipiert worden. Damals belief sich der internationale Markwert noch aufs Fünffache seines heutigen Standes, und die innere Kaufkraft unseres Zahlungsmittels war noch doppelt so hoch als gegenwärtig (dreimal so hoch als — wahrscheinlich, — in vier Wochen, viermal so hoch als — vielleicht, — in zwei Monaten!)

Damals war es also noch angängig, ein Einkommen von 30 000 Mark mit einer Gesamtabgabenpflicht von 12 Proz. zu belegen, ein Einkommen von 35 000 Mark mit 14 Proz., von 40 000 Mark mit 16 Proz., von 45 000 Mark mit 18 Proz., von 50 000 Mark mit 20 Proz., von 120 000 Mark mit 34 Proz., von 200 000 Mark mit 41 Proz.

Aber wenn man damals, wie es doch der Fall war, das Maximum erreicht zu haben glaubte, so ist es unter heutigen Geldverhältnissen offenbar bereits weit überschritten; und dieser Zustand wird sich mit jeder Woche verschlimmern. Ein Einkommen von 40 000 Mark jährlich = 3 300 Mark monatlich, das im März noch einigermaßen bequemes Leben ermöglichen mochte, ist in den letzten Wochen tatsächlich zu einem sehr dürftigen Betrag geworden, und es ist überspannt, jetzt noch eine Abgabe von 6 400 Mark jährlich = 540 Mark monatlich davon zu verlangen. Ebenso oder noch schlimmer steht es in den anderen Progressionsklassen. Allgemein gesagt: die Progression muß, wenn sie der ursprünglichen Absicht entsprechen soll, an höherer Stufe beginnen und bis zu höherer Stufe fortgeführt werden. Das ist nicht nur Gerechtigkeits- sondern auch Opportunitätsforderung. Denn es muß bezweifelt werden, daß die jetzt noch gültigen Sätze (soweit sie nicht vom Lohnabzug erfaßt werden) überhaupt einbezogen werden können. Man würde bei dem Versuch ein großes Fiasko erleben!

In der Gesetzgebungspraxis ist also Anpassung an die geänderte Lage notwendig! Und in der Gesetzgebungstheorie Verzicht auf den Gedanken, daß heute überhaupt Dauerregulierungen notwendig seien; energischere Versuche mithin, die Steuertarife, wo das irgend möglich ist, auf gleitender, den jeweiligen Verhältnissen automatisch sich anpassender Basis aufzubauen!

Die Not der Städte

Die beiden deutschen Städtebünde sind in Berlin zusammengetreten, um der Reichsregierung ihr Finanzelend zu schildern und Gegenmaßnahmen bei ihr zu erwirken. Was sie verlangen, ist im wesentlichen

die Rückdelegation gewisser Steuergerechtsamen, die durch die Erzbergersche Steuereform auf das Reich übergegangen sind.

Das ist leichter gefordert als gewährt. Denn jedes Loch im Gemeindesäckel, das auf diese Weise zugestopft würde, würde das ebenso bedrohliche Loch im Reichssäckel entsprechend weiterreißen. Es scheint also, daß vor allem nach Mitteln gesucht werden muß, innerhalb der Gerechtsamen, die den Städten noch verblieben sind, neue Einkunftsquellen zu erschließen. „Ein Heilmittel, das zugleich dem berüchtigten „Ausverkauf" etwas entgegenarbeiten könnte, soll hier vorgeschlagen werden: kommunale Währungsausgleichssteuern.

Es handelt sich um eine Wohnungs- und Hotelzimmersteuer. Aber nicht um die 10prozentige „Fremdensteuer", die von vielen Städten schon jetzt, gleichmäßig für In- und Ausländer, erhoben wird. Sondern um eine Valutasteuer. Auch nicht um den „Valutaaufschlag", den die Gastwirte früher einmal privatim versucht hatten (und der sich nicht aufrecht erhalten ließ, weil hinter der privaten Erhebung weder genügend Autorität noch genügend objektive Berechtigung steckte). Sondern um öffentliches Recht und öffentlichen Gewinn.

Ein Amerikaner, der heute 120 Mark = 40 Cents für ein Zimmer mit Bad zahlt, kann gut und gern, ohne deshalb noch über teure Preise klagen zu müssen, 300, 400 oder auch 500 Prozent Aufschlag entrichten. Rechnet man für Berlin mit 1000 Valutafremden im Tag, mit einem durchschnittlichen Wohnungsaufwand von 100 Mark und mit einer 300prozentigen Abgabe (alles außerordentlich niedrig gegriffen!), so ergibt sich eine Einnahme von 108 Millionen Mark jährlich, — mühelos und ohne irgendwelche Komplikationsgefahr erzielt, verwaltungsmäßig mühelos kontrollierbar und verordnungsmäßig der jeweiligen Valuta- und Preislage, ja, sogar dem Stande jeder einzelnen Valuta von Tag zu Tag mühelos ausgleichbar.

Es ist nicht einzusehen, warum sich Berlin und die übrigen Großkommunen diese Millionen noch länger entgehen lassen sollen. Sie wären nicht nur für ihre eigenen Finanzen, sondern auch für die gesamte Nationalwirtschaft und für die gereizte Psyche der Bevölkerung eine Wohltat. Und sie würden vielleicht das Reich aufrütteln, seinerseits endlich ebenfalls mit ebenso dringenden als gewinnversprechenden, allerdings auch sehr viel komplizierteren Antiausverkaufsmaßregeln Ernst zu machen.

AUS DEM TAGEBUCH

DES KINI'S HEIMGANG

Man muß es so ganghoferisch betiteln, denn die Gefühle der Münchener bei der Beerdigung ihres letzten Königs oder Kini's, wie man hier sagt, waren der Darstellung dieses größten Dichters von Oberbayern würdig. Sogar der Himmel weinte Tränen, um im Stil zu bleiben. Es war ein großartiges Volksfest, was die Bevölkerung anlangt, denn eine „schöne Leich" ist für den Spießbürger immer ein Volksfest. Und neun Zehntel der Münchener sind Spießbürger, also geborene Veteraner, die nur bei Leichenbegängnissen akut werden. Wegen der in Ungarn verhinderten Leiche hatten die erprobtesten Festzugarrangeure viel Zeit und sie haben sie ausgenützt: bis auf den kleinsten Kegelklub, bis auf den armseligsten Leichenbestattungsverein wurde alles mobil gemacht, stand Parade, marschierte, warf sich in die königliche Hühnerbrust, streckte den Bauch heraus, zog ein Gesicht, als ob das Bier sauer wäre. Die Offiziellen trugen schwer an der Rüstung ihrer Orden und ihren Zylindern. Unsere Kriegsknechte bildeten ein wogendes Heer von Eisenhüten (wegen der Granatengefahr). Die Studenten wichsten nur so. Die Schulen hatten frei. Die Hoflieferanten (d. h. sämtliche Münchener Geschäfte) hatten geschlossen (ihre Inhaber numerierten hinter den Rolläden die Preise hinauf). Nur die Banken hatten offen. Natürlich! Bei der Hausse! Was kümmert sich die Mark um einen toten König, ich bitte Sie! Sogar die Sozialdemokratie im Gemeinderat hatte ihr wittelbachisches Herz entdeckt und wohlwollende Neutralität bewahrt, da man Volksfeste nicht hindern soll, zumal heute, wo circenses so rar sind wie panis. Ich kann die Stimmung nicht besser ausdrücken, als es eine bayerische Dichterin in einem Poem tat; sie hat diese schönen Strophen neben vielen ähnlichen ihrer gramdurchwühlten Harfe entlockt: Sturmbewegte schwere Tage / Trieben ihn ins fremde Land / Heimatlos er mußte wandern / Vom Ort wo seine Wiege stand. / Ungarn gab ihm Ruh und Frieden / Liebe seinem Herzensraum / In Sarvar ging er dann schlafen / Dort erlosch sein Königstraum. / Palmen raunen vom Vergessen / . . . Ludwig Dritter letzter König / Fürstensohn so hoch und hehr usw. In diesem Gedicht fanden sich die Monarchisten ganz ausgedrückt und kauften es massenhaft zu einer Mark das Stück.

Was nun den dahingegangenen Ludwig Dritter anbetrifft: so kam zu seinem großen Ärger spät dran, denn Luitpold, das "ewige Licht", wie er ihn oft seiner langen Lebensdauer wegen nannte, ließ sich das Regieren bis zum letzten Schnaufer nicht nehmen. Als es dann soweit war, fuhr der alte Ludwig samt Frau und den vielen sehr häßlichen ledigen Töchtern jeden Tag im Galawagen in München umeinander, drei Monate lang; er genoß sein Königstum. Dann ging er wieder auf seine Güter. Denn er war ein Bauer: geizig, simpel, ohne jede Kultur und von Landgier besessen. Eine eingeheiratete Verwandte seines Hauses erzählte mir, daß Ludwig Dritter nicht eine Sekunde gezögert hätte, „sein geliebtes Bayern" gegen ein anderes Land zu vertauschen,

wenn der Tausch Vorteile für ihn mit sich gebracht hätte. Der Krieg begann ihn zu freuen, als man überall einmarschierte und Reiche gründete; er spitzte darauf, das Elsaß der Pfalz anzugliedern und sich zu arrondieren. Er hatte auf Polen ein Auge geworfen. Fürs Tyrol hatte er was übrig. Und zuletzt meinte er auch von Ungarn: „es schaut so schön her“. Mit der letzten republikanischen Regierung (und auch mit der jetzigen stand er sich vortrefflich. Seine ausgezeichnet bewirtschafteten erträgnisreichen bayerischen Güter ließ er geschickt erträgnisarm werden, als er wußte, daß man sie ihm nicht wegnehmen, aber besteuern würde, und auch damit jene Summe, die er als Abfindung für seine Münchener Galerien, Schlösser etc. verlangte, um das beträchtlicher werde, was die Güter „nicht tragen“. So ist der reichste Bauer Bayerns schnell ein ganz armer geworden, der nur zuzahle. Man wird über den Patriotismus dieses Wittelsbachers staunen, wenn die Kronverwaltung die Rechnung Wittelsbachs vorlegt, wozu sie bis jetzt die Courage noch nicht gefunden hat, um der Popularität des Hauses nicht zu schaden, die ja die Deutsch-Nationalen in Bayern brauchen.

Der Kini ist also begraben. Er war weder beliebt noch unbeliebt. Sondern ein alter Herr, der recht populär herumspazierte, wenn er in München war. Vom Militärischen verstand er gar nichts und machte sich nichts daraus. Von der Politik verstand er auch nichts und daraus machten sich wieder die nichts, die unter seinem Königtum regierten. Die berühmte wittelsbachische Kunsttradition, von der kein Mensch mehr seit fünfzig Jahren einen Hauch verspürt, äußerte sich darin, daß er einen grauenvollen riesigen Kasten mit Kuppel bauen ließ, das sogenannte Armeemuseum. Ich weiß nicht was drin ist. Aber sicher nie ein Mensch. Die Kunsttradition ruht jetzt nur mehr auf den Schultern des Ludwig Ferdinand Wittelsbach, der die Violine streicht und komponieren will. Der klagte einmal, daß dem Wagner immer was einfalle, und ihm, wenn er sich ans Klavier setze, falle halt nie was ein. Worauf der Schauspieler Geis meinte: „Das liegt nur am Klavier, königliche Hoheit.“ „Glauben S'?“ meinte der Prinz.

Stolz v. d. Au.

BRUNNEROTIK

Motti:

Jetzt gang i ans Brunnerle,
Trink aber net.
(Schwäbisches Volkslied).

Das Buch geht solange zum Brunner,
Bis er bricht.
(Altes Sprichwort).

Am Brunner vor dem Tore
Da steht ein Sündenbaum,
Ich träumt in seinem Schatten
So manchen bösen Traum;
Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort,
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immerfort,
Zu ihm mich immerfort.
(Wilhelm Müller, 1822).

Wo die Brunner am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Mädchen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.
(Joseph Freiherr von Eichendorff).

*

Stille Nacht, scheinheilige Nacht.
Herr Professor Brunner wacht.
Sieht sich Bücher an und Bilder.
Seine Augen rollen wilder.
Seine Augen sind zwei Bälle.
Gibt es keine Unzuchtsfälle?
Wer da sucht, der wird schon finden
Einen Künstler, so zu schinden.
Da die Welt im Schmutze schwimmt!
Ha! Herr Brunner Anstoß nimmt.

Stille Nacht, scheinheilige Nacht.
Find't sich nichts? Das wär gelacht!
Z. B. einmal Heinrich Zille!

Dieses Mächen — killekille!
Diese beiden Hinterbäckchen!
Man nimmt Anstoß an dem Eckchen!
Feste Anstoß! Es wird schwül.
Peng! — das war das Schamgefühl,
Das da platzte. Potz verdimmt
Und Herr Brunner Anstoß nimmt.

Stille Nacht, scheinheilige Nacht,
Kindchen Heileheile macht.
Ha! Da ist ja auch Paul Scheurich!
Gegen ihn den Bannfluch feur' ich!
Eine Orgie, königliche,
Geht mir längst gegen den Striche!
Schamgefühl kriegt wieder Knax.
Hilft vielleicht Opoponax?
Pfui! Dies Reimwort selbst verstimmt!
Und Herr Brunner Anstoß nimmt.

Stille Nacht, scheinheilige Nacht.
Und man stößt sich, daß es kracht!
Nachbarn wachen auf. „Uner-
Hört!" ruft man. „Ist das bei Brunner?"
Der, weil er mit nichten dof is,
Greift sich jetzt Corinth, den Lovis.
Venuswagen — gittigitt!
Mit dem fährt selbst Schiller mit?
Als er jung war! Fauler Zimmt!
Und Herr Brunner Anstoß nimmt.

Stille Nacht, scheinheilige Nacht:
Schiller! Wer hätt' das gedacht!
Brunner, schon zu sehr verbittert,
Explodiert! Die Erde zittert.
Und das Haus, das eben noch
Grundfest stand, gähnt als ein Loch.
Der Professor gleich atomisch
Und wie ein Bazillus gnomisch
In die Nase einen klimmt,
Der für ihn dann Anstoß nimmt.

Stille Nacht, scheinheilige Nacht.
Brunners Geist im Tode lacht:
„Republik aut Monarchie —
Deutschlands Mucker sterben nie!" —
Einer teilt sich hundertfältig,
Im Quadrate hinterhältig.
„Nacktheit, fort, du Mißgestalt!"
Und man ruft den Staatsanwalt.
Aus Prinzip ist er ergrimmt,
Wenn — äh, bäh! — wer Anstoß nimmt.

Munkepunke.

BÜCHER

Josef Nadler: Die Berliner Romantik 1800—1814. (Berlin, Erich Reiß; brosch. M. 38.—, gebd. M. 48.—).

Eines der geistvollsten und anregendsten Bücher, die ich in den letzten Jahren in die Hände bekam. Man kennt — oder vielmehr leider: man kennt nur sehr unzulänglich — den Freiburger (Freiburg in der Schweiz!) Literarhistoriker Nadler, der mit seiner „Literargeschichte der deutschen Stämme und Landschaften" als erster den großen Versuch gewagt hat, den Gang der deutschen Literatur aus den „fruchtbaren Sonderentwicklungen" der einzelnen Landschaften und ihrem rechtzeitigen Eintritt „in die Gesamtbewegung" heraus verstehen

zu lernen und darzustellen. Denn „der Einheitsbegriff des deutschen Volkes ist eine angenommene Größe, die nur für grobe Schätzungen genügen kann".

Das Buch stellt eine Vorarbeit, einen Vorläufer zu dem noch ausstehenden vierten Band des großen Werkes dar und begreift und erklärt die „Romantik" aus der ethnischen und geistigen Herkunft ihrer eigentlichen Väter und Träger, die alle in der ostelbischen „Landschaft" ihre Wurzeln haben. Wie und warum diese Landschaft so und nicht anders geworden ist, was sich geistig in diesem Raum herausbilden mußte, in welchem inneren Zusammenhang das ostdeutsche Siedelwerk die ostdeutschen Theorienversuche seit Opitz, die mystische und pietistische Gedankenmasse, die Fülle und verwandte Richtung aller Talente im selben Ostraum" steht, das wird Schritt für Schritt aufgedeckt und eindringlich und überzeugend begründet und dient zur Erläuterung „für den wichtigsten und entscheidenden Abschnitt der Bewegung, die Berliner Romantik." Und so spannt das Buch denn seinen weiten Bogen von Jakob Böhme und Johann Scheffler über Spener, Zinzendorf, Hamann, Herder, Kant, Fichte, über Schleiermacher, Ritter, den herrnhuterisch aufgewachsenen Novalis, Eichendorff, Werner, Hoffmann, die Schlegel, die Maler Runge und Friedrich bis zu den vier großen Märkern, Kleist, Fouque, Arnim und Tieck.

Überwältigender noch als die Fülle des verarbeiteten Stoffes ist der Reichtum an schöpferischen wie an kritischen Gedanken. Wie Nadler sich z. B. mit dem Begriff „Renaissance" auseinandersetzt, das war für mich schlechthin ein Erlebnis.

Von besonderem schlichtem und sachlichem Reiz sind die polemischen Partien: Ein paar Sätze als Beispiel:

„Meine Gegner tun mit Vorliebe so, als hinge mein Werk verbindungslos in der Luft. Es mag das ja eine Folge des tagblinden Spezialistentums sein, das diesen Leuten alles rundum verschleiert bis auf den Stecknadelkopf, an dem sie gerade polieren, und der für jeden den Kosmos bedeutet, billiger tun sie's nicht."

„Verlangt man solch einem unerbittlichen Splitterrichter die Vollmacht ab, so ergibt sich bei neunzig von hundert Fällen, daß der Mann zwar mit kaninchenhafter Fruchtbarkeit in allen erreichbaren deutschen Journalen seine monatliche Niederkunft verrichtet, im übrigen aber durch eigene positive Leistungen nicht den mindesten Anlaß zu der Vermutung gibt, er könnte getrieben vom göttlichen Wahnsinn seines ismus, das besser machen was er widerlegt."

„Statt zu fragen, wie begreife ich dieses Buch am besten, hört man aus jedem Wort die Ungeduld: wie schaffe ich es am bequemsten auf die Seite."

„ . . . zumal es sich leichter in ein gangbares Buch einarbeitet als ein besseres und eigenes zu schreiben."

„Es heißt von einem Rosenstrauch Borsdorfer Äpfel für die vaterländische Küche pflücken zu wollen, wenn man Kleist's Stück (den Prinzen von Homburg) für ein geschichtliches Drama und natürlich gleich für das beste erklärt, und wenn es den Geist verkörpert, der Preußen groß gemacht hat."

— Freilich: ein leichtes Futter ist das Buch nicht; es will gut gekaut und gut verdaut sein. Dann aber ist dem Leser eine geistige Gewichtszunahme sicher.

Dr. Owlglass.

FILM

EIN PREISAUSSCHREIBEN

Am 9. November tagte in dem kleinen Saal des Rowohlt-Verlages eine vom Herausgeber des „Tage-Buches" einberufene, auf Gäste beschränkte Versammlung von Schriftstellern, Filmproduzenten, Regisseuren und Ministerialvertretern, in der über die Frage: „Wie kommt die Deutsche Filmindustrie zu guten Manuskripten?" beraten wurde. An den Auseinandersetzungen, die Herr Generaldirektor Davidson leitete, beteiligten sich: Rudolf Kurtz, Stefan Großmann, Ernst Lubitsch, Hans Kyser, Direktor König, Bolten Bäckers, B. Liebmann und Max Schach. Zuletzt teilte Herr Richard Oswald mit, daß er für das beste deutsche Film-Manuskript einen Preis von 200000 Mark ausschreibe. Die näheren Bedingungen dieses Preisausschreibens, die Zusammensetzung der Jury wird Herr Oswald nach Verständigung mit dem Herausgeber des Tage-Buches bekanntgeben.

ANEKDOTEN

UNTER GERMANISTEN

Ein Germanist liebt eine Germanistin.

In einer Mainacht flüstert der Germanist der neben ihm gelagerten Kollegin zu: „Schon Goethe hat es beklagt, daß uns für die wichtigsten Körperteile jede edlere Bezeichnung fehlt. Wir sind genötigt zu sagen . . ." „Des Knaben Wunderhorn" ergänzte die Kollegin.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 45):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123 b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag: Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b. Druck: R. Abendroth, Riesa.

VARIÉTÉ

SKALA

Da tritt jetzt einer der drolligsten Komiker auf: Fritchie. Ein kleines Kerlchen, närrisch verschminkt, mit herabhängendem Hosenboden, ungemein gelenkig, mit dem Trick, hinter scheinbarer Ungeschicklichkeit frappierendes Akrobatentum zu verbergen. Seine letzte Nummer: Er hat drei Tische aufeinander getürmt und auf den dritten Tisch einen Sessel gestellt, auf dem er sich schaukelt. Solange schaukelt, bis der Turm umfällt. Unbeschreiblich lustig dies geduldige ahnungslose Spiel mit der Gefahr des Umsturzes. Das Publikum heult mit Fritchie. Sehr gut inszeniert: Elsie und Willy Blassing, eine graziöse Athletin, die in Salontoilette eintritt, um gleich darauf ihren Begleiter auf dem Kopf zu tragen. Ernst Matrey und Katta Sterna sehr hübsch in Kostüm und Idee, immer geschmackvoll, immer kunstgewerblich. Schwierig muß es sein, Humoristen für so große Säle zu finden. Die meisten stimmen traurig.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Novemberwoche.

Nicht wenige deutsche Zeitungsschreiber setzen ihren Ehrgeiz darein, die Washingtoner Konferenz mindestens einmal im Tage als höheren Schwindel zu entlarven. Das schießt, wenngleich auch dort um Interessen gekämpft wird, weit über berechtigte Reserve hinaus. Eine Ziffernbetrachtung mag aufklärend wirken. Von der Gesamtflotte der drei maritimen Hauptmächte entfallen an Großkampfschiffen:

	auf England	auf die Vereinigten Staaten	auf Japan
gegenwärtig	55,18 %	27,58 %	17,24 %
nach Vollendung der bewilligten Neubauten	38,30 %	39,36 %	22,34 %
nach Durchführung des Hughes-Programmes	44,00 %	36,00 %	20,00 %

Amerika verzichtet also auf die Spitzenstellung, die ihm im natürlichen Verlauf unbedingt zufallen müßte. Es will auch Japan mindestens einen größeren Anteil einräumen als es jetzt innehat. Warum in Gottes Namen sich darüber mockieren! Warum jede Schwierigkeit mit Triumphgeschrei begrüßen? Ist es Erquickung für Deutschland, wenn die anderen nicht abrüsten? Entweder sind diese Leid-Artikler von orthodox-militaristischer Solidarität so besessen, daß sie jeden leisesten pazifistischen Ansatz selbst da hassen, wo er Deutschland nur Nutzen brächte. Oder aber — ach ja, das mag es sein! — sie wünschen noch nachträglich eine Rechtfertigung für Haag! Bittersüße Geschichten wußte ein Wissender dieser Tage von jenem Haag zu erzählen. Ein Kommissionsvorschlag war bis zur Abstimmungsreife gediehen und mehrere Delegierte hatten schon ihr Einverständnis kundgetan; da erhob sich der Deutsche und erklärte, in deutschem Diplomatenfranzösisch: „Messieurs, je m' obstacle!"; und von hinten, — man wußte nicht, war es Ironie oder Treue? — erscholl dünn das Stimmchen der Nibelungenverbündeten: „Messieurs, je m' obstacle aussi!" Nach Washington scheinen manche Leute nur mit der einzigen Sehnsucht zu lauschen, auch dort recht viel obstakeln zu hören.

Die Österreicher sind ins Burgenland glücklich eingerückt und erst jetzt erfährt man im Einzelnen, was da unten eigentlich los war. Sie hatten einen richtigen Staat etabliert, die Herren Magyaren, mit eigenem Amtsblatt, eigenem Staatsrat, sogar mit eigener — verzeihen Sie das harte Wort! — Verfassung. Aber es war nicht so schlimm, erschrecken Sie nicht! Diese Verfassung übertrug alle Macht einem lebenslänglichen, unabsetzbaren „Banus", gewissermaßen also einem König; und zum ersten regierenden Banus wurde niemand anderes als der große Detachementshäuptling Pronay höchstselber ernannt. Man kann sich ungefähr vorstellen, was da „Verfassung" heißen wollte! In einer Hinsicht freilich beschritt dies ephemere Staatsgrundgesetz bemerkenswert neue Wege. Es verfügte mit schöner Klarheit: „Jedes Ereignis im In- und Ausland ist dem Banus sofort zu melden". Wie schlicht und schlüssig! Diese Formel verdient Nachahmung!

Der Berliner Polizeipräsident Richter ist, wie erzählt wird, einmal Sozialdemokrat gewesen. Ist ihm bekannt, daß am Alexanderplatz ein gewisser Brunner sein Wesen treibt? Er wird Professor angeredet und ist von Berufswegen sechsmal im Tag entrüstet. Der Herr ist in der Zensurabteilung des Berliner Polizeipräsidiums beschäftigt. Hat der Herr Polizeipräsident auf diese Abteilung ein klein wenig Einfluß? Wenn unter Herrn von Jagow ein Beamter so vordringliche Literatur- und Kunstpolitik treiben gewollt, so hätte er dies nur in Übereinstimmung mit seinem Vorgesetzten tun dürfen. Fühlt sich Herr Richter gar nicht für seinen Beamten verantwortlich? Gibt es in der ganzen Sozialdemokratie Keinen, der Herrn Richter die Kläglichkeit seiner Toleranz vorhält? Die Protestversammlungen sollten sich gegen Herrn Richter, nicht gegen seinen Beamten richten. Oder will Herr Richter so lang zum Brunner gehen bis er bricht?

In Berlin gibt es drei Parlamente: Reichstag, Landtag und Stadtverordnetenversammlung. (Der Reichswirtschaftsrat, mit keinerlei konstitutionellem Recht begabt, ist kein Parlament; wenn man sieht, daß sein Kohlenausschuß heute beschließt, die Kohlensteuer auf 30 Prozent zu erhöhen, sein Reparationsausschuß morgen aber 40 Prozent empfiehlt, so gewinnt man überdies den Eindruck, daß er auch seinerseits keinen Wert darauf lege, mehr als ein harmlos-verantwortungsloses Debattierkränzchen zu sein.) Diese drei Parlamente muß man nebeneinander

betrachten, um sich ein Bild von der vollständigen Direktionslosigkeit unsrer politischen Parteien zu machen. Im Reich regieren Zentrum und Sozialdemokratie sozusagen mit einem Linksprogramm. In Preußen regieren diese selben Parteien, aber zusammen mit Demokraten und Volksparteilern, sozusagen mit einem Mittelprogramm. Und in Berlin versuchen jetzt Zentrum, Demokraten und Volksparteiler, gemeinsam mit den Deutschnationalen aber unter Ausschluß der Sozialdemokraten, „bürgerlich", also sozusagen mit einem Rechtsprogramm zu regieren. Folge: — was hier gekittet wird, wird dort zerrissen; was hier gedämpft wird, wird dort aufgeputscht! Und da wundern wir uns über mangelnde Kontinuität!

Die 6. Strafkammer des Landgerichts III zu Berlin hat entschieden daß die „Reigen"-Aufführung nicht geeignet gewesen sei, „das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl zu verletzen". Nur die Gefühle des Herrn Professor Brunner wurden verletzt, sie scheinen nach gerichtlicher Meinung also anormal zu sein. Nun, das wäre nicht die einzige Anormalität, die in diesem Prozeß verzeichnet werden mußte! Das Verfahren in seiner Gänze verstieß kraß wider eine Norm, — wider die allgemein anerkannte Grundnorm der Rechtssicherheit. Die Aufführung des „Reigens" ist vom höchsten preußischen Gericht ausdrücklich gestattet, ist als „sittliche Tat" von ihm bezeichnet worden, Wie kann da ein Staatsanwalt kommen und die Mitwirkenden im Strafprozeß umgekehrt einer unsittlichen Tat bezichtigen? Eine bare juristische Unmöglichkeit! Man nehme an, ein Schauspieler hätte sich sittlicher Bedenken halber geweigert, seine Rolle zu übernehmen: — was wäre diesem Ärmsten geschehen? Auf Grund des maßgeblichen Kammergerichtsurteiles wäre er zivilrechtlich gehalten worden, seine Weigerung aufzugeben; und hätte er sie dennoch fortgesetzt, so wäre er kontraktbrüchig erklärt worden und hätte nicht nur seine gegenwärtige Stellung, sondern wahrscheinlich auch das Recht, überhaupt noch an deutschen Bühnen aufzutreten, verloren. Was zivilrechtlich unstatthaft war, war also die Weigerung. Was (— nach Ansicht des Staatsanwaltes —) aber strafrechtlich unstatthaft war, war die Nicht-Weigerung. In dieser Zwickmühle blieb dem pflicht- und gesetzestreuen Schauspieler nichts anderes übrig als sich aufzuhängen!

DER KRONPRINZ IM EXIL

Ein freimütiger, konservativ gesinnter Leser des Tagebuch glaubt mich daran erinnern zu müssen, daß das Tage-Buch in seiner ersten Nummer erklärt hat, hier könnten Mitglieder aller Parteien zu Wort kommen. Er fragte mich, ob ich z. B. einer Schilderung der menschlichen Geschicke des Kronprinzen in meiner Zeitschrift Raum geben würde? Ich erwiderte: „Gewiß, die Leser des Tage-Buch sind urteilsfähig und wissen menschliche von politischen Dingen zu scheiden". Hier ist die Schilderung:

Wieringen: Eine verlorene Ecke Nord-Hollands, die nicht dem Lande und nicht dem Wasser gehört und für die der Herrgott am Schöpfungstage nur noch wenig Segen übrig hatte. Kahl und flach, etwas an Fehmarn erinnernd, liegt die Insel wie ein gestrandeter, ungelenker Fisch von achtzehn Kilometer Umfang in der Zuider-See. London, Hamburg, Salzburg kennen auch Sonne, — Wieringen hat nur Nebel und Regen. Sogar das kleine Postboot, das tagtäglich in einer halben Stunde vom Festlande herüberschnauft, sieht mürrich drein, was bei dem vorwiegend sanguinischen Temperament der Postboote recht bemerklich ist. In drei Ortschaften wohnen 3500 Menschen, die Ackerbau treiben, Schafe züchten und auf Fischfang gehen.

Als die berüchtigte Ironie des Schicksals den ehemaligen deutschen Kronprinzen auf dieses mißlungene Stückchen Holland verbannte, wurde es nicht freundlicher auf Wieringen. Die Inselleute beargwöhnten den hohen Eindringling. Nebel und Regen brauten weiter, denn das Hohenzollernwetter ist bekanntlich 1918 mit anderen Requisiten des kaiserlichen Hofes pensioniert worden.

Dem Kronprinzen wurde ein Teil des alten Pfarrhauses in der Ortschaft Osterland zur Wohnung angewiesen. Zwei Wohnzimmer mit flüchtigen Andeutungen von Bequemlichkeit im Erdgeschoß, und ein dürftig eingerichteter Schlafraum im Oberstock sind seine persönlichen Gemächer. Zwei andere Zimmer für seinen ehemaligen Adjutanten Major a. D. Müldner v. Mülnheim, und seinen Kammerdiener nebst Frau, sowie eine kleine Küche, das ist alles. Eine Badeeinrichtung geschweige denn ein Badezimmer gibt es in Wieringen nicht. Wenn der Kronprinz baden will, bedarf es allerlei Umständlichkeiten, die er den Mitbewohnern höchstens alle vierzehn Tage zumuten mag. An eine komfortable Einrichtung ist vorerst nicht zu denken, denn die Vermögensverhältnisse des Kronprinzen sind schlecht. Seine persönlichen Besitzungen Cäcilienhof bei Potsdam und Oels in Schlesien hat der deutsche Fiskus beschlagnahmt, nur das Recht vorläufiger Bewohnung

ist seiner Familie belassen worden. Da die Kronprinzessin so gut wie eigentumslos ist, befindet sich der Kronprinz fast ganz in finanzieller Abhängigkeit von seinem Vater.

Das Leben im Pfarrhaus von Osterland schleicht farblos dahin, wenig beeinflußt von der Außenwelt. Sorgfältige Tätigkeit widmet er seinen „Erinnerungen". Aber den größten Teil des Tages verbringt er im Freien. Er kennt wohl Jedermann auf Wieringen und verfolgt freundlich das geruhsame Leben und Treiben. Seine schlichte Teilnahme hat die anfängliche Antipathie der Bewohner in herzliche Zuneigung verwandelt. Die holländische Sprache beherrscht er. Oft sieht man ihn bei den Hafenarbeitern, häufiger ist er beim Dorfschmied zu finden der ihn in der Schmiedekunst unterweist. Zum Dank dafür hat er dessen Familienangehörige mit viel Geschmack gezeichnet.

Die holländische Regierung ist so taktvoll, keine merkliche Bewachung über den Kronprinzen auszuüben und gestattet ihm volle Bewegungsfreiheit auf der Insel. Verlassen darf er sie nur mit Erlaubnis des Haag und in Begleitung des Bürgermeisters, der auch an der Totenfeier für die verstorbene Kaiserin in Doorn teilnahm. Mit Genehmigung der Regierung kommen manchmal alte Freunde des Kronprinzen nach Wieringen und bleiben zwei, längstens drei Tage. Der Kronprinz ist recht vorsichtig in der Wahl seiner Gäste und hütet sich ängstlich vor Ausfragern.

Mit naturgemäß größter Anteilnahme verfolgt er die Wandlungen in Deutschland. Er verurteilt die ihm unzeitgemäß erscheinende monarchistische Propaganda und mißt politische Ereignisse zunächst mit der Frage: Wird die Gesundung des deutschen Volkes dadurch gefördert oder nicht? Mit allen Fasern wünscht sich der 39jährige eine begrenzte Tätigkeit, einen bestimmten Beruf. Seine ungeminderte Vitalität leidet unter der auferlegten Untätigkeit und Unfreiheit. Ebenso schwer trägt er an seiner Sehnsucht nach der Heimat und seiner Familie, wenngleich er äußerlich stets gelassen erscheint. Trotzdem stagniert er nicht in vorzeitiger Apathie und ist nach wie vor weit entfernt von dem bedauernswerten Zustand des Weltweisentums. Sein Urteil ist maßvoller geworden und manchmal allzu objektiv, wenngleich die Grundzüge seines Charakters im allgemeinen unverändert geblieben sind. Wie früher zeigt er in Äußerlichkeiten eine Nonchalance, die vordem, in exponierter Stellung, häufig zu Unrecht als Oberflächlichkeit und Mangel an Selbstzucht ausgelegt wurde. Sein „gesunder Menschenverstand" gibt schnelles Begreifen, sicheres Urteil, das Wesentliches

erkennt, Eingenommensein für begründete Ansichten und rückhaltlose Äußerungen. Byzantinismus, selbst in homöopathischen Dosen serviert, empfindet und verabscheut er. Illusionen und Utopien sind ihm gründlich fremd geworden und er steht mit den sprichwörtlichen beiden Füßen in der Wirklichkeit. Gleich dem Kaiser lenkt er die Unterhaltung gern auf Probleme des Weltkrieges, die er oft und großzügig durchgedacht hat. Wenn es ihm an tieferen wissenschaftlichen Kenntnissen mangelt, enthält er sich des Urteils und vertraut sich willig reiferer Führung an. Reicher als sein Verstand erscheint sein Gemüt entwickelt. Seine Mutter verehrt er als Heilige und mit ungekünstelter Zärtlichkeit spricht er von Frau und Kindern in Potsdam. Seine Bewegungen sind elastisch wie früher, sein Gesicht ist leicht gebräunt und fast faltenlos, nur die ergrauten Haare weisen auf frühes Alter und die Gewalt des Erlittenen.

KURT HILLER

RECHT UND SEXUELLE MINDERHEITEN

(Schluß)

Als die schwerste Vergewaltigung einer sexuellen Minderheit, deren unser Staat sich schuldig macht, stellt sich die Bestrafung „beischlafähnlicher Handlungen" zwischen Personen männlichen Geschlechts dar. Das noch geltende Recht von 1870 (!) nennt diese Handlungen „widernatürliche Unzucht", — als sei der Geschlechtsverkehr an sich etwas „Unzüchtiges" und als sei ein Trieb, den die große, geheimnisvolle Natur in zahlloser Menschen Seele gelegt hat (Menschen aller Völker und Zeiten), bloß, weil er seinem Ziel und Gegenstand nach von der Regel abweicht, „wider die Natur". Es gibt tatsächlich überhaupt keine widernatürlichen Ereignisse. Es gibt nur widernatürliche Gedanken. Der Begriff der „widernatürlichen Unzucht" ist ein widernatürlicher Gedanke.

In sämtlichen lateinischen Ländern Europas und Amerikas (außer Chile), in Rußland, in den Ländern des Islam, in Siam, China, Japan wird der mannmännliche Verkehr vom Staate geduldet. Mit den angelsächsischen Ländern, einigen Kantonen der Schweiz, einigen nordeuropäischen und balkanischen Staaten steht Deutschland mit seinem, dabei völlig prinziplosen, Verdikt über die Homoerotiker allein da. Man fragt sich: Warum wird eine bestimmte Gruppe homosexueller Handlungen ausgesondert und unter Strafe gestellt? Warum ist Manipulation erlaubt,

Friktion verpönt? Warum ist ferner, was den gleichgeschlechtlich empfindenden Frauen, die man (mit Recht) unangetastet läßt, recht ist, den gleichgeschlechtlich empfindenden Männern nicht billig? Schädigt der Sokratiker die Gesellschaft, und die Lesbierin schädigt sie nicht? — Ein Narr wartet auf Antwort.

Ich kann das Problem der Homosexualität oder Inversion, meine Damen und Herren, in diesem Zusammenhang nicht aufrollen, obwohl es in diesem Zusammenhang das Wichtigste ist, vielmehr: weil es in diesem Zusammenhang das Wichtigste ist. Weil es das Wichtigste ist, müßte ich es mit einer Eindringlickkeit und Ausführlichkeit behandeln, die den engen Rahmen dieses Referats sprengen würde.

Übrigens wüßte ich Ihnen, geehrte Kongreßteilnehmer, da kaum etwas zu sagen, was auch nur einem von Ihnen neu wäre. Die Gründe gegen die Bestrafung der gleichgeschlechtlichen Liebe sind nachgerade so oft und in so ausgezeichneter Dialektik von Medizinern, Juristen und Philosophen vorgetragen worden, daß jeder Gebildete, sofern nicht überhaupt schon sein eigenes Denken sie spontan produziert hat, sie kennt . . . und man sich nur wundert, daß sie bestellten Entwerfern neuer Gesetzbücher immer noch nicht plausibel sind.

Der jüngste Entwurf zu einem Deutschen Strafgesetzbuch (auf Anordnung des Reichsjustizministeriums; leitender Minister war in der fraglichen Zeit der Monarchist Heinze ..Verfasser des Entwurfs: vier hohe Justizbeamte, übernommen aus der alten Ära und geistig ihr durchaus angehörig) bringt statt einer Beseitigung eine Verschärfung des § 175 — gleichsam ein Hohn auf die Forscher- und Aufklärerarbeit vieler Jahrzehnte —, und was er in seiner „Begründung" darüber sagt, das ist so minderwertig, daß ein Studiosus juris im zweiten Semester sich schämen würde, in einer schwachen Stunde solche Gedankenlosigkeiten hervorgebracht zu haben. Als einzigen Grund für die Bestrafung führt diese „Begründung" das „gesunde Empfinden des Volkes" an, dem „Verfehlungen dieser Art" „verwerflich und strafwürdig erscheinen" —: also eine Glorifikation des rohesten, dumpfsten, durch keinerlei wissenschaftliche Erkenntnis geläuterten Kontrainstinkts! Woher, muß man aber fragen, kennt der Verfasser dieses Textes das „Empfinden des Volkes"? Ist nicht, angesichts der Erfahrung, daß man im Volk sehr verschieden über dies Phänomen denkt und urteilt, bereits der kollektive Begriff „Empfinden des Volkes" ein den tatsächlichen Sachverhalt vorsätzlich fälschender oder mindestens grobfahrlässig verwischender Mißbegriff? Auch liegt doch wohl eine frivole Wissenschaftswidrigkeit

darin, ein Tun einfach deshalb zu verwerfen und unter Strafe zu stellen, weil es dem Volksempfinden — welches durch Aufklärung zu beeinflussen man ablehnt — verwerflich und strafwürdig erscheint. Nicht nur jeder philosophische Kritiker des Rechts, sondern einfach jeder Unbarbar, jeder anständige Mensch wird fordern, daß ein irrendes Volksbewußtsein aufzuhellen und umzumodeln, nicht aber das Schicksal von Menschen nach den Normen eines irrenden Volksbewußtseins zu gestalten sei. (Es entbehrt nicht des Humors, daß gerade Gegner der Demokratie es sind, die hier, wo es ihnen in ihren kulturreaktionären Kram paßt, vor dem „Empfinden des Volkes" platt auf dem Bauche liegen.)

Die „Begründung" gibt zu, „daß es sich bei der Homosexualität in Ausnahmefällen um die Betätigung einer angeborenen Veranlagung handeln kann". Anstatt nun wenigstens für diese „Ausnahmefälle" Straffreiheit zu bewilligen, da sie ja Unschuldigen sonst lebenslängliche Abstinenz oder lebenslängliche Selbstbefriedigung aufzwingen würde, fährt sie fort: „Ähnliche angeborene Triebe spielen aber auch bei andern strafbaren Handlungen eine Rolle. Die Rücksicht auf sie darf nicht dazu führen, ein an sich strafwürdiges Verhalten ganz allgemein straffrei zu stellen". — „Ein an sich strafwürdiges Verhalten". Daß es strafwürdig sei, soll die „Begründung" ja gerade begründen! Statt daß sie's begründet setzt sie's als selbstverständlich voraus . . . und stellt den Homosexualverkehr auf eine Stufe mit irgendwelchen gleichfalls triebhaften Handlungen, die nicht genannt werden, mit denen aber nur solche gemeint sein können, die das Recht eines Zweiten verletzen. Notzucht aus angeborenem Triebe oder Diebstahl aus angeborenem Triebe, gesetzt, daß es das gibt, werden hier behandelt, als seien sie um keinen Grad antisozialer, um keinen Grad schädigender, als eine „beischlafähnliche Handlung" zwischen zwei erwachsenen Invertierten in gegenseitiger Übereinstimmung. Durch den Verzicht auf Beispiele, durch das Allgemeine der Bemerkung wird der Unsinn eines solchen Vergleichs geflissentlich überschmiert. Diese Exzellenzenlogik ist nicht einmal wahrhaftig.

Im übrigen kommt es viel weniger darauf an, ob die Homosexualität angeboren ist oder nicht, als darauf, ob sie konstitutionell, ob sie eingewurzelt, echt, gleichsam ehrlich ist. Auch auf medizinischer Seite ist die Frage „Angeboren oder erworben?" beträchtlich überschätzt worden. Ich weiß nicht, ob man von Eigenschaften der Psyche überhaupt jemals sagen darf, sie seien angeboren. War Goethe's Genie ihm angeboren? Woher können wir wissen, ob er der, der er geworden ist auch geworden wäre, wenn er gewisse Erfahrungen nicht gemacht, ge-

wisse Eindrücke und Erlebnisse nicht gehabt hätte, wenn gewisse Ereignisse (biographisch aufzeigbare und aufgezeigte oder imponderable, unaufzeigbare) nicht eingetreten wären? Auch, welche Richtung der Geschlechstrieb nimmt, hängt von den verschiedensten, oft äußerlich unscheinbarsten Ursachen ab, nicht endogenen nur, — was gerade der wird einräumen müssen, der die bisexuelle Uranlage des Menschen behauptet, das heißt, die originäre Labilität des Triebs in Hinsicht auf seine Richtung. Ob in einem homosexuell handelnden Menschen die Homosexualität konstitutionell, nämlich in seiner Natur verankert ist, kann die psychologische Untersuchung regelmäßig feststellen; ob sie angeboren ist, niemals.

Erfüllt man sich mit einer Skepsis dieser Art gegenüber der These von der „Angeborenheit", so macht man damit keineswegs jenen Leuten Avancen, die den Homosexualverkehr bestraft wissen wollen, weil die Homosexualität etwas „Erworbenes" sei und weil, gäbe man sie frei, durch Verführung oder psychische Ansteckung Allzuviele in den „Erwerb" dieses „Lasters" geraten würden. Diese simplistische Psychologie scheitert an einigen Tatsachen. Sie scheitert an der Tatsache, daß viele Verführte trotz der Verführung hübsch normal geblieben oder geworden sind (und auch viele, die durch eine vorübergehende Situation, etwa in Kriegsgefangenenlagern, wo die „Gefahr der psychischen Infektion" weiß Gott groß war, zu gleichgeschlechtlichen Surrogathandlungen genötigt waren); sie scheitert an der Tatsache, daß in den zahlreichen Ländern, in denen die Homosexualität seit Generationen freigegeben ist, sie an Ausdehnung nicht zugenommen hat (man denke etwa an Frankreich, wo sie den Namen „le vice allemand" führt — eine Bezeichnung, die gewiß sehr töricht ist, die aber unmöglich sein würde, wenn dies „Laster" dem Franzosen besonders geläufig wäre); sie scheitert schließlich an der Tatsache, daß die Mehrzahl der Invertierten mit vollkommener Sicherheit von sich zu wissen behaupten und zwar glaubhaft behaupten, daß sie **nicht** durch Verführung oder seelische Ansteckung zur Inversion gekommen sind.

Möge jeder einzelne von uns zum mannmännlichen Liebesverkehr persönlich-ästhetisch stehen, wie er wolle —: seine Freigabe ist ein dringendes humanistisch-freiheitliches Bedürfnis der Zeit. Durch die Freigabe wird ebensowenig ein Normaler invertiert werden, wie es der Strafe gelang, einen Invertierten normal zu machen. Gesetzt, der Homosexualverkehr wäre **strafwürdig**, weil er Interessen verletze (er verletzt keine), so wäre es gleichwohl nicht **zweckmäßig**, ihn zu bestrafen; denn die Strafe würde hier ihren obligaten Zweck, zu bessern und abzuschrecken,

niemals erreichen. Ja, wenn es sich um eine Unsitte, um ein Laster um eine durch energische Selbsterziehung zu beseitigende Gewohnheit, um Abstellbares, um Widernatur handelte! Aber es handelt sich um Natur. „Naturam expelles furca, tamen usque recurret".

Ärger indes als die technische Zwecklosigkeit dieser Furca Strafe, ist ihre moralisch-politische Grundlosigkeit. Um eines Tuns willen, durch das allein individuelle Lust erzeugt und keiner Fliege im Kosmos ein Haar gekrümmt wird, martert der Staat schaffende Bürger, zertrümmert er blühende Existenzen. (Von der Zunft der Erpresser zu schweigen.)

Ein deutscher Kaiser, dem auch der Republikaner die Achtung nicht versagen wird, die ein freigesinnter und gütiger Mensch verdient, hat den Antisemitismus die Schmach seines Jahrhunderts genannt. Aber wann je sind in Deutschland Juden so verfolgt worden wie die Homoerotiker? Weist das Strafrecht etwa eine Bestimmung gegen jene rassoide Minderheit auf, wie es die berüchtigte Bestimmung gegen diese sexuelle Minderheit kennt? Die Schmach des Jahrhunderts ist der Paragraph Hundertfünfundsiebzig.

THEODOR FONTANE

LADY HAMILTON

Ein paar Millionen Leute sehen jetzt in allen Kinos den großen Film, den Richard Oswald inszeniert hat. Wer von all den Tausenden weiß, daß der Filmroman der Lady Hamilton von Theodor Fontane in einem seiner schönsten Aufsätze in England geschrieben wurde? In dem verschollenen Buch „Aus England und Schottland" war er zu finden. Ich glaube meinen Lesern eine Freude zu machen, wenn ich ihn hier mit einigen Kürzungen ausgrabe.

Die Welt liebt es, zu Gericht su sitzen und — zu verurteilen. Da ist keiner unter uns, der nicht begierig wäre, der Themis seine Dienste aufzudrängen; aber wir sind bestechlich aus selbstischer Eitelkeit, wir werfen unsere Tadelsucht zur Schuld des Angeklagten und handhaben das Schwert besser als die Wage. Da ist nichts so oft vergessen, als das Wort des Herrn: „Wer unter euch sich ohne Sünde weiß, der werfe den ersten Stein auf sie." Was tun wir? Den modegewordenen Mantel „sittlicher Entrüstung" umschlagend, setzen wir uns auf unseren Hochmutsklepper und reiten erbarmungslos nieder, was uns kleiner dünkt (nicht ist) als wir selbst. — Die Presse macht so oft den öffentlichen Ankläger, mache sie auch mal den Verteidiger.

Es hat vierzig Jahre lang zum guten Ton gehört, von der Lady Hamilton wie von einer Messaline zu sprechen, deren traurige Lebensaufgabe darin bestanden habe, die Glorie Lord Nelsons zu verdunkeln, seiner Sonne — ihre Flecken zu geben. Es wird Zeit, diese Verurteilung auf ihr rechtes Maß zurückzuführen. Geniale Persönlichkeiten tragen ihren Maßstab in sich und wollen vor allen Dingen nicht mit der englischen Sittlichkeits-Elle (daran auch Shelley und Byron zu kurz befunden wurden) gemessen werden

Lady Hamilton war die Tochter Henry Lyons, eines Handarbeiters, der zu Preston in Lancashire lebte. Ihre Geschichte hat den Roman auf seinem eigenen Felde geschlagen; ihr Leben liest sich wie eine Fabel. Ihr Vater starb während ihrer Kindheit; die Mutter zog nach Hawarden in Flintshire und ernährte sich und ihr Kind, so gut sie konnte. Einige erzählen, die Tochter habe hier eine bessere Erziehung empfangen, als der Lage der Mutter nach zu erwarten gewesen wäre nichts indes spricht für diese Annahme, wohl aber zeugt das dagegen, daß sie selbst in späteren Jahren und auf dem Gipfel ihres Ruhmes, alles eher verstand, als — die Rechtschreibung. Sie wurde wahrscheinlich 1764 geboren, diente als Kindermädchen in ihrer Vaterstadt, ging dann nach London und trat dort, in gleicher Eigenschaft, in die Dienste des Dr. Budd, eines geschätzten Arztes am Bartholomäus-Hospital. Das Hausmädchen, das sie hier vorfand und mit der sie einen Freundschaftsbund schloß, wurde seltsamerweise kaum minder berühmt als sie selbst und glänzte jahrelang als die erste Schauspielerin (Mrs. Powell) des Drury-Lane-Theaters. Oftmals später, während die Sonne Lady Hamiltons im Mittag stand und ihr Geist und ihre Schönheit gleich gefeiert wurden, liebte sie es, an der Seite ihres Gemahls Drury-Lane zu besuchen, um einer glänzenden Vorstellung Mrs. Powells beizuwohnen. Die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Hauses pflegte sich dann zwischen Bühne und Loge zu teilen, zwischen der berühmten Schauspielerin und — dem noch berühmteren Gast. Man wird die Geschichte der Haus- und Kindermädchen vergeblich nach einem Seitenstück durchsuchen.

Ihr Aufenthalt im Hause des Dr. Budd währte nicht lange; sie stieg zunächst noch eine Stufe tiefer und ward Schenkmädchen in einem vielbesuchten Lokal auf dem St. James-Markt. Hier erregte sie durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit einer zufällig vorübergehenden Dame, welche voll wachsender Teilnahme sich ihr näherte, sie aus dem Gasthaus entfernte und die Waise als eine Art Gesellschafterin zu sich nahm.

Die Geschäfte des Hauses waren nicht groß, desto größer die gern bewilligte Muße; so finden wir denn Emma Lyons als begeisterte Romanleserin wieder, lesend mit jenem Eifer und jener Leidenschaft, die ihr eigenstes Wesen waren und womit sie, auch in späteren Jahren noch, alles erfaßte, was ihr überhaupt des Erfassens würdig schien. Die nächste Folge dieser andauernden Romanlektüre war die, daß ihre Phantasie stärker ward als ihre Tugend: sie fiel und ward die Geliebte eines Marine-Kapitäns, den sie indes nach wenig Wochen schon gegen einen reichen und landbegüterten Baron vertauschte. Sie ward bald Meisterin in allen freien Künsten, im Reiten und Jagen, in Wettspiel und Hazard, und wußte auf alle exzentrischen Liebhabereien ihres Galans so gelehrig einzugehen, daß in Jahr und Tag der Baron ruiniert und statt anderer Gäste der Gerichtsbote an der Tür war. Emma Lyons kehrte von Sussex nach London zurück, und gebieterisch auf Erwerb angewiesen, vermietete sie sich als Modell. Aber auch hier, wie überall, sicherten Schönheit und die Blitze eines immer reicher sich entfaltenden Geistes sie vor einem Wandel auf gewöhnlicher Heerstraße, und das käufliche Modell, das seine Reize jedem Künstlerauge und gelegentlich wohl auch profanen Blicken preisgab, stand vor dieser Männerschar nicht als eine verachtete und mißbrauchte Sklavin, sondern als huldvolle Gebieterin, und kein Finger wagte es, sie zu berühren, wenn sie wie Laïs mit entblößtem Nacken vor die staunenden Augen eines Malerkreises trat und triumphierend ausrief: Seht, wie schön ich bin!

Romney, einer der berühmtesten englischen Maler des vorigen Jahrhunderts, benutzte sie vielfach zu seinen besten Gemälden, und Hayley, ein Freund William Cowpers und selbst Poet, besang sie in Sonetten als das schönste Weib und den reichsten Geist seiner Zeit.

In diesem Künstlerkreise erregte sie alsbald die besondere Aufmerksamkeit des Mr. Francis Greville, der sehr reich und in Sachen des Geschmacks ein Held des Tages war. Emma Lyons ward seine Geliebte; doch als ob sie dazu bestimmt gewesen wäre, überall dem Bankerotte Tür und Tor zu öffnen, teilte Franz Greville binnen kurzem das Schicksal des Sussex-Barons und war endlich noch froh, seinem Onkel Sir William Hamilton die kostspielige Geliebte überlassen zu können. Sir William ward Gesandter am neapolitanischen Hofe; Emmy Lyons begleitete ihn.

Italien war der geeignete Schauplatz für die volle Entfaltung ihrer Fähigkeiten. Hier erwachte sie erst; hier war sie in der Heimat ihrer innersten Natur. Dieser milde südliche Himmel, der selbst im Ungeschick

einen Rest von Grazie erweckt. ihrer Schönheit lieh er Üppigkeit und ihren schon reichen Geist ließ er überströmen von neuentdeckten Quellen. Über alles gebot sie, was ihren Reiz erhöhen und ihre Kräfte steigern konnte; Luxus und Reichtum schütteten ihr Füllhorn über sie aus und jede Regung des Talents, jeder künstlerische Trieb fand Vorschub und Befriedigung. Ihr Gesang, ihre Schauspielkunst reizten den Neid künstlerischer Berühmtheiten, und in der Tat, ein bloßes Stück Tuch oder Seidenzeug reichte aus, sie eine Jüdin oder römische Matrone, eine Helena, Penelope oder Aspasia darstellen zu lassen. Kein Charakter schien ihrer Seele fremd, und jeder, der nur einmal Gelegenheit fand, diesen Schaustellungen beizuwohnen, nahm das Gefühl mit nach Haus: die Grazie selbst gesehen zu haben. Der berühmte Shawltanz war ihre Erfindung, doch sein Reiz und sein Ruf haftete an ihrer Person, und was nach ihr sich Shawltanz tanzte, hatte nichts als nur den Namen geborgt.

Sie war die Bewunderung aller Welt, aber kaum minder der Stolz Sir William Hamiltons, über den sie herrschte, wie Delila über Simson. Sie beschloß Nutzen zu ziehen von dieser unbeschränkten Gewalt, und im September 1791 finden wir sie als — Lady Hamilton. Kurz zuvor war Sir William von seinem Gesandtschaftsposten in Neapel nach London zurückgekehrt und die „Gesellschaft" jener Tage, nach französischem Vorbild nicht allzu peinlich in Sachen der Moral, beeilte sich eine Erscheinung willkommen zu heißen, die, durch ihre Vergangenheit wie durch ihre Talente, in gleichem Maße Unterbrechung der Salon-Einerleiheit versprach. Nur eine Ausnahme war und blieb: der prüde Hof der Königin Charlotte weigerte sich, die ehemalige Courtisane zu empfangen, und ignorierte es, daß das ehemalige Kindermädchen des Dr. Budd zur Lady Hamilton und Gemahlin eines Gesandten am neapolitanischen Hofe emporgestiegen war. Ihr Aufenthalt in London währte nicht allzulange; schon im folgenden Jahre kehrte ihr Gemahl auf seinen Posten zurück, und es entstand jetzt am sizilianischen Hofe die Etiquetten-Frage, ob man einer Lady, die von ihrer eignen Souveränin mißachtet worden sei, Zutritt zu gestatten habe oder nicht. Marie Caroline indeß, die stolze Schwester Marie Antoinettens, war viel zu eigensinnig und viel zu wenig wählerisch in der Wahl ihrer Mittel, um andauernd die prüde Laune einer englischen Königin zwischen sich und Lady Hamilton treten zu lassen, und binnem kurzem war diese dort Freundin, rechte Hand, Ratgeberin, wo man auf Augenblicke die Möglichkeit ihres Erscheinens in Frage gestellt hatte. Das Band, was

sich bald fester und fester zwischen beiden Frauen knüpfte, war kein Band wahrer und inniger Zuneigung: Marie Coroline verstand nicht zu lieben, aber ihr unbegrenzter und unvertilgbarer Haß gegen Frankreich brachten ihr die Gemahlin des englischen Gesandten schon deshalb näher, weil diese (was immerhin sonst auch) zum mindesten doch eine Engländerin war; und nun erst schuf die überraschende Gleichgeartigkeit beider Gemüter ein Maß von Anhänglichkeit, das, wie fern auch von wahrer Liebe, nichtsdestoweniger in Worten und Briefen gelegentlich einen leidenschaftlichen Ausdruck fand.

Es war 1793, nach einem ungefähr einjährigen Aufenthalt in Neapel, als die erste Begegnung zwischen Lady Hamilton und Lord Nelson, damals noch Kapitän des Agamemnon, statt hatte. Nelson zählte fünfunddreißig Jahre; nichtsdestoweniger paßte noch völlig jene Schilderung auf ihn, die zehn Jahre zuvor der spätere König William IV. als Midshipman in sein Tagebuch niedergeschrieben hatte.

Es heißt daselbst: „Wir lagen in Staten-Island und ich hatte Wache an Bord des „Barfleur", als Kapitän Nelson vom „Albemarle" in seiner Barke anlegte und alsbald auf dem Deck erschien. Es war das seltsamste Exemplar von einem Kapitän, das ich all mein Lebtag sah. Schon sein Anzug fiel auf: er trug eine reichbesetzte Uniform; sein schlichtes ungepudertes Haar war in einem steifen hessischen Zopf von beträchtlicher Länge zusammengeflochten und die altmodischen Schöße seiner Weste waren wenig geeignet, seine Erscheinung minder auffällig zu machen. Ich wußte nicht, wer er war, und konnte nicht begreifen, was er überhaupt wolle. Meine Zweifel schwanden indeß, als er mir durch Lord Hood vorgestellt wurde. Es lag etwas unwiderstehlich Liebenswürdiges in seiner Art, zu sprechen und zu sein, und die Begeisterung, mit der er sich über jeden zum „Dienst" gehörigen Gegenstand äußerte, bewieß hinlänglich, daß er kein gewöhnlicher Mensch sei".

Die erste Begegnung zwischen Nelson und Lady Hamilton war nur flüchtiger Natur, dennoch hinreichend, um diese ausrufen zu lassen: „Er wird der größte Mann Englands werden!"

Fünf Jahre vergingen, bevor Nelson an die neapolitanische Küste zurückkehrte. Er war nicht mehr „Kapitän Nelson vom Agamemnon", er war jetzt Pair, Feldherr, Eroberer und umrauscht von dem Jubel und Beifall halb Europas. 1794 hatte er Calvi belagert und ein Auge verloren. 1797 in der unsterblichen Seeschlacht von St. Vincent und unter dem Zuruf: „Sieg oder Westminister-Abtei!" hatte er den „San José" geentert und den „San Nicholas" dazu. Zwei Monate

später nahm er für immer Abschied von seinem rechten Arm bei Teneriffa, und wieder nach zwölf Monaten, in demselben Augenblicke, als sich die Nilschlacht entschied, empfing er eine Wunde in den Kopf. Dieser Nelson setzte jetzt seinen Fuß auf neapolitanischen Boden und sah seine zukünftige Geliebte zum zweitenmal. Er war nicht schöner geworden, aber das Auge Lady Hamiltons hatte die Bewunderung glatter Gesichter hinter sich und ihre Seele jauchzte auf bei dem Triumphzug des Helden, als gälte ein Teil davon ihr selbst. Selber ruhmesgeizig, konnte sie nur noch die Träger des Ruhmes lieben.

Lady Hamilton war inzwischen und lange vor dem Eintreffen Nelsons nicht müßig gewesen. Sie hatte so zu sagen Hand in Hand mit ihm gearbeitet und zu dem Erfolg seiner Unternehmungen, so wie zum wachsenden Glanze seines Ruhmes nicht wenig beigetragen. Von dem Augenblick ab, wo sie die Sache der englischen Flotte zur ihrigen machte, setzte sie ihre ganze Seele dran. Ihre Natur erlaubte ihr nicht, sich mit halben Triumphen zu begnügen, und jeder Stein, der ihrem Bau nicht paßte, mußte umgeformt oder beseitigt werden. Sie hatte in gleichem Maße den Mut, das Höchste zu wollen, das Geschick, es auszuführen. Ein einziges Beispiel unter tausenden mag für den klugen und opferbereiten Eifer sprechen, mit dem sie unausgesetzt für das Wohl ihres Vaterlandes tätig war. Eines Morgens erfährt sie, daß Privatdepeschen des Königs von Spanien an den König von Neapel eingetroffen sind. Was ist ihr Inhalt? Sie weiß es nicht, aber sie will und muß es wissen. Mit Hilfe der Königin wird das Dokument aus dem Schlafgemach des Königs entwendet, abgeschrieben und ruhig wieder in die Westentasche gesteckt, daraus es genommen wurde. Der Brief war des Stehlens wert gewesen. Er sprach den festen Entschluß des Königs von Spanien aus: „die englische Allianz aufzugeben und einen Bund mit Frankreich gegen England einzugehen". Kein Augenblick war zu verlieren. Ihr Gemahl lag lebensgefährlich krank darnieder, aber Entschlossenheit weiß sich selbst zu helfen. Schon in der nächsten Stunde war ein Privat-Kourier Lady Hamiltons auf dem Wege nach London; aus ihrer Börse hatte sie die 400 L. St. genommen, die nötig waren, das abschriftliche Dokument in die Hände Lord Grenvilles gelangen zu lassen. Mag man über diesen gestohlenen Brief denken wie man will (das Größte muß sich oft der kleinlichsten Mittel bedienen); niemand aber wird anstehen, die Geistesgegenwart und den opferbereiten Patriotismus zu bewundern, der aus dieser Handlungsweise spricht.

(Der Schluß des Aufsatzes folgt in der nächsten Nummer).

AUSFLUG NACH FRANKFURT

I.

Wieder einige Tage in Frankfurt. Wieder Wien-nahe. Keine deutsche Stadt ist Oesterreich näher als Frankfurt. Ich log nicht, als ich im „Palmengarten", dem größten Saal der Stadt, einen Hymnus auf sie sang, auf diese Großstadt, die nicht in rasendes Tempo fiel, auf diese Patrizierstadt, die sich zu verjüngen versteht, auf diese delikat verjudete Stadt, in der Tradition und Erneuerungslust sich auszugleichen wissen . . . Erster Schnee im Taunus. Mir war's als stiege ich den Hermannskegel hinauf und drunten blickte silbern die Donau . . .

Am dritten Tag Vortrag im Großen Saalbau. Thema: Lebenskunst. Der Saal, in dem jedes Flüstern hörbar ist, von achtzehnhundert Menschen bis zum letzten Platz gefüllt. Das reiche Frankfurt und das proletarische. Universität und Kaufmannschaft. Hier ist das Auditorium zuweilen noch eine Repräsentation der ganzen Gesellschaft. Das Büromädel, unbewußt kokett wie in Wien, die große Dame schönheitssicher wie an der Donau . . . Es ist eine unerhörte Lust, vor diesen willig Lauschenden zu sprechen. Eine Rede im Geiste gebären, im Munde gestalten — das gehört zu den stärksten schöpferischen Freuden, die ich kenne. Nie fühle ich Melodie und tragenden Strom der Sprache so leibhaftig als wenn ich, laut formend, vor einer schweigenden Menge stehe. Wie beseligend diese Stille, die das pianissimo eines leisen Gedankens, wie beschwingend der aufsteigende Jubel der Hörer, der das forte einer einigenden Idee begleitet. Reden — das heißt: Vor einer mitlebenden Menge laut denken. Es kann, wenn sich die volle Stummheit der Hörenden mit der tönenden Kraft des Sprechers verbündet, eine Gedankenhochzeit sein. Die Menge berauscht den Redner, der Redner berauscht die Menge.

II.

Abends im Volksbildungshaus. Ein Gelehrter spricht über ein experimentalpsychologisches Thema. Nicht, wie in Berlin, die kalte Gemessenheit des Dozenten vor fremden Hörern, sondern ähnlich wie in Ludo Hartmanns Wiener Volksheim, Vertrautheit zwischen einem geliebten Lehrer und seinen verwandten Schülern. Keine unmenschliche Distanz vom Katheder zu den Bänken. Ein beherztes Fragen drunten, ein humorvolles Antworten droben, Keine künstliche Autorität, der Lehrer hat die väterliche Geduld des Wissenden, seine Freude an der frischen Unwissenheit der Naiven, die ruhige Hand des sanften Führers.

Schülerrat? Schülergemeinschaft? In Preußen ist das eine politische Absichtlichkeit. Hier wächst diese Genossenschaft der aufnehmenden Köpfe ganz natürlich heran. Die Temperamente disziplinieren sich und die Rute, die sie fürchten, heißt: Lächerlichkeit. In diesen Hörsälen wird gelacht. Das Gemüt wird aufgelockert. Junge Menschen werden hier nicht bloß belehrt, sondern geformt und gebildet.

In diesem Hause spür' ich eine Heimat.

III.

In einem Winkel des Café Rumpelmayer. Neben mir ein junger Schauspieler.

„Sehen Sie sich „Dantons Tod" an. Wir statiren in den Revolutionsszenen mit, alle, die nicht mit großen Rollen beschäftigt sind."

Man mute in Berlin, Herrn Kortner oder Frau Orska zu, sich in der Masse der stumm Spielenden zu verlieren!

Hier in Frankfurt schafft der Einzelne mit beglücktem Herzen, weil er noch nicht von isolierender Ichsucht angefressen, sondern froh in schöpferischer Gemeinschaft wirkt.

IV.

Ludwig Bergers: „Griseldis" im Schauspielhaus.

Vergleiche sind immer grausam. Ich will an Hauptmanns Dichtung, wenn's geht, nicht denken.

Berger hat auch nicht an Hauptmann gedacht. Er ist mit Bedacht einfältig, mit Willen schlicht. Sein hoher Kunstgeschmack hat ihn zur Einfachheit getrieben. Was ihm zum Volkslied fehlt, das ist die Kargheit. Er wird zuweilen noch red-selig. Seine Figuren werden gelegentlich schwatzhaft,

Aber ein hoher Sinn für edle Einfalt macht dieses Stück sehr liebenswert. Es steht an der Grenze der romantischen Oper. Zuweilen gleitet die dichterische Rede in Gesang über. An allen Ecken dieser Dichtung schießt Musik empor.

Griseldis wird von ihrem hohen Herrn verstoßen, weil er in seiner erbarmungslosen Liebe eifersüchtig ist auf das Kind, das sie ihm geboren hat. Nach siebzehn Jahren holt der rauhe, rohe Liebhaber seinen Sohn von den Mönchen und der Sohn holt sich seine Mutter. Eine zweite melancholische Vermählung zweier nutzlos, störrisch Gealterter.

Am besten sind Berger die mütterlichen Männer gelungen, Sehr fein die humorige Szene, in der die Mönche den Säugling empfangen.

Sie alle sind in dieser Nacht Mütter geworden. Und da sie Predigerseelen sind, möchten sie ihre Empfängnis allen Männern zurufen: Väter, seid auch Mütter!

Sehr liebevoll geformt die Gestalt von Griseldis Vater. Schweigende Schlichtheit. Güte, die nicht mehr rechten kann, eine Figur, aus der Milde singt. Griseldis selbst, fest gestaltet in ihrer harten Festigkeit, störrisch vor Jungfräulichkeit, vielleicht ein Opfer ihrer nicht ganz zu besiegenden Jungfräulichkeit. Bis in ihr Alter mehr Tochter als Gattin, dem Vater allzu zugetan. Nur der Mann, der diesen milden Ton des Vaters hätte, könnte sie öffnen.

Aber der Herzog ist ein Wehrwolf. Besessen von seiner Leidenschaft, dringt er wild in Griseldis ein und gönnt ihr nicht Zeit, ihn zu empfangen . . . Seine Liebe ist Gewalt. Ihm fehlt die Demut des Werbenden.

Griseldis muß alt werden, um diese Liebesgewalt zu verstehen und zu bejahen. Ihr letztes Wort, nachdem sie Sohn und Gatten um sich versammelt, heißt: „Nun habe ich zwei Kinder". (Hauptmanns Griseldis — ich kann mir die Erinnerung nicht verkneifen — sagt ihrem wiedergefundenen Gatten ein unvergeßlicheres Wort: „Liebe mich weniger!")

V.

In dieser Aufführung war unvergeßlich: Der Übergang ins Musikalische. Die Abgetöntheit aller Stimmen. Dies unwillkürliche Gesangwerden der Reden. Der Weg zum Volkslied. Das traf am Besten ein sonst zur Deklamation geneigter Spieler, Herr Taube, den Berger zu einer unvergeßlichen Einfalt geleitet hatte.

Die Griseldis war Gerda Müller, die ich zur Zeit für die stärkste Schauspielerin Deutschlands halte. Ihr slavisches, backenknochiges Gesicht wird schön, wenn es von innen erleuchtet wird; ihr Körper, schlank und fest, mädchenhaft und weibsbreit, scheint von erstaunlicher Wandelbarkeit. Ihre Stimme, ganz klar im leisesten Ton, kann dröhnen. In dieser Prachtnatur vereinigt sich Straub und Thimig, Weibsteufel und Weibengel, Himmlisches und Höllisches, Geistiges und Elementares . . . . Unmöglich hätte dies im Berlin von heute erwachsen können, es hätte an jeder Bühne der Raum für dieses breite Talent gefehlt. In Frankfurt ist Gerda Müller mindestens jeden zweiten Tag auf der Bühne. Sie spielt die Elisabeth im „Carlos" und die Penthesilea, die Griseldis und Dantons Bettgenossin. Daneben statirt sie, wenn es nötig scheint, reißt aus Frankfurt aus, kehrt reuig zurück, fordert die Stadt heraus und

zähmt sie von der Bühne immer wieder. Sie hat jetzt ihre Reife und, so scheint es, die Selbstsicherheit erreicht, die zur Meisterschaft nötig ist. Ich höre, daß sie nach Berlin kommen soll und ich sehe sie schon zwischen Ufa und Jeßner pendeln, zerrissen . . .

VI.

Wer sollte dieses Volksstück in Berlin spielen? Ein einziges Theater: Die Volksbühne! Aber die Baberlababs, mit Sternheim zu reden, die im Vorstand der Volksbühne ihr ohnmächtiges Gerede entfalten, schaffen Raum für blutarme Literaturexperimente. Die schlichten Werke — Schmidtbonns „Schauspieler" so wenig wie Hauptmanns „Peter Brauer" wie Bergers „Griseldis" — finden ihre natürliche Heimstätte nicht. Der Theaterkonsumverein findet keinen Weg zu den Produzenten . . . . Glückliches Frankfurt!

Sch.

WIRTSCHAFTLICHES TAGEBUCH

Ökonomisierung der Eisenbahn

Was die Stinnes-Hugenberg-Gruppe mit der Eisenbahn vorhatte, wird, das läßt sich schon heute sagen, nicht zur Aufführung kommen.

Im Reichsverband selbst war die Vertretung der nicht-schwerindustriellen, der weiter- und endverarbeitenden Gruppen keineswegs entzückt; sie witterte, mit Recht, übermäßige Gefahr für ihre ohnehin schwer genug bedrohte Unabhängigkeit vom Ring der Rohstoffproduzenten. Die ökonomische Zweckmäßigkeit des Projektes wurde in öffentlicher Rede bemerkenswerterweise von Stinnes' eigenem Fraktionsfreund und -führer Stresemann angezweifelt; Stresemann sagte in Magdeburg, von allen politischen Widerständen ganz abgesehen, müsse doch erst noch erwiesen werden, ob eine entstaatlichte Eisenbahn denn wirklich besser zu arbeiten vermöge als eine staatliche; er deutete also die Wahrheit an, daß die Eisenbahndefizite großenteils nicht der Betriebsform, sondern den Verhältnissen entstammen; und daß, soweit tatsächlich Betriebsfehler vorliegen, auch unter Aufrechterhaltung des öffentlichen Besitzes Remedur geschafft werden könnte. Sogar von noch weiter rechts und von noch gewichtigerer Stelle, vom bayerischen Ministerpräsidenten Lerchenfeld, kam eine deutliche Absage; Lerchenfeld legte sich nicht nur gegen „die Überführung der Verkehrsanstalten

in reine Privatwirtschaft" fest, sondern auch gegen „uferlose Tariferhöhungen", und damit gerade gegen die Möglichkeit, die den erblustigen Gruppen die ganze Sache eigentlich erst reizvoll erscheinen ließ. Über die Haltung des Kabinetts Wirth war von vornherein kaum ein Zweifel möglich; daß andererseits die Alliierten der Loslösung eines so wichtigen Objektes aus dem großen Pfandverband des Reichsbesitzes entgegentreten würden, ist aus Kreisen der Reparationskommission ziemlich unverblümt angedeutet worden; endlich sind die Vorstände des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes und der Afa sogar mit einem kompletten Gegenprogramm, das laut „Vorwärts" von beiden sozialdemokratischen Parteien unterstützt wird, an die Öffentlichkeit getreten, — einem Programm, das der vom Reichsverband mindestens offiziell als Vorbedingung bezeichneten Mitarbeit der Arbeiterschaft absolut und unwiderruflich den Garaus macht. Die Sache selbst ist also heute schon begraben. Doch kann sie wirtschaftlich nicht ohne Folgen bleiben.

Das alte Problem, wie die Reichsbetriebe zu ökonomisieren seien, ist offenbar aufs neue aktuell geworden. Auch die Gewerkschaften fordern in ihrem Gegenprogramm wieder „Neuordnung der Verkehrsunternehmungen mit dem Ziele, sie in kürzester Zeit wirtschaftlich zu gestalten". Aber daß dies Ziel lediglich durch Verprivatisierung erreicht werden könne, ist eine Behauptung, die sich allzu primitiv nur auf den psychologischen Eindruck stützt, den Vergleiche zwischen den Bilanzabschlüssen unserer großen Industrieunternehmungen einerseits und dem Budget der Reichsbetriebe andererseits erwecken mögen.

Ein Teil des Defizits dieses Budgets (das bei der Eisenbahn nach dem neuesten Etat pro 1921 insgesamt 33 Milliarden betragen soll) stammt aus der kaufmännisch unmöglichen Methode, werbende Kosten, also Aufwendungen für neue Betriebsanlagen usw., einfach als Ausgabe zu buchen. Mit solchem Verfahren würde auch manche Industrieunternehmung keine Gewinne mehr ausweisen können, die übertriebene Vorstellung von der wirklichen Defizithöhe würde also schon durch Einführung kaufmännischer Bilanzierung an Stelle kameralistischer Budgetierung erfreulich korrigiert werden.

Immerhin muß nach jeder Berechnungsmethode eine erhebliche Unterbilanz übrigbleiben. Woher stammt die? Sie ist teilweise Kriegsfolge und kann darum nur langsam überwunden werden. Zum Beispiel ist der Reparaturenkoeffizent infolge Materialverwirtschaftung heute etwa doppelt so hoch als vor dem Kriege, erfordert also (zuzüglich Achtstundentag) mehr als doppelt so viel Personal und unendlich viel höhere

Kosten als damals. Diese Defizitquelle könnte auch die Privatwirtschaft nur allmählich verstopfen und das einzige, was vielleicht getan werden kann, ist eine schnellere und besserorganisierte Durchführung des großen Restaurationswerkes.

Die zweite und bei weitem entscheidende Defizitquelle ist das Mißverhältnis zwischen Tarifen und Materialkosten. Die Tarife sind durchschnittlich etwa 12 mal so hoch wie in Friedenszeiten (ebenso hoch sind durchschnittlich die Löhne und Gehälter, woraus ersichtlich wird, daß nicht hier der Hase im Pfeffer liegt!); die Materialkosten aber — Kohle, Schienen, Maschinenteile, Lokomotiven, Waggons — erreichen und überschreiten oft das 40fache. Man kann also entweder die Tarife weiter erhöhen (z. B. ist es unbegreiflich, warum für Durchfuhren und für Exporte nach dem Ausland nicht valutagemäße Sätze erhoben werden sollen!), doch gibt es dafür im Augenblick wirtschafts- und sozialbedingte Grenzen, die auch von privaten Leitungen innegehalten werden müßten. Oder aber: man kann billiger einzukaufen suchen; und hier sollte die Privatindustrie, die jetzt gerne Retter sein möchte, einmal über ihren eigenen Schuldanteil nachdenken! Gerade diese Seite des Problems liefert die stärksten Argumente gegen die Verprivatisierung; bei richtiger Geschäftsführung muß es eher möglich sein, im Reichsbetrieb Ersparnisse durch billigeren Einkauf zu erzielen, als es möglich sein würde, die Betriebseignerin Industrie davon zurückzuhalten, ihre jeweils beliebten Güterpreise durch volle Abwälzung auf die Tarife voll hereinzuwirtschaften; dies namentlich dann, wenn aus den deutschen Bahnen, — anders als etwa in Amerika oder Frankreich, — ein einheitliches, also konkurrenzloses Privatunternehmen gemacht würde.

Das Mittel, das sich aus solcher Erwägung ergibt, ist also nicht: die Bahnen in größere Abhängigkeit von der Industrie zu bringen; sondern sie (diesen größten Konsumenten!) der Industrie gegenüber ganz im Gegenteil möglichst widerstandsfähig und -willig zu machen. Dazu scheint vor allem notwendig, das Interesse der führenden Instanzen — nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen — mehr als bisher auf das wirklich bilanzmäßige Gedeihen des Unternehmens zu konzentrieren. Laßt die Zentraldezernenten, laßt die Direktionspräsidenten und Betriebswerkstättenleiter an günstigen Abschlüssen Tantiemen einheimsen —: und Ihr werdet Euch wundern, mit welcher Kunstfertigkeit plötzlich Ersparnisse erzielt, mit welcher Umsicht die Lieferanten mit einemmale gegeneinander ausgespielt, mit welcher Sorgfalt kalkuliert und organisiert

werden wird! Wie die Dinge heute liegen, ist es ganz unmöglich, die Leitung eines großen wirtschaftlichen Unternehmens nur auf Pflichterfüllung einzustellen; man muß Anreize bieten, ausreichende Anreize, da liegt das Geheimnis der Privatwirtschaft. Auch Stinnes, obwohl er nicht daran denkt, für seine Person darum zu abdizieren, läßt seinen Voegler dick verdienen. Wenn er dem Reiche jetzt erzählt, daß es, um das Geheimnis der Privatwirtschaft in den Verkehrsunternehmungen wirksam zu machen, seinerseits notwendig abdizieren müsse, so kann ihm mit seiner Praxis diese Theorie leicht widerlegt werden. Es kommt gar nicht darauf an, wer die Dividende einstreicht. Wichtig ist, daß auch die Betriebsleitung ihre Dividende hat.

ALBERT EHRENSTEIN

WANDERERS LIED

Meine Freunde sind schwank wie Rohr,
Auf ihren Lippen sitzt ihr Herz,
Keuschheit kennen sie nicht;
Tanzen möchte ich auf ihren Häuptern.

Mädchen, das ich liebe,
Seele der Seelen Du,
Auserwählte, lichtgeschaffene,
Nie sahst Du mich an,
Dein Schoß war nicht bereit,
Zu Asche brannte mein Herz.

Ich kenne die Zähne der Hunde
In der Wind-ins-Gesicht-Gasse wohne ich,
Ein Sieb-Dach ist über meinem Haupte,
Schimmel freut sich an den Wänden.
Gute Ritzen sind für den Regen da.

„Töte Dich" spricht mein Messer zu mir,
Im Kote liege ich;
Hoch über mir, in Karossen befahren
meine Feinde den Mondregenbogen.

(Aus dem eben bei Ernst Rowohlt, Berlin erschienenen Gedichtbande „Wien".)

GLOSSEN

BISMARCK, DER DICHTER

Im dritten Bande der Gedanken und Erinnerungen schreibt Bismarck (in einer Fußnote) über Caprivi, und die Bemerkung liest sich wie einer seiner Briefe an Johanna:

Ich kann nicht leugnen, daß mein Vertrauen in den Charakter meines Nachfolgers einen Stoß erlitten hat, seit ich erfahren habe, daß er die uralten Bäume vor der Gartenseite seiner, früher meiner, Wohnung hat abhauen lassen, welche eine erst in Jahrhunderten zu regenerierende, also unersetzbare Zierde der amtlichen Reichsgrundstücke in der Residenz bildeten. Kaiser Wilhelm I., der in dem Reichskanzlergarten glückliche Jugendtage verlebt hatte, wird im Grabe keine Ruhe haben, wenn er weiß, daß sein früherer Gardeoffizier alte Lieblingsbäume, die ihres Gleichen in Berlin und der Umgegend nicht hatten, niederhauen hat lassen, um un poco piu di luce zu gewinnen. Aus dieser Baumvertilgung spricht nicht ein deutscher, sondern ein slavischer Charakterzug. Die Slaven und die Kelten, beide ohne Zweifel stammverwandter als jeder von ihnen mit den Germanen, sind keine Baumfreunde, wie Jeder weiß, der in Polen und Frankreich gewesen ist; ihre Dörfer und Städte stehen baumlos auf der Ackerfläche, wie ein Nürnberger Spielzeug auf dem Tische. Ich würde Herrn von Caprivi manche politische Meinungsverschiedenheit eher nachsehn als die ruchlose Zerstörung uralter Bäume, denen gegenüber er das Recht des Nießbrauches eines Staatsgrundstückes durch Deterioration desselben mißbraucht hat.

BARNOVSKY, RETTER DER KUNSTTHEATER

Vor einiger Zeit verkündete Herr Victor Barnovsky der beglückten Mitwelt, er werde zwar das Lessingtheater verlassen und auch vom Künstlertheater werde er eine Scheidungsreise antreten, aber Dir zum Heile, kunstsehnendes Berlin, werde er in dem Ausstellungspark am Lehrter Bahnhof nicht weniger als drei funkelnagelneue Theater errichten: Ein großes für klassische Werke, ein Kammerspielhaus und eine Freilichtbühne. Damit er dort, der Kunstbedürftige, seinen reinen Idealen leben könne, werde er diese reinen Stätten von einem Lunapark umgeben, dessen reichlicher Gewinn Barnowskys hehren Zwecken dienen soll. Der Verständige, der das Geschmuse im Berliner Tageblatt las, wußte sogleich, daß es nicht zu verwirklichen war. Drei neue Theater errichten, wäre jetzt Irrsinn, die Baukosten gingen in die dreißig und vierzig Millionen.

Aber der Ausstellungsgrund am Lehrter Bahnhof gehört dem preußischen Staat, und es gelang, nach Vorlage eines Gutachtens der Bühnengenossenschaft, die natürlich die Errichtung ernster Theater für wünschenswert hielt, das preußische Finanzministerium zu einem Pachtvertrage

mit Herrn Barnovsky zu bewegen, nicht für dreißig Jahre, wie er wollte, aber doch für zehn.

Wurde nun mit dem Bau der drei erlösenden Theater begonnen? Nun, es wurden immerhin Annoncen in die Zeitungen gesetzt, worin Subpächter begehrt wurden. Auf diese Weise entstehen ja allmählich Theater. Aber es müssen sich keine gefunden haben, denn eines Tages verpachtete Barnovsky das gepachtete Terrain an ein Konsortium weiter, das dort einen großen Rummelplatz oder vielleicht sogar einen Lunapark errichten wird. Die drei Ibsentheater werden nicht gebaut, vorläufig natürlich, doch der Bauplatz bleibt reserviert. Hingegen hält Brahms Erbe aus dem Rummelplatz einen Teil der Erträgnisse gesichert. (Eingeweihte nennen die Summe von 250 000 Mark jährlich, doch kann ich für die Richtigkeit der Ziffer keine Verantwortung übernehmen.) Ursprünglich sollte der Rummelplatz den Bestand der drei Kunstbühnen sichern, nun wird er wenigstens den Bestand des Herrn Barnovsky garantieren.

Frage an den preußischen Finanzminister: Hättet Ihr den Park um die Ausstellungshallen nicht auch ohne Herrn Barnovsky in einen Rummelplatz verwandeln können? Gesetzt den Fall, Herr Barnovsky bezöge wirklich für die Überlassung seiner Pachtrechte zehn Jahre lang je 250 000 Mark, dann hat ihm das preußische Finanzministerium zu einer sehr mühelosen Einnahme von 2½ Millionen Mark verholfen. Hätte es diese Summe nicht bei einer direkten Vergebung an das Konsortium dem Staate einbringen können? In dem Vertrag zwischen Barnovsky und dem preußischen Finanzministerium ist ein Schiedsgericht vorgesehen. Wird das Finanzministerium dieses Schiedsgericht schnell einberufen? Wahrscheinlich war der Vertrag mit Herrn Barnovsky doch nicht so geplant, daß er ihn weiterschiebe? Es ist anzunehmen, daß diese Fragen auch in der preußischen Landesversammlung gestellt werden.

HERR RICHTER!

Den Vertrauensmännern der Wiener Gerichte ist eine Anregung zugegangen, alle Richter ohne Unterschied des Ranges und der Verwendung schlechthin „Bundesrichter zu nennen. Die österreichischen Richtervereine sollen sich jetzt mit der Frage beschäftigen. So melden die Zeitungen. Es ist wenig, aber ein Anfang. Nicht einmal ein Anfang, nur eine „Anregung". Aber doch etwas . . .

. . . etwas, das immerhin die Öffentlichkeit Mitteleuropas interessieren sollte. Bisher ist es nämlich so, daß der Vertreter der Gerechtigkeit dem Schutz- und Hilfesuchenden mit einer Falschmeldung entgegentritt. Man glaubt zu einem Amts- oder Stadt- oder Kreis oder Bezirksrichter zu kommen und wer sitzt statt dessen auf der sella curulis? Ein Amtsgerichtsrat, der Niemanden zu beraten hat. Ein Oberlandesgerichtsrat ohne Oberlandesgericht. Ein Hofrat, wo Gott sei Dank weit und breit kein Hof mehr ist. Ein Geheimer Justizrat gar bei voller Öffentlichkeit.

Man kennt die vorsichtige Höflichkeit, mit der der Mann aus dem Volke den Herrn im Talar apostrophiert, solange seine Sache noch nicht entschieden ist. „Herr Gerichtsdirektor", „Herr Kaiserlicher Rat", „Herr Gerichtshof" heißt es da je nach Bildungsgrad und Güte der Sache. Je höher der Titel, der dem Rechtsheischenden oder -fürchtenden einfällt, je besser glaubt er sich geborgen

Bis er verdonnert oder abgewiesen draußen steht und gern alle Ergebenheitsphrasen wieder schlucken möchte, die vorher üppig seinem Zahngehege entquollen.

Es ist schrecklich mit dieser Revolution. Immer mehr zeigen sich ihre Versäumnisse und ihre Vergeßlichkeiten. Immer wieder muß mühsam nachgeholt werden, was sie übersehen und verschmäht hat zu tun, als es so leicht gegangen wäre. Dazu gehört auch die Beseitigung der Richtertitel, dieser lächerlichen und unwürdigen Behelfe des monarchischen Bureaukratismus.

Der war nicht im Stande zu begreifen, daß es keine wichtigere, schönere, stolzere Stelle im Staate gibt, als es die des Einzelrichters ist, der, allein mit dem Gesetz und seinem Gewissen, über die Schicksale seiner Mitbürger entscheidet. Im Gegenteil, hohen Ministeriis war es wahrscheinlich kein angenehmer Gedanke, daß irgendwo in ihrem Bereich Unabhängigkeit und Verantwortungsgefühl blühen sollten So gingen sie darauf aus, diese notwendige Selbstherrlichkeit wenigstens mit dem dumpfen Dunst unlauterer Benennungen und Anreden zu verqualmen. Und weil ihnen die Verfassung kein Recht der Beeinflussung mehr konzedierte, versuchte sie sich wenigstens im Schein von Auszeichnungen, die allerdings längst keine mehr sind, sondern ersessen und nur durch zunehmende Verkalkung erworben werden.

Republikanische Schärfe sollte mit Heftigkeit diesen schäbigen Schleier untertäniger Verlogenheit zerreißen. Drei sind mehr als Einer. Aber der Eine ist natürlich besser als das Drittel oder Fünftel des Collegiums. Es ist eine besondere Ehre, ohne fremde Hilfe zu richten. Andere zu beraten, ist immer ein minderes Geschäft. Von diesem Standpunkt müßten die Ehren der Justiz geregelt werden. Ehren, die natürlich nur in der Anerkennung der communis opinio bestehen dürfen. Richter — das ist der schönste Titel, auch für den Präsidenten des obersten Gerichtshofes.

Es gibt auch Staaten — und nicht die undemokratischsten — wo ein Richter die obere Instanz bildet. Weil er der bessere, der erprobte Mann ist. Oder zwei, denn Mehrheitsbeschlüsse haben bei der gelehrten Rechtsfindung nichts zu suchen. Sieben abstimmen zu lassen, wie er beim deutschen Reichsgericht ist, ist wohl der Gipfel der Absurdität. Zur Verhandlungsleitung im Schwurgericht genügt ein Mann, wenn er ein Mann ist, die „Beischläfer" sind nur ein Schönheitsfehler. Dem Schöffen ängstlich zwei Juristen beigeben ist überflüssig, einer verschafft sich Ansehen, wenn er das Gesetz kennt.

Hier wären auch Ersparnisse zu machen Herr Finanzminister! Vor Allem aber das Ansehen des Rechtssprechers zu stabilisieren, meine Herren Abgeordneten! Justitia fundamentum rei publicae.

Rudolf Olden.

BRUNNERS HELFER

Ein Leser aus Breslau schickt mir die „Volkswacht", das sozialistische Tageblatt der schlesischen Hauptstadt, und weist mich auf ihre Annoncenseite (Volkswacht vom 18. November 1921). Da stehen folgende Ankündigungen für einen Abend:

Erster Film: „Was ist Liebe?" Rätsel der Großstadtnächte, das Tagesgespräch der Berliner Lebewelt. Ein monatelanger Kampf bei der Zensur für dieses rätselhafte Sittenbild. Fesselnde Handlung. Modernste Toiletten. Studien der Liebe. Tänze der Großstadtnächte".

Zweiter Film: „Der Herr der Bestien. Größter Abenteurerroman. Stellt alle bisherige Sensation in den Schatten."

Dritter Film: „Hannelore. Monumentalsittenbild. 1. Teil. Aufsehenerregende Enthüllungen geheimer Laster Hamburger Matrosenkneipen".

Vierter Film: „Japanische Liebe und Rache. Sensations- und Abenteurerfilm. Die Nächte des Ruppert Scharbach Schränkerfred — Knacker in Frauenkleidern — Der bleiche Max und Tütenkleber, das Einbrecherkleeblatt, der Schrecken aller Juweliere".

Fünfter Film: „Der Heiland und die Sünderin. Zum ersten Mal Christus im Film! Zum ersten Mal, daß von „Maria Magdalena" ein historisch getreues Bild über ihr Leben dargestellt wird." Hierauf: „Cowboys und Indianer. Folterkönig Apollon."

Sechster Film: „Albertini. Die eiserne Faust. 6 Akte."

Siebenter Film: „Brillantenmieze. 1. Teil. Der unvergleichliche Sittenfilm."

— — — — — — — — —

Alle diese Genüsse finden an einem Abende in Breslau statt und wahrscheinlich ebenso in Dresden, Pirna, Görlitz, Dortmund und so weiter. Sollten Volksbildner nicht überlegen, ob die Roheit und innere Haltlosigkeit, die durch diese Schundfilme erzeugt wird, nicht auch außerhalb des Kinos noch zum Vorschein kommen wird? Ach, der Typus Brunner hätte nie entstehen können, wenn ihn eine skrupellose Filmproduktion nicht geradezu heraufbeschworen hätte!

ANEKDOTEN

SHAW UND DER FILM

Der große amerikanische Filmmann Goldfisch-Goldwin wollte Bernhard Shaw gewinnen, ihm einen Film zu schreiben. Er sprach zwei Stunden lang von Filmen, von ihrer Schönheit, Bedeutung, Form, Ästethik usw. Dann kratzte sich Shaw an der Nase und schüttelte den Kopf. „Nein", sagte er, „wir werden nicht zueinander kommen. Denn sehen Sie, Herr Goldfisch, Sie interessieren sich für Kunst, und ich interessiere mich für Geld."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 46):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Erich Reiß Verlag / Berlin bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.

DRUCKFEHLER-BERICHTIGUNG

Die Druckfehlerseuche in dem letzten Heft des „Tage-Buch" zwingt uns diesmal zu Richtigstellungen:

In Kurt Hillers kühner Rede „Recht und sexuelle Minderheiten" soll es vor allem auf Seite 1403, Zeile 10 von unten heißen: „Anreiz zu unerlaubtem" nicht zu „erlaubtem Lustmord". Seite 1400, Zeile 8 von unten muß es statt „Wertarbeit" richtig heißen: „Werturteil" und in der 11. Zeile derselben Seite ist nicht von „sommatisch-vassoider" sondern von „sommatisch-rassoider" Form die Rede.

Die Druckfehler in Großmanns Aufsatz „Hauptmanns Peter Brauer" sind wohl von jedem intelligenten Leser korrigiert worden. Der letzte Satz muß heißen: „Dieser Schädel, der in seinen schönsten Stunden Goethe ähnelt, beherbergt auch den Balduin Bachlamm", nicht „Bühlmann". Auf derselben Seite 1410 soll es heißen: „Willst Du wissen, woher diese lebenerzeugende Gestaltungskraft kommt?" Natürlich nicht „Erhaltungskraft".

Wir benutzen die Gelegenheit, um unseren Lesern und uns selbst das Versprechen zu geben, daß wir Vorsorge treffen werden, diese abscheuliche Druckfehlerpest zu beseitigen.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Novemberwoche

Einen Mann, dessen „Gesinnung ebenso französisch ist wie sein Name" —: so nennt der Temps Herrn Lefbure, den englischen Verfasser des englischen Buches „The riddle of the Rhine". Es ist ein Buch gegen die deutsche chemische Industrie, und was darin propagiert wird, ist nichts Geringeres als dies: die Alliierten sollen die Zerstörung aller Anlagen fordern, die nicht zum absoluten Eigenverbrauch Deutschlands notwendig sind. (Das wären etwa 70% der Werke!) Begründung: Diese Industrie fabriziert zwar augenblicklich kein Kriegsmaterial, aber sie kann sich jederzeit wieder darauf umstellen; und außerdem experimentiert sie fortwährend, macht Erfindungen und kann eines Tages auch das unwiderstehliche Zerstörungsmittel erfinden, mit dem Rache für 1918 geübt werden kann! Also keine Kriegsindustrie, aber eine Industrie, die möglicherweise einmal dazu werden kann! „Potenzielle Kriegsschiffe", — Fahrzeuge, die vielleicht einmal zu kriegerischen Zwecken verwandt werden könnten, — nannte Wilson die Handels-U-Boote und ließ sie mit dieser Motivierung durchsuchen und überwachen. Aber warum ist Herr Lefbure so inkonsequent, den Begriff der „potenziellen Kriegsindustrie" nur auf die chemischen Werke zu erstrecken? Deutschland hat Automobilfabriker, die morgen Panzerwagen herstellen können, Werften, auf denen morgen Dreadnoughts erstehen mögen, Scherenschleifer die morgen vielleicht Bajonette wetzen werden, — überall wird experimentiert, konstruiert, destilliert, — wer weiß, welche Art von Ungeheuern? Weg mit der ganzen deutschen Industrie! Vor allem aber: Deutschland produziert ja auch Menschen, keine aktuellen, aber doch potenzielle Soldaten, — das wichtigste Kriegsmaterial sozusagen. Fort damit! König Pharao ließ alle männlichen Judensäuglinge im Nil ersäufen; machen wir es mit den Deutschen ebenso. Oder nein —: hat Bernhard Shaw nicht schon zu Kriegsbeginn nachgewiesen, daß diese pharaonische Methode stümperhaft wäre, weil jeder einzelne etwa entkommende Mann, der seine Mission ernst nähme, ja noch Hunderte, vielleicht Tausende von Nachkommen fabrizieren könnte? Ja, die Weiber sind's, die man umbringen muß! Wollen Sie, Herr Lefbure, um Ihren Ruf als konsequenten Kopf aufrechtzuerhalten, nicht auch dieser Idee ein noch sensationelleres Propagandabuch widmen?

Im „Tage-Buch" (Nr. 41) ist kürzlich erwähnt worden, daß die englische Regierung den Übersetzer Nietzsches aus dem Lande verwiesen hat. Dr. Oskar Levy hat über zwanzig Jahre in England gelebt. Er hat nun sein Haus aufgeben, seine Möbel verkaufen, seine Bücher auf den Speicher geben müssen. Vergebens wurde eine Eingabe, die fast alle englischen Künstler und Schriftsteller von Rang unterschrieben hatten, dem Minister Shortt überreicht. Wenn Starr- und Schwachsinn sich vereinigen, ist Widerstand vergeblich. Wie die Ausweisung Levis von den Gebildeten Englands aufgenommen wurde, beweist die November-Nummer des „Looking Forward". Dort schreibt A. H. Fyfe:

„Keiner von uns erwartet, daß der unbekannte Politiker namens Shortt, der aus unbekannten Gründen die Ehre hat, Minister des Innern zu sein, irgend etwas aus eigenem Antriebe tun würde, um die Verrücktheit („Idiocy") und Ungerechtigkeit der Ausweisung von Dr. Oscar Levy wieder gutzumachen. Unsere einzige Hoffnung war, daß das Parlament ihn zwingen würde, seines Amtes zu walten und auch diese Hoffnung war nur gering: wir waren darum nicht überrascht, sie enttäuscht zu sehen. Dr. Levy ist wie ein Dieb aus dem Lande gejagt worden. Aber der Dienst, den er uns mit seiner Nietzsche-Übersetzung erwiesen hat, wird in England sicher nicht vergessen werden. Der Herr Minister Shortt würde wahrscheinlich, falls der Name Nietzsche in seiner Gegenwart erwähnt würde, entweder glauben, Jemand habe plötzlich genießt oder er würde nach der Polizei rufen. Eines ist sicher: der Wert von Dr. Levys englischer Ausgabe des einzigen Philosophen, der unserer Zeit etwas Neues zu sagen hätte, würde ihm so wenig einleuchten, wie einem Insassen einer Taubstummenanstalt die Schönheit einer Sonate von Beethoven. Glücklicherweise vertritt Herr Shortt nicht die Seele unserer Nation, sondern nur die ihres politischen Teils — und auch diese Vertretung wird nicht lange dauern. Bald wird der Herr Minister vergessen sein, während man Dr. Levys noch lange mit Dankbarkeit und Sympathie sich erinnern wird. Ja, vielleicht wird es gelingen, ihn zu bewegen wieder in das Land zurückzukehren, wo er seine besten Jahre verbracht und seine tüchtigste Arbeit geleistet und wo ein herzliches Willkommen ihn erwarten wird, sobald die kurze Amtsperiode Seiner Pestilenz des Herrn Ministers Kurz (Short = kurz im englischen) vorüber ist."

Der Reichstagsabgeordnete von Kemnitz, Mitglied der Deutschen Volkspartei, enthüllte in öffentlicher Versammlung zu Frankfurt a. M. folgendes überraschende und entscheidende Detail zur Kriegsvorgeschichte,

„England hat bereits im Jahre 1913 mit dem vormaligen amerikanischen Präsidenten Wilson Abmachungen für den kommenden Weltkrieg getroffen. Wir haben die Beweise dafür im Auswärtigen Amt. Diese aktenmäßigen Beweise gehen dahin, daß zwar nicht ein förmlicher Vertrag zwischen beiden Staaten zustandekam, aber doch eine Vereinbarung zwischen den leitenden Staatsmännern des Inhalts, daß Amerika für den kommenden Weltkrieg England zusagte, eine wohlwollende Neutralität zu üben, mit reichlicher Versorgung mit Waffen und Munition. (Allgemeine Hört! Hört!-Rufe)." Hört, Hört! so wird man wohl überall rufen! Warum war Herr v. Kemnitz drei Jahre lang so verschwiegen? Warum sprach er nicht während der Tage von Versailles, während des Untersuchungsausschusses, während der Spaa- und Londonkrise? Vielleicht, weil er selbst erklären muß, die Beweise seien „nicht vollständig schlüssig"? Sicher nicht deshalb! Denn für seine Person, das versichert er ja ausdrücklich, glaubt er unbedingt an die Schlüssigkeit; und heftige Angriffe richtet er wider das Auswärtige Amt, das trotz wiederholter Mahnung, offenbar aus leidenschaftlicher Anglomanie, bis zum heutigen Tage die Veröffentlichung unterließ. Warum also, Herr v. Kemnitz nicht Ihrerseits die Veröffentlichung? Entweder Sie glauben wirklich an die Sache: dann war früher Ihr Schweigen einfach Landesverrat. Oder Sie glauben tatsächlich nicht daran: dann ist jetzt Ihr Reden einfach Idiotie. Wer sollte in solchem Dilemma unfreundlich genug sein. Sie für einen Verräter und nicht, bescheidener, nur für einen . . . . Durchschnittsparlamentarier zu halten?

Herr Dr. ing. Georg Gothein schreibt täglich drei Artikel, die zwar keinen Stil aber im Shakesspeare'schen Sinne doch Methode haben. Seine Methode ist: sich konsequent auf den falschen Gaul zu setzen. Zum Beispiel ist seit dem Zusammenbruch kein Steuerentwurf eingebracht worden, von dem Herr Gothein nicht haarscharf und mit schneidender Überlegenheit festgestellt hätte, daß die deutsche Industrie einfach unter ihm zusammenbrechen müsse: unglücklicherweise (für Herrn Gothein) prosperiert die deutsche Industrie noch immer. Seit letzter Zeit sind es nicht mehr nur die Steuern, ist es auch nicht mehr nur die Sachwerterfassung, sondern ist es sogar die Kreditaktion, die den treuen Ekkehard der Industrie in Zusammenbruch-Ängste peitscht. Aus Beweisfiebern stöhnt er auf: „Wir haben daher alle Ursachen, einen steuerlichen Eingriff in die Substanz des Vermögens zum Zweck der Erfüllung der

Reparationsleistungen mit größter Entschiedenheit abzulehnen. Die Forderung der Kredithilfe der Industrie ist aber ein solcher Eingriff." Sogar zur Ablieferung von Devisen — ein Unikum! — stellt er sich prinzipiell kontra! „Gegen die Forderung, die Industrie solle zum Zwecke der Reparation ihre Auslandsdevisen zur Verfügung stellen, sprechen genau die gleichen prinzipiellen Bedenken, wie gegen das Zurverfügungstellen von Auslandskredit." Kurz und gut, dem Abgeordneten, Bergrat, Reichsminister a. D., Demokraten und Leitartikler Gothein, dem Parteigenossen Rathenaus, paßt die ganze Richtung ebensowenig wie Helfferich, nur daß Helfferich gescheiter und dialektisch geschickter ist. Ebenso wenig wie Helfferich zeigt er hinter all seiner Negation einen positiven Ausweg; nur daß Helfferich wenigstens nicht so tut als sei er positiv und sich offen zu einer Negationspartei bekennt. Helfferich ist auch, innerhalb seiner seelischen Begrenztheiten, als Wirtschaftsmensch wirklich sachverständig. Was aber ist der Bergrat Gothein? Am nächsten kommt man der Sache wohl, wenn man feststellt, daß er einfach a. D. ist. Bergrat a. D., Reichsminister a. D., Demokrat a. D. und Experte a. D. Herr Gothein ist der Mann, der in der allgemeinen Umschichtung der Berufe das a. D.-Sein zum Beruf ausgebildet hat. Nur, daß er leider noch immer um einige Grade zu wenig a. D. ist.

Als bei Adolf Hoffmann ein Einbruch verübt worden war, las man in allen Blättern von der reichen Beute, die den Dieben dort in die Hände gefallen sei und es war der Glossen über den bürgerlich-wohlhabenden, den verkapitalisteten Kommunistenhäuptling kein Ende. Ob ein Kommunist in nichtkommunistischer Gesellschaft wirklich verpflichtet ist, für seine Person arm zu sein, bleibe unerörtert. Erörtert aber muß werden, daß die Geschichte von den großen Schätzen überhaupt nicht stimmte. Herr Hoffmann hat das schon immer beteuert, jetzt hat er im Landtag sogar eine positive Zahl mitgeteilt: der vereidigte Sachverständige hat den ganzen Schaden auf genau 10570 Mark geschätzt! Die große Presse aber, die sich mit den vermeintlichen Hunderttausenden so wohlig befaßt hatte, brachte diese Mitteilung entweder nur im Halbdunkel des Parlamentsberichtes, oder aber sie unterdrückte sie ganz. Dazu muß gesagt werden, daß solches nicht zum erstenmal zu verzeichnende Verfahren weder sehr anständig noch sehr gescheit ist. Wer Angriffe unternimmt, ist, wenn seine Voraussetzungen sich als falsch erweisen, ehrenhafterweise wohl verpflichtet, ausdrücklich

zu revozieren, — namentlich dann, wenn er darum ersucht wird. Und wer einem Gegner gegenübersteht, der seine Stärke fast ausschließlich aus jenem erbitterten Grundgefühl seiner Anhänger zieht, jedes Wort aus allen anderen Lagern, sei bewußte Lüge und Fälschung, der sollte es ihm nicht so leicht machen, immer wieder auf Fälle hinweisen zu können, in denen der Wahrheit tatsächlich wider besseres Wissen nicht die Ehre gegeben ward.

Dinteris. Das ist eine neue ansteckende Krankheit. Sie vergiftet die Gehirne gleichzeitig mit Sentimentalität und Chauvinismus, mit versteckter Erotik und Militärromantik. Eingeschleppt wurde die Krankheit von Arthur Dinter, dessen Schundroman schon 200 Auflagen erlebt hat. Nun sollen solche Werke fabriksweise erzeugt werden. Das Kochrezept ist in folgendem Inserat der „Mannheimer Neuesten Nachrichten" enthalten:

SCHRIFTSTELLER.

Wer schreibt in frisch erzählender Form zugkräftig und verheißungsvoll betitelte sensationelle evtl. auch phantastische, für Massenabsatz bestimmte Roman-Broschüren in national-optimistischem Sinne über patriotische, politische, militärische, maritime, technische usw. Themen insbesondere Zukunfts- und Entwickelungs-Möglichkeiten, Antifranzösische und dergl.? Umfang 30 bis 60 000 Silben. Inhalt muß volkstümlich und sehr spannend sein. Positive Angebote mit Angabe der Lieferfrist, Honorarforderung sowie mit Stilproben unter E. D. 993 an Invaliden-Dank, Leipzig.

Nationaloptimismus, sensationell, phantastisch, patriotisch, militärisch, antifranzösisch, volkstümlich, spannend . . . 60 000 Silben. Es werden sich ein paar Dutzend Dinterleins finden, die den gewünschten Massenartikel, freibleibend München, zu bestimmter Lieferzeit herstellen.

Im Reichstag gab der Reichswirtschaftsminister bekannt, innerhalb von vier Monaten seien von Frankreich nach Deutschland durch die Emser Einfuhrstelle hereingekommen: Für 990 Millionen Wein, Champagner, Cognak, Likör . . . So rächt sich die nationale Bourgeoisie Deutschlands an Frankreich!

„Wucher" im Detailhandel

Wenn die Preise steigen — namentlich, wenn sie so rapid steigen, wie gegenwärtig, — dann ist es verständlich, daß die Bevölkerung verängstigt und erregt wird. Und es ist auch verständlich, daß diese erregte Masse, ohne Übersicht über wirtschaftliche Zusammenhänge und ohne Kenntnis wirtschaftlicher Gesetze, die peinliche Erscheinung so primitiv wie möglich deutet und aus bedrängtem Herzen über Wucher schimpft. Wenn aber Parlamentarier und Presseleute, die wirklich besser nachdenken sollten, wenn sogar Behörden mit Wort und Tat in die gleiche Kerbe hauen, dann hat man bei aller Gutmütigkeit nur die Wahl, sie beklagenswert naiv oder noch beklagenswerter pharisäisch zu finden.

Zwei Jahrhunderte hat die Ökonomik über das Problem der Preisbildung nachgegrübelt, um schließlich zu dem Resultat zu kommen, daß am freien Markte nicht die Produktions-, sondern die Reproduktionskosten, also nicht die Einkaufs-, sondern die Wiedereinkaufskosten einer Ware preisbestimmend sind. Die Wucherschreier, die Wucherverfolger, die Wuchergerichte in Deutschland aber wissen nichts davon! Oder tun wenigstens so als ob sie nichts davon wüßten! Und so wird der allgemeine Groll systematisch auf Berufsstände abgelenkt, die an der verzweifelten Lage ebensowenig Schuld tragen wie irgendeiner der Schimpfenden, und die durchaus nichts weiter tun, als sich aus wirtschaftlichem Zwang zwangsmäßig der Lage anzupassen, die sie nicht gemacht haben.

Jeder Kaufmann muß, wie die Dinge in der individualistischen Wirtschaftsgesellschaft nun einmal liegen, mit seinem Betriebskapital rechnen.

Dies Kapital soll x Mark betragen und es soll in einem Warenlager von der Größe y investiert sein. Bleibt der Waren-Einkaufspreis stabil, so kann der Kaufmann seine Ware mit dem normalen Nutzen verkaufen, aus den Gewinnen seine Lebenshaltung und seine Betriebsspesen bestreiten und mit dem verbleibenden Rest, der wieder x beträgt, aufs neue y Waren erstehen. Das ist der normale Reproduktionsprozeß.

Wenn aber der Wareneinkaufspreis plötzlich aufs doppelte steigt? Dann ist es offenbar ganz unmöglich, daß sich der Kaufmann nach seinen wirklichen (ehemaligen!) Einkaufspreisen richtet, sondern er muß diejenigen zur Grundlage seiner Kalkulation machen, die er bei neuer Eindeckung künftighin wird zahlen müssen. Denn täte er das nicht, bliebe ihm also nach Abzug seiner Lebenshaltung und seiner Betriebsspesen auch jetzt nur eine Summe von x Mark übrig, so könnte er dafür

offenbar nur ½ y neue Ware erstehen, der Umfang seines Geschäftes hätte sich also glatt um die Hälfte vermindert. Ein Kaufmann, der seit 1914 in dieser Weise verfahren wäre, stünde heute — bei durchschnittlich etwa 20fach gesteigerten Erstehungspreisen — mit einem Geschäfte da, das nur noch den 20ten Teil seines Friedensumfanges besäße; wenn es sich also z. B. um Tietz oder Wertheim handelte, so hätten sie 19/20 ihrer Lokalitäten aufgegeben, 19/20 ihres Personals entlassen können; und natürlich hätte sich auch der Gewinn zwar nominell auf der Friedenshöhe gehalten, wäre aber theoretisch um keinen Pfennig darüber hinausgegangen, oder, mit anderen Worten, er wäre faktisch um das Maß der Geldentwertung gesunken.

Wer von dem Kaufmann (in freier Wirtschaft) also verlangt, er solle seine Ware unter allen Umständen zum Einkaufspreis plus angemessener Verdienstrate abgeben, verlangt unmögliches von ihm; und daß die Wuchergerichte diese Fiktion noch immer aufrecht erhalten, daß die Polizei mit Gewaltmaßnahmen gegen Geschäfte vorgeht, die sich weigern, solchen Selbstmord zu begehen und daß der preußische Innenminister zu solchem Verfahren mit weithinhallender Amtsstimme noch ausdrücklich auffordert, das alles ist ein Schlag wider eine der wenigen absolut unantastbaren Erkenntnisse der Wirtschaftswissenschaft. Zurückhaltung von Waren (in der Hoffnung auf künftige weitere Preissteigerung) —: das ist ein Kapitel für sich, hier trifft der Begriff Wucher zu. Aber was die Preisfrage anbetrifft —: der angemessene Preis ist in der freien Wirtschaft aus Gründen zureichender Kapitalreproduktion unbedingt nicht auf den Einkaufs- sondern auf den Wiedereinkaufskosten zu basieren. Es läßt sich höchstens darüber streiten, ob angesichts der erfahrungsgemäß nur langsamer steigenden Lebenshaltungskosten auch die Gewinnrate vollständig aus dem neuen Preis oder vielleicht aus einem Mittel zwischen altem und neuem errechnet werden müsse.

Aber dies letztere ist ein relativ unbedeutendes Problem, das unsre Publizität und Justiz noch gar nicht beschäftigt hat. Wenn sie „Wucher" schreien und judizieren, meinen sie nicht dies, sondern die kalkulatorische Grundlage des Reproduktionspreises. Und das ist entweder völlige Unwissenheit; oder es ist ein Versuch, trotz besseren Wissens die Quadratur des Zirkels auf dem Verordnungswege zu erzwingen; oder, endlich, es ist einfach das Herausfischen eines Prügelknaben, an dem sich die allgemeine schlechte Stimmung austoben soll. Es besteht Anlaß zu der überaus peinlichen Vermutung, daß sogar dieser letztere Faktor eine gewisse Rolle spiele.

Die Siedelungs-Lethargie

In der letzten jener Ernährungsdebatten, die den Reichstag in kurzen Abständen physiognomielos zu durchplätschern pflegen, stürzte sich der demokratische Abgeordnete Trieschmann, Landwirt von Beruf, mit einer gerade bei Demokraten sonst ungewohnten Energie plötzlich auf das Siedelungsproblem. Es sei höchste Zeit, sagte er, durch Urbarmachung brachliegender Ländereien endlich nicht nur neue Erwerbsquellen für vielleicht 400000 Menschen zu erschließen, sondern auch die landwirtschaftliche Produktion Deutschlands auf einen Stand zu bringen, der sie von Zuschüssen aus dem Ausland unabhängig mache.

Dasselbe Thema hatte wenige Tage zuvor der Reichsverband der deutschen Industrie angeschlagen, als er seiner Meinung Ausdruck gab, die Entlastung des Reiches von überschüssigen Arbeitskräften könne nur „in Verbindung mit großzügigen Siedelungen erfolgen".

Weder Herr Trieschmann noch der Reichsverband haben neue Weisheiten endeckt. Aber sie haben eine alte Weisheit mit dankenswerter Dringlichkeit einer Regierung aufs neue zu Gemüte geführt, die soeben, drei Jahre nach Akutwerden des Problems, glücklich an die ersten Vorstatistiken herangegangen ist. So weit halten wir jetzt nämlich! Das Reichsernährungsministerium ist mit Erhebungen über den wirklichen Bestand Deutschlands an Moor- und Ödländereien beschäftigt! Wenn mit Gründlichkeit weitergearbeitet wird, können wir also bis 1925 auf den Quadratmeter genau wissen, wieviel Grund und Boden eigentlich zur Verfügung steht; bis 1927 können wir zu wohlerwogenen Beschlüssen über die beste Kolonisationsmethode gelangt sein; und von 1928 an, — vorausgesetzt, daß wir bis dahin noch nicht verhungert sind, — mag die wirkliche Aktion ihren Anfang nehmen.

Der „Verein zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reiche" allerdings hat eine Statistik, die dem normalen Verstande für den Anfang auszureichen scheint, schon vor längerer Zeit der Öffentlichkeit übergeben. Er stellte fest, daß es in Deutschland rund 2 Millionen Hektar kultivierbaren Moor- und rund 1,8 Millionen Hektar kultivierbaren Ödlandes gibt; also ungefähr 15% des bisher landwirtschaftlich genutzten Bodens. Ein Dr. Siering hat die Ertragfähigkeit dieses Areals berechnet und gelangte bei vorsichtiger Schätzung auf rund 1,3 Millionen Tonnen Roggen, 1,8 Millionen Tonnen Hafer, 11,3 Millionen Tonnen Kartoffeln und 13,7 Millionen Tonnen Fleisch (Lebendgewicht). Er hat auch die Kosten der Kultivierung berechnet und kam zu dem

Resultat, daß in Friedenszeiten 20 Jahre hindurch je 160 Millionen Mark dafür erforderlich gewesen wären, was in der Gegenwart etwa 3 Milliarden jährlich entsprechen mag. Diese produktive Ausgabe wäre klein, verglichen mit den Milliarden, die das Reich alljährlich für Verbilligung ausländischer Getreideimporte völlig unproduktiv aufwenden muß. Und sie würde noch weniger drückend durch die Möglichkeit, fast die Gesamtheit der Erwerbslosen in diesem Unternehmen zu beschäftigen, also auch die Kosten der Erwerbslosenfürsorge fast völlig einzusparen.

Angesichts solcher Feststellungen wird die Lethargie der Reichsbehörden, die sich seit November 1918 immer wieder in Beteuerungen baldigster Aktion (aber auch nur in Beteuerungen!) überbieten, fast unbegreiflich. Eingeweihte wollen über partikularistische Widerstände unterrichtet sein: die Länder, die in ihren eigenen Kassen kein Geld für so kostspielige Unternehmungen haben, sollen sich dennoch gegen die Reichsregie (in der sie eine Beeinträchtigung ihrer partikularen Souveränität wittern) mit bornierter Rückensteifheit anstemmen. Nun wahrhaftig, solch kapitale Dummheit muß mattzusetzen sein! Denn die innere Kolonisation ist einfach eine Lebensfrage. Weder die Deflation des Personalbestandes fast sämtlicher öffentlichen Ämter und Betriebe, noch die Umschichtung, die infolge der veränderten Wirtschaftslage auch in anderen Berufen notwendig geworden ist, noch endlich die Autarkisierung des heimischen Verzehrs, die um so dringlicher wird, je weiter der Valutaverfall fortschreitet, lassen sich ohne sie wirklich wirksam bekämpfen. Das muß jedem, der nicht von allen guten Geistern verlassen ist, klargemacht werden können. Was hat die Reichsregierung in dieser Hinsicht versucht? Ihr ganzes Auftreten legt die Vermutung nahe, daß alles, was überhaupt unternommen wurde, energielos, unfroh und planlos geschah.

FRANZ BLEI

FÜR HERRN PROFESSOR BRUNNER

Das Koitieren ist weder eine sittliche noch eine unsittliche Handlung, sondern eine natürliche, beim Volk beliebte. Wird die Zustimmung des einen Partners erzwungen oder erpreßt, so wird diese Handlung noch nicht unsittlich, aber wegen des genannten Mittels straffällig. Denn man darf keinen Menschen zu was zwingen, was er nicht will. Sitten und Bräuche unserer Zivilisation dulden nicht die Öffentlichkeit dieser Handlung: wer gegen diese Sitten und Bräuche verstößt, wird bestraft, angeblich weil er das Schamgefühl verletzt, tatsächlich, weil er etwas am unpassenden Ort tut. Am Strand geht man ziemlich unbekleidet. Auf der Stadtpromenade ist das nicht auf einmal unsittlich, sondern nur unpassend. Reste aus den Zähnen entfernt man nicht in Anwesenheit der Gäste, sondern allein in der Toilette. Usw. Daß

viele Leute in der Großstadt beim Worte Coitus einen Chok haben feixen oder sich entrüsten, das danken sie ihrer sittlichen Erziehung, die ihnen bis zur Mannbarkeit diese Sache als sündhaft, niedrig, schmutzig etc. eindrillte. Die Zote ist das natürlichste Produkt dieser sittlichen Erziehung. Wer lange onaniert, der wird immer Mitglied des Tugendbundes. Auch der, der einem häßlichen Weibe vermurkste Kinder macht. Und erst recht das häßliche Weib, das einen impotenten Mann hat, d. h. einen christlich-sittlich erzogenen Schweinkerl, der es in seiner Knabenzeit lange nicht lassen konnte, sein Bettlaken zu beflecken. Das werden später lauter Schlüssellochgucker in richtiger Menschen Schlafzimmer: fast erregieren sie dabei. Das „fast" macht sie wütend, und sie denuncieren. Das sind die übelsten Burschen, welche das Schamgefühl nur als sexuelle Scham kennen. Sie sind die aus Kraftlosigkeit pervertierten Sexualverbrecher kleineren Grades: Voyeure, Fetischisten und ähnliches. Das sind die immer geilen Zwerge, deren Augenhöhe dort ist, wo beim normal Gewachsenen Anteriora und Posteriora sind Durch dieses Gerank sehen sie die Welt: es ist ihre Welt.

Hunderte mal ist das alles gesagt worden seit Jahrzehnten, und wir werden doch diese Krätze der entrüsteten Sittlichkeit nicht los, durch die wir in der Welt mehr als eine Schlacht verlieren. Ein Mensch läßt irgendwas aus Kunst oder Schund auf seine Genitalzone wirken; er hat eine, denn er ist bereits achtzehn Jahre alt. Was wird weiter sein? Er wird entweder durch diese Wirkung zum Beischlaf animiert, der doch erlaubt ist, ja mehr als das, denn Kinder braucht der Staat, früher als Soldaten, heute als Schieber. Er befriedigt also dieses Animo, so er kann, oder nicht, so er nicht kann. Was letzteres er vielleicht bedauert, ohne sich deshalb das Leben zu nehmen. Der sogenannte Gebildete, der in seiner Bildung Möglichkeiten der Einschaltung besitzt, wird nicht so unmittelbar reagieren; meistens überhaupt nicht sexuell. Aber er gilt der Polizeianschauung ja auch nicht als der immer zitierte „Normale". Nun, normal ist der von mir beschriebene Mensch, der ja nicht erst durch Kunst oder Schund erfährt, daß das Geschlechtsvergnügen da ist und ein Vergnügen ist, sondern der das weiß. Oder demnächst weiß. Jedenfalls wären „sittliche" Kunstwerke nicht im Stande, ihn um dieses Wissen zu bringen oder es ihm überhaupt unerfahrbar zu machen. Sofern er kein Kastrat ist, wird er den geschlechtlichen Appetit verspüren. Was ihm diesen Appetit reizt, kann unendlich viel sein; der „Reigen", eine Damenbüste in seiner Friseurauslage, die Courths-Mahler, ein Schuhgeschäft oder einfach, und das wohl am häufigsten, ein hübsches Mädchen, das er auf der Straße sieht Man verbiete das alles und tausendmal mehr noch! Kein Gegenstand

auf der Welt ist für die vielerlei Wirkungen verantwortlich zu machen, die er auf die Menschen ausüben kann. Der unnormale „Normalmensch" behauptet, er sinke beim „Reigen" vor verletztem Schamgefühl in den Boden. Warum geht er nicht gleich hinaus beim ersten Takt? Er bleibt als allein Unbeteiligter in einer allgemeinen Wirtshausrauferei und beschwert sich dann, daß er die meisten Prügel bekommen habe, — wo, ich bitte Sie, passiert das? Wer, der kein Selbstmörder ist, läuft in den herfahrenden Zug? Aber gut: die Entrüsteten bleiben bis zum vollen Maaße des Schlusses, gehen heim, so voller Ekel, daß sie auf Monate hinaus ihr treues Ehgemahl vergeblich auf die prekären Freuden und traurigen Pflichterfüllungen warten lassen. Das möchte ich einmal von dem Brunner zu hören bekommen! Die Aussage: „Die Lektüre dieses Buches hat mir meinen gesetzlich erlaubten Geschlechtsverkehr verleidet für Monate. Mein Schamgefühl erlaubte mir nicht, meiner Gattin den Grund solchen Verhaltens zu sagen; Meine durch Monate geschlechtlich unbefriedigte Frau wurde trübsinnig, dann auf einmal wieder heiter, schrecklicher Verdacht dämmerte in mir; sollte sie . . .? Sie sehen in mir einen gebrochenen Gatten. Ich verklage dessen alleinigen Grund: die Aufführung des Reigen". Das möchte ich einmal von einem Brunner oder Kammer oder Meier oder Bradte hören. Die Welt bekäme ein neues Gesicht davon. Denn drei Möglichkeiten gibt es nur: den einen erregt es geschlechtlich überhaupt nicht, den zweiten regt es geschlechtlich zu den üblichen Tathandlungen auf, den dritten regt es von den gewohnten Tathandlungen zu seinem Mißvergnügen ab. Ein viertes gibt es nicht. Oder nur dieses: den vierten regt es auf und er weiß a) nicht wohin damit, oder b) er kann nirgends hin damit, denn jener Iste möchte wohl, aber es ist uns so'ne halbe Sache. Dieser vierte ist der seltene, ganz abnorme Fall des Denunzianten aus Ärger. Unsere Gesetzgebung geht davon aus, daß das deutsche Volk zu neun Zehnteln aus solchen Leuten besteht.

Man kassiere den § 184. Man probiere mit dem ganz gewöhnlichen Unfugparagraphen, wenn es schon sein muß, die sexuell vertrottelten Couplets, pikanten Blätter, Courths-Mahler-Romane zu kassieren, weil sie den guten Geschmack verderben und dauernd genossen den Menschen unfähig machen, eine Novelle Boccaccios anders zu lesen als einen Mikoschwitz. Nicht „unsittlich" ist der genannte Schund, sondern roh, gemein, trottelhaft, das Geschlechtliche verschweinigelnd.

Man kassiere den §. Man kassiere den Brunner. Man säubere die Beamtenstube von Leuten, deren Sittlichkeitsprozesse den deutschen Steuerzahlern eine Menge Geld kosten. Man bilde einen Fond, aus dem alle halbwegs unsittlichen Bücher angeschafft und gratis an die älteren Herren verteilt werden, die sich — entrüsten wollen.

Schluß

Aber ein noch wichtigerer Dienst war Lady Hamiltons Einfluß und ihrer Entschlossenheit vorbehalten, ein Dienst, den sie in gleichem Maße dem Lande, wie der Person Lord Nelsons leistete und der diesen fast zu ihrem Schuldner machte. Im Juni 1798 suchte Nelson die französische Flotte; er verfehlte sie am Ausfluß des Nils, weil ihm inzwischen Nachricht geworden war, sie läge bei Malta. Unschätzbare Zeit war verloren gegangen und schlimmer als das, die englische Flotte begann Mange zu leiden; Trinkwasser und Lebensmittel gingen aus. In dieser Not erschien Kapitän Troubridge in Neapel, um im Namen des Admirals die Erlaubnis um freien Eingang in die sicilischen Häfen nachzusuchen. Diese Erlaubnis ward verweigert, sie mußte verweigert werden; denn Frankreich und Neapel befanden sich zur Zeit in Frieden und ein Traktat bestand, wonach in allen sicilischen Häfen nicht mehr als zwei englische Kriegsschiffe angetroffen werden durften. Kapitän Troubridge stand auf dem Punkte mit seinem abschlägigen Bescheid zum Admiral zurückzukehren, aber die immerwache Lady Hamilton war inzwischen nicht müßig geblieben. Während König und Minister in früher Morgensitzung beisammen waren und hin und her berieten, was zu tun und zu lassen sei, glitt Lady Hamilton leichten Fußes in das Schlafgemach Marie Carolinens, und sich vor sie auf die Knie werfend, beschwor sie die überraschte Königin, selbständig und unbekümmert um das „Ja" oder „Nein" des Ministerrats, einen Entschluß zu fassen. Sie schilderte ihr in den lebhaftesten Farben, daß das Wohl beider Sicilien in ihre Hand gelegt sei, daß die französische Flotte, wenn sie dem verfolgenden Nelson entginge, nicht gegen England, wohl aber gegen das stets verdächtige Neapel sich wenden werde, und daß von dem Ausgange dieser Stunde das Stehen oder Fallen ihres Thrones notwendig abhängig sei. „Schreiben Sie, Majestät! ein Federstrich und Sie sind Ihr eigener Befreier. Warum zögern? Ihre Unterschrift gilt überall im Lande wie die des Königs selbst; eine Zeile — und Land, Gemahl und Krone sind vom Untergang gerettet". Dieser siegenden Beredsamkeit unterlagen alle Bedenken; Feder Tinte und Papier waren wohlweislich zur Hand; Lady Hamilton diktierte und die Königin schrieb eigenhändig den Befehl, daß alle Kommandanten beider Sicilien angewiesen seien, die englische Flotte mit Gastlichkeit zu empfangen und mit Wasser und Lebensmitteln nach Wunsch zu versorgen. Diese unschätzbare Ordre übersandte Lady Hamilton an Nelson, fügte aber in einem Privatschreiben den englisch-eifersüchtigen

Wunsch bei, daß man die Dienste der Königin nicht weiter in Anspruch nehmen möge, als es zum Gelingen des Plans und zum Ruhme Englands dringend notwendig sei.

Nelson antwortete, daß, wenn er eine Schlacht gewönne, diese nach ihr und der Königin benannt werden solle, denn ihnen allein würde England den Sieg und den Dank dafür schuldig sein. Er gewann die denkwürdige Nilschlacht (Abukir). Wäre seine Flotte außer stande gewesen, sich im Hafen von Syrakus mit Wasser und Lebensmitteln zu versehen, so würde die Schlacht ungeschlagen geblieben sein. Es ist durchaus Pflicht, hierauf hinzuweisen. Mag man die Fehler Lady Hamiltons und ihre sittliche Führung verurteilen, es unterliegt auf der anderen Seite keinem Zweifel, daß England ihrem Patriotismus große und unvergleichliche Dienste verdankt. Wie schnöde man diese Dienste vergaß, werden wir noch Gelegenheit finden, unter Erröten zu schildern.

Krank und wund kam Nelson am 20. September 1798 nach Neapel. Er trat im Hause des britischen Gesandten ein und fand von seiten Lady Hamiltons eine Abwartung und Pflege, die ihm nach verhältnismäßig kurzer Zeit Frische und Gesundheit wiedergaben.

Doch von anderer Seite her zogen sich Wolken zusammen, und machten alsbald, für immer, den gastlichen Tagen in Neapel ein Ende. Der französische Gesandte zögerte keinen Augenblick, auf das Einlaufen der englischen Flotte in den Hafen von Syrakus als auf einen Friedensbruch hinzuweisen; aber so mächtig war der Einfluß Lady Hamiltons auf die Entscheidung des Hofs, daß man sich entschloß, die Beziehungen zu Frankreich überhaupt abzubrechen und dem Gesandten der Republik zu bedeuten, daß er Neapel binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen habe. Dieser Schritt war kühn, aber nicht glücklich. Eine französische Armee drang aus Ober-Italien unaufhaltsam vor und warf das neapolitanische Heer über den Haufen, das halb aus Feiglingen, halb aus Verrätern bestand. Im Dezember marschierten die Franzosen auf Neapel und der Hof mußte fliehen. Aber ohne die Geistesgegenwart der Lady Hamilton wäre es bereits zu spät gewesen: König Ferdinand würde als ein Opfer der Volkswut gefallen sein und Mara Karoline das Schicksal ihrer Schwester Marie Antoinette geteilt haben. Lady Hamilton, wiewohl selbst von tausend mißtrauischen Augen bewacht, übernahm die Rettung der königlichen Familie und führte sie aus, wie alles, was sie unternahm. Durch einen unterirdischen Gang, der vom Palast aus zur Küste führte und an dessen Vorhandensein, in der allgemeinen Furcht

und Verwirrung, niemand außer ihr gedacht hatte, schaffte sie die königliche Schatulle, Kostbarkeiten und allerhand Meisterwerke der Skulptur und Malerei, alles zusammen genommen, zu einem Wert von dritthalb Millionen Pfd St., auf die britischen Schiffe; — mit einem Worte, sie war, wie der sonst sicherlich nicht poetisch überschwengliche Nelson sich ausdrückte, „ein vom Himmel gestiegener Engel", herabgesandt zu Trost und Rettung der königlichen Familie. Die Verluste Sir William Hamiltons bei dieser Gelegenheit waren außerordentlich bedeutend; um nicht Verdacht zu erwecken und die Flucht glücklich bewerkstelligen zu können, ließ er die ganze Einrichtung des Hauses, sowie alles bewegliche Eigentum seiner Gemahlin zurück, und büßte dabei ein Vermögen von 39 000 Pfd St. ein. — Nelson empfing das neapolitanische Königspaar, sowie Sir William und Lady Hamilton an Bord des Vanguard und führte sie in Sicherheit nach Palermo.

Die politische Bedeutsamkeit Lady Hamiltons schließt mit diesem Tage ab; der Hof eines flüchtigen Königspaares bot kein Feld mehr für ihre Tätigkeit. — Wann ihre Beziehungen zu Nelson intimerer Art wurden, wäre nutzlos zu untersuchen; es genügt, daß *sie es wurden*. Wie man auch über dies Verhältnis denken mag, es war wenigstens ein offenes und ehrliches und entzog sich weder dem Licht des Tages noch dem Urteil der Welt. Sir William kannte und — duldete es. Nelson fiel bei Trafalgar 1805. Sir William Hamilton starb 1808. Am 30. Januar 1801 gebar Lady Hamilton eine Tochter; sie ward Horatia getauft; ihr Vater war *Lord Nelson*.

Die Menschen lieben es (natürlich an andern) sich Schuld und Strafe die Wage halten zu sehen. Das Leben Lady Hamiltons gewährt dem Auge des Beschauers diese Befriedigung im vollsten Maße; es endigt als Trauerspiel. Bei der Rückkehr Sir Williams nach England lag diesem begreiflicherweise nichts näher, als um annähernde Ausgleichung der schweren Verluste zu bitten, die er in Neapel erlitten hatte. Lady Hamilton setzte ihre Juwelen an die Unterstützung dieses Gesuchs. Vergeblich; Sir William starb nach Jahren, seine Bitte war und blieb unerfüllt. Sterbend beauftragte er seinen Neffen, Mr. Greville, zu Gunsten Lady Hamiltons Se. Majestät um Fortdauer der Pension anzugehen, die er bei Lebzeiten bezogen hatte. Er berief sich dabei auf den patriotischen Eifer, den seine Gemahlin im Dienste Englands gezeigt habe; *umsonst* Eifer und Dienste waren undankbar vergessen.

Am 21. Oktober 1805, an Bord des „Victory" und angesichts der vereinigten französischen und spanischen Flotte, zog sich Nelson in seine Kajüte zurück, um ein Kodizill zu seinem Testamente zu machen. Er verwies auf die vielfachen und großen Verdienste Lady Hamiltons und schrieb wie folgt:

„Wär' ich selbst imstande gewesen, diese Dienste zu belohnen, ich würde jetzt nicht das Land anrufen, es zu tun; doch es lag außer meiner Macht, und so hinterlaß' ich denn Emma Lady Hamilton meinem Könige und meinem Vaterlande als ein Vermächtnis, und erbitte für sie alles das, was nötig sein wird, ihre Stellung in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Ebenso empfehl ich meine Adoptivtochter Horatia Nelson Thompson der Wohltätigkeit meines Landes und spreche hiermit den Wunsch aus, daß sie in Zukunft allein den Namen „Nelson" führen möge. Dies sind alle meine Wünsche, die ich in demselben Augenblicke an König und Vaterland zu richten habe, wo ich auf dem Punkt stehe eine Schlacht für sie zu schlagen.

„Möge Gott mein Land und meinen König segnen, und alle diejenigen, die meinem Herzen nahe standen. Auf meine Familie hinzuweisen ist überflüssig; es wird sich von selbst verstehen, Sorge für sie zu tragen."

Wenige Stunden nach der Unterzeichnung dieses Dokuments lag Nelson auf seinem letzten Bett. Ein Schuß aus dem Mastkorb des „Redoutable" hatte sein Werk getan, Dr. Scott war um ihn. „Doktor" — sprach der Sterbende — „wie ich Euch sagte, — es ist vorbei." — Und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „ich hinterlasse Lady Hamilton und meine Adoptivtochter Horatia dem Lande als ein teures Vermächtnis."

Fünf Viertel-Stunden später trat Kapitän Hardy an das Lager des Admirals. „Ich hoffe, — sprach Nelson mit fester Stimme — daß keins unsrer Schiffe genommen wurde!" „Nein, Mylord — antwortete Hardy — damit hat's nichts auf sich." „Ich bin ein toter Mann, Hardy — fuhr Lord Nelson fort — ich fühl' es, es geht schnell; bald wird's vorbei sein. Tretet näher. Bitt' Euch, sorgt dafür, daß meine liebe Lady Hamilton mein Haar empfängt und alles, was mir sonst noch gehört."

Wieder verging eine Stunde und wieder war Hardy an seiner Seite. „Noch wenige Minuten und — es ist aus. Werft mich nicht über Bord, Hardy." Der Kapitän antwortete: „o nein, gewiß nicht!" und Nelson fügte hinzu: „Ihr wißt, was Ihr zu tun habt. Sorgt für meine liebe Lady Hamilton, sorgt für die Arme!"

Wenig Augenblicke noch und Nelson sprach seine letzten Worte: „Dank Gott, ich habe meine Pflicht getan!" Doch die Worte die diesen unmittelbar vorausgingen, waren die alten Klagetöne: „Vergesset mir nicht, Doktor, daß ich Lady Hamilton und meine Tochter Horatia dem Lande als ein Vermächtnis hinterlasse. Vergeßt mir Horatia nicht!"

Nelsons Kodizill erwies sich nicht besser als ein unbeschriebenes Blatt Papier. Seine letzten Bitten verhallten in leere Luft; Lady Hamilton fand nicht Trost und nicht Hilfe. Schreiende Undankbarkeit, lieblose Härte brachen von jetzt ab in ununterbrochener Reihenfolge über die Verlassene herein. Kapitän Blackwood, gehorsam dem Wunsche seines Freundes, brachte das Dokument nach London und legte es in die Hände des Rev. William Nelson, Bruders des Admirals, und später Earl Nelson. Dieser ehrenwerte Gentleman befand sich nebst Gemahlin und Familie gerade um diese Zeit in dem gastlichen Hause der Lady Hamilton und war derselben ohnehin dadurch verschuldet, daß seine Tochter bereits sechs Jahre lang im Hause der Lady lebte und von dieser auf das liebevollste und sorgfältigste erzogen worden war. Der ehrenwerte Gentleman hielt es indessen für angemessen, alles dessen uneingedenk zu sein, und in nicht unbegründeter Furcht, daß die Überreichung dieses Kodizills die Höhe der Summe beeinträchtigen könne, welche das Parlament auf dem Punkte stand, für die Familie Lord Nelsons zu bewilligen, fand er es für passend, das Kodizill so lange in seine Tasche zu stecken, bis die volle Summe von 120 000 Pfd. St. der Familie zugestanden war. An demselben Tage speiste er bei Lady Hamilton in Clarges-Street, und mit der befriedigten Miene eines Mannes, der sich vorgesehen hat, überreichte er jetzt das wertlos gewordene Papier seiner Wirtin und bat sie sarkastisch, damit zu tun, was ihr gut erscheine.

Und wie dieser, so alle. Man zog sich zurück, ja mehr, man floh sie, sie, die einst der Mittelpunkt fürstlicher Feste und die Freundin einer Königin gewesen war. Man kannte jetzt plötzlich ihre Vergangenheit, weil man sie kennen wollte; die Welt war nicht tugendhafter, aber Lady Hamilton war — arm geworden. Wenige Meilen von London, nahe dem Merton-Schlagbaum, hatten Nelson und seine Geliebte einst ihren gemeinschaftlichen Wohnsitz gehabt. Das Haus mit allen seinen Schulden und Verpflichtungen kam jetzt über Lady Hamilton. Sie hatte nie zu sparen verstanden und verstand es auch jetzt nicht; nach kurzer

Zeit schon ward ihr das Haus genommen. Sie ging nach Richmond, verließ es aber bald und mietete sich in Bond-Street ein. Von hier ward sie durch unbarmherzige Gläubiger vertrieben und verbarg sich längere Zeit vor ihnen, man weiß nicht wo. 1813 finden wir sie in Kings-Bench, bis das Mitleid eines City-Aldermann sie aus dem Gefängnis befreite. Krank an Leib und Seele und durch einen gewöhnlichen Kutscher abermals mit Gefängnis bedroht, sehen wir das unglückliche Weib auf der Flucht nach Calais. Hier gab ihr der englische Dolmetscher, selbst ein unvermögender Mann, eine armselige Wohnung. Aber der Roman ist noch nicht aus.

Eine englische Lady pflegte täglich bei einem Metzger in Calais das Fleisch für ihren Lieblingshund selbst einzukaufen. Der Dolmetscher trat an sie heran: „Ach, Madame, ich weiß. Ihr habt ein Herz für Eure Landsleute! da ist eine arme Lady, die froh sein würde den schlechtesten Bissen zu haben, den Ihr Eurem Hunde gebt." Mistreß Hunter, eine mildherzige Dame, war zu helfen bereit, sie schickte Speisen und Wein und bat den Dolmetscher alles zu beschaffen, was ihm nötig erscheinen möchte, die schreiendste Not zu lindern. Er tat's und bat dabei Lady Hamilton wiederholentlich, den Besuch der menschenfreundlichen Dame zu empfangen. Endlich gab jene ihre Zustimmung, aber nur unter der Bedingung: „daß es keine Dame von Rang und Titel sei". Mrs. Hunter kam, die arme Kranke dankte ihr und segnete sie. — So starb Lady Hamilton, „schön", wie ihr letzter Besucher erzählt, „noch im Tode".

Der Earl Nelson aber, so wird einstimmig berichtet, ging alsbald nach Calais, um das Eigentum Lady Hamiltons in Empfang zu nehmen. Er fand nur Pfandscheine und Schuldverschreibungen, die er Miene machte, uneingelöst zu sich zu stecken. Im übrigen verweigerte er beharrlich jede Bezahlung oder Wiedererstattung und kehrte vermutlich wenig befriedigt nach England zurück.

Das ist die Geschichte des Kindermädchens Emma Lyons.

„Solange ein Dichter bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht, ist er noch keiner zu nennen; aber sobald er die Welt sich anzueignen und auszusprechen weiß, ist er ein Poet. Und dann ist er unerschöpflich und kann immer neu sein, wogegen aber eine subjektive Natur ihr bißchen Inneres bald ausgesprochen hat und zuletzt in Manier untergeht."

(Goethe zu Eckermann, am 29. Januar 1826.)

Von Berlin und dem mich dort umtobendem Kursgebrüll entnervt, um die endgiltige Gewißheit reicher, die Presse des Juste Milieu suche mit ihr eigentümlichen, von den Berlinern erlaubten Mitteln, tabula rasa mit meinem Werk aus Gesinnungsgründen zu machen, und es gelte, vor den schleimigen Meinungszwergen noch mehr auf der Hut zu sein, kam ich nach Leipzig, meinem Geburtsort, den ich seit Jahren nicht gesehen hatte.

An den Säulen fand ich für in ein paar Tagen meinen „Geizigen" nach Molière mit Pallenberg und „die Hose" angekündigt und beschloß, zu bleiben. Inzwischen wirkte Leipzig auf mich ein.

Das aber wurde nach Berlin die freudigste Überraschung!

Hatte ich in der Reichshauptstadt ganz nach meiner Voraussage die wirklich wirkenden Volksmassen vom Juste Milieu glatt an die Wand gepreßt, den fetten Wrasem eines für bürgerlich Satte wieder angerichteten Bratens über allem schwebend gefunden, manifestierte Leipzig schon nach wenigen Stunden mit der verblüffend neuen Haltung eines freien Gemeinwesens, das mit politischem Schlagwort nicht auftrumpft, doch ohne weiteres erkennen ließ, hier sei jedes Lebendigen tüchtige Arbeitsleistung zum Gemeinwohl vorausgesetzt, für die alle Welt mit Blick und Geste verständnisvolle Zustimmung bot, was dem Leben auf Straßen, in Wirtschaften, öffentlichen Verkehrsmitteln die allgemeine freundliche Geneigtheit gab, die wir im Ausland an republikanischen Völkern bewundern.

Hier sah keiner den andern mit des Schiebers und Kleptokraten Verschmitztheit lauernd an, wie auch der wohl ohne eisernen Fleiß zu Reichtum und Bedeutung gekommen sei, aber aus Schaufenstern, Auslagen, Fluren und Höfen, von Giebeln an Seiten brachen riesig wirkliche Warenmassen an Pelzen, Buchballen und allem Leipziger Allerlei herab, Arbeitsprodukte von stämmigen Aufladern auf Wagen verstaut und in einen Bahnhof gefrachtet, der als größter und stolzester Europas die Stadt in seine Arme zu reißen und nach der andern Seite in die Welt zu speien schien.

Hier waren Anlagen und Straßen, Trottoirs und Häuserfassaden von strahlender Sauberkeit, die bewies, der Mensch nach getaner Arbeit hatte nicht wie der Berliner das einzige Bedürfnis, fiktive Werte und eingebildete Gewinne bei Strömen Champagners reeller zu machen, sondern allseitiges Bedürfnis war, nach reinlich vollbrachtem Werk, auch Umgebung solide und sauber zu finden.

Hier glänzte der Reiche und Arme mit dem Fazit seiner Arbeit, und keine Schieberbande wagte in Kutschen und Autos, sektüberschwemmten Weinstuben und Kabaretts, das halbnackte Weib an der Seite, den sichtbar schnöden Mehrwert auch jetzt noch protzig und herausfordernd aufzutrumpfen.

In Bierstuben, der „Bavaria" und bei „Kaffeebaum" saßen alle Klassen, des Tagwerks zufrieden, beieinander, und hinter dem einen oder anderen stand wohl ein verschieden ziffriger doch kein anderswertiger Generalnenner der Geschäfte.

Zur Evidenz wurde klar: anders als in Berlin in dem auch unter Wilhelm II. nicht einmal die bürgerliche Aufklärung sich durchgesetzt hatte, sondern das zu großen Teilen noch von Bismarcks feudal mittelalterlicher Anschauung geführt war, hatte Leipzig vom Anfang bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts alle bürgerlichen Tüchtigkeiten der Epoche durchprobt und ausgelebt und schien drauf und dran, die gehabte Gewißheit im Sinn der neuen Zeit in eine sozialistische von Grund auf zu wandeln, die keine heimlichen, inzwischen schlimm kompromittierten Ideale und Götter mehr glaubte, doch den Mitmenschen und das Verhältnis zu ihm und aller Kreatur als das einzige und wesentliche „Ding an sich" erkennen wollte.

Am Abend der Aufführung des „Geizigen" im kleinen Theater stellte ich diesen menschlichen Abgrund auch zwischen dem Leipziger Theaterbesucher und Berliner Premierentiger fest. Vorm Aufgehen des Vorhangs kein Wort Kurs, Geschäft oder Weib. Doch tauschte neben mir der Großkaufmann mit seiner Nachbarin Meinung über Frans Masereels befreiende Schwarzweißkunst, Franz Mehrings „Deutsche Geschichte" aus, die er radikal, doch notwendig zu kennen fand.

Als dann, ein Mene Tekel, auf der Bühne das Symbol bürgerlich kapitalistischen Geizes aus unseres anderen großen deutschen Schauspielers Genialität irrlichterte, gebärdete sich das Publikum rasend vor Freude über eine große Erleuchtung, und die Presse (anders als einst die Berliner, die das Werk in Reinhardts größerer Inszenierung oberflächlich lau beschnüffelt hatte, äußerte sich wesentlich und das Zeitgenössische erwägend.

Des Wunders Gipfel aber erlebte ich, als mir anderntags der Leiter der städtischen Theater, den Plan einer Aufführung von „Tabula rasa" mit mir besprechend, die bisherige Nichtaufführung mit dem Umstand begründete, man habe geglaubt, ich nähme im letzten Akt gegen die Idee des Sozialismus Stellung, und in Leipzig sei unter solchen

Umständen auf keine drei volle Häuser zu rechnen. Ich konnte ihn leicht überzeugen, wie von mir im Gegenteil nur vor dem Blödsinn und den Unzulänglichkeiten parteisozialistischer Extraziele gewarnt wurde, und wie mein Held in eine größere, ganz unbeschränkte soziale Freiheit als ein Beispiel davonliefe.

Auf Grund des eben Gesagten wird man es nicht erstaunlich finden, stelle ich zum erstenmal die Frage zur allgemeinen öffentlichen Diskussion: Wäre es für das Reich nicht ein unerhörter, in seinen wohltätigen Folgen nicht auszudenkender Gewinn, Leipzig statt Berlin zu Deutschlands neuer offizieller Hauptstadt zu machen?

Berlin gewänne endlich die Möglichkeit, sich „voll und ganz" dem Erleben des Kurszettels, seiner Feuilletonisten des Juste milieu Geplauder und der Liebe zu seinen Nutten hinzugeben. Das Reich aber die Hoffnung, unter Leipzig Führung an europäischen Dingen, mit menschlicher Zukunft teilzunehmen.

HANS BETHGE

PFIRSICHBLÜTEN AUS CHINA

Im Verlag von Ernst Rowohlt ist soeben ein neuer Band: Gedichte aus dem Chinesischen von mir erschienen, „Pfirsichblüten aus China". Das Buch kommt aus derselben dichterischen Sphäre wie die „Chinesische Flöte", es enthält Gedichte aus allen Epochen Chinas, von meinem Freunde, dem jungen Tsu-Ping-Schu, der mir, als er vor dem Kriege eine Zeitlang in Berlin lebte, mit manchem Rat zur Seite war, bis zurück zu Konfuzius, der im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt sein Dasein führte, ja weiter: bis in das mythische zwölfte vorchristliche Jahrhundert hinein.

Es sind jetzt fünfzehn Jahre her, daß die „Chinesische Flöte" erschien. Fünfzehn Jahre, daß man das erste Mal schwärmerisch in den bezaubernden Hain der Chinesischen Dichtung eintrat, in dem es raunt von der Schwermut und den Rätseln des Seins, in dem jene großen mystischen Dichter schreiten, welche die verschwebende, verwehende unaussprechliche Schönheit der Welt zu singen wissen, den ewigen Schmerz und die ewige Trauer und das Rätselhafte alles Lebendigen. Jene Dichter, dem Herzen gefunden zu einer Zeit, als der Orient gottlob noch nicht Mode war, werden mich innerlich nicht mehr verlassen bis an meinen letzten Tag. Wo fand ich sie? Unvergeßlich jener silberblaue Frühlingstag 1906 in Paris, da ich in der rue de Rennes bei einem Antiquar das schöne alte Buch „Poésies de l' époque des Thang"

vom Marquis d' Hervey-Saint-Denys aufstöberte, ein Buch, in dem ich zunächst zerstreut die Blätter wendete, bis ich plötzlich ganz verwirrt auf jene Prosatexte nach alten chinesischen Dichtungen stieß, die mich anwehten wie ein holdes Grüßen aus den schönsten Regionen der asiatischen Kunst nicht nur, sondern auch eines bewundernswert geläuterten Menschentums. Ich nahm das Buch unter den Arm, schlenderte ganz beschwingt in den jardin de Luxembourg, setzte mich auf eine der bequemen Bänke, die an den Rasenrändern stehen, und dort, während um mich Rotdorn und die japanischen Trompetenbäume mit ihren großen lila Kerzen blühten, entstanden wie von selbst die ersten Verse nach Li-Tai-Po und Thu-Fu, lachende Kinder spielten vor mir auf den sonnigen Wegen, und neben mir saß Noirette, mit braunem Aug' und einer Haut wie Elfenbein, ziegelrote Päonien auf der jungen Brust. Auch die „Pfirsichblüten aus China" sind zum Teil in Frankreich entstanden, aber in einem anderen Frankreich, in dem zerschossenen, auf Trümmerstätten bei Cambrai und Péronne, während man einen grauen Rock trug, der einem so wenig stand, — und Noirette, wo war sie?

Unbekannter Dichter: ***Die Schönheit der Mädchen***

Wohl gibt es Mädchen mit so schönem Haar,
Daß selbst der Glanz der Perlen, die sie in
Den Ohren tragen, matt dagegen scheint.

Aus ihren seidnen Roben steigt ein Duft,
Der selig macht, und wenn sie singend schreiten,
Klirrt Jadeschmuck um ihre Schönheit her.

Der holde Lenz entsteht auf ihren Spuren;
Wenn sie sich zwischen Blumenbeeten zeigen,
Verlieren alle Blüten ihren Glanz.

Wenn sie am Fluß wandeln, und sie kommen
Vorüber an den Weiden, so verschwindet
Der Weidenzweige Schlankheit in ein Nichts.

Der Wind, der ihnen sanft entgegenweht,
Rührt schmeichelnd an ihr Haar und ihre Wangen, —
Auch er ist krank vor Liebe und verwirrt.

PE-LO-YE: ***Der Einsame***

Wenn man der Seele Einsamkeit erstrebt,
So kehre man auch äußerlich die Schritte
Ab von den Menschen, — so wie ich es tu.

Ich wandle ganz allein. Ich bin zufrieden,
Mich in Betrachtung schöner Wolkenbilder,
Des Mondes und der Sterne zu verlieren.

Ich habe meine Ohren vor der Welt
Verschlossen. Das Gefühl von Raum und Zeit
Hab ich mit Absicht in mir ausgelöscht.

Und ich vergaß, daß ich in meinem Ärmel
Goldstücke trug. Ich ließ sie achtlos fallen,
Sie aufzuheben hielt ich nicht für wert.

Da nun die Kurtisanen schnell erkannten,
Daß ich das Gold nicht achtete, umgirrten
Sie mich mit der Verführung bunter Kunst.

Mein Sinn jedoch war schon auf schneeigen Höhen,
Umwallt von kühlen Wolken, auf den schönen,
Entlegnen Gipfeln klarer Geistigkeit.

Unbekannter Dichter: ***Morgenbesuch***

Die reizende Prinzessin Ko-Ku-Eh
Besitzt die Gunst des kaiserlichen Herrn.

Früh um die Morgenröte reitet sie
In den Palasthof, durch das goldne Tor.

Sie weiß, daß Schminke ihrer feinen Haut
Nur schaden kann, — so naht sie ungeschminkt.

Nur ihre Augenbrauen hat sie leicht
Mit einem dünnen Pinsel angetuscht.

Dem Fühlerpaar der Seidenschmetterlinge
Sind ihre Augenbrauen zu vergleichen.

Ein Schmetterling, ein lächelnd süßer Hauch:
So grüßt sie stolz den kaiserlichen Herrn.

TSU-PING-SCHU: *Brautnacht*

Mein ganzes Sein leg ich in deine Hand,
Geliebter, — dennoch hab ich Angst vor dir.
Ich hocke auf dem silbernen Bett und ziehe
Beschämt die violette Robe aus.
Ich weiß, daß diese Nacht die schrecklichste
Zerstörung bringen wird. Ich trete dennoch
Zum Spiegel hin und ordne mir das Haar,
Als käme eine Nacht wie viele sind.

H. L. MENCKEN

GEMEINPLÄTZE VON MORGEN

Der stärkste amerikanische Geist sei hier zitiert, zum Schrecken aller Parteimensch und Emanzisationsdamen.

I.

Die bekannte Tatsache, daß die Frau, eine stärkere Fähigkeit besitzt als der Mann, ihre Gefühle zu kontrollieren und zu verbergen, zumal im geschlechtlichen Duell, ist nicht Zeichen dafür, daß die Frau zivilisierter ist, sondern Beweis, daß sie weniger zivilisiert ist als der Mann. Diese heute so seltene Fähigkeit — u d so würdige und wertvolle —, charakterisiert den „Wilden", nicht den Zivilisierten: ihr Verlust ist eine der Strafen, die wir für die Zivilisation bezahlen müssen. Der echte, reservierte würdige und mutige Wilde weiß seine Gefühle selbst im verzweifeltsten Angriff auf sie zu maskieren: der zivilisierte Mensch gibt ihnen immer mehr nach. Zumal Demokratien machen aus der Zivilisation einen ständigen Kampf von Irrsinnigkeiten. Die ganze praktische Politik besteht darin, die Bevölkerung in Alarm zu bringen, wenn sie ruhig ist, in Ruhe zu bringen, wenn sie alarmiert ist; es geschieht schon durch eine endlose Serie von meist imaginären Poltergeistern. Kriege wurden früher einmal von Männern leidenschaftslos und intelligent nach Gründen und Wirkungen erwogen. Heute beginnt ein Krieg damit, daß man einen Mob in Panik stürzt, und er endet, wenn er seine raubtierartige Furia verausgabt hat. Ehmals eine noble Kunst, ehmals Repositorium einer exaltierten Etikette ist Krieg heute auf die Tiefe eines aufgewühlten Straßenmobs gesunken. Alle heutigen Kriege der Christenheit sind widerlich und heruntergekommen. Aus den Händen der Ritter und Edlen ist er in die von Demagogen, Geldleihern, und ganz gewöhnlichen Bestien der Grausamkeit geraten. Frauen sind nun fast immer heute gegen Krieg, weil die für ihn vorgebrachten Gründe entweder durchsichtig unehrenhaft oder kindisch sentimental sind, was ihren Unwillen erregt. Aber hat er einmal begonnen, dann sind sie für ihn à outrance, — weil sie nicht hypokrit die Natur des modernen Krieges sofort erkennen.

II.

Den genauesten Maßstab eines Publikums hat man in dessen Helden. Ein Publikum verrät sich durch das, was es bewundert. Man dividiere seinen Helden durch 25 und man hat die Autobiographie des Publikums. Der so dividierte Roosevelt war das amerikanische Publikum seiner Zeit: seine Hastigkeit, seine impressive Gefallsucht, pittoreske Schamlosigkeit, hohle Ethik, leeres Denken. Woodrow Wilson also dividiert

war das Publikum seiner Zeit: sein bombastisches Versammlungsgeschwätz, puritanische Heuchelei, falsche Logik. Harding ist das amerikanische Publikum von heute: sein Glauben an den morgigen Sonnenschein, sein Vertrauen auf Gott und Lord George, sein Rückfall von Vielsilbern, die nichts sagten, auf Einsilber, die noch weniger sagen. Und so ist der repräsentative Held des heute populären amerikanischen Theaters: ein Mann, der Intelligenz und Erziehung durch eine fixe künstliche Verschlagenheit ersetzt, und glaubt, daß Tugend darin besteht, oft und öffentlich von der Liebe zu seiner Mutter zu reden, dessen Vertrauen in Demokratie, Frauen und Haarsalbe unbeirrbar ist und der die Liebe damit praktiziert, daß er von ihr redet.

III.

Künftige Historiker werden, so hoffe ich, bedauern, daß das amerikanische Volk so geringen geistigen Gewinn aus dem Kriege zog. Ich glaube an den Krieg, denn er ist das wirkungsvollste Gegengift gegen die kränkliche Schmutzigkeit der christlichen Zivilisation. Aber in Amerika ging man auf eine so diskredierte Weise in den Krieg, daß keinerlei Gewinn herausschauen konnte. Drei Jahre hielten wir uns zurück, währenddem wir die Alliierten auf eine Weise ausplünderten und bestahlen, die in der Geschichte noch nicht da war. Wir verschanzten uns hinter einer Neutralität, die unehrenhaft und schuftig war. Dann marschierten wir gegen einen Feind in der Partie zwei gegen eins und gaben ihm, vier gegen eins, den Gnadenstoß. Inzwischen hatten alle militärpflichtigen Amerikaner sich bereits zu drücken begonnen und sich gedrückt, und was sie ersetzte ergab sich wilder Plünderung. Nicht nur die sogenannten Profteers kämpften für die Beute, der honneste Arbeiter tat innerhalb seiner Möglichkeiten dasselbe. Und über alles das hatten wir einen „Kriegsherrn", der die Welt mit Strömen frommen Gewäsches unter Wasser setzte, so daß sogar unsere Alliierten davon das Speien bekamen. Kurz, es war ein Krieg mit nicht mehr Tapferkeit darin als Lynchen und nicht mehr Würde als in einer Auktionsbude. Ist es ein Wunder, daß der stärkste seelische Effekt in der horizontalen Degradierung des ganzen amerikanischen Volkes besteht?

STEFAN GROSSMANN

DER LUSTSPIELDICHTER HOFMANNSTHAL

I

Kein dankbarer Beruf, in Deutschland und für Deutsche Lustspiele zu schreiben. Ein altes deutsches Vorurteil verlangt den Dichter in tragischer Wolke, in düsterer Inspiration, mit seinem Gott allein. Wie schwach ist das Echo der Goethe'schen Lustspiele allzeit gewesen, wie selten erscheint „Stella", mit seinem ersten Schluß das kühnste deutsche Lustspiel, auf der Bühne. Hofmannsthal, so oft der Überzartheit geziehen, ist durch Erfolg oder Taubheit der Heutigen nicht zu beirren. Sein Glas mag nicht groß sein, aber er trinkt aus seinem eigenen Glase. Literaturdeutsche sehen immer noch sein Knabengesicht, seinen Anfang, sein „Gestern". Hat denn Niemand ein Auge für sein erfahrenes Mannsgesicht, für diesen anmutig-beharrlichen Willen zur Heiterkeit? Der gab sich 1907 in seiner „Silvia" kund, 1909 erstarkte er in „Christinens Heimreise", (die ihre glanzvolle Auferstehung feiern wird) 1919 gab er den Deutschen die heitere Dichtung zum „Rosenkavalier". Reif werden, das heißt beinahe schon heiter werden, aber in Deutschland ist der Sinn fürs Unreife, Jünglingshafte, Chaotische stärker als das Verständnis für Klärung und Erhellung eines Geistes. Eine angenehme Oberfläche — da wird der Deutsche leicht mißtrauisch, gleichviel, was unter dieser Oberfläche steckt. Der bedeutende Kopf soll hier womöglich an die Beethovenmaske erinnern. Gefurchte Stirn, fliegendes Haar. Als ob die heitere Oberfläche nicht auch ihre Tiefe haben könnte? Als ob der reife Geist nicht gradezu eine Lust am Versteck haben dürfte. Als ob der düstere Monolog — alle Jünglingsdichtung ist Monolog — die einzige Offenbarungsform wäre. Seht doch nicht immer Hofmannsthals „Gestern", seht sein Morgen! Und dieses Lustspiel „Der Schwierige" ist der Anfang seines Morgen.

II

Einmal sagte mir Hofmannsthal: „Ich könnte eine Komödie, in der ein Wiener Fiaker vorkommt, erst jetzt schreiben, jetzt, da der Wiener Fiaker ausgestorben ist. So lange er da war, reizte er mich nicht. Nun ist er fort, nun lebt er für mich".

Der „Schwierige" ist, rein äußerlich betrachtet, ein Lustspiel aus der Wiener Aristokratie. Sie ist nicht mehr da. Keine Atmosphäre ist so gründlich weggeblasen worden wie die Luft dieser Wiener Salons. Mindestens ist dieses Lustspiel deshalb unschätzbar, weil es eine geistige

Atmosphäre festhält, die zweihundert Jahre für die deutsche Welt entscheidend war. Man darf diesen Menschenschlag, auch als vollbärtiger Demokrat, als Baberlabab, schon mit sehr milden Augen anschauen, denn er ist nicht mehr. Er ist, wenn man will durch eigene Schuld ausgestorben. Der russische Adel wird vielleicht auferstehen, der preußische Junker wird möglicherweise wiederkommen, der Wiener Adel ist definitiv gestorben. Er starb an sich, in sich. Das Leben war ihm zu schwierig. Er war durch Inzucht lebensunfähig geworden. Die Komödie dieser komplizierten Inzucht, ein etwas melancholisches Lustspiel, das ist der Schwierige. Altösterreichs anmutiges Denkmal.

III

Der ganze Inhalt des Stücks: Graf Bühl, ein Mann von vierzig Jahren, fast schon in der definitiven Isolierung des Junggesellentums gefangen, im Begriffe, von allen Jugenderlebnissen Abschied zu nehmen, durch den Krieg verdüstert, zur Liaison unfähig geworden, von zwei Frauen angezogen, wird schließlich von der feinen, starken Hand eines jungen Mädchens genommen. Er wird erwählt. Der Entschlußkranke wird zu seiner Lebensentscheidung gezwungen. Ein junges Herz ist fruchtbarer als ein altes. Ein Mädchen instinktfester als ein Mann.

Von Grillparzer wird erzählt, sein Lieblingswort sei das mit einer Geste des Vorüberlassens verbundene Wort gewesen: „Sei's!" Diese Lebensgeste des gelassenen, nicht mehr kämpfenden Menschen, der für alles Da-Sein nur mehr dieses allgemeine Wohlwollen des ermüdeten Menschen hat, macht die Vornehmheit, die distingierte Haltung dieses „Schwierigen" aus. (Beiläufig: Den Leuten, die in diesem Lustspiel nur die gesellschaftliche Oberfläche sehen, sei empfohlen, die Tagebücher Grillparzers oder Friedrichs von Gentz zu lesen.) Diese altösterreichische Geste des Verzichtes, diese im Blut liegende Neigung zur Resignation ist gar nicht an die aristokratische Welt geknüpft. In der Welt des alten Spielmanns lebte derselbe Feminismus der Seelen, dieselbe Bereitschaft zum Genommen-werden. Kathi Fröhlich, Fanny Elßler sind Schwestern des jungen frischen Wesens, das hier Gräfin Helene Aldewihl heißt. Der Kern dieses Lustspiels liegt eben tief unter seiner sozialen Oberfläche. Von dem jung alternden Grillparzer und von dem altersjungen Gentz könnte es wie von Hans Karl Bühl heißen: „Du hast keine Suada und wirkst so stark". Es gibt eine Verachtung des Wortes, welche das Zeichen eines reifen Geistes ist. Dem Vierzigjährigen werden eben auch

die Worte alt, ein sehr hoher Stolz verbietet ihm dann jede Äußerung, und nur der edelste Frauentypus hört die Stummheit dieser Resignierenden.

Den beiden Österreichern ist kontrastierend ein norddeutscher Baron gegenübergestellt. Etwas unversöhnlich-Conträres ist da. Der Schwierige sträubt sich gegen das Wort, er äußert sich wider Willen, er sammelt sich, indem er schweigt. Der Norddeutsche beherrscht das Wort, er spricht geläufig, sehr geläufig, er gibt mehr Worte aus, als eine empfindliche Führung verantworten kann. Eine ignoble Direktheit zeichnet diesen Redegewandten aus, eine fatale Lebenstüchtigkeit. Kein Versteckspiel ist in seiner Zielbewußtheit. Wenn er, auch in seiner Leidenschaft, gar so vernünftig spricht, denkt man an das freundliche Wort, das hier ein alter Österreicher sagt: „Die jungen Leut' wissen ja gar nicht mehr, daß die Sauce mehr wert ist als der Braten — da herrscht ja eine Direktheit!"

Dichter ist, wer Frauen sieht! Das Schönste des Lustspiels sind die beiden Frauen um den Grafen Bühl. Antoinette, die sich auf den Schwierigen capriziert, die Lachen und Weinen schnell bei der Hand hat, reizend in ihrer zart angedeuteten, beginnenden Routine. Mit delikatester Kunst ist hier das scharmant Oberflächliche des Erlebnisses hingehaucht, der eifersüchtige Kampf um den Schwierigen und zuletzt die Vertiefung, die der jungen Frau aus der ersten Niederlage wird.

Daneben Helene, an der Oberfläche ganz graziös, ganz unpathetisch, hinter der Grazie beinahe tragisch gestimmt. Ein Exempel ihrer Charakteristik: Der Schwierige soll ein ernstes Gespräch, nach langer Pause, auf einem Fest mit ihr führen. Helene spürt die Blicke der anderen Frauen zu ihnen hin und überläßt den Erwarteten vorerst den Anderen. „Ich bin nicht artig. Ich spür' nur, was in den Leuten vorgeht und das belustigt mich — und da reagier ich mit égards, die ich für die Leut' hab. Meine Manieren sind nur eine Art von Nervosität, mir die Leut' vom Hals zu halten." Diese Bestimmtheit einer zarten Frau ist bei Hofmannsthal nicht neu — schon Christine hatte eine feste Hand. Die frauenhafte Frau ist irgendwie unverletzlich. Sie kann schenken, nehmen, wollen. Bei ihr gesteht der Wortscheue: „Du machst Einen so ruhig in einem selber."

Lebendigkeit — bis in die kleinste Gestalt. Das kommt von der bewunderungswürdigen Arbeit, die in diesem Lustspiel steckt. Jeder Diener ist eine Figur, jedes Stubenmädchen hat ihr eigenes Leben. Wie reizend die patriarchalische Solidarität von Gräfin und Kammerfrau, wenn die Kammerfrau die Briefe ihrer Herrin von dem adoreur abholt und immer von „unserem Herrn Grafen" spricht: „wir hofften, Sie wiederzusehen...

wie hätten wir denken können, daß Alles vorbei ist". Es ist das Wir der Frauen, das der Bediensteten den Mut zu dieser Solidarität gibt.

Ebenso fein modelliert die Umgebung des Grafen Bühl. Vor Allem dieser Diener, der ganz genau weiß, wenn die Befehle seines Herrn nur Laune oder Schwäche und wenn sie Wille sind. Ein guter Diener hat die richtige Schätzung für Worte, er weiß zu hören und zu überhören. Er hat allmählich fast so feine Ohren wie der Schwierige selbst. Und wie empfindlich Graf Bühls Gehör ist, das erkennt der Zuschauer, wenn er den Schwierigen am Telefon sieht. Im Telefon wird das Zarte grob, das Menschlichste derb, das Schwierige unausdrückbar. Entzückend dieser Kampf des Menschen mit der „undelikaten Maschine". Indem der Schwierige die Worte am Apparat zwei- oder dreimal wiederholen muß, werden sie monströs. Der Österreicher am Telefon — das ist ein leibhaftiger Protest gegen ein Zeitalter.

Noch ein Wort über die Sprache des Lustspiels. Wer dieses französierende, jahrhundertealte Aristokratendeutsch des Wiener Hofs nicht gehört hat, wird es fast unwahrscheinlich finden. Ein Freund, der in dieser Welt mehr zuhause war als ich, erinnerte mich dieser Tage an ein Gespräch des alten Franz Josef, das er vor ein paar Jahren in Ischl gehört hatte. Der greise Kaiser begleitete eine Fürstin Dietrichstein durch den Garten zu ihrem Wagen. Der Kutscher war nicht da. Da sagte der Kaiser wörtlich: „Incroyable, daß Ihr Fiaker nicht trouvable ist." So sprachen die gestern noch Lebendigen!

IV.

Diese Sätze sind ein paar Tage vor der Berliner Aufführung — nach dem Erfolg in München — niedergeschrieben worden. Es wird in diesem Winter kaum mehr eine bessere Gelegenheit fürs Berliner Publikum geben, durchzufallen oder seine Geschwindigkeit des Verständnisses zu erweisen. Das Lustspiel ist freilich in österreichischem Dialekt geschrieben und das bedeutet zuweilen, trotz der Gleichheit vieler Vokabel, eine andere Sprache.

Sagen die Berliner zum „Schwierigen" Ja, so stärken sie den feinsten Lustspieldichter Deutschlands in seiner Reifezeit. Es liegt Verantwortung auf den Kammerspielbesuchern. Ich möchte (gottbehüte, ohne vergleichendes Schielen) an ein Wort Goethes erinnern, der einmal zu Eckermann gesagt hat: Wenn die Deutschen den Tasso und die Iphigenie nicht so teilnahmslos hingenommen hätten, so würde ich noch ein halbes Dutzend von der Art geschrieben haben.

GLOSSEN

DER FILM ALS GRABMAL

I

Unlängst saßen im Saal des Tage-Buches alle Filmleute von Belang und Kraft beisammen, dazu ein paar Schriftsteller. Wir berieten, wie der deutsche Film zu guten Manuskripten kommen könne. Darüber waren wir einig, daß der Film nur vom Manuskript her zu bestimmen, zu verbessern oder zu verschlechtern sei. Regisseure, Darsteller, Maler sind da, Talente ersten Ranges. Was uns noch fehlt, sind gute Filmdichter. Aber die Beratung zeigte, daß sie gar nicht entstehen können, weil die Filmproduktion sie viel zu weit entfernt hält. Ich sagte Lubitsch und den Anderen: Verwebt die Dichter in Eure Arbeit. Führt sie in Eure Werkstätten, nicht nur einmal, gastweise, sondern laßt sie dort heimisch werden. Wie das Theater die Dramatiker an sich heranzieht. Laßt sie bei Proben, bei Aufnahmen, bei Beratungen anwesend sein. Glaubt doch nicht, daß Ihr jemals ein inniges Verhältnis schaffen könnt, wenn Ihr die Dichter 3 000 km weit vom Atelier Manuskripte schwitzen laßt, die dann im dramaturgischen Büre vollkommen umgeschmissen werden müssen. Darauf antwortete Lubitsch, die Dichter wollen nicht, die Dichter wollen aus dem Film nur Geld holen, die Dichter haben nicht jene absolute Hingabe an den Film bewiesen, die Schauspieler und Regisseure gezeigt haben. Die Dichter wollen sich in die ganz besonderen Bedingungen der Film-Produktion nicht einleben . . . . . . Vorwürfe, nichts als Vorwürfe. So kommt man einander nicht näher. Ein Paradoxen-Erzeuger erklärte: Film-Dichter gibt es gar nicht. Der Film entsteht im Regisseur. Der eigentliche Film-Dichter ist der Regisseur. O ja, wenn er es wäre!

II

Wie als Exempel zu dieser Debatte ist jetzt der zweite Teil des Films „Das indische Grabmal" erschienen. Der Regisseur, Herr Joe May, hat ihn in aller Bescheidenheit „Der Welt größten Film" genannt. Er ist es, zum Glück, dem Umfange nach nicht, denn er ist in zwei Abenden fertig. Die Colossalfilme der Amerikaner dauern jetzt eine Woche lang. (Entsetzlicher Gedanke, daß der amerikanische Arbeiter oder Comptoirist eine Woche lang, Abend für Abend, statt einmal zu einem Buch zu greifen oder ein paar Töne Musik zu hören oder mit Kindern zu spielen, von 7 bis 10 Uhr abends im Kino sitzt, um Goliath Armsrongs Kraftmeiereien anzusehen). Also, Joe May ist im Umfang wenigstens maßvoll. Geistig, mit Respekt zu sagen ist es auch keineswegs der Welt größter Film. Ich könnte ein Dutzend deutscher Filme nennen, die höheren Anspruch auf diesen Titel hätten. Also, warum der Welt größter Film? Nun, weil es der Welt verschwenderischster Film ist. Weil Bauarbeiter monatelang phanthastische Häuser, Türme, Säle, Säulen-Irrgärten errichteten, die heute schon wieder abgerissen sind, weil Pferde, Krodile, Elefanten, Tiger mitwirkten, mit einem Wort,

weil der Film sehr viele Millionen gekostet hat. Aber ist das Teuerste schon das Größte?

III

Frau Thea von Harbou hat ein Ullsteinbuch geschrieben: „Das indische Grabmal". Frau von Harbou gehört zu den stärksten Erzählertalenten, die in den letzten Jahren aufgetaucht sind. Sie hat ein ganz besonders nervöses Erzählertalent. Ihre Bücher sind sozusagen von heftigen Gestikulationen begleitet. Sie weiß plötzlich abzubrechen und diese Methode, in der Erzählung jählings zu verstummen, versetzt den Hörer in Spannung. Sie hat Phantasie, dramatische Gerissenheit und sogar ethische Grundstimmung, die ihren großstädtisch-nervösen Darstellungen tiefere Bedeutung gibt. Alle diese Eigenschaften sind auch im „Indischen Grabmal".

IV

Wer aber aus dem Film ihren Roman rekonstruieren wollte, müßte sich die Haare ausraufen. Der Roman, in hundert Details benutzt, ist nicht mehr zusammenzufügen. Der Regisseur, der das Werk für seine Zwecke adoptiert hat, zerriß das Werk in hundert Stücke. Da ist der Architekt, der das Grabmal für den indischen Fürsten bauen sollte und er erlebt eine Menge schauerliche Situationen drüben in Indien, aber die schauerlichen Situationen sind wichtiger als das ganze Werk geworden, die Einheit des Ganzen ist gesprengt und schließlich weiß man nicht, wozu dieses aufregende Durcheinander geschehen ist. Warum eigentlich wird der Architekt in den Hof der Aussätzigen geworfen? Warum heilt ihn der heilige Jogi plötzlich wieder? Warum muß seine Braut durch einen Hof mit Tigern? Warum, in Teufels Namen, schleicht sie sich zu den Aussätzigen hinunter, nachdem sie schon vorher mit ihren Spaziergängen durch die Irrgärten des Palastes so bittere Erfahrungen gemacht hat? Warum wird der namenlos tyrannische Fürst plötzlich wieder nachsichtig und gestattet, daß die Europäerin zu ihrem Bräutigam kommt? Daß auf einen anderen Europäer Jagd gemacht wird, Tigerjagd, das mag noch hingehen. Daß die fliehenden Europäer an Krokodilen vorbeirudern, während ihr Verfolger prompt vom Krokodil in die Seetiefe gerissen wird, mag hingehen, weil man ja nie etwas Ähnliches wie diesen Raub in die Tiefe, mittels eines Krokodils, im Film gesehen hat. Auch die Flucht der Europäer in die Berge ist hübsch. Meinetwegen mags auch fesseln, daß mitten zwischen Bergriesen über entsetzliche Klüfte eine schwingende Brücke (aus Seilen oder Fasern?) eingehängt ist und daß die Fliehenden wie Betrunkene über den Abgrund torkeln. Aber die Fülle der Abenteuer erzeugt nicht eine Steigerung des Spannungsgefühls, sondern im Gegenteil eine Abschwächung. Den ersten Gefahren sieht man atemlos zu, allmählich gewöhnt sich der Zuschauer an Tiger, Krokodile, Aussätzige und wackelnde Brücken. Der Aufwand ist zu groß, das Quantum Lebensgefahren zu stark, nicht nur der Rachen des Tigers gähnt den Zuschauer an, auch der Rachen des Zuschauers gähnt den Tiger

an . . . Das kommt davon, wenn das Detail stärker wird als der Grundriß, wenn der Regisseur wichtiger wird als der Dichter. Joe May will uns Alles, Thea von Harbou hat nichts mehr zu sagen. Das indische Grabmal wird nebensächlich, der Tiger wird hauptsächlich. Es ist der Sieg des Mittels über den Zweck, es ist die Herrschaft des Regisseurs über den Dichter. Endresultat: Ein ermüdeter, nicht ergriffener Zuschauer.

Da lob ich mir den Golem, die Dubarry, den Caligari. Die behalten ihr geistiges Grundgerüst bis zum Ende.

Hier bei diesem kostspieligen Durcheinander der Todesgefahren denkt man an Johann Nestroy, der seine Travestie einer Hebbeltragödie mit den Worten schließt: „Räumt's die Toten, Ich kann die Schlamperei nicht leiden".

V

Anmaßung des Regisseurs. Dieses Autokratentum muß sich rächen. Autokratisch, d. h. ohne Rücksicht auf die Volksrechte, ist auch die Besetzung des Films erfolgt. Eine junge heldenhafte Braut von höchstens 23 Jahren wird von Mutter May gespielt. Eine für ihr Alter höchst vorteilhaft aussehende, mimisch ausdruckslose, nicht einmal sehr beleibte Dame, der der autokratische Regisseur Erstaunliches abgezwungen hat. Wie muß die gute Dame in den Pausen, oben in den Bergen, nach Luft geschnauft haben. Weil sie nicht jung und leicht war, deshalb mußte auch ihr Partner von schwerem Gewicht sein. Herr Fönss ist ein korpulenter Held von außergewöhnlicher Ausdruckslosigkeit.

Wie, wenn der Dichter im Film (wie im Theater) ein Wort in die Besetzung dreinzureden hätte? Muß der große Film zum indischen Grabmal des begrabenen Manuskriptes werden?

VI

Der ganze Fall ist, in jedem Betracht, ein warnendes Exempel. Der Größenwahn des Regisseurs wird sich in der „Welt teuerstem Film" bitter rächen. Es wird auf die Dauer doch nicht gehen, Dichter nur zu benutzen, d. h. ihre Werke zu verschnitzeln. Die Filmregisseure werden mit ihnen, nicht gegen sie arbeiten müssen.

FILM

TORA TEJE

Diese Schwedin ist jetzt wieder in Berlin zu sehen. Sie spielt „in einem Roman aus dem Polnischen", der in deutscher Sprache erschienen ist. Da heißt er das „Kloster von Sendomir", sein Verfasser Franz Grillparzer. Also Elga.

Sie kommt nicht blond, wie in dem unvergeßlichen Film „Erotikon", sondern schwarz, das ihre Farbe ist. Sie hat den

Adel der polnischen Gräfin, die elastische Schlankheit der Spitzbübin, das dramatisch erregte Gesicht der verwegenen Ehebrecherin. Deutsche Filmerzeuger, kapert diese leidenschaftliche Schwedin! Hier ist das große mimische Talent, das Ihr braucht, die bis in die Fingerspitzen bewegte, reizend sich bewegende, geschmeidige Tragödin, die für das Gesellschaftsdrama in Deutschland nicht zu finden ist.

Der Elga-Film ist schwedisches Erzeugnis. Ein bißchen zu viel altes Theater. Mittelmäßige, wenig wirksame Innenräume. Aber die Idee des Werkes bleibt am Leben, der Regisseur fühlt sich als ihr Diener. So sind diese schwedischen Filme erquickend klar und schlank. Die Decla sollte einen Schriftsteller anstellen, der die Texte in gutes Deutsch bringt. An diesem Abend stand einmal auf der Leinwand: „Entsagen Sie seiner!" Genitiv ist immer fein, doch dem richtigen Deutsch soll nicht entsagt werden!

BÜCHER

Hans Brandenburg. Der moderne Tanz. München bei Georg Müller, 1921.

Brandenburgs Buch erscheint nun in 5. Auflage, stark vermehrt und umgearbeitet. Dies Buch wächst mit, begleitet den Tanzgeist, ringt, streitet, sehnt, jubelt, genießt. Altes tritt ein wenig zurück und wird historisch. Neues hebt sich zum Gipfel. Das größte Ereignis ist Mary Wigman. In der 2. Auflage erschien die Silhouette. Jetzt wird eine mächtige Figur herausgemeißelt. Und Edith von Schrenck steht dafür in feinem Gegensatz: die kühlere, sachliche, ernst-tüchtige neben dem Dämon.

Brandenburgs Buch ist ein echtes Stück Kunstgeschichte, erlebt, geformt, durchdacht: strudelnd von Problemen. Es zu kritisieren, hat keinen Sinn. Dem Erlebnis könnte man nur ein anderes Erlebnis positiv gegenüberstellen.

Rudolf von Delius.

ERLEBTE WASCHZETTEL

Ein deutscher Gelehrter, der noch Sinn für Humor hat, schreibt mir:

„Bereits 1902 prägte ich das Schlagwort religiöse Kultur, wie überhaupt das Wort „Kultur' durch die Bücher meines Verlages neues Leben empfing und so zum modernen Schlagwort wurde". So schreibt in seinem Verlagskatalog „Wille und Gestaltung" der bekannte und verdiente Verleger Eugen Diederichs, der jetzt selber unter die Schriftsteller gegangen ist. Man sollte es nicht glauben, daß 1921 jemand auf den Mißbrauch dieses Dunstwortes Kultur als Wertbegriff stolz sein kann. Seine Vieldeutigkeit hat nicht nur innerdeutsche Denkunklarheiten verschuldet. Wer weiß, wie die ganze Ententepresse uns mit diesem Wort — la kultur — im Krieg sekkiert hat, wird den sonst verdienstvollen Verlag Diederichs verflucht haben mit seinem Kulturgetue. Weiter heißt es: „Man hat von einer Religion des Verlages Eugen Diederichs nicht nur gesprochen, sondern unter diesem

Begriff auch an Universitäten Vorlesungen gehalten". Bis diese letzte Angabe genauer belegt ist, sei sie zur Ehre der deutschen Universitäten bezweifelt. „Auf der Bugra, der Kultur(!)wendeschau, ward mir 1914, auf Veranlassung von Karl Lamprecht die große Ehre zuteil, als einziger Verleger der Gegenwart den Schlußpunkt in der vorgeführten mehrtausendjährigen Entwicklungsreihe der Kultur zu bilden: als Repräsentant der Kultur von heute und zugleich auch deren Zukunftsentwicklung". Da kann man nur mit Hutten ausrufen: Es ist eine Lust, zu leben. Hosianna, der Repräsentant der Kultur von heute und zugleich auch deren Zukunftsentwicklung lebt leibhaftig unter uns. Das Wort ward Fleisch!

Wie diese von Eugen Diederichs vermittelte Zukunftsentwicklung der Kultur aussehen wird, zeigen einige Sätze von ihm als Schriftleiter in einem soeben erschienenen „Religiösen Aussprachehefte" der „Tat" (voraus ging ein „Anthroposophisches Sonderheft") „Erst mit dem ‚Erleben' des Absoluten, nicht mit dem darüber Philosophieren kommen wir aus unserer gegenwärtigen Problematik heraus zu neuen religiösen Bindungen. Wir stehen dicht davor, bewußt die Typen der Wachstumsgesetze des geistigen Aufbaus im Menschen zu erkennen und dadurch auf neue Weise ein Erlebnis des Absoluten zu gewinnen: ein stärkeres Verantwortungsgefühl gegenüber dem Geist. Wir gewinnen dieses Erlebnis des Absoluten vermittels der Weisheit des menschlichen Körpers intuitiv und führen es in das Bewußtsein nicht durch psychologische Tüfteleien, sondern durch das Erlebnis der tragischen Schwingung, deren Endpunkte sind: Trieb und bewußte Resignation."

Darf eine solche Wortfolge sich breitmachen vor der Nation, die für die ge-

bildetste der Erde gelten will? Möge hingehen und leicht anthroposophische „Kultur" und „Absolutes" „erleben", wer will. Aber diese Blümchen mußten einmal gepflückt werden. Denn das „Erleben" (etwas hektisch auszusprechen!) wird allmählich zu einer Landplage. Man nehme dieses Wort den „Geistigen" von heute weg, und sie werden ratlos sein: über Dante, Platon, Steiner, Goethe, Buddha und das Absolute. Ihnen auch noch das Wort „Ethos" zu entziehen, wäre nicht freundlich.

Fred Fonsi.

DAS DEUTSCHE WELTBILD

In den „Münchener Neuesten Nachrichten" — wo denn? — findet sich das folgende Inserat, das ich, trotzdem es viel Raum einnimmt, ganz ungekürzt, ich möchte nicht eine Silbe darin missen, hier wiedergebe. Diese bescheidene Annonce enthält alle Elemente, die im Innenleben der Deutschen vorhanden sind:

Das alte Lied . . .

(Skizze.)

„Nein, Mutti, nein, so kann das nicht fortgehen", rief Priska, die einzige, schöne Tochter des reichen Kommerzienrates mit heller erregter Stimme und sah ihre Mutter, die seelenruhig feinen Schlagrahm löffelte, mit den blitzenden blauen Augen an, „erst bringt Vati seinen reichen ältlichen Geschäftsfreund in das Haus und Du sagst mir, daß diese Halbruine eine liebenswerte Seele habe, dann bekomme ich einen langen, dürren Lebegreis zu sehen, der fortwährend affektiert hüstelt, mir von Löwenjagd und Rennpferden erzählt, wobei sein falsches Gebiß wie ein Krokodil klappert, schließlich wälzt sich eine unförmige Masse mit Elefantenfüßen und knallrotem Kopf in den Salon und Du sagst mir, daß dieser gesundheitsstrotzende Herr drei schöne Güter in herrlicher Gegend besitzt — — —! Mutti! Mutti! Ich will doch lieben und geliebt werden. Mir graut vor diesen Versorgungspartien".

„Kind, man will Dir ebene Lebenswege schaffen", sagte die Mutter in belehrendem Tone. „Ach Mutti, was nützt der ebene Lebensweg, auf dem neben mir ein hassenswerter Halbmensch trottelt? Meine Seele schreit nach Liebe und göttlicher Zweieinsamkeit. Ich will einen idealen Mann beglücken und mein Glück soll ein Held der Liebe und des Geistes sein."

„Na, dann such' Dir doch Deinen Helden selbst" rief die Frau Kommerzienrat pikiert.

„Ja! Mutti! ja! Ich suche mir selbst den Halbgott, der mein sonniges Herz besitzen darf — — und ich weiß, wo ich ihn finde."

In heiliger Nacht

wenn tausend Lichter funkeln am grünen Weihnachtsbaum, wenn alle Augen leuchten in tiefer Freude, reicht Euch die Hände zum Bunde für Zeit und Ewigkeit. Beglücket Euere Herzen mit wahrer, schöner Neigungsehe.

Verlangen Sie meinen ausführlichen Prospekt. Legen Sie frankiertes Rückkouvert an. Dezenteste Behandlung, unbedingte Diskretion wird garantiert.

Frau Tobiene Boriss

— Heiratsvermittlung Elite-International —
Maximilianstr. 24 München Telefon 20010
Sprechzeit 8—12 und 2—6 Uhr

Vornehmstes, leistungsfähigstes Institut! Riesenauswahl! — Fast 8000 Klienten!

Wie trocken und sachlich offeriert dagegen Frau Margarete Bornstein in Berlin.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 47):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.

MUSARION VERLAG A.-G./MÜNCHEN

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Dezemberwoche

Schon in Spaa hatte ein französischer Korrespondent Hugo Stinnes semitisches Aussehen festgestellt. „Moitié professeur, moitié rabbin", so beschrieb er ihn. Stinnes beeilte sich, den schlechten Eindruck dieser Wendung durch einen offenen Brief zu verwischen, in dem er einigen anderen Spaa-Delegierten vorwarf, sie hätten „aus einer fremdvölkischen Psyche heraus den deutschen Widerstand gebrochen". Aber das hat ihm nun doch nichts geholfen! Der Prager antisemitische Studentenverein „Germania" hat ihn nicht für rasserein genug gehalten, der hohen Würde seiner Ehrenmitgliedschaft teilhaftig werden zu können! Ludendorff und Helfferich (Helfferich, auch Du?) passierten die Blutsprobe anstandslos: aber bei Stinnes gab es Widerspruch und er unterlag dem treudeutschen Jünglingsansturm. On est toujours le juif de quelqu'un.

Die Wiener Tragödie kann man in einigen Ziffern spüren, die ein Wiener Polizeirat in der „Rundschau für österreichische Bundes- und Gemeindepolizei" veröffentlicht. Die Zahlen gelten den „Gelegenheitsprostituierten". Ihre Zahl ist im Kriege und Krieg-Frieden unheimlich gewachsen, viel stärker als die Zahl der Erwerbsprostituierten. Beamtinnen, Verkäuferinnen, Frauen von Soldaten, Töchter höherer Beamter gehören in die erste Kategorie. Als unkontrollierte Prostituierte wurden in Wien festgehalten:

im Jahre	1913	623	Frauen,	darunter	krank	13 %
„ „	1918	5540	„	„	„	26,9%
„ „	1919	6660	„	„	„	25,9%
„ „	1920	7627	„	„	„	24,1%

Die Zahl der Gelegenheitsprostituierten — und die Polizei ergreift ja nur die auffälligsten — ist also von 1913 bis 1920 auf das Zwölffache gestiegen! Von diesen Frauen waren vor dem Kriege 40% früher Dienstmädchen. 1920 waren nur 19,5% Dienstmädchen. Dagegen hat sich die Zahl der Arbeiterinnen, die gelegentlich Prostitution treiben, außerordentlich vermehrt. Der Mittelstand stellte im Jahre 1912 auf je 125 angehaltene Frauen nur Eine. Dagegen waren im Jahre 1920 unter 3272 aufgegriffenen Frauen 377 Beamtinnen, 14 Zahntechniker-

innen, 8 Offiziersfrauen, 571 Angehörige des Mittelstandes ohne bestimmten Beruf, aber nur 446 Dienstmädchen (oder wie der Wiener Polizeistatistiker sagt: Hausgehilfinnen.) In der Zeit vom Dezember 1919 bis Februar 1920 waren unter den Angehaltenen die 16jährige Tochter eines Regimentsarztes, die 15jährige Tochter eines Stadtrates, die 17jährige Tochter eines Sekretärs, die 16jährige Tochter eines Kaufmannes, 8 jugendliche Töchter von Staatsbeamten, 5 jugendliche Töchter von Privatbeamten. Die Wiener Polizeistatistik beschränkt sich auf die Frauen. Von den Konsumenten ist natürlich nicht die Rede. Und es wäre doch so wissenswert, den Prozentsatz der Fremden, die alles Schöne in Österreich aufkaufen, auch auf diesem Gebiete annähernd kennen zu lernen. Als ich vor einem Jahr in Wien war, schilderte ich hier im „Tage-Buch" die Belagerung der englischen Botschaft durch siebzehnjährige Mädchen.

Herrn Stinnes halte ich für eine Potenz unseres Wirtschaftslebens; er ist einer der hervorragendsten Männer im deutschen Wirtschaftsleben, dem man von allen Seiten Achtung entgegenbringen muß. Herr Stinnes ist sehr bedürfnislos. Die Gewinne verwendet er dazu, neue Kohlenfelder zu erschließen, anstatt sie in Weinstuben zu verprassen. Damit schafft er größere volkswirtschaftliche Werte als diejenigen, gegen die der Schlemmererlaß sich richtet." So sprach am 29. November der preußische Minister des Innern Herr Severing. Er glaubte ungemein schlau geredet zu haben. Ich möchte nicht das Gesicht von Karl Kautsky sehen, wenn ihm diese Art Vulgärsozialismus vor Augen kommt. Weil Herr Stinnes seine Millionenverdienste nicht in Weinstuben versäuft, deshalb kann man sich mit ihm koalieren. O, du liebes Herrgöttle. So durstig könnte Herr Stinnes gar nicht sein, als daß er seine Profite durch die Gurgel rinnen lassen könnte. Und was die Umwandlung seiner Gewinnste in neue Kohlenfelder anlangt, so hat wohl Herr Severing bei diesen Umwandlungsprozessen noch nie zugesehen und es ist anzunehmen, daß er alle Umwandlungen in Kohle, Eisen, Zellstoff, Zeitungspapier, Handelsschiffe und Elitehotels gar nicht überschauen kann, vermutlich kann das Herr Stinnes selbst gar nicht mehr, er muß sich Unter-Stinnesse halten, die hoffentlich ebenso weinscheu sind wie ihr Oberhaupt. Aber wohin kommen wir, wenn Politik mit derlei schlichten Volkslegenden gemacht wird? Herr Helfferich hat während des Krieges oft beteuert, daß er nur auf Grund seiner Lebensmittelkarten esse, nicht um eine Messerspitze Butter mehr. Ist er deshalb ein besserer Finanz-

minister gewesen? Meinetwegen hätte er täglich bei Hiller prassen können. Wenn ihm dabei rechtzeitige Besteuerungsgesetze gegen die Kriegsgewinnler eingefallen wären und wenn fette Nahrung ihn nackensteifer gegen die Ubootskrieger gemacht hätte, dann wäre seine Prasserei ein Segen gewesen. Als der Streit um Richard Wagner tobte, da höhnten ihn kritische Nörgler, er sei ja gar kein darbendes Musikgenie, weil er Schlafröcke trage, die mit Atlas gefüttert sind. Ob Herr Stinnes sich von Pellkartoffel mit Zwiebel nährt oder viermal im Tage tafelt, daß sich die Tischplatte biegt, das ist für die Beurteilung seiner amerikanischen Konzentrationstaktik ganz gleichgültig. Und ein Minister, der solche Argumente verzapft, kannegießert damit für den trivialsten Stammtisch in Kötzschenbroda.

Sollte Ernst Toller in der bayrischen Festung Niederschönenfeld ermordet werden? Herr Müller-Meiningen, ehemaliger Justizminister in Bayern, hat es am 23. November 1921 im bayrischen Staatshaushaltsausschuß behauptet. Der Mord sollte in der Zeit geschehen, in der Herr Kahr Ministerpräsident wurde. Herr Müller-Meiningen rühmt sich, daß er damals Vorkehrungen getroffen habe, wodurch die Niedermetzelung der politischen Gefangenen in Niederschönenfeld verhindert wurde. Das wird die Literaturgeschichte dem rechtsdemokratischen Vollbart danken. Aber nun, sollte man meinen, müßte Herr Müller-Meiningen sich mit aller Kraft für die in der Verfassung klar ausgesprochene Reichsaufsicht über das ganze deutsche Gefängniswesen aussprechen. Haben die Preußen die Tore des Gefängnisses von Lichtenburg bereitwillig geöffnet, so könnten sich die Bayern zu gleicher Demut vor der Reichsgewalt aufschwingen. Nun, in Wahrheit müssen die Bayern die Untersuchung fürchten, sie schreien partikularistisch-gekränkt auf, weil sie ihre Schweinereien verborgen halten wollen. Und Herr Müller-Meiningen, halb Menschenretter, halb Menschenquäler, halb liberal, halb Urbayer, warnt die Reichsregierung vor der Ausübung ihrer Verfassungsrechte. Der von ihm gerettete Toller sollte die Komödie der bayrischen Demokraten schreiben. Titel: Masse Unmensch.

Der Münchner Erzbischof Faulhaber, während des Krieges berüchtigt durch seine Animierreden zum Durchhalten, hat sich einen schlechten Dienst erwiesen, als er seine Rede anläßlich der Beerdigung Ludwig Dritters extra drucken ließ und mit seiner schwarzumränderten Visitenkarte herumschickte. Bei der ungarischen Regierung

wird man vorstellig, weil sie den Rupprecht Wittelsbach mit Majestät Königliche Hoheit antelegraphiert hat. Was wird man mit dem Erzbischof tun? Zumal er glatte Unwahrheiten in seiner Rede sagt, was unseres Erachtens ein katholischer Priester wohl am wenigsten darf. Er behauptet, Ludwig Dritter starb in der Verbannung. Das ist unwahr. Der Ludwig war nur kein König mehr, konnte sich aber überall in Bayern aufhalten und ungeniert bewegen. Er hat davon auch jeden Gebrauch gemacht. Ferner sagt der Herr Erzbischof, ein Bibelwort zitierend: „Wer einen Toten haßt, ist kein Mensch mehr, sondern eine Hyäne." Kein Mensch und kein Bayer hat den Ludwig gehaßt, weder als einen Lebendigen noch als einen Toten. Er war ziemlich allen Leuten wurscht und einigen wenigen mehr. Und der sozialdemokratische Bürgermeister ging mit der Leiche und stand unweit vom Erzbischof, als der solches vom Haß redete, das nicht stimmt. Er sagt ferner, Ludwig Dritter habe die „Dornenkrone des Königtums" übernommen, — nun, das hätte nicht pressiert, denn der Otto lebte noch, wenn auch blödsinnig, und war König. Ludwig Dritter hat es sehr eilig gehabt, die Verfassung zugunsten seiner „Dornenkrone" zu kassieren. Ferner versichert uns der Erzbischof, der Ludwig sei „König von Gottes Gnaden" gewesen. Wir dachten bisher immer, das sei der Willem gewest. Dann aber fängt der Erzbischof allsofort mit der Weimarer Verfassung zu hakeln an. Er leistet sich den Satz: „Wo das Volk sein eigener König ist, wird es über kurz oder lang sein eigener Totengräber sein." Das ist einmal nicht wahr. Siehe die Schweiz. Die Vereinigten Staaten. Dann aber ist es auch von einem Katholiken sinnlos, so etwas zu sagen. Denn der christliche Glaube hat keine Vorurteile für diese oder jene Staatsform, sie sind ihm alle ganz egal und müssen es sein aus seinem Dogma. Rein praktisch gesprochen: die deutschen Katholiken bekamen lange geforderte Freiheiten erst in der deutschen Republik und von ihr! Es will uns scheinen, daß der Herr Erzbischof keinen ganz rechten Gebrauch davon macht, wenn er jetzt den Geber dieser Freiheiten schmäht. Oder erklärt, die spontanen Kundgebungen des bayrischen Volkes bei dem Leichenbegängnis drückten so was wie Reue dieses Volkes darüber aus, daß es den König abgesetzt habe. Diese spontanen Kundgebungen! In den Landstädtchen, die der Zug mit der Leiche passierte, wurde die Einwohnerschaft an den Bahnhof kommandiert, aber sie wäre gewiß auch ohne das gekommen, denn „Volk" kommt immer, wenn was los ist. Und in München wurde der Weg des Leichenzuges so geschickt um die ganze innere Stadt

geführt, daß der Verkehr stocken mußte! Spontan war gar nichts, Eminenz! Oder vielleicht doch etwas: Ihre Trauerrede. Aber Sie hätten sie dann nicht drucken lassen dürfen, denn der Umstand sagt, daß auch Ihre Rede nicht spontan, sondern sehr überlegt war mitsamt der „Verbannung", den „Hyänen" und den „Totengräbern".

Stresemann zuzusehen, ist ein Vergnügen. Er balanziert sehr geschickt auf seinem Seile. Auf dem Stuttgarter Volksparteitag applaudierten ihm alle Zuschauer. Er trug den Balanzierstab mit famosem Geschick, diesmal ein klein wenig nach links geneigt. Sehr klug der Anfang: „Mit der Redensart: ‚Wir zahlen keinen Pfennig' ist es nicht zu machen. Wir müssen bis an die Grenze unserer Kraft dem Feinde geben, was wir können. Das muß jede Regierung anerkennen." Spitze gegen Helfferich! „Die Staatseisenbahnen dürfen nicht dem Privatkapital ausgeliefert werden." Spitze gegen Hugenberg! „Wer jetzt eine aktuelle Lösung der monarchischen Frage in Süddeutschland anstrebt, der lege sich die Frage vor, ob er dann nicht die Axt legt an die Einheit des deutschen Reiches." Spitze gegen Kahr und Rupprecht! „Der deutsche Liberalismus hat in der Zeit des Kaisertums eine falsche Sozialpolitik getrieben. Er hat auch eine viel zu nachgibige Politik gegenüber den Konservativen ... getrieben. Sind wir auch nicht jetzt wieder im Begriff, den Dingen nachzuhinken?" Spitzen offenbar gegen die toten Lasker und Bassermann und gegen die lebenden Quaatz und Mittelmann! „Überall, wo es sich um das Bekenntnis von Deutschtum handelte, hat jeder Arbeiter seine Pflicht getan." Spitze offenbar gegen Ludendorff und die Dolchstößler! „Ist eine rein bürgerliche Regierung in der jetzigen Zeit wünschenswert? Wenn man uns zu einer Politik dieses Rechtsblocks führt, so werden wir uns ihr nicht entziehen, aber wünschenswert ist sie nicht." Spitze offenbar gegen Hergt und Gräfe! Stresemann, empfindlich für jede Windrichtung, weiß genau, wie er sich auf dem Seile halten muß. Der anmutige Seiltänzer verlangt unbedingte Balanzierfreiheit von seinen Freunden: „Wenn Sie jemand an die Spitze einer Partei stellen, dann dürfen Sie ihn nicht nach allen Seiten praktisch einengen, sondern müssen ihm die Möglichkeit lassen, seine Ideen durchzubringen." Der Kongreßbericht verzeichnet nach diesen Worten lebhaften Beifall. Es ist ganz in der Ordnung, daß seine schwerfälligeren Parteigenossen staunend zu ihm aufblicken und applaudieren. Er ist der geschickteste politische Artist in Deutschland.

DAS BUCH ALS WARE

1.

Spätestens von dem Augenblick an, in dem sein Autor die letzte Seite geschrieben und durchgefeilt hat (manchmal, leider, auch schon von einem früheren), und mindestens bis zu dem Augenblick, in dem sein Konsument es an der Ladenkasse bezahlt, ist auch das Buch nur Ware wie jede andere — wie Hosenträger, Leuchtgas oder Schweizer Käse.

Ein Wirtschaftsapparat sehr bedeutenden Umfanges muß in Tätigkeit gehalten, viele Existenzen müssen entlohnt und besoldet, beträchtliche Kapitalien verzinst und amortisiert werden. Da kann es nicht ausbleiben, daß Fragen wirtschaftlicher Natur oft wichtiger werden als Qualitätsfragen, die dem harmlosen Leser entscheidend scheinen. Und es kann nicht ausbleiben, daß in wirtschaftlich revolutionären Zeiten eben aus dem Warencharakter des Buches heraus heiße wirtschaftliche Kämpfe in und zwischen den Lagern entbrennen, die das Buch auf seinem Warenwege zu durchlaufen hat.

Diese Lager sind aber: Autor, Verleger, Sortimenter und Konsument. Im letzten wird über zu hohe, im ersten über zu niedrige Preise geklagt; in den beiden mittleren streitet man um die Preisverteilung.

2.

Der Autor erhielt früher durchschnittlich 20 Prozent vom Ladenpreis des broschierten Exemplars. Da die Ladenpreise, so wie sie vom Verleger festgesetzt werden, durchschnittlich kaum das zehnfache des Friedenssatzes erreicht haben, halbwegs „standesgemäße" Lebenshaltung aber sicher 20 mal mehr erfordert, wäre der Autor schon dann wesentlich schlechter als früher gestellt, wenn er wirklich noch die Vorkriegstantième erhielte.

Tatsächlich ist das nicht der Fall. Mangels Organisation (der Schutzverband deutscher Schriftsteller hat versagt) ist der Autor durchschnittlich auf eine Quote von 10—15 Prozent herabgedrückt worden. Und selbst diese ist fiktiv, da sie sich meist nur auf die sogenannten Grundpreise, nicht aber auf die Sortimenterzuschläge erstreckt, und da es der Verleger ferner verstanden hat, den Autor auch vom Genusse der Valutaaufschläge für den Export (die zeitweise 5—600 Prozent betrugen und sich jetzt noch auf 100 Prozent belaufen!) auszuschließen.

Der Autor (einige wenige Marktgrößen und viel gespielte Bühnenautoren vielleicht ausgenommen) sinkt entweder in seinem Lebenstandard oder aber: er muß mehr produzieren. Daß beides nicht zu höherer Leistung führen kann, ist klar.

3.

Der Verleger hat generell mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, unter denen auch andere Industriezweige leiden: mit fortwährenden Schwankungen der Rohstoffpreise, fortwährendem Steigen der Löhne und Gehälter, wachsenden Steuern, Irregularität des Absatzes, ständigem Mehrbedarf von Kapital.

Zwar ist er in einer Beziehung besser gestellt als die meisten anderen Fabrikanten: die endgültige Kalkulation des Verkaufspreises muß nicht in die Zukunft hinein, muß nicht vor Beginn oder während des Fabrikationsprozesses erfolgen, sie kann fast ausnahmslos bis zu einem Augenblick aufgeschoben werden, in dem die faktischen Selbstkosten bereits feststehen. Indessen heben eigentümliche Verhältnisse dieses speziellen Gewerbezweiges den Vorteil, der darin liegt, größtenteils wieder auf. Bei einer Auflage von 5000 Exemplaren, deren Absatz ungewiß ist, läßt der Verleger z. B. nur 1000 Exemplare binden, die übrigen bleiben im Bogen liegen; nun ist das Verhältnis zwischen Buch- und Bandkosten ohnehin schon grotesk; ein Buch, das broschiert 10 Mark kostet, stellt sich mit Einband auf mehr als das Doppelte; es ist aber die Regel, daß das Nachbinden der Restauflage, (vorausgesetzt, daß es überhaupt nötig wird) bei inzwischen gestiegenen Preisen größere Summen verschlingt, als der ganze Gewinn beträgt. Neue Auflagen gar erfordern oft größere Investitionen als den gesamten Erlös der ersten.

Bei dieser Sachlage ist es verständlich, daß sich die Verleger immer mehr auf die Herausgabe solcher Werke zurückziehen, deren Absatz ihnen absolut gesichert scheint. Die Ehrenpraxis früherer Zeiten, einem vielversprechenden unbekannten Autor selbst unter jahrelangen Opfern den Weg zu ebnen, gerät nach und nach vollkommen in Verfall. Bei einem Risiko von etwa 50000 Mark, das schon mit einem mittelstarken Buch in primitivster Austattung verknüpft ist, wird auf literarischen Pionierehrgeiz zunehmend Verzicht geleistet und die Produktion beschränkt sich auf die Klassiker (daher die viel zu hohe Zahl neuer Klassikerausgaben!), auf die arrivierten Zeitgenossen, auf Luxusausgaben (die als Vermögensversteck großen Absatz finden) und auf dezidierten Marktschund, auf Erotika und Kriminalistisches.

Daß das deutsche Buchgewerbe auf diesem Wege langsam verfallen muß, ist den Verlegern selbst nicht unklar. Sie kämpfen daher einen verzweifelten Kampf um Niedrighaltung der Preise, um Offenhaltung des Marktes auch für den kleineren Konsumenten. In diesem Kampfe aber prallen sie mit den Sortimentern zusammen.

4.

Der Sortimenter hat an sich gewiß ebenfalls kein Interesse daran, den Markt durch allzuhohe Preise immer mehr zu verengern.

Aber er erklärt, daß er mit den Rabatten, die ihm der Verleger auf die festgesetzten Verkaufspreise gewährt (bei Belletristik früher durchschnittlich 30 Prozent), nicht mehr existieren könne; denn die Verkaufspreise sind, wie schon erwähnt, nur um's 10fache gewachsen.

Dem Autor, der sich in gleicher Lage befindet, ist, wie wir sahen, seine Quote, trotzdem nicht erhöht, sondern erniedrigt worden. Aber der Autor ist nicht organisiert und der Sortimenter ist sehr gut organisiert; besser noch als die Verlegerschaft, in der es zu viele Sonderinteressen gibt. (Nur die wissenschaftlichen Verleger bilden einen festen Ring, sind daher auch imstande, ihren Abnehmern mit großer Energie gegenüberzutreten.) Der Sortimenter erklärt also, daß er auf die vom Verleger vorgeschriebenen Verkaufspreise seinerseits noch einen besonderen Sortimentszuschlag berechnen müsse, einen Zuschlag, der von den verschiedenen Lokalorganisationen auf 10 bis 30 Prozent normiert worden ist.

Gegen diese Zuschläge, die ihm das Gewohnheitsrecht der Endpreisfixierung aus den Händen zu winden und die Einheitlichkeit des Preises im Reiche zu zerstören drohen, wehrt sich der Verleger. Er ist bereit, den Sortimentern, die auf ihren Sonderzuschlag bündig verzichten, ihren Rabatt bis auf 35 und 40 Prozent zu erhöhen. (Für Zeitschriften übrigens, das sei nebenbei bemerkt, ist der Rabatt noch höher; vom buchhändlerisch vertriebenen Einzelexemplar einer Zeitschrift wie das „Tage-Buch", das 2.50 Mark kostet, erhält der Verleger nur 1,25 Mark, also nicht einmal seine Herstellungskosten; nicht vom Einzelverkauf, nur vom Abonnement kann eine Zeitschrift leben!) In einigen Städten, z. B. in Hamburg und Berlin, sind die Sortimenter mit dieser Kompensation auch einverstanden gewesen. In anderen aber beharren sie auf ihrer Forderung und so hat sich heute der Zustand herausgebildet, das man in Hamburg ein Buch um 30 Prozent billiger kauft als etwa in Karlsruhe.

Ein unmöglicher Zustand! Aber wie ihn beheben? Die Sortimenter streben es dadurch an, daß sie ihren Sonderzuschlag in allen Städten auf gleiche Höhe zu bringen suchen. Sie sind so weit gegangen, Verlegern, die nicht-zuschlagerhebende Buchhändler beliefern, mit Boykottierung durch dir zuschlagerhebenden zu drohen. Die Verleger erwidern mit Bemühungen, in Verlagsgemeinschaften eigene Buchhandlungen zu gründen, die schon durch Umsatzsteuerersparnis und gewiß durch Ausschaltung des Zwischengewinnes die (viel zu zahlreiche!) Buchhändlerschaft mattsetzen könnten. Zwischen diesen beiden Extremen tobt jetzt der Kampf.

5.

Der Konsument aber muß zahlen. Er zahlt für Bücher relativ noch weit weniger als für Lebensmittel, Textilien oder Metallwaren. Indessen genügen schon die jetzigen Preise, breite Schichten als Käufer immer mehr ausfallen zu lassen und den Absatz von der altkultivierten Garde wirklich Verständiger zunehmend auf die neuen Reichen, auf die Vermögensverschleierer und aufs Ausland abzulenken.

Nur hier und da zeigen sich bisher Ansätze, durch Konsumentenvereinigungen die Preise zurückzuschrauben und notleidende Kreise derart wieder kaufkräftiger zu machen. An den Universitäten ist man — wobei der volle Rabatt des Sortimenters eingespart wird, — vielfach zum direkten Bezug beim Verleger übergegangen. Auch die Gewerkschaften und die Volksbildungsvereine versuchen ähnliches. Vielleicht wird sich daraus mit der Zeit die Buch-Konsumgenossenschaft entwickeln, die auf gemeinnütziger, nicht profitwirtschaftlicher Basis, analog den bestehenden Konsumgenossenschaften, für ihre Mitglieder den Einkauf und die Verteilung übernimmt und die sehr wohl imstande wäre, bei einem Minimum von Betriebsspesen weitaus billiger zu liefern als der gewerbliche Buchhandel. Wer die Zukunftsentwicklung überdenkt — im Frühjahr werden wir, wenn kein epochaler Umsturz im Geldwert erfolgt, wahrscheinlich doppelt so hohe Buchpreise haben wie im Herbst!) — den will es bedünken, als ob dies tatsächlich der einzige Weg sei, den heimischen Konsum auf die Dauer zu erhalten.

SICHTUNG AUS DER BÜCHERFLUT

Immer noch erscheinen fünfzigmal mehr Bücher als nötig wäre. Um aus der Überschwemmung die wertvollen Bücher herauszusuchen, habe ich Hugo von Hofmannsthal, Wilhelm Schmidtbonn, Stefan Zweig, Franz Blei und Hermann Bahr gefragt, welche der neu erschienenen Bücher ihnen von Bedeutung seien. Ich nehme an, daß die Sichtung auch für die Leser des „Tage-Buch" von Wert sein wird.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Ihre Frage nach den zwei oder drei Büchern zu beantworten, fällt mir nicht schwer. Denn ich verstehe diese Frage so, daß Sie die Nennung der wenigen Bücher im Sinn haben, von denen man sich nicht problematisch, sondern absolut berührt fühlte: die man in seinen eigentlichen geistigen Besitz aufzunehmen und dann zu erhalten wünscht; deren man sich nicht erinnern wird, das wäre zu wenig, sondern die man oft wieder aufschlagen wird.

Ich bedarf keiner langen Überlegung und nenne Ihnen diese drei: den dritten Band von KONRAD BURDACHS großem Werk, *„Vom Mittelalter zur Reformation"* — erschienen, dieser dritte Band, *(Berlin, bei Weidmann 1917)* und enthaltend die erste Textausgabe eines der bedeutendsten Werke unserer Literatur aus der mittleren Zeit: des *„Ackersmannes aus Böhmen"* mit einem unvergleichlichen Commentar, der, von der Sprachgeschichte ausgehend, eigentlichste deutsche Geistesgeschichte gibt, wie es ja nicht anders sein kann, da die Sprache der Geist eines Volkes ist.

Zum zweiten wiederum den dritten Band, erschienen gleichfalls 1917, von JOSEPH NADLER'S *„Literaturgeschichte der deutschen Landschaften und Stämme"*, des Buches, das, nach einem oder zwei Decennien, das wahre Hausbuch der Deutschen sein wird.

Zum dritten des jung gefallenen NORBERT VON HELLINGRATH zwei Vorträge über *Hölderlin,* ein dünnes Büchlein, *(verlegt bei Hugo Bruckmann, München)* aber schwer an Gehalt, reines Vermächtnis eines reinen Individuums, darüber hinaus aber von der tiefsten Bedeutung als Symbol dafür, wie eine neue Generation aus der scheinbaren Vergangenheit ihre höchste Gegenwart holt.

STEFAN ZWEIG

Von neu erschienenen Büchern bin ich besonders dankbar GERHART HAUPTMANN'S *„Anna" (S. Fischer's Verlag)* weil diese Idylle einen verehrten Meister in der ungebrochenen Fülle seiner seit Jahren bewunderten dichterischen Kraft zeigt.

ERWIN GUIDO KOLBENHEIER'S Roman „*Das Gestirn des Paracelsus*" (*Georg Müller Verlag*), weil hier ein stiller und stillwirkender Gestalter unbeirrt von Zeit und Mode ein heroisches Bild, das er in der „*Kindheit des Paracelsus*" grandios begonnen, zu unvergeßlicher Plastik erhebt.

ERNST WEISS für seinen Roman „*Stern der Dämonen*" (*Georg Müller*), der Geist Dostojewskys atmet und die ganze Feurigkeit dieses unruhigen heißen österreichischen Dichters diesmal in aufregender Fülle auftut.

WILHELM SCHMIDTBONN für seine erschütternde Hundegeschichte „*Die Flucht zu den Hilflosen*" (*E. P. Tal & Co., Wien*), die fast von der ganzen deutschen Presse ignoriert wurde und nach meinem Empfinden durch ihre Reinheit, ihre Innigkeit des Gefühls die Epoche überdauern wird.

Einem unbekannten jungen Menschen, Herrn DMITRY UMANSKY für die Zusammenstellung der „*Denkwürdigkeiten Tolstois*" (*Wiener Graphische Werkstätte*), einer Sammlung, die in noch weiter folgenden Bänden alle Erinnerungen und Gespräche mit Tolstoi zu einer Einheit erheben will, die kaum weniger wichtig sein wird als jene, die von unsern deutschen Philologen in jahrzehntelanger Arbeit zur Gestaltung des Goethe-Bildes geleistet wurde.

EMIL LUDWIG, weil er in seinem „*Goethe*" (*Cottas Verlag*) dies Mosaik, dies bunte aber starre Mosaik des Philologen wieder zum plastischen Lebensbilde formte.

HERMANN BAHR für seine „*Summula*" (*Insel Verlag*), weil er in diesen weitausschwingenden Essays alles Journalistische überwunden hat und eine Kunstform der Sprache und der Darstellung erweist, die seinen bisher fluctuativen, an die Stunde gebundenen, rasch impressionistischen Schriften nun eine rechte Meisterschaft der Ruhe, der Geduld und der geistigen Klarheit gegenüberstellt;

ALBERT EHRENSTEIN für die „*Briefe an Gott*" (*Genossenschaftsverlag Wien*), weil ich die bittere Güte, die zornige Leidenschaft dieses Dichters immer in jedem seiner Werke ergreifend finde;

und nochmals und abermals GUSTAV LANDAUER für seinen „*Shakespeare*" (*Rütten & Loening*), den ich an dieser Stelle schon — aber vielleicht nicht genug — gerühmt habe.

WILHELM SCHMIDTBONN

STEFAN ZWEIG *„Marcelline Desbordes-Valmore"*. Das Lebensbild einer Dichterin. *(Inselverlag)*. Eine neue Gestalt, nie wieder verlierbar. Ein abenteuerlichstes Leben, dennoch die gradaus gehende Sicherheit einer unbeirrbaren Seele.

WILHELM HAUSENSTEIN *„Kairuau"* oder die Geschichte vom Maler Klee. *(Kurt Wolff Verlag)*. Unsere Expreß-Lokomotiven werden den Enkeln sehr kindlich dünken. Der äußerste Vorstoß dieses Malers, von den Enkeln aus gesehen, darum das Kühne nur noch zart.

MAX PICARD *„Der letzte Mensch"*. *(Talverlag Wien)*. Für den, der mit einem Buch kämpfen will: Neue Visionen.

HERMYNIA ZUR MÜHLEN *„Was Peterchens Freunde erzählen"*. Mit Zeichnungen von George Grosz. *(Malikverlag Berlin)*. Anklägerische Märchen. Den Kindern wird gesagt, nicht wie Kohle und Streichhölzer entstehen, sondern durch welche Wunder von menschlicher Qual in der Arbeit.

CARL EINSTEIN *„Die schlimme Botschaft"*. *(Verlag Rowohlt Berlin)*. Unerschrocken Jesu Welt und unsere durcheinander verwühlt, wie in einem Schöpfungsgewitter mit visionären Blitzen. Nie ward der Mensch Jesus so entsetzlich sichtbar gemacht.

GUSTAV LANDAUER *„Shakespeare"*. *(Rütten & Loening, Frankfurt)*. Ein Kind, das um den Vater spielt. Aber wie kommt es, daß man vom Gesicht des Vaters immer wieder auf das Gesicht des Kindes sehn muß?

G. F. HARTLAUB *„Kunst und Religion"*. *(Verlag Kurt Wolff)*. Wissenschaft und Musik zugleich. Blendlicht wenigstens in den Winkel eines Labyrinths. Unter vielen geschwätzigen Kunstbüchern ein beredtes.

CARL DALLAGO *„Laotse"*. Der Anschluß an das Gesetz oder der große Anschluß. *(Brenner-Verlag, Insbruck)*. Übersetzung ohne Kenntnis des Originals, durch Vergleich anderer Übersetzungen aus dem Gefühl, aber vom Ergriffenen und darum die beste.

JOHANNES BÜHLER *„Klosterleben im deutschen Mittelalter"*. *(Inselverlag)*. Die Steine reden. Wie wenig trennen Jahrhunderte! Das waren wir.

CARL EUGEN NEUMANN *„Die Reden Gotamo Buddhos"*. *(Verlag Piper, München)*. Die Auswahl dieser drei Bände schon alpenhaft. Jeden Tag sollte man ein Stück dieser Gipfel hinansteigen.

FRANZ BLEI

ROBERT MUSIL *„Die Schwärmer". (Berlin, Sybillenverlag).* Der Psychologismus, mit dem unsere „Gestalter" in Drama und Roman arbeiten, ist abgetan. Kritisch schon länger, dichterisch jetzt erst durch dieses Werk Musils, das eine dichterische Epoche inauguriert. Das Psychologische ist hier bis an seine Grenzen gebracht, wo das Religiös-Dogmatische beginnt.

STENDHAL *„Lucian Leuwen". (München, G. Müller Verlag).* Wir bekommen von Frankreich die Politiker vorgeschrieben. Den Roman unserer derzeitigen Situation bekamen wir von dem genialsten Franzosen vorausgeschrieben: er mußte wahrhaft diese Zeit abwarten, um ins Deutsche übersetzt zu werden, was J. Goltz kongenial besorgt hat.

CARL SCHMITT-DOROTICZ *„Die Romantischen Politiker". (Leipzig, Drucker & Humboldt Verlag).* Weit und breit die tiefste Schrift zur Politik seit Dezennien. Mit aller Kälte, die der Gegenstand verlangt, wenn er gedacht werden soll. Denn alle unsere politischen Schriftsteller sind gefühlig engagierte Politisierer aus einer Gelegenheit, einem Zufall ihres Daseins.

BORCHARDT-DANTE *„Das Neue Leben". (Rowohlt Verlag Berlin).* Eine im Undeutlichen des Gefühls oder, schlimmer noch, der „Stimmung" sich verdeutlichende Dichterei und die daran Gewöhnten werden sich nur langsam zu Borchardt erholen können. Man versteht es, warum der Daimon Borchardt zu Dante führt, dessen erste Kanzone der Vita Nuova nicht beginnt: Donne, che sentite amore, sondern: Donne, ch' avete intelletto d' amore. Eine Zeit, die mit einem Hundertstel ihres Sprachgutes auskommt und das etwa doch Fehlende mit gestotterten Punkten und gestammelten Stimmungsstrichen ersetzt (exprimiert), muß einer, der alle hundert Teile seiner Sprache redet, vorkommen, wie aus einer andern Welt, die man, um sich das Air der Überlegenheit zu geben, achselzuckend „philologisch" nennt.

HOFMANNSTHAL *„Die Frau ohne Schatten". (Berlin, S. Fischer Verlag).* Wäre die Zeit weniger mit ihrem Gedärm beschäftigt, den Hunger bedenkend oder die Verdauung, fände sie in der Trägheit ihres Urteils aus der Vorkriegszeit (das auch schon kein Urteil war) ein bißchen Zeit und Lust, sie würde ihre Phrase über Hofmannsthal nach diesem so tiefen wie schönen Buche revidieren. Es ist durchaus nicht die Dose für das Straußische Spielwerk!

KARL EUGEN NEUMANN *„Die Reden Gutamo Buddhos." (München, Piper Verlag).* Vielleicht trinken die Zionisten den Rest des Jordan aus. Den Christen dürfte er vertrocknet sein. Sie sollten es mit dem Ganges versuchen. Über Neumanns große Tat kein Wort. Aber daß man für fünfzig Papier-Mark diese drei schöngedruckten Bände von insgesamt zweitausend Seiten bekommt, die immer wieder zu lesen sind, dies den vielen, die nicht mehr als solche 50 Mark für ein Buch haben, das mehr als ein Buch ist.

JAMES BRANCH CABELL *„The Cream Of The Jast" (New York, Mc. Bride & Cie.).* Das siebenzehnte von des amerikanischen Autors Büchern, der seine Romane Biographien oder Genealogien nennt. Er ist von hohem Range, wie kein Romancier derzeit in Europa — Grund genug, daß ihn seine Landsleute nicht lesen. Aber ich will die Deutschen nicht frozzeln, denn das Buch kostet zwei Dollar. Ich habe es geschenkt bekommen.

HARNACK *„Marcion": Das Evangelium vom fremden Gott. (Leipzig, Heinrich'sche Buchhandlung).* Aus der Halbwelt der Wissenschaftlichkeit gibt es modische Bücher wie das spenglerische, die heiß gegessen werden müssen, da sie nach drei Stunden ungenießbar werden. Der gebildete Leser möge es einmal weniger billig sich geben lassen und machen, dieses Werk lesen, Arbeit von dreißig Jahren des Gelehrten, welche die Tragödie des Christentums darstellt in Leben, Lehre und Geschichte der größten christlichen Gestalt: Marcion. Die Tragödie des Christentums ist der Triumph der Kirche.

„Die Insel Bali". Zwei Bände. *(Folkwang Verlag Hagen in Westfalen).* Kurz vor dem Ende, welches das christliche Europa mit seinem Import von Diebstahl, Lues, Schnaps, Moral, Hurerei und Konfektion diesem antikischen und schönsten Volke der Erde bereitet, hat man es photographiert: die Menschen und Landschaften, die Bauten und Bildwerke, die Kulte und Feste. Mit diesen zwei Bilderbänden haben wir alles getan, was wir Europäer in einem solchen Fall tun können: wir machen ein Inventar dessen, was nächstens nicht mehr da sein wird, begnügen uns, es wenigstens schwarz auf weiß zu besitzen. Ein paar Leute stilisieren ihre Wertheim-Plakate danach. Sogenannte Künstler.

JOSEF NADLER *„Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften". (Regensburg, J. Habel Verlag.)* Auch wenn Nadlers genialer Gedanke von der Romantik ab und mit ihr (als einer

totalen kulturellen Durchwerfung der deutschen Geistes-Schichtung) etwas zum Aperçu wird und seine Tragfähigkeit zu verlieren droht, — was dieser Gedanke bedeutet und leistet bis zu dieser Zeit von den Anfängern her, das kann man an dem Gezeter der zünftigen Historiker ermessen, die nicht willens sind, ein neues Kollegienheft (mit neuen Witzen) auszuarbeiten, wo sie doch seit vierzig Jahren, und länger noch mit dem alten ein so zufriedenes Leben mit allem etatsmäßigen Avancement führen. Zumal auf den norddeutschen Universitäten, wo z. B. Grillparzer immer noch mit einem Bein im Kapitel Schicksalsdramatiker, mit dem andern im Kapitel Epigonen steht, also nicht dort, wo er in Wahrheit steht.

PETER DÖRFLER *„Judith Finsterwalderin"*. Ein Roman. *(Regensburg Pustet Verlag)*. Seitdem die Zeilenschmierer der katholischen Blätter und Blättchen ihren „katholischen Kürschner" haben und dieser sinnlose Begriff einer „katholischen Literatur" aufgekommen ist (der guten Sache wegen, nicht der guten Literatur), sind die zwei oder drei Dichter, die ihr Glaube ganz von selber zu Verlegern katholisch-kirchlicher Schriftwerke geführt hat, noch übler dran als früher. Außerhalb der katholischen, diecösan geleiteten Leser legt man die zwei oder drei Dichter zu den armseligen Erzeugnissen einer Erbauungsschriftstellerei meist letzten Ranges. Man hat sich uns allmählich zu den großen historischen Romanen der Handel-Mazetti bekehrt. Man lese diesen weit subtileren, geistig umfangreicheren Peter Dörfler, der wahrhaft in seine Tinte nicht den Weihbrunnkessel ausleert, um ein beliebter frommer Autor zu werden.

KARDINAL NEWMAN *„Philosophie des Glaubens"*. Deutsch von Th. Hecker. *(München, Weidmann Verlag)*. Das katholische Deutschland ist Roms enfant terrible, auch in dem Sinne des nicht genug zu behütenden und zu bewachenden Kindes. Man fürchtet immer, den Deutschen könnte aus ihrer Stammesart die evangelische Ader aufbrechen. Luther spukt noch, und die Jesuiten haben nur in Deutschland wirklich zu tun, den Katholiken hier abzugewöhnen, die Sache zu ernst zu nehmen, beim Worte gewissermaßen, statt bei der Auslegung. In den offiziellen kirchlichen Kreisen sieht man es daher sehr ungern, daß Newman den Deutschen vorgeführt wird. Aber in der Katakombenkirche der Katholischen wird man ihn lesen. Am deutschen Titel der Grammar of Assent soll man keinen Anstoß nehmen, — er ist eine Conzession an eine deutsche Schwäche, die Vorliebe für Wort Philosophie.

HÖLDERLIN, *Gedichte. (Lichtenstein Verlag, Jena.)* Diese Ausgabe, weil sie eine einsichtsvoll begrenzte Vollständigkeit besitzt und auf das Sammeln der allerletzten Wrackstücke aus dem Untergang verzichtet. Dann, weil sie auf sehr schönes Papier sehr schön gedruckt und gut gebunden ist. Und schließlich, weil sie zu all dem billig ist

REGINA ULLMANN, *Novellen in Prosa. (Leipzig, Inselverlag.)* Diese seltsame Magd ging und geht immer nur den Weg vom Haus zum Brunnen, und er tat ihr immer mehr seine Wunder auf. Der Prophet mag Gott im Donner hören und danach brüllt er ja auch um die Wette, stimmstolz wie er ist. Regina, die gute Magd, seltsamer Spätling, findet alles, was es alt gab, neu auf ihrem kleinen Weg, der Welt ist. Sie weiß von nichts und hat alles. Mit den halbgeschlossenen, gesenkten Augen ihrer eingebornen Demut sieht sie tiefer in Herz und Erde, als das spürendste Auge. Ich glaube, Stifter würde heute so und solches schreiben.

KONRAD WEISS, *„Die kumäische Sybille". (München, G. Müller Verlag).* Gedichte sind immer von innen her, wie von außen. Die meisten heutigen sind von außen. Ich meine das Innen natürlich nicht im Sinn von „erlebt", „gefühlt" und was derlei Quatsch. Sie sind Gebilde eigensinnig und orthodox wie das Achsensystem von Krystallen: das System, und daß es da ist, entscheidet, daß ein Krystall wird. Identität jeder Strophe mit dem Ganzen: wie der gespaltene Krystall kleine gibt, nur wieder in seinem System. Das Gedicht ist wie eingeschlossen in sich selber; es franst nicht; associiert nicht; schafft nicht Träumerei und derlei; es ist bestimmt wie eine gute Definition. Das zu sagen lohnt sich heute bei drei deutschen Dichtern, weil mans an ihnen beweisen kann: Borchardt, Konrad Weiß und Oscar Loerke. Weiß, um Charakterlogisches zu sagen, bewegt sich aus Gott zur Welt hin, Loerke umgekehrt von der Welt zu Gott. Beide voll Dinghaftigkeit des Geschauten; Weiß spröder, versonnener, einfältiger; Loerke (Die verborgene Stadt, Berlin, S. Fischer) nervöser, feuriger, spitzer.

FRANZ BLEI, *„Leben und Traum der Frauen". (München Rösel & Cie. Verlag).* Die Scham wäre falsch, die mich hinderte, dieses Buch zu empfehlen, weil es von mir ist. Es wahrt, wie ihm zukommt, allen Abstand von den andern hier empfohlenen Büchern, aber schließlich kann ich mich, da ich es doch veröffentlicht habe, nicht so stellen, als ob ich davon abriete. Es ist ein Buch in meiner unentschlossenen Art: soll man nichts als schön erfinderisch entlasten oder

soll man denkend verpflichten. Das Buch versucht beides in einem. Und wird ein Seitenstück bekommen mit dem Titel: Wahn und Dummheit der Männer:

HERMANN BAHR

1) Landauer „Shakespeare",
2) Hellingraths „Hölderlinrede",
3) Nadlers „Die Berliner Romantik",
4) Albert von Hofmanns „Deutsche Geschichte",
5) Schleichs „Besonnte Vergangenheit",
6) Alexander Maria Bernats „Pastorale",
7) Emil Ludwigs „Goethe",
8) Otto Flakes „Die fünf Hefte",
9) Hofmannsthals „Der Schwierige",
10) Franz Dornseiffs „Pindar".

Auch Summula hätte, wenn sie nicht von mir wäre, stark auf mich gewirkt.

ERNST ROBERT CURTIUS

NEUE FRANZÖSISCHE BÜCHER

Der Aufforderung, den Lesern des Tage-Buchs einige neue französische Bücher zu nennen, komme ich gerne nach. Freilich kann ich nur ein paar unsystematische Hinweise geben und muß mich mit dem begnügen, was mir persönlich zugänglich geworden ist. Mit zwei Auswahlbänden möchte ich beginnen: den *Pages Choisies* von ROMAIN ROLLAND (zwei Bände, herausgegeben von *Marcel Martinet* 1921) und den *Morceaux Choisis* von ANDRÉ GIDE (1921). Gide und Rolland sind die beiden einzigen großen europäischen Franzosen der führenden Generation — europäisch freilich in einem ganz verschiedenen, ja unvereinbaren Sinne: aber doch beide verantwortungsbewußt den französischen Geist im europäischen Konzert vertretend. Die „Ausgewählten Werke" geben von der Gestalt dieser beiden Führer ein klares, festumrissenes Bild und reduzieren ihr umfangreiches Werk auf ein einprägsames graphisches Schema. Für Rollands

Beurteilung der Zeitprobleme ist daneben natürlich sein Clérambault (1920) unentbehrlich, auf den hier schon früher hingewiesen wurde. Zu diesem tragischen Kämpferroman tritt ergänzend die zarte Idylle Pierre et Luce (1920). Über Romain Rollands Tätigkeit während des Krieges unterrichtet Jouve, Romain Rolland vivant (1921). Die schöne Rolland-Biographie von Stefan Zweig bedarf keiner Empfehlung mehr.

Gide ist bei uns noch viel zu wenig gewürdigt. Seine komplexe Persönlichkeit, die sich das Motto wählte: les extrêmes me touchent, ist nicht so leicht zu überschauen. Bei jeder neuen Begegnung offenbart sie neue ungeahnte Seiten, und ich weiß weniges aus der heutigen Literatur, das einen so dauernden und gehaltreichen Gewinn bringt. Die Symphonie Pastorale (1919) und die Inedita der Morceaux Choisis werden viele überraschen, die nicht wußten, daß dieser exquisite Künstler zugleich ein tiefer Moralist und der Vorkämpfer eines neuen Et[illegible]is dessen Spannungen auch in uns leben. Kristallinisch rein und doch ganz durchglüht von der Passion des Lebens ist diese Kunst.

Wie ein jüngerer Bruder von Gides Immoraliste tritt uns JEAN SCHLUMBERGERS schönes Buch *„Un homme heureux"* (1921) entgegen. Das Problem ist die männliche Lebenswende des 40. Jahres, der Ausbruch aus Familie, Heimat, Beruf und Besitz; die Abwendung vom „Glück" um des unbekannten „Heiles" willen. Auch hier wird die klassische Tradition der französischen Moralkritik mit neuem Gehalt erfüllt. — Dieser perennierende Klassicismus des französischen Geistes (den wir sehr zu Unrecht als erstarrte Convention beurteilen würden) hat in MARCEL PROUST einen neuen Vertreter ersten Ranges gefunden. Proust, der jahrzehntelang geschwiegen hatte, wurde 1919 mit dem Goncourt-Preis ausgezeichnet und trat sofort in das helle Licht des Ruhmes. Er und PAUL VALÉRY, der weise Meister des spekulativen Gedichts, sind die beiden Sterne erster Größe, die in Frankreich nach dem Kriege sichtbar geworden sind. Die sechs Bände von Proust's Roman „A la recherche du temps perdu" (1919—21) bilden eine Welt für sich, deren Eigenart und Reichtum in wenigen Worten gar nicht anzudeuten ist. Hier ist ein Analytiker, der das meiste von der bisherigen Psychologie als schematisch und grob erscheinen läßt; ein Bergson des französischen Romans; ein Stilkünstler von subtilster Präzision, der in seinen Netzen eine kaum zu überschauende Fülle von Lebens-Substanz auffängt. — In das heutige Frankreich der Nachkriegs-Depression führt

ein sehr bemerkenswertes Buch eines Neulings: HENRI MÉNABRÉA *Les Avares* (1920). Es ist das Buch der Enttäuschung eines aus dem Felde Heimkehrenden. Ohne irgendwelches ideologisches Pathos, aber mit dem grausamen Realismus von Balzacs Grandet wird hier die alte französische Bourgeoisie gegeißelt, die den Krieg nur als eine Art Unterbrechung des normalen Daseins auffaßt, „das nun glücklicherweise intensiver und selbst zynischer als früher wieder anhob in seinen individuellen Kämpfen um Brot, Vergnügen, Erfolg, um Dividenden und Löhne, um Luxus oder Tango". Der Held des Buches hatte sich im Schützengraben mit Goethes Wort vor Valmy getröstet und sieht nun die erhoffte neue Epoche der Weltgeschichte im Sumpf des alten Materialismus untergehen. Dies Buch ist kein Parteibuch und darum doppelt wertvoll. — Noch ätzender ist die Zeitkritik in PIERRE HAMP. *Les Chercheurs d' Or* (1920; deutsch 1921 im Rheinverlag, Basel). Die Ausplünderung des sterbenden Wien durch internationale Schieberbanditen ist das Thema dieses erschütternden Buches, dessen Verfasser Redakteur an der Humanité ist.

Daß der alte Stamm der französischen Tradition auch heute noch neue Zweige treibt, zeigt sich in einer Erscheinung, die man bisher auf französischem Boden am wenigsten zu finden gewohnt war und die umso überraschender wirkt: ein launiger seiltänzerischer Humor, dessen Lachen nicht satirisch oder sarkastisch grimassiert, sondern aus purem strotzenden Vergnügen an den barocken Möglichkeiten des Lebens kommt. Zweifellos haben Gides ironische Possen (Paludes und les Caves du Vatican) und Claudels Protée hier einen Durchbruch vollzogen und eine neue Bahn gewiesen, auf der seither Jules Romains, Max Jakob, Louis Aragon glückliche Funde gemacht haben. Auch der undefinierbare Nonsense-Humor von englischen Dingen wie Alice in Wonderland mag hier mitgewirkt haben. JULES ROMAINS köstlicher Filmroman Donogoo-Tonka (1919; deutsch im Verlage des Neuen Merkur) wird viele Leser entzücken, die den unanimistischen Theorien desselben Verfassers nicht viel abzugewinnen vermochten. Und LOUIS ARAGON einer der Allerjüngsten, hat in seinem Prosa-Erstling *Anicet ou la Panorama* (1921) eine deliziöse Mischung von Charme, Abenteuer, Dada, Kubismus, Erkenntnistheorie und Absurdität vorgesetzt und das alles in einer so geschliffenen Sprache zu präsentieren gewußt, daß man ihn den expressionistischen Humoristen des Neuklassizismus nennen möchte, wenn sich ein so schillernder und kapriziöser Schmetterling mit Begriffen festheften ließe. — „Für viele Schriftsteller unserer Generation

repräsentiert der Deutsche den geheimnisvollen Punkt, von dem das Abenteuer seinen Ausgang nehmen wird. Der Autor steht abwartend vor dem Deutschen, den er geschaffen hat, wie der Vorstehhund vor dem Feld, in dem die Rebhühner zusammengeschart sind. Unsere Romantiker wurden beeinflußt von den alten deutschen Erzählern. Die Märchen von Musäus und Achim v. Arnim lieferten den Liebhabern von Träumen und geschwätzigem Pfeifenrauch unendliche Themen. Heute, wo wir ihn besser kennen, ist der Deutsche noch mysteriöser geworden." So schrieb vor einem Jahr PIERRE MAC ORLAN der junge Champion des neuen französischen Abenteuerromans, der die anspruchvollsten Leser befriedigt, weil er die kultiviertesten literarischen Qualitäten in den Dienst seiner Freibeuter und Landsknechtsfantastik stellt. Sein neuestes Buch La Cavalière Elsa (1921), das sich zum Teil an den Ufern des Rheines abspielt — la nature rhénane assez définitive sous tous ses aspects pour prendre naturellement sa place parmi les grands musées du monde — schildert die Eroberung von Paris durch die russisch-chinesische Rote Armee, deren Siegeszug zugleich die steil aufwärts führende Schicksalskurve der kleinen Elsa Grünberg aus Bacharach ist; das erotische Pigment in der Katastrophenstimmung des Weltumsturzes.

ANDRÉ SALMON, der schnell berühmt gewordene Verfasser von *Tendres Canailles* und *La Négresse du Sacre-Toeur*, hat in der jäh bewegten und vielverschlungenen Handlung seines zeitgenössischen Romans L' Entrepreneur d' Illuminations eine Art Erneuerung des Naturalismus vollzogen. Er gehört wie Mac Orlan und Aragon zu d·r Generation, die erst nach dem Kriege hervorgetreten ist, und deren Bücher schon jetzt der werdenden französischen Literatur neue seelische und künstlerische Dimensionen erobert haben. Wir ahnen eine neue Lagerung der Elemente des französischen Geistes. Sie heute schon zu definieren und abzugrenzen, wäre verfrüht.

Alle tieferen Schauspieler stehen an der Grenze ihrer Kunst. Jedes Auftreten bedeutet immer wieder Überwindung stärkster Hemmungen. Der Triviale wird routiniert, der aus dem Erlebnis Schaffende nie. Wenn Oskar Sauer auf die Bühne trat, zitterte man: Kommst Du morgen wieder? Das lag an dem aus seinen Augen strahlenden Lebensernst, der zu leicht jedem Schau-Spiel entrückt werden konnte. Ähnliche Bangigkeit fühl ich jedes Mal, wenn Helene Thimig auftritt. Morgen kann sie sich dem Spiel entziehen. Sie spielt ja nicht, sie ist.

Es gibt einen ersten Anlauf zur Größe, der vielen glückt. Jugend ist zuweilen beinahe Genialität. So sind Kinder als Darsteller, nichts und alles ahnend, zuweilen unbeschreiblich und unnachahmlich. Der erste Sieg geschieht im Traum. Aber dann kommt eine Periode des Bewußtwerdens, in der fünf Sechstel aller Talente zusammenschrumpfen.

Die Thimig hatte, nach der ersten Periode unbewußten Leuchtens, eine gefährliche Zeit. Sie begann, während sie sprach, sich selbst zu hören und wir? — wir hörten, daß sie sich selbst hörte. Sie wandte ihre Gaben an. Sie war sich selbst nützlich. Aber das Wunderbare ihres Anfangs an ihr war, daß ihre Kunst nie Kunstgewerbe wurde. Sie bebte vor der Welt. Aber dann kam eine Zeit, da sie sich beben ließ. Eine Sorge um sie stieg auf.

Eine andere Sorge wurde wach. Sie verlor zuweilen ihren Ton. Ein schreckliches Wunder ereignete sich: Sie erlebte bis in den Grund den Ton eines Anderen. Und plötzlich sprach nicht Helene Thimig sondern der Andere aus ihr. Es war eine mysteriöse Transfusion, eine Blutübertragung, die im Leben vielleicht etwas unbeschreiblich Schönes war. Künstlerisch sah es zuweilen wie eine jähe Verarmung aus.

Da sah ich sie im vorigen Jahr als Jungfrau von Orleans und atmete auf. Sie hatte ihren Ton wiedergefunden. Sie war auf einem Umweg, der sie reifen ließ, wieder zu sich selbst gekommen. Sie formte fast nach einem architektonischen Plan, aber der Plan war ihr ins Blut gegangen und wieder unbewußt geworden. Sie begann die Jungfrau als Kind-Mädchen, das tapfer aus Einfalt, stark aus Sendungsgefühl, unantastbar als Verbündete Gottes war. Plötzlich entsank ihr das Schwert. Ein Mann trat in ihr gotteskindliches Dasein und der Panzer der

Unverletzlichkeit fiel von ihr ab. Ihr Arm wurde schwach und sank. Das Kind erbebte vor dem Manne. Und dieses Weib-Erwachen des Kindes, dieses beseligende Schwächegefühl war der Höhepunkt ihrer aufgebauten Leistung.

An diesem Abend, an dem sie sich selbst, in höherer Form, wiedergefunden hatte, geschah es, daß das Berliner Publikum ihr am Schluß, als sie vortrat, den Namen: Krauß! Krauß! entgegenbrüllte . . . In keiner anderen Stadt wäre so rohe Huldigung möglich. Sie erbleichte. Die Enthusiasten für Krauß (der gerade an diesem Abend matt gewesen) bombardierten sie mit verdoppeltem Ingrimm. Hier ist Enthusiasmus für Einen das Mittel der Seelenroben, damit einen Anderen gründlich zu verwunden. Ich hielt damals einen dieser brutalen Schwärmer fest. Er sah mich ganz erstaunt an. Er hatte in aller Unschuld losgehauen und fand es ungehörig, daß ihn irgendwer in seinem barbarischen Enthusiasmus störe.

Nach langen Schweigen ist sie jetzt in Hofmannsthal „Schwierigem" wiedergekehrt.

Sie hat da, ehe sie spricht, lange Zeit auf der Bühne zu stehen und einen Mann anzusehen. Sie trug ein wunderschönes lichtviolettes Mädchenkleid, das in einem Kranz von Pelz endete. Ihr junger, schmaler, immer noch kindhafter Körper kam in seiner kargen Schlankheit schön zur Geltung. Ihr blondes Haar, das leicht unansehnlich aussieht, war hell und sanft gescheitelt. Und wie sprach dieser lichte, aufmerksame Blick! Welche Fähigkeit, durch offenes, direktes, klares Schauen, inneres Leben zu offenbaren! Dann hatte sie zu konversieren, leicht zu reden, leicht zu scherzen. Durch einen feinen Anhauch von Wienerisch wurde sie beschwingt. Während sie leicht plauderte, offenbarte ein großer, gerader Blick allen Ernst ihrer Jugend. Plötzlich war wieder das leise Beben in ihrer Stimme. Sie hat den Geliebten zu fragen: „Gräfin Helene? So nennen sie mich?" Ganz leicht, ganz konversationell fällt der Satz, aber er wurde erfüllt vom Thimig'schen Beben. Sie verläßt den Geliebten, damit er mit anderen Frauen sprechen kann. In ihrer Stimme, die sich aufs allerzarteste zu instrumentieren weiß, ist gar keine Unruhe. Vielmehr ein warmes Gefühl innerster Sicherheit: Sprich nur, Lieber, meine Stunde wird schon kommen. Da hat sie ein ganz kleines, beinah verlegenes Lächeln, als schämte sie sich ihrer eigenen Sicherheit. Im Nu huscht dieses Lächeln fort und übrig bleibt ein sehr

ernster, bangender Blick. Alle diese Minutendramen bewölken und erhellen ihr Gesicht nur ganz kurz, Lächeln gleitet in Bangen, Bangen in Lächeln über. Keinen Augenblick steht das Leben auf diesem Gesicht still. Und in ihrer Stimme, die ganz hell, ganz lustig, ein bissel wienerisch klingt, schwingt nur schwach ein Zittern, ein Zögern, ein sekundenlanges Innehalten, — so zart aufgetragen, daß nur feine Ohren den Unterton hören, das Thimig'sche Beben. Nie wird ein Gefühl ausgewalzt, nie wird eine Pause taktlos verlängert, alles huscht, alles gleitet, alles bleibt absichtslos und ohne Gewichtigkeit. Es ist ein ganz zartes Versteckspiel der Empfindungen.

Dann kommt der Moment, in dem sich die junge Komteß entschließt, dem vierzigjährigen Mann nachzugehen. Sie tritt im Mantel auf die Bühne. Ihr Schritt, bestimmter als früher, sagt schon: Das ist mein Schicksalsweg. Dann redet sie mit dem alten Diener, der dem Papa ihren Brief bringen soll. Jede andere Schauspielerin würde jetzt ein bißchen Zittern in die Stimme geben. Gar nicht. Sie redet mit sanfter Bestimmtheit, ordnet das Nötige an, ignoriert das Staunen des alten Dieners und wenn sie, als einzige Antwort auf das besorgte Schauen des Getreuen, fragt: „Wie lange sind sie jetzt bei uns?" dann sagt sie das mit so ruhiger Festigkeit, daß auch der Diener diesen sicheren, warmen Ton aufnehmen muß und unmöglich breit-sentimental werden kann. Plötzlich sieht sie den Geliebten durch die Glastür. Ihr Gesicht leuchtet auf. Ich kenne keine Schauspielerin, die so wie die Thimig von innen her aufleuchten kann. Mit einem Mal fällt aller Gram von ihrer Stirn, ihr Mund, der streng geschlossene, wird ein klein wenig aufgelöst und die Wangen ihres schmalen Gesichts werden ein bißchen runder. Unbeschreiblich ist dieser Sonnenaufgang auf ihrem Gesicht, und in ihre Stimme huscht ein ganz kleines, kindliches Kichern.

Da schreien die Zeitungsleute nach Brahm. Kommt aber Eine die seiner würdig ist, weil sie vom Adel Oskar Sauers abzustammen scheint, dann fehlen die Ohren, die hören, die Augen, die sehen. Es ist seit vielen Jahren keine schauspielerische Schöpfung von so delikater Seelenmalerei in Berlin entstanden, wie die Thimig'sche Comtesse in Hofmannsthals „Schwierigem". Wenn es wahr wäre, daß das Gute sich durchsetzt — ich sah überall nur, wie das Gemeine sich breit macht — dann müßte Berlin wochenlang in die Kammerspiele pilgern, um die edelste Schauspielerin Deutschlands beseligt zu genießen.

DIE REPUBLIK DER SCHULHEFTE

Ein zehnjähriges Berliner Schulmädel hat diesen Aufsatz verfaßt. Als Thema war den Kindern von der Lehrerin die Aufgabe gestellt worden, frei über ihre Schulhefte zu schreiben . . . Der Aufsatz zeugt für die Schule! Das Loblied der Berliner Schule wird im Tage-Buch noch laut gesungen werden.

Drei Hefte liegen im Papierkorp der 8. Klasse. Das eine hieß Hanna Gottowt, das andere Margarete Schwarz, und das dritte Hedda Paul. „Guten Tag Hedda, guten Tag, wie geht's?" sagte Margarete. „Ich habe heute eine 5 bekommen und Hedda Paul hat mich beinahe zerrissen". — „Und mir hat Herr Lehrer Schulz eine 1 hineingeschrieben und trotzdem hat Margarete mich hier hineingeworfen, aber fein, es war so schrecklich in ihrer Mappe!" — „Hallo, ich bin auch da!" — „Oh, wer ist denn das?" „Ach, das ist ja nur Hanna Gottowt." „Wer, Hanna Gottowt?" „Ja, die Hanna mit den vielen 5en. Ja, schrecklich!"

Es kam ein Geräusch von der Treppe und in ein paar Sekunden war Herr Schulz in der Klasse. Alle Hefte waren still. „Potz Wetter wo ist denn das Heft?" Die Hefte im Korb erschraken, denn der Lehrer hatte schon seine Hand am Papierkorb und wühlte ihn ihm herum. Er nahm das Heft Hanna Gottowt und schrieb etwas hinein, legte es in seine Mappe und ging davon. Als Herr Schulz aus der Klasse war, sagte Margarete: „Ein Glück, daß wir Hanna los sind!" — „Ja, gute Nacht", sagte Hedda, „gute Nacht, ich will meinen Mittagsschlaf halten."

Als beide im schönsten Schlaf lagen, kam die Aufwartefrau und sah, daß alles hübsch ordentlich war, nur daß zwei Hefte auf dem Boden lagen. Die nahm sie und schmiß sie auf die schlafenden Hefte. Diese erschraken und wachten auf und fingen an zu schelten, und wurden so bekannt. Berta Orlik und Werra Levin hießen sie. Es waren gute Hefte. Sie erzählten, daß Herr Schulz sie aus der Mappe verloren und eine Frau sie hier hineingeworfen hätte.

Am nächsten Morgen wachten sie alle auf und sagten: „Ach, jetzt müssen wir wieder in die schrecklichen Schulmappen." — „Nein", sagte eines von den Heften. „Wir wollen eine Schulheftrepublik bilden, wir wollen nicht von den Lehrern mit 5en beschmiert werden, sondern in einem Glaskasten verwahrt werden und nur mit Ziffern von 1 bis 2 bekritzelt werden. Wer das will, hebe seine Hand hoch", und die Hefte hoben ihre Löschblatthände hoch und schrien: „Hoch lebe die Schulheftrepublik!"

JOACHIM RINGELNATZ

AUS DEM TAGEBUCH EINES BETTLERS

Ich klingelte. Ich bettelte um Brot.
Um alte Sachen.

Ich beschrieb anschaulich die Not.
Ich kann so eine jämmerliche Miene machen.
Meine Familie sei teils hungrig, teils tot.

Nur ein kleines, hartes, verschimmeltes Restchen Brot,
Womit ich eigentlich Geld meinte.

Der Herr verneinte.

Ich versuchte diverse Gebärden.
Ich kann so urplötzlich ganz mager werden.
Ich taumelte krank.
Ich — stank.

Da wurde ich gepackt.

Fünf Minuten später war ich nackt.

In einer Wanne im Bad
Bei dreißig Grad.

Ich weinte. — Ich wußte:
Hier half kein Beteuern.
Man fing an, meine Kruste
Herunterzuscheuern.

Dieser Herr war ein Schelm.

Ich wurde auf die Straße gestoßen.
Ich fand mich in schwarzen Hosen.
Lackschuhen, Frack und Tropenhelm.

Ich fand kein Geld. — Mir wurde bang.
Ich fand nur ein Trambahn-Abonnement.

Und ich ging auf die Reise,
Fuhr mit der Sechzehn stundenlang
Immer im Kreise.

Was halfen die noblen Sachen?

Ich bettelte. Probeweise.
Ich kann so eine kummervolle Miene machen.
Aber die Leute begannen zu lachen
Und die Haltestelle zu verpassen.

Ich sann auf einen Schlager.
Ich wurde urplötzlich ganz mager.

Ich wurde gewaltsam aus der Trambahn heruntergelassen.

Da waren die Anlagen und Gassen
Auf einmal ganz traurig und fremd.

Als ich aus dem Pfandhause kam,
Trug ich nur noch Hose, Baarfuß und Hemd.

Ich mußte mir einen Anzug leihn.
Ich ging mit der Gräfin Mabelle,
Die eigentlich eine Büffetmamsell
Ist und gesucht wird, in ein Hotel.
Wir speisten: Hirschbraten mit Knickebein.
Wir sangen zu zwein:
„Wer uns getraut — . . ."
Und zuletzt, ganz laut:
„Wohlauf noch getrunken, den funkelnden Wein . . ."

GLOSSEN

KALAUER

FÜR DIE GEBILDETEN UNTER SEINEN VERÄCHTERN

„Sie sollten noch einmal mit dem Silberstift drüber gehn" riet ein Kritiker dem von seinen Steinen aufschauenden Verfasser des Gilgamesch. Ergrimmt warf der blaubärtige Assyrer dem Eindringling eine angefangene Keilinschrift an den Kopf. Schwerverletzt rettete sich der Betroffene ins Freie. Er kränkelte lange, und sein Arzt schickte ihn zur Erholung in die verbündeten Nilstaaten. In einer Nilbucht schiffend, entdeckte er die Papyrusstaude. Aus seiner Trommel wanderte sie ins Herbarium. Eines der getrockneten Blätter diente ihm eines Tages, fern von den Steinen des heimischen Studios, zu Aufzeichnungen. „Nun bedarfs nur noch des Sepia- oder Gallapfelsaftes und eine leichtere Literatur ist auf der Welt", lächelte er, über die alte Kopfnarbe streichend.

*

Moab, der Stammvater der Moabiter wurde gefragt, warum er seine Speisen so stark würze. „Als die Mutter, erwiderte er, den Großvater Lot, der damals schon alt war, verführen wollte, (Genesis 19, 31), tat sie viel Salz in seine Abendsuppe, davon bin ich erblich belastet". „Wie gewann sie denn so viel Salz in Zoar?" wurde weiter gefragt. „Sie hatten die Großmutter mitgenommen, die (ebendaselbst, Vers 26) zur Salzsäule erstarrt war".

*

„Soviel erzählst du uns von der Himmelsleiter, die du im Traum sahest auf deiner Wanderschaft. Warum bist du denn nicht hinaufgestiegen und eingegangen zu den Engeln des Herrn" fragte Laban seinen jungen Schwiegersohn Jakob.

„Das ist der erste Treppenwitz, mein Vater", erwiderte jener etwas ungenau.

Alle Erstgeburt in Bethlehem hatte Herodes der Große umbringen lassen. Als ihm nun der vollzogene Befehl gemeldet wurde, wandte er sich an seinen Hofastrologen und sprach: „Berechne mir schnell das glückliche Jahr, in dem ich von dem neugeborenen König der Juden befreit ward".

„Null nach Christo", grinste der Sterngucker nach kurzem Nachdenken.

*

Nach seiner berühmten Unterredung mit Alexander dem Großen sah der weise Diogenes aus seiner Tonne der sonnenbestrahlten Erscheinung des schönen Königsjünglings nach und sagte nachdenklich zu seinen Schülern: „Wenn ich nicht Diogenes wäre, so möchte ich Hephästion, der Busenfreund Alexanders, sein".

*

Dante bekam einmal in einem schmutzigen Landwirtshaus, in das ihn seine traurige Verbannung trieb, ein höllisch angebranntes Omelette vorgesetzt. „Falsche Anregung!", verwies er den verlegenen Gastwirt. „Ich dichte bereits am „Purgatorium".

*

Als Klopstock einmal von den Hexametern seines Hauptwerkes aufschaute, gewahrte er einen Handelsjuden in seiner Tür, welcher dem Dichter Ware feilbieten wollte. Der Dichter wandte sich wieder seiner Arbeit zu, ohne den Fremden zu beachten. Bei neuem Aufblicken fand er den geduldigen Semiten am selben Platze. „Du wartest wohl auf den Messias", sagte der Schwan von Ottensen mit doppelter Anspielung.

*

Heinrich der Vierte, der den traurigen Gang nach Kanossa gehn mußte, war schon als Knabe ehrgeizig. Einst spielte er mit seinen Gefährten Kaiser, König, Edelmann. Er hatte dabei eine Papierkrone aufgesetzt, die ihm aber ein plötzlicher Windstoß entriß. Die andern Knaben lachten. „Man reiche mir eine, die sitzen bleibt", rief der Prinz errötend, aber gelassen.

*

Götz bzw. Gottfried von Berlichingen mit der eisernen Hand, bekannt durch seine Selbstbiographie und das gleichnamige Goethe'sche Drama, lag vor der festen Stadt Heilbronn, die er hart berannte. Als in der bedrängten Stadt die Not am höchsten gestiegen war, sandten die verzweifelten Bürger eine Schar von Kinder vor die Tore, um das Herz des grimmen Heerführers zu erweichen. Das erste Kind, das sich ihm schüchtern näherte, ein liebliches Mägdlein, faßte Götz freundlich am Kinn und fragte nach seinem Namen. „Kätchen" flüsterte das Mägdlein.'— „Kätchen von Heilbronn", schmunzelte der Ritter, „hm, ich wußte gar nicht, daß wir beide Zeitgenossen sind".

Zwei berühmte französische Maler, die wir Monet und Manet nennen wollen, wetteiferten in der täuschenden Nachahmung der Natur. Eines Tages malte Manet ein Stilleben, auf dessen Früchte der von ihrer Naturähnlichkeit irregeführte Monet sich losstürzte, um sie zu verzehren. — Sich an dem Nebenbuhler zu rächen, malte Monet ein Landhaus, das Tags darauf Manet vergeblich zu betreten versuchte.

Franz Hessel.

LAMENTOSO

Warum nur hab ich nicht auf römisch-katholischen Bischof studiert! Es ist die allerschönste Stellung in der Welt. Alle weltlichen Funktionäre sind den Gemeinheiten des Mob ausgesetzt, aber ein Bischof ist absolut kugelsicher; selbst bewaffnete Aufstände des Proletariats haben ihm nichts an. Ja, im Gegenteil: er wird nach einem solchen Aufstand mächtiger als zuvor, denn das gemeine Volk wird, so ungläubig es auch ist, den angeborenen Glauben nicht los, daß ein Bischof irgendwie zaubern kann. Ein Bischof ist sehr gut bezahlt, gut unterhalten und frei von Sorge. Vor jeder Heirat absolut sicher, ist sein Himmel jetzt und fürder von keiner Sorge getrübt. Will er Urlaub

ür einen Tag, eine Woche, Monate, setzt er seinen schönen Peluchehut auf und zieht los. Wird er eingeladen, gibts immer famoses Essen und gute Zigarren und exzellente Weine. Redet er öffentlich und sei es der größte Mist, wird alles wörtlich und ehrfürchtig in den Zeitungen abgedruckt. Will er an einem häßlichen Wintertag nicht aufstehen, wenn ihn der Kammerdiener wie abgemacht um sieben früh weckt, dreht er sich auf die andere Seite und schläft weiter. Kann er jemanden durchaus nicht leiden, so exkommuniciert er ihn und fertig. Ein schönes, gesundes, behagliches Leben bei wenig und nie dringlicher Arbeit. Selbst Atheisten geben zu, daß ein Bischof eine Sache ist. Alle Bischöfe, die ich kenne, sind von einer würdevollen Heiterkeit. Warum sollte es auch anders sein? Es ist ihnen ja lange schon bewußt, daß sie die hübscheste Stellung haben, die es in der Welt gibt. Ich neide niemandem sein Glück in dieser Welt, denn alle meine Gedanken sind, wie man weiß, auf das kommende Reich gerichtet. Aber wenn ich an den einen und andern mir bekannten Bischof denke da wird es mir schwer, die grüne Schlange des Neides von meinem Busen fern zu halten. Frägt mich aber eine Mutter, was ich wohl meine, daß ihr Peperl oder Loisl werden solle, „Bischof“, ruf ich, „lassen Sie ihn nichts anderes als Bischof werden!“ Oder weiß jemand einen auch nur um geringes bessern Posten in der Welt?

Sebastian.

WIEDER EINMAL EINE PAZIFISTISCHE WOCHE IN WIEN

Wien hatte unlängst eine pazifistische Woche hinter sich. Die dritte in diesem Jahr. Nach dem Frauenbund für Frieden und Freiheit und Barbusse's Kriegsopfer-

konferenz hat jetzt der Generalrat der Union der Völkerbundliga getagt. Die armen Wiener müßten bald meinen, die ganze Welt sei voll von Friedensfreunden, würde nicht der Niedergang der Krone, die tolle Teuerung die Gleichgültigkeit der Welt für Wiens Schicksal offenbaren.

Wien's geographische Lage wenigstens hat sich seit Kaiser Franz Josefs Zeiten nicht geändert, und so war es selbstverständlich, daß — nun nicht gerade über das Kreisgericht in Trautenau — aber doch über die Deutschen in Böhmen abgehandelt wurde. Die Deutschböhmen haben ein Programm vorgelegt, daß jedem demokraten Pazifisten das Herz im Leibe lachen läßt. Sprachenautonomie, nationaler Personenkataster, internationaler Gerichtshof für Minoritätsklagen. Und da der Vertreter der Tschechen erklärte, die Deutschen in der Tschecho-Slowakei genössen dieselben Rechte wie ihre tschechischen Mitbürger, so ist es geradezu wunderbar, daß es — wie man erzählt — zu heftigen Zusammenstößen zwischen Deutschen und Tschechen auch bei der Völkerbundligentagung gekommen sein soll.

Aber man hört auf, sich zu wundern, wenn man liest, wer die deutschen Forderungen vertreten hat. Baron Ernst Plener — „der junge Plener" —, einst der Chef der großen liberalen Partei, ist den Historikern der österreichisch-ungarischen Monarchie als Vorkämpfer gegen die tschechischen Ansprüche wohlbekannt. Aber er, der die Anerkennung des böhmischen Staatsrechts zu seiner Zeit um keinen Preis geduldet hätte, der die Zwangsjacke der k. k. Verwaltung bis zum Äußersten verteidigt hat — er scheut sich nicht, heute die Tschechen wegen Verletzung der Demokratie zu verklagen. Es assistiert ihm ein Senator aus Deutsch-Böhmen, von dem nichts weiter gesagt sein soll, als daß er auch schon früher deutschnationaler Abgeordneter gewesen ist. Das Verfahren der Tschechen gegen ihre Deutschen mag nun gut oder schlecht, klug oder dumm sein — jedenfalls muß es sie bis aufs Blut reizen, wenn ihnen dieselben Gesichter heute Menschenrechte entgegenschreien, die früher zu ihrer Unterdrückung jederzeit wohlwollend Zustimmung genickt haben. Gibt es denn keine neuen Leute unter den Deutschen Böhmens? Kann denn nicht einmal ein Personenwechsel wenn auch nur aus Diplomatie, veranstaltet werden. Haben sie auch nicht einen Mann, der einmal für die Tschechen gegen das alte Österreich aufgetreten ist und also saubere Hände hat?

Aber dieser Kongreß war ja das Rendezvous der Kompromittierten. Da war auch nicht Einer, der schon 1914 gegen den Krieg gewesen wäre. Für Österreich traten gleich zwei k. u. k. Botschafter a. D. auf, Graf Mensdorff, der 1914 in London war, als nicht ohne Zutun Öster-

reich-Ungarns der Weltkrieg entbrannte, und Dr. Dumba, den Amerika hinauswies, weil er den Krieg auch im neutralen Lande führte. Lauter Greise sind da versammelt, und kaum Einer dabei, der nicht einem von allen Pazifisten mit Recht verurteilten Regime treu gedient hätte. Was soll man von ihnen glauben? Daß sie ihren Pazifismus 70 Jahre lang ängstlich in der Brust geborgen haben? Oder daß das 80ste ihre Gesinnung verwandelte? Aber wäre es so, so hätten sie alle Grund, sich zu Hause zu halten, und nicht neuen Wein in den alten Schläuchen faulen zu lassen.

Aber was ist eigentlich die Union der Völkerbundliga? Eine Vereinigung offenbar, die dem schwer bemakelten Völkerbund die Mauer machen soll. Zu der die Staaten abgetane und zweitrangige Männer schicken, die Opposition spielen dürfen, um der wirklichen Opposition die Naiven unter ihren Anhängern aufzuspannen. Und wenn die Kompromittierten bei dieser Gelegenheit die pazifistische Aktion mit kompromittieren, so ist es wahrscheinlich nur von Nutzen für die hohen Regierungen, die den Pazifismus ebenso hassen, wie sie es vor dem Krieg getan haben.

Wieder eine pazifistische Woche. Es sind schwere Zeiten für Pazifisten.

Rudolf Olden.

TRINKT KEINEN CHAMPAGNER

Aus Bremen wird mir geschrieben:

Dank, verehrtester Herr Großmann, für die Heraushebung der Statistik im letzten Tage-Buch (Heft 48), wonach wir in vier Monaten beinahe eine Milliarde für französische Weine, Sekt, Burgunder, Liköre, Cognak ausgegeben haben. Hier in Bremen, Lübeck, Hamburg herrscht seit Generationen einiges Verständnis für französische Weine. Trotzdem können Sie's bei jeder größeren Festlichkeit erleben, daß ein Teilnehmer von Tisch zu Tisch wandert und den anderen zuflüstert: Keine französischen Weine! Da der Friedensvertrag uns ein Einfuhrverbot nicht gestattet, müssen wir den Einzelnen dazu bewegen, seine Gurgel zu bewachen. Ich versichere Ihnen: Es geht auch mit Rheinweinen, mit Weinbrand und preußischen Schnäpsen. Wer uns deshalb nationalistisch schelten will, den verweise ich auf die Praxis der Sowjetrepublik die von Anfang alle Einfuhr überflüssiger Luxuswaren verboten hat. Es würde der Mark gut tun, wenn wir nicht für teure Francs französische alkoholica einführten. Aber wie oft kann man sehen, daß dieselben Leute, die den Mund gegen die französische Schmach weit aufreißen, in diesen Rachen sogleich drei Gläser Martell (mit drei Sternchen) schütten. Da lob ich mir den verbesserten Goethe: Der echte deutsche Mann mag jeden Franzmann leiden doch seine Weine trinkt er nicht!

WIENER BILD

Die Wiener, die gottergebensten Hungerleider Europas, haben in der vorigen Woche einmal die Geduld verloren. Ein Zug von vielen Tausend Frauen und jungen Menschen brach in die vornehmen Fremdenhotels der

nneren Stadt, in die großen Schuh-, Kleider- und Delikatessengeschäfte ein.

Im Hotel Bristol stürzten die Rasenden in die Gemächer des Vorsitzenden der österreichischen Commission des réparations. Mr. Goode hat seine Erlebnisse einem Berichterstatter erzählt: In seinen Empfangssalon waren viele im Hotel wohnende Engländerinnen und Amerikanerinnen geflüchtet. Das störte die eindringenden, rasenden Hungerleider nicht weiter, sie öffneten alle Schränke und Koffer und nahmen alle Nahrungsmittel und alle Kleider, die sie fanden. „Ein weißer Leinenanzug, den ich im Hochsommer in Spanien zu tragen pflegte" so erzählte Mr. Goode „das ist Alles was mir verblieb". Er hatte die Objektivität, zuzugestehen, daß die Eindringlinge gutmütig gewesen und daß offenbar Verzweiflung sie getrieben habe. „Die Situation" erzählte er, „war einen Moment lang komisch. Ein Mann hatte es so eilig, daß er sich (vor den Damen) ohne alle Umstände entkleidete, einen englischen Anzug von mir anzog und mir dafür seine Kleider zum Andenken überließ".

Mr. Goode in seinem weißen Leinenanzug, verschmähte es, Entrüstung zu erzeugen. Vielleicht kann der Kleidertausch noch zu nützlichen Demonstrationen führen. Herr Goode sende die Lumpen, mit denen ein Wiener Arbeiter jetzt, da der Anzug in Wien 100.000 bis 200.000 Kronen kostet, seine Blößen verhüllt, nach London zu öffentlicher Ausstellung. Der plötzliche Geck, der jetzt durch die Wiener Vorstädte in einem ungeflickten englischen Anzug geht, wird gewiß ebensoviel Aufmerksamkeit erregen. Und dieses Abenteuer mußte gerade diesem Funktionär passieren, dem Präsidenten der Kommission für . . . Wiedergutmachungen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 48):

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlages Rütten und Loening, Frankfurt, bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.

LEO SLEZAK

Meine sämtlichen Werke

Geheftet M. 30.— Gebunden M. 45.—

100 numerierte Vorzugsexemplare auf Hadernpapier, vom Verfasser signiert in Halbpergament gebunden M. 150.—

Das erste Presseurteil!

Am Tag des Erscheinens schrieb die B. Z. am Mittag:

. . . diese Sammlung von Geschichten und Erinnerungen aus einem erfolgreichen Künstlerleben, gesammelt in zwei Weltteilen, ist ein erfrischend lustiges, ja von Humor und Laune sprühendes Buch geworden. Slezak sollte es wirklich nicht für alle Zukunft verschwören, ein bißchen in das Schriftstellerhandwerk zu pfuschen. Wir haben nicht viel Tenöre, die wirklich was erleben, die Welt dabei mit offenen Augen sehen und davon so lustig zu erzählen wissen."

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung oder direkt vom
ERNST ROWOHLT VERLAG BERLIN W 35

TAGEBUCH DER ZEIT

Zwischen Deutschland und der Außenwelt gibt es 1.) Probleme und 2.) Verkehrsmittel. Wer in persönlicher Aussprache 1 beeinflussen will, ist unfehlbar gezwungen, 2 zu benutzen; wogegen aus der Tatsache, daß irgend ein Prominenter 2 benutzt, noch nicht unfehlbar zu folgern ist, er tue es wegen 1. Mittels dieser logischen Unvollkommenheit arrangieren unsre privaten, offiziösen und offiziellen Nachrichten- und Meinungsfabriken allen Auslandsreisen gegenüber ein ungemein reizvolles Gesellschaftsspiel, dessen Kern die tiefsinnige Fragestellung ist: „Private oder amtliche Reise?" Der Witz, den kombinatorisch begabte Köpfe da entfalten können, ist außerordentlich, — wenngleich er den Reisenden selbst oft nur außerordentlich peinlich sein mag. Sie würden es vielleicht gerne sehen und würden es im Reichsinteresse (mit Recht!) auch geratener finden, wenn man sie lieber die Rolle spielen ließe, die ein ebenfalls nicht ganz unbegabter Kopf, der Augustinermönch und Hofprediger Abraham a Santa Clara, schon vor mehr als zweihundert Jahren wie folgt kennzeichnete: „Was hat können witzigeres sein als jener Legat und Abgesandte des Polykrates, welcher, da er befragt worden, ob er von der Republik sei geschickt oder aber für seine Privatperson angekommen, diese weiseste Antwort versetzt: Wenn ich erhalte, was ich begehre, so bin ich von der Republik gesandt; wo nit, so bin ich für mich selbst gekommen; welches denn ein schönster Vorteil und lobenswertester Ausweg war, um Ehre und hohes Ansehen seiner Republik ohnbeschimpft zu erhalten!"

Mit seinem „Vertrag zwischen Großbritannien und Irland" — denn es ist in Wahrheit sein Vertrag! — hat Lloyd George eine Leistung vollbracht, die ihm zum ersten Male zweifelfrei den Rang eines Staatsmannes allererster Ordnung sichert. Sein wahrer Anteil am Versailler Werke ist noch ungeklärt; aber klar ist, daß nur seiner persönlichen Initiative, Geduld, Elastizität, Weitherzigkeit und Vernunft dies epochale Werk von London zuzuschreiben ist, das nach jahrhundertelangem Schrecken und Elend den Krieg zwischen beiden Inseln nun doch noch verständig beilegt und ein Problem löst, an dem sich seit Disraeli

und Gladstone alle Prime Ministers seiner britischen Majestät die Zähne ausgebissen haben. Man muß sich die Sache nur in's Deutsche übersetzen um ganz zu begreifen, wie wundervoll Englands politische Tradition hier wieder einmal funktioniert hat. Man taufe Irland in Elsaß-Lothringen, Großbritannien in Deutsches Reich, Lloyd George in Bethmann und de Valera in Wetterlé um —: und man stelle sich vor, daß Bethmann nach der Zabern-Affäre den Herrn Wetterlé auch nur als gleichberechtigten Verhandlungspartner, das Land Elsaß-Lothringen auch nur als bedingtermaßen zu Sonderforderungen berechtigt anerkannt hätte! Undenkbar! Niemals wäre man in Deutschland auf die Idee gekommen, mit einem „Rebellen" wie de Valera zu parlamentieren, eine illegale Körperschaft wie Dail Eireann als de facto Parlament zu behandeln, Verträge wie von Macht zu Macht mit einem nach geltenden Staatsrecht zum Reichsverband gehörenden Lande auch nur vage in den Bereich des Möglichen zu ziehen. Und niemals hätte ein Mann, der nicht das Irrenhaus hätte riskieren wollen, ein völkerrechtliches Dokument zwischen Deutschland und Elsaß-Lothringen vorschlagen können, in dem die Reichslande zum absolut selbständigen und selbstverwalteten Freistaat erhoben worden wären, mit eigenem Parlamente, dessen Mitglieder bedingungslos nur der Regierung des Freistaates, dem Kaiser aber lediglich „kraft des gemeinsamen Bürgerrechts von Elsaß-Lothringen und Deutschland und Kraft seines Einverständnisses mit und seiner Mitgliedschaft zu der Gruppe von Völkern, die die deutsche Staatsgemeinschaft bilde" Treue hätten schwören müssen; ferner mit eigener, vom Reiche unabhängiger Militärmacht, mit der Feststellung, daß dem Reichsheer und -luftfahrwesen in Friedenszeiten nur „gewisse Erleichterungen zu gewähren seien, mit dem bedingungslosen Rechte Elsaß-Lothringens zu eigener Gesetzgebung, eigener Finanzwirtschaft und eigener Exekutive. Eher wäre der Himmel auf die Erde gestürzt als daß solche Methoden bei uns auch nur erwogen worden wären. Wir konnten erobern aber nicht gewinnen.

Der Reichskanzler hat bei einem Tee des Vereins „Berliner Presse" über die Entartung der Presse geredet. Dr. Wirth warnte die Journalisten vor der Ausartung zur Sensation und riet, die Presse mit Verantwortungsgefühl zu durchdringen. Nun was die Sensation der deutschen Presse anlangt, so braucht der Herr Reichskanzler nichts zu fürchten. Die deutsche Presse ist die langweiligste der ganzen Welt und ihre Sensationen haben meistens nur eine Wirkung: Sie schläfern ein. Den

Zeitungen aller Parteien fehlt es viel zu sehr an Witz und Phantasie, als daß sie imstande wären, eine saftige Erfindung in die Welt zu setzen. Während der vier oder fünf Kriegsjahre hat die Presse fast täglich antreten und ihre Sprüchlein sittsam aufsagen müssen, das hat einen Zustand von Verängstigung und Verprügeltheit erzeugt, der die armen Jungens um alle fröhlich-freche Erfindungslust gebracht hat. Nur die monarchistisch-konservative Presse hat, das muß man ihr lassen, ihre Courage, sei's auch die Courage zur Demagogie, wiederbekommen. Die Blätter der linken Seite oder gar der Mitte sind von musterhafter Temperamentlosigkeit, ohne Witz, ohne Feuer, ohne Schlagfertigkeit, von einschläfernder Würde und Bedächtigkeit, voll Einerseits und Andererseits, entsetzlich gerecht. Das nimmt ihnen alles Blut und alle Frische. Man lese selbst eine Zeitung wie die „Rote Fahne". Abgesehen von ein paar aufgeregten Überschriften, die durch wiederholte Anwendung längst verbraucht sind, ist der eigentliche Inhalt der kommunistischen Zeitung von bleierner Langeweile. Revolutionäre Gymnasiallehrer. Und wie unfrisch, wie trocken ist fast die ganze sozialdemokratische Presse, Fabrikware, clichiertes Pathos, clichierte Sachlichkeit. Nein, nein, Herr Reichskanzler, die deutsche Presse ist entartet, aber nicht zur Sensation, sondern zur trostlosen Langeweile. In der Vorlesung im Reichstag riet der Reichskanzler der deutschen Presse, sie möge zur „guten alten Tradition" der ersten freiheitlichen Epoche Deutschlands zurückkehren, sie möge mit „spitzen Pfeilen" kämpfen, aber „ist es notwendig, daß diese Pfeile vergiftet sind?" Und Herr Wirth erinnerte an Strauß, an Ludwig Pfau, an Börne und Heine! Wer die Wehleidigkeit der Minister von heute kennt, die nicht einmal das Bißchen Polemik des Dr. Stadtler ohne Gewalttätigkeit hinzunehmen wußten, kann sich bei dieser väterlichen Mahnung eines Lächelns nicht erwehren. Heine als Vorbild der Polemik! Als er gegen Börne losging, da zog er seine delikatesten Liebes- und Ehekonflikte in die Debatte und als er Platen erlegen wollte, da zielte er vor allem nach seinem Unterleib. „Die gute alte Tradition". Von Rechtswegen hätte der Vorsitzende Georg Bernhard, der doch ein belesener Mann ist, den Redner tatsächlich berichtigen müssen. Aber die vier Jahre geprügelte Presse ist es so gewohnt, unrichtige Belehrungen dankend entgegenzunehmen . . .

Vor sechsundzwanzig Jahren ist in München der Maurer Johann Berchtold wegen Mordes zum Tode verurteilt worden. Der Schuldspruch erfolgte auf Grund von Indizien, der Angeklagte leugnete

und der Prinzregent begnadigte ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus. In den sechsundzwanzig Jahren beteuerte Berchtold ununterbrochen seine Unschuld — als alter Zuchthauskenner kann ich feststellen, daß 95 Prozent aller Leugnenden nach Strafantritt geständig werden — er kam immer wieder um Aufnahme seines Prozesses ein und er wußte auch seine Familie immer wieder zu Petitionen zu treiben. Der Mann ist heute beinahe sechzig Jahre alt, er hat einen Schlaganfall erlitten und beteuert genau wie vor sechsundzwanzig Jahren seine Schuldlosigkeit. Kürzlich hat seine Tochter an den bayrischen Landtag eine Eingabe um Freilassung des Greises gerichtet. Redner aller Parteien setzten sich für eine Würdigung des Gesuches ein. Doch warum wird der Fall hier erzählt? Weil in der Debatte des Eingaben-Ausschusses des bayrischen Landtages auch ein Vertreter des bayrischen Justizministeriums das Wort ergriff. Und diese Rede muß man nachlesen, um den ganzen hartschädeligen Stumpfsinn der blauweißen Autorität kennen zu lernen. Der Prozeß Berchtold, erklärte der Vertreter des Justizministeriums, habe wie wenige in der Kriminalgeschichte die Nerven der Bevölkerung erregt, die Debatte über Schuld und Unschuld Berchtolds sei bis in die letzte Zeit nicht verstummt. „Aber nach der bisherigen, seit einem Jahrhundert geübten Praxis beträgt die normale Frist für die Beendigung einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe dreißig Jahre". Deshalb könne sich das bayrische Justizministerium nicht entschließen, einer Begnadigung näherzutreten . . . Man beachte: Weil im Jahre 1820 erst nach dreißig Jahren Zuchthaus begnadigt wurde, deshalb muß noch hundert Jahre später jede individuelle Prüfung und Entscheidung unterbleiben! In diesen hundert Jahren hat sich Einiges in der Welt geändert, auch im Humanitätsgefühl des Deutschen. Das bayrische Justizministerium aber ist stolz darauf, daß es 1921 steht, wo es 1821 gestanden ist. Stillstandutopisten, nannte Moritz von Egidy solche rückwärts gewendeten Starrköpfe. Wie nun, wenn die Vorbilder von 1821, ebenso traditionstreu, sich auf die Vorfahren von 1721 berufen haben, undsofort durch das Bißchen Weltgeschichte? Es ist das Prinzip der geistigen Erstarrung, das mit naiver Offenheit aus den Geständnissen des bayrischen Justizministers spricht. Dieses Bayern lebt heute noch im Jahre 1821 . . . Doch die Natur, die gütige, wird den zu lebenslänglichem Bayern Verurteilten begnadigen und dem Zuchthausgreise einen zweiten Schlaganfall schicken.

Der bayrische Ministerrat war von allem Anfang an furchtbar giftig darüber, daß der Reichsjustizminister Radbruch die Frechheit gehabt hat, sich für die Zustände im Festungsgefängnis Niederschönenfeld zu interessieren. Ein Eingriff in angestammte Partikularrechte, — da legst Di nieder! Unglücklicherweise sträubten sich die Saupreußen, als ihnen bezüglich Lichtenburgs dasselbe Interesse des Reichsjustizministers zuteil wird, kein bißchen, ihm die Tore zu öffnen; und bei der Mobilisierung verfassungsmäßiger Reservate machten sie verlotterterweise einfach nicht mit. Da mußten die Münchener schon auf ein ganz neues Argument zu verfallen kommen. Und sie haben's auch richtig derwischt, — sogar doppelt. Erstens ham sie's kundgetan, wie gemein in Niederschönenfeld die Aufseher und Beamten von den vertierten Gefangenen behandelt werden, wie die elendige Schlawinerbagagi, wo kein menschliches Rühren mehr in sich verspürt, die armen Wärter schindet, prügelt, mit Reffoluziohn und Einsperren bedroht, wie sie sogar den Direktor anscheißt, daß sie ihn bei weiterer Renitenz geradewegs an die Wand wird stellen müssen. Es ist nur gut, daß der bayrische Landtag dagewest ist und in ihm die vereinigten bürgerlichen Parteien; denn die haben nun, — ohne daß sie sich darauf einließen, die furchtbar klare und alltägliche Geschichte etwa noch nachzuprüfen — das Ministerium in einer Resolution strikte aufgefordert, für Bekanntwerden und propagandistische Verwertung dieser entsetzlichen story mit geeigneten Mitteln Sorge zu tragen. Das war aber noch nicht einmal alles. Für den Fall, daß der Radbruch noch immer nicht genug haben sollte, hat man sogar noch etwas viel schlimmeres entdeckt. Der bayrische Ministerrat hat festgestellt, daß die Beschwerde der Gefangenen, die vom Radbruch der bayrischen Regierung übermittelt worden ist, auf verbotenem Wege von Niederschönenfeld nach Berlin gelangt sein müsse. Jetzt, da hört doch alles auf! Höher geht's nimmer und es ist dem bayrischen Ministerium ebensowenig zu verargen, daß es auf so was überhaupt nicht reagiert, wie den Münchener Neuesten, daß sie sich über solchene Zustände einfach krank entrüsten. Die Münchener Neuesten sind nämlich schon immer so gewest! Als dem Erzberger seine Steuerakten aus dem Finanzamt sind gestohlen worden, da haben sie's bekanntlich auch gewaltig gesagt, daß man mit Material, das auf so unvorschriftsmäßigem Wege an die Gerichte gekommen ist, nie und nimmer und in Ewigkeit Amen niemals nichts anfangen dürfe!

PROFESSOR HERMANN KANTOROWICZ

HINTER DEN KULISSEN VON VERSAILLES

Alle Laien und der Laien Oberster, die öffentliche Meinung drücken sich in Allgemeinheit aus. Unterscheidungen sind ihnen unbequem, „leere Spitzfindigkeiten". Das Mittelalter wußte es besser: „Qui bene distinguit, bene docet". Aber damals war man ja „scholastisch". Nun, auch die Politik sollte in diesem Sinne „scholastisch" sein. Man versperrt sich namentlich alle Einsicht in die äußere Politik, wenn man noch immer von der „Entente" als einer Einheit spricht, statt sie als Diagonale der entgegengesetzten Bestrebungen Englands und Frankreichs zu begreifen. „L'Entente est une illusion" sagt man heute in Paris. Aber das gilt auch für die Zeit, in der die Pariser Verträge zusammengeflickt wurden; auch sie sind — weit entfernt ein raffinierter Plan der Entente zu sein — in allem und jedem Kompromiß. Manches davon werden wir nie erfahren, anderes erst, wenn die 10 dicken Bände Protokolle der 206 geheimen Sitzungen der „Vier", also Wilsons Clémenceaus, Lloyd Georges und Orlandos veröffentlicht sein werden. Aber einiges wissen wir schon heut aus den sechs öffentlichen Sitzungen der Konferenz, deren Verhandlungen mit allen Anlagen von halbamtlicher englischer Seite in fünf Bänden veröffentlicht wurden,* sehr viel mehr aus privaten Enthüllungen der Teilnehmer. Von diesen Arbeiten hat das weitere deutsche Publikum nur das mit Recht berühmte Buch des Engländers Keynes beachtet; z. T. viel aufschlußreicher sind die Verhandlungen vor dem amerikanischen Untersuchungsausschuß mit den Aussagen Wilsons, Lansings, Baruchs, ferner die Denkwürdigkeiten der letztgenannten und die anderer Amerikaner, wie Hoskin, Lord und er Teilnehmer am Vortragszyklus des Obersten House in Philadelphia; besonders aber die Aufzeichnungen von Tardieu, weniger die des italienischen Botschafters Macchie di Cellere. Sodann die zahlreichen Stimmungsbilder, Indiskretionen und Tagebücher mittlerer Beamter der verschiedenen Friedensdelegationen und englisch-amerikanischer Journalisten in Paris, darunter Namen wie H. W. Harris und Dillon. Ob Professor Wilson Denkwürdigkeiten veröffentlichen wird? Man sollte es meinen. Aber schon was vorliegt, ist unübersehbar groß und uns Deutschen nicht immer leicht zugänglich. So war es ein äußerst glücklicher Gedanke, daß eine Mitarbeiterin der „Deutschen Liga für Völkerbund" Frl. Dr. Margarethe Rothbarth, in tendenzfreier Darstellung den ganzen Stoff zu einem zuverlässigen, lesbaren und gescheidten Buch von

134 Seiten zusammengedrängt hat: „Die großen Vier am Werk. Beiträge zur Geschichte der Friedenskonferenz. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1921."

Die deutsche Presse hat wieder einmal versagt und im Allgemeinen nicht begriffen, welche Waffen sich für Deutschland aus diesem Buch und den von ihm erschlossenen Quellen holen lassen. Wer glaubt denn uns, wenn wir uns beklagen, daß der Vertrag von Versailles grausam, betrügerisch, unausführbar ist? Aber wenn man Punkt für Punkt aus den Worten der Mitarbeiter selber nachweisen kann, daß sie die gleichen Urteile fällten und sich schließlich nur irgend einem Zwange, einer Drohung, fast immer französischen Ursprungs, fügten — dann und damit läßt sich etwas anfangen. Wir wollen unter diesem Gesichtspunkt einmal mustern, was die einzelnen Teilnehmer in Bezug auf Deutschland planten und was sie durchsetzten (wobei natürlich in jedem einzelnen Falle das Drum und Dran, das Wenn und Aber in den Quellen nachzuschlagen ist).

Betrachten wir zunächst den „wortbrüchigen" und „heuchlerischen" Wilson und seine Gehilfen, so sehen wir, daß sie verzweifelte Anstrengungen machten, das Programm der 14 Punkte durchzusetzen. Folgende Anträge Amerikas wurden infolge des unbedingten Widerstandes Frankreichs abgelehnt: Zulassung Deutschlands zum Völkerbunde, Vereinigung mit Österreich, Beschränkung der Besetzung des linken Rheinufers durch französische Truppen auf die Dauer von 18 Monaten, überhaupt keine Besetzung durch andere Truppen, Abkauf des deutschen Staatseigentums in Elsaß-Lothringen, keine Abtretung der Bergwerke und keine fremde Verwaltung im Saargebiet, Deutschland ist nach 30 Jahren des Restes der Entschädigungssummen quitt und darf die Hälfte in Papiermark zahlen, usw. In allen diesen Punkten — das ist besonders wichtig zu wissen — wurde Wilson von Lloyd George anfangs unterstützt, namentlich erklärte dieser in scharfen Worten die Besetzung der Rheinlande für unnötig, unlogisch, ungerecht, verderblich und gefährlich und für ein Werkzeug politischer Intriguen Frankreichs (warum verbreiten wir solche Äußerungen nicht über die ganze Erde? Glaubt man, daß die Proteste der Exannexionisten Hergt und Helfferich einen tieferen Eindruck machen?) In der Frage der Wiedergutmachung ist England freilich schmählich umgefallen, teils infolge der Khakiwahlen, teils infolge des brutalen Auftretens des australischen Premierministers Hughes (für mich eine der gefährlichsten Gestalten der Gegenwart, voll blindwütigstem Deutschen- und Japanerhasses). Durch die gleichen finsteren Mächte ließ

sich Lloyd George auch, wieder gegen Wilson, in der Kolonialfrage beeinflussen. Auch von der Auslieferung des deutschen Kaisers wollte Amerika nichts wissen. Wenn es dagegen die Forderung der Auslieferung der Kriegsverbrecher durchsetzte gegenüber dem Plan der anderen Mächte, einen internationalen Gerichtshof einzusetzen (die Verfasserin ist über diese mehr juristischen Fragen ungenau unterrichtet), so folgte es hier wie gewöhnlich dem Recht des Präzedenzfalles (aus dem Sezessionskriege).

Auf der anderen Seite haben England und Amerika eine Reihe von anständigen Bestimmungen, durchweg gegen den heftigsten Widerstand Frankreichs durchgesetzt: so die Nicht-Auslieferung Danzigs an Polen, das Plebiszit in Ober-Schlesien, die Zivilverwaltung im besetzten Rheinland. Speziell Lloyd George ist die Zulassung der dann so glänzend verlaufenen Abstimmung in Westpreußen zu danken. Leider ging Amerikas Antrag nicht durch, die sog. Abstimmung in Eupen-Malmédy (für mich die imfamste Bestimmung des ganzen Friedensvertrages) unter die Aufsicht des Völkerbundes zu stellen.

Abgelehnt wurden dann, lediglich dank des englisch-amerikanischen Widerstandes, die wichtigsten Pläne Frankreichs, namentlich die Annexion der Rheinlande und des Saargebiets. Es ist bekannt, daß dies nur durch ein schweres Opfer gelang: England und Amerika mußten sich zu einem Schutzbündnis verstehen, das aber später Amerika nicht ratifizierte, daher Frankreich (schamloser Weise!) noch immer ein Recht auf jene Annexionen zu haben behauptet.

Warum hat Wilson nicht auch in den anderen Fragen seinen Willen durchsetzen können? Hat er doch selbst von Amerika aus seine Delegation scharf gemacht gegen ein Vorgehen, das „offenbar unvereinbar ist mit dem, was wir den Feind erwarten ließen und was wir heute nicht, wenn wir in Ehren bestehen wollen, einfach deshalb ändern können, weil wir jetzt die Macht dazu haben." Von den drei Versuchen, das höchst verwickelte Wilsonproblem zu lösen, ist die „Heuchlerhypothese" ein albernes Märchen für alldeutsche Kindsköpfe, aber auch die „Einseifungstheorie" ist verkehrt; er hatte nicht umsonst 1300 (!) Hilfskräfte nach Paris mitgebracht und war, wenn auch der von ihm hochmütig behandelte Lansing verärgert das Gegenteil behauptet, über alles unterrichtet, am besten darüber, daß der Vertrag ein Vertragsbruch war. Warum hat er ihn schließlich — nachdem er dreimal die Verhandlungen zu sprengen gedroht hatte — dennoch unterschrieben? Weil er 1.) nachweislich überzeugt war, daß seine Weigerung die Kabinette

Clémenceau und Lloyd George gestürzt hätte, daß dann, den Wahlergebnissen gemäß, noch weit chauvinistischere Regierungen an ihre Stelle getreten wären, daß er nunmehr das Feld hätte räumen müssen und Deutschland hemmungslos dem Untergang ausgeliefert hätte. Und weil er 2.) nachweislich alle Hoffnung darauf setzte, daß sich der Vertrag als unausführbar erweisen und schließlich von einem inzwischen herangewachsenen Völkerbunde gemäß Art. 19 der Satzung aufgehoben werden würde. Es war die Tragik seines Lebens, daß er, begreiflicherweise, diese Rechnung in der deutschen Frage (und in der ähnlich gelegenen Shantungfrage) seinem Volk nicht auseinandersetzen durfte und deshalb teils dem enttäuschten Idealismus seiner Anhänger, teils dem weit weniger idealen Wettbewerb erbitterter parteipolitischer Gegner zum Opfer fiel. Daß ein weniger starrköpfiger und weniger eitler Staatsmann mehr hätte erreichen können, soll nicht verkannt werden, obwohl ja der Ausgang des Fiumestreits, in dem er doch wirklich Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte, beweist, daß Amerikas Kräfte selbst Italien gegenüber nur sehr begrenzt waren. Warum — das kann nicht in Kürze erörtert werden.

Es würde die politische Haltung des deutschen Volkes erheblich und segensreich beeinflussen, wenn es von diesen Vorgängen bessere Kenntnis hätte. Die Regierung darf sich allerdings nicht dem Verdacht aussetzen, als wollte sie einen Keil zwischen die Urheber des Vertrages treiben, aber die Presse und die Wissenschaft hätten besser getan, nicht so unterschiedslos gegen die Männer von Versailles zu hetzen. Das entspricht freilich einem eingewurzelten Vorurteile. Der deutschen „Mentalität", oder sagen wir auf deutsch: Geistesverfassung, wie sie sich seit und durch Bismarck gestaltet hat, ist es völlig unfaßbar, daß in der Politik ideale, also allgemeingiltige Gesichtspunkte eine Rolle spielen könnten. Noch glauben fast alle, was z. B. Helfferich als Zeuge vor dem Untersuchungsausschuß (13. Sitzung vom 17. 11. 1919, S. 672) ausgesagt hat: „Herrn Wilson waren die ganzen 14 Punkte Hekuba . . .; er hat in Versailles nicht einmal davon geredet". Genau so werden deutsche Gelehrte im Ausland — wie oft habe ich das in Italien selbst erlebt — ausgelächelt, wenn sie behaupten, irgend einer alten Handschrift wegen dort zu arbeiten: es ist „klar", daß sie spionieren oder Geschäfte machen wollen und daß wissenschaftlicher Idealismus Humbug ist. Man denkt, wenn man überhaupt etwas dabei denkt, daß eine idealistische Politik selbstlose Politik sein müßte; und daß diese genau wie ein selbstlos betriebenes kaufmännisches Geschäft zum Zusammenbruch führen würde,

daß politische Selbstlosigkeit also nicht nur unsinnig, sondern auch unsittlich wäre, ist freilich klar. Aber daraus folgt noch nicht, daß man nun eine nur an das eigene Land denkende, jegliche Ideale als Hirnsgespinst verachtende „Realpolitik" treiben müsse; denn das ist, was freilich weniger klar ist, für ein in Weltwirtschaft und Weltpolitik verflochtenes Land genau so unsinnig und genau so unsittlich. Es gibt einen Mittelweg, den der unpolitische Deutsche von heute — einst und hoffentlich einmal wieder der „Lehrer im Ideal" — nicht zu begreifen scheint. Es gibt einen politischen Idealismus, der „praktischer Idealismus" sein will und auf dem Gedanken des „Solidarismus" ruht. Er besteht einfach darin, daß man das politische Geschäft eben als Geschäft behandelt, d. h. weder als Träumer und Wohltäter, noch als Räuber und Betrüger, sondern eben als „anständiger Kaufmann", der im Gedeihen und Vertrauen seiner Kunden, in der Achtung seiner Berufsgenossen und dem Zusammenwirken mit ihnen den eigenen Vorteil sucht und findet. Unsere Gelehrten, Politiker, Journalisten haben — im Banne jenes Vorurteils (das vielleicht unsere tiefste Schuld und sicher die tiefste Ursache unseres Unglücks darstellt) — die neuere Geschichte, namentlich Englands und Amerikas, solange umgefälscht, bis auch die unter das Schema der „Realpolitik" fällt (auch die amerikanische Abstinenzgesetzgebung können sie sich nur dadurch erklären, daß die maßgebenden Senatoren Aktionäre von Limonadenfabriken waren.) Was sagen nun diese Völkerpsychologen, wenn sie das Auftreten der Amerikaner in der Kernfrage, der der Reparationen, verfolgen, in der diese — der erste Fall der Weltgeschichte — mit Zähigkeit und Begeisterung dafür kämpften, keine Kriegsentschädigung zu erhalten! Niemand kann ohne tiefe Bewegung — und zugleich als Nichtamerikaner ohne tiefe Beschämung — die herrliche Rede lesen, die am 19. 2. 1919 der amerikanische Finanzdelegierte John Foster Dulles in einem der Unterausschüsse für die Wiedergutmachung hielt. Er wandte sich gegen den Versuch, den aus den 14 Punkten bekannten Angriff des „der Zivilbevölkerung zugefügten Schadens" auf die Pensionen auszudehnen (worauf bekanntlich die Unerschwinglichkeit der sog. Wiedergutmachung beruht). „Es ist nicht angenehm für mich, hier einen Gedankengang vorzutragen, der auch im Prinzip im Interesse Deutschlands zu liegen scheint . . . Die amerikanische Delegation würde an dieser Debatte nicht aktiv teilgenommen haben, wenn wir nicht der Ansicht wären, daß grundlegende Prinzipien berührt worden sind. Materiell gewinnen wir, gewinnen wir bedeutend durch die Niederlage unseres Vorschlags. Aber nicht

für materielle Interessen haben wir Krieg geführt, nicht um materieller Interessen willen schließen wir Frieden. Wir haben unsere materiellen Interessen für die Prinzipien, für die wir eingetreten sind, geopfert und sind heute wieder bereit zu opfern. Ich stehe heute hier, ehrlich überzeugt, daß wir durch ein Abkommen gebunden sind, und daß uns anständigerweise kein anderer Weg als der hier vorgeschlagene Weg offen ist". Die Amerikaner unterlagen auch in dieser Frage, wenn es ihnen auch — seien wir ihnen wenigstens dafür dankbar — gelang, einen Kompromiß zu schließen, durch den uns die eigentlichen Kriegskosten der Feinde abgenommen wurden. Die übliche Verleumdung, daß die Worte der Angelsachsen eben nur Worte sind, zieht in diesem Falle nicht, da sich bekanntlich Amerika nicht einen einzigen Pfennig des erpreßten Geldes angeeignet hat — der erste nicht mißbrauchte Sieg, den die Geschichte kennt. Sie unterlagen auch in der noch nichtswürdigeren Shantungsache, durch die die Freiheit von 30 Millionen verbündeter Chinesen geopfert wurde! Und so mußte sich erfüllen, was am 29. 4. 1919 hierüber der amerikanische Heeresdelegierte, der General Bliß, schrieb (ein General, hört es Ludendorf, und Compagnie aber auch Ihr Pazifisten um jeden Preis!): „Wir werden Drachenzähne säen. Es kann nicht Recht sein, unrecht zu tun, selbst wenn man dadurch zum Frieden gelangt. Der Friede ist erstrebenswert, aber es gibt kostbarere Dinge als Frieden, nämlich Gerechtigkeit und Freiheit." Hoffentlich findet die Neue Welt doch noch den Weg ins Freie — auch für die Alte.

CURT GLASER

DIE KUNSTLITERATUR DES JAHRES

Die Kunstgeschichte, die gern mit ihrer Jugend posiert, hat seit einiger Zeit begonnen, sich mit ihrer eigenen Geschichte zu beschäftigen. Nach einer Reihe vorbereitender Versuche erschien ein umfangreiches Werk, das den Titel „Deutsche Kunsthistoriker" trägt. WILHELM WAETZOLDT ist der Verfasser. Von Sandrart bis Rumohr lautet der Untertitel, der eine Fortsetzung zu verheißen scheint. Es ist eine der wertvollsten Publikationen des Jahres, das eine Hochflut kunstgeschichtlicher Literatur brachte, und es steht füglich am Eingang einer Übersicht, die in großen Zügen das ganze, weite Gebiet der Kunstwissenschaft zu durchmessen hat.

Der Büchermarkt steht im allgemeinen im Zeichen des kleinen und billigen illustrierten Buches und der Serienpublikation. Groß angelegte

Werke wie das „Handbuch der Kunstwissenschaft" leiden ersichtlich unter der Ungunst der Zeit. Es traten an die Stelle Unternehmungen wie die „Bibliothek der Kunstgeschichte", die Tietze in E. A. Seemanns Verlag herausgibt, kleinste Bändchen, die auf 8 Textseiten und mit 20 Abbildungen ein geschlossenes Gebiet knapp und anschaulich darstellen. Das Programm umfaßt 500 Nummern, in denen von den Urzeiten der Menschheit bis zur Gegenwart, vom fernsten Asien und Afrika bis nach Europa und Amerika die ganze Geschichte der Kunst abgehandelt werden soll. Die ersten 15 Bändchen sind erschienen und bieten Kostproben verschiedenster Art. Der Münchener Verlag Hugo Schmidt hat das kleine illustrierte Buch zu seiner Spezialität gemacht. Seinen „KUNST-BREVIEREN", in denen einzelne Meister knapp behandelt werden, gliedert er einen „Bilderschatz zur Weltliteratur" an, in dem E. W. Bredt Illustrationen aller Zeiten zu Ovids Götterverwandlungen und die Darstellungen Rembrandts zur Bibel zusammenstellte. Eine neue Reihe, die sich „Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen" betitelt, eröffnete Manteuffel mit einem Bändchen über den Deutschen Holzschnitt. Auch der Delphin-Verlag gibt in seinen kleinen Kunstbüchern illustrierte Monographien in Miniaturformat. Die 4. Folge eröffnet ein Bändchen über Gessner, den Meister der Idylle. Ernsthaftere Ziele für ein engeres Gebiet verfolgen die Bilderhefte zur deutschen Kunst, die von dem bayerischen Nationalmuseum in München ausgehen. Einzelne Kunstwerke werden hier in Wort und Bild dem Verständnis weiterer Kreise erschlossen.

Von dem „Handbuch" liegt in diesem Jahre der Band über die Barockskulptur vollendet vor, den der Herausgeber A. E. Brinckmann selbst verfaßt hat. Neben dem Barock, dem in den letzten Jahren mehrere Bücher gewidmet waren, harrt sein Vorläufer, der Manierismus, noch der Erschließung. In einer umfänglichen Monographie über Parmegianino versucht Fröhlich-Bum eine Deutung dieses höchst eigenartigen Phänomens.

Zwei Monographien über Großmeister der italienischen Renaissance schrieb WILHELM VON BODE. Aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen gab er eine abgerundete Darstellung vom Leben und Werk Botticellis, und in einem anderen Bande vereinigte er seine Studien über Leonardo da Vinci, in denen er seit Jahrzehnten und oft in heftigen Kämpfen eine neue Auffassung von der Kunst des Meisters begründete Über Tintoretto, dem eine Reihe jüngerer Forscher ihre besondere Aufmerksamkeit zuwendet, schrieb Emil Waldmann ein sehr persönliches

Büchlein. Endlich sei hier das Werk über Claude Lorrain genannt, das der Poussin-Biograph Walter Friedländer verfaßt hat.

Das Dante-Jubiläum gab Anlaß zu einigen Publikationen, da kaum ein anderer Dichter so tiefe Wirkung auf die Kunst geübt hat wie der Sänger der Göttlichen Komödie. Fischel gab in einem Werk über Dante und die Künstler eine allgemeine Übersicht, die sechs Jahrhunderte umspannt, Schubring sammelte die Zeichnungen deutscher Romantiker, in deren Kreise der Dichter im Anfang des 19. Jahrhunderts wiederentdeckt wurde.

Die Geschichte der deutschen Kunst wurde durch das Erscheinen von Dehios zweitem Bande wesentlich gefördert. Die Darstellung reicht nur bis ins 15. Jahrhundert, und neben der Architektur treten die darstellenden Künste, Skulptur und Malerei, stark in den Vordergrund. WÖLFFLINS Bamberger Apokalypse, die als Veröffentlichung der bayerischen Akademie nur einem beschränkten Kreise zugänglich gewesen war, wurde neu aufgelegt und machte nun ein weiteres Publikum mit einem Hauptwerk mittelalterlicher Malerei bekannt. Endlich erschien in der Serie der „Deutschen Meister", die der Insel-Verlag herausgibt, ein Dürer von M. J. FRIEDLÄNDER, in dem der Gelehrte seine vielfältigen Forschungen über den Meister zu einem Gesamtbilde zusammenschließt. Die textlich belanglosen Bücher, die Kurt Pfister über den jungen Dürer und über Holbein veröffentlichte, sind dem gegenüber wenig ergiebig Auch sein Werk über Herkules Segers, den merkwürdigen niederländischen Radierer, steht zurück neben dem Buche über den gleichen Meister, das WILHELM FRAENGER geschrieben hat. Hier wird versucht, auf Grund eingehender Studien eine chronologische Ordnung und die psychologische Deutung zu geben, die Jaro Springer, der zuerst das Werk zusammengestellt hatte, schuldig geblieben war.

Die Literatur über die Kunst des Ostens erhielt in diesem Jahre wieder reichen Zuwachs. In der Serie „Orbis pictus" veröffentlichte Karl With, der durch seine schönen Publikationen über buddhistische Skulptur bekannt ist, einen nicht gleich ertragreichen Band über Asiatische Monumentalplastik. Auch die in der gleichen Reihe erschienenen indisch-islamischen Miniaturen Sattar Kheiris genügen nicht allen billigen Ansprüchen. Die Reihe der „Kunst des Ostens", die William Cohn herausgibt, wurde mit einem Bande fortgesetzt, in dem Otto Kümmel unter dem Titel „Die Kunst Ostasiens" Meisterwerke aller Zeiten und Kunstarten aus China und Japan aneinanderreiht. In der gleichen Folge erschien H. FECHHEIMER'S ägyptische Kleinkunst, die das rühmlich bekannte Werk der Verfasserin über ägyptische Kunst glücklich ergänzt.

In noch entlegenere Kulturkreise führt Wilhelm Hausensteins „Barbaren und Klassiker", das sich in der Hauptsache mit der Kunst der exotischen Völker Afrikas, Amerikas, Ozeaniens beschäftigt. Das Gebiet, das bis vor kurzem ausschließliches Eigentum der Völkerkunde war, wird seit einer Reihe von Jahren allmählich der Kunstwissenschaft erschlossen, der Hausenstein schon manche wertvolle Erkenntnis vermittelt hat.

Neuzeit und Gegenwart nehmen weitaus den breitesten Raum in der Kunstliteratur des Jahres in Anspruch. Neben allgemein zusammenfassenden Werken stehen zahlreiche Monographien über junge und jüngste Künstler. Emil Waldmann behandelte in einem reich illustrierten Bande das Bildnis im 19. Jahrhundert. PAUL FERDINAND SCHMIDT schrieb ein Buch über die Deutsche Landschaftsmalerei von 1750 bis 1830, das ein in manchen Teilen wenig gekanntes Gebiet erschließt. Und UHDE-BERNAYS widmete der Münchener Landschaftsmalerei eine liebevolle Darstellung, die von den Anfängen des 19. Jahrhunderts bis nahe an die Gegenwart heranreicht. Die schwierige Aufgabe, eine Geschichte der neueren Plastik zu geben, unternahm Alfred Kuhn. Er legte den Nachdruck allerdings auf die Darstellung des jüngsten Kunstschaffens. In einer Geschichte der Graphik der Neuzeit, die der Referent selbst verfaßt hat, wird im Gegensatz versucht, eine geschichtliche Darstellung bis an die Schwelle der Gegenwart zu führen.

Der graphischen Kunst ist eine neue Bücherreihe gewidmet, die im Verlage der Kunsthandlung Ernst Arnold in Dresden erscheint. Einem reichen Tafelbande wird ein knapper Text vorangestellt. Eine eigene Serie behandelt die Zeichnungen — Bände über Menzel und Thoma erschienen als erste — eine andere das graphische Werk — wiederum Menzel und Thoma neben ihnen Liebermann und Slevogt machten den Beginn. Ein Büchlein, das den Titel „Scherz und Laune" führt und eigentlich nur die liebenswürdigen Gelegenheitsschöpfungen des Meisters sammeln wollte, enthält eine inhaltreiche Biographie Max Slevogts aus der Feder Johannes Guthmanns, der, dem Künstler durch langjährige Freundschaft verbunden, wie kein anderer zu der Aufgabe berufen war. Von Corinth handelt ein schmaler Band, den HAUSENSTEIN in E. A. Seemanns Verlag als Geleitschrift zu der Radierungsfolge „Bei den Corinthern" herausgegeben hat. Lesser Urys sechzigster Geburtstag gab Adolph Donath Anlaß zu einer Monographie, die von der Bedeutung des angeblich unterschätzten Malers nicht zu überzeugen vermag. Von älteren Meistern des 19. Jahrhunderts fand Peter von Cornelius endlich seinen Biographen in Alfred Kuhn, der sich seit Jahren der dankbaren Aufgabe

mit Eifer widmete. Bruno Goltz schrieb ein ansprechendes Büchlein über Ludwig Richter.

Biermann gab acht neue Bändchen seiner „Jungen Kunst" heraus, deren erste Reihe hier vor Jahresfrist angezeigt wurde. Campendonk, George Groß, Moll, Waske, Unold, Emy Roeder, Maria Uhden und Marie Laurencin werden von mehr oder minder begeisterten Interpreten gerühmt. Über PAUL KLEE, dem in dieser Folge bereits ein Bändchen gewidmet war, erschienen zwei neue, gewichtigere Monographien, die eine von Leopold Zahn, die andere, unter dem bedeutungsvollen Titel „Kairuan", von Wilhelm Hausenstein, der seinem Helden einen überschwenglichen Hymnus widmet.

Im übrigen herrschen in diesem Jahre die Ausländer in den Veröffentlichungen deutscher Verleger. Ein Buch über Picasso von MAURICE RAYNAL wurde aus dem Manuskript übersetzt. Es versucht vergeblich, die psychologische Deutung für die überraschende jüngste Wendung des Künstlers vom Kubismus zum sogenannten Ingrismus zu geben. Paul Golin findet merkwürdigerweise keine eindeutig positive Stellung zu dem Spätwerk des James Ensor, das seinen Verehrern als die eigentliche Leistung des Künstlers gilt. Drei Monographien sind russischen Künstlern gewidmet. Am interessantesten erscheint Marc Chagall, über den Efross und Tugendhold berichten. Ein Archipenko-Album wird von Däubler und Iwan Goll eingeleitet. Ein Buch über Kandinsky von Hugo Zehder erschien als erster Band einer Folge „Künstler der Gegenwart", die mit Wilhelm Uhdes, Henri Rousseau fortgesetzt wurde. Die bedeutendste Veröffentlichung zur neueren Kunst ist MEIER-GRAEFES „VINCENT", ein umfangreicher Text- und ein vorzüglicher Tafelband über den Maler Vincent van Gogh. Es ist nicht das einzige Werk über den Meister. Bei Rascher in Zürich erschien eine Biographie des Holländers Just Havelaar, und der Referent widmete ihm ein Bändchen in Seemanns „Bibliothek der Kunstgeschichte". Meier-Graefe schrieb den Roman dieses merkwürdigsten Künstlerlebens. Er ließ den Menschen, der in vielen Briefen von seinem Schaffen und Leiden berichtet hat, lebendig wieder erstehen und gibt eine gedankenreiche Analyse seiner Kunst.

Künstlerbriefe, die sich denen van Goghs zur Seite stellen könnten, sind in neuerer Zeit nicht geschrieben worden. Immerhin lohnten die zwei Veröffentlichungen, die das letzte Jahr brachte. Paula Modersohns schriftlicher Nachlaß läßt eher die Verehrung ihrer Anhänger begreifen als ihr malerisches Werk. Und auch die Briefe Franz Marcs sind das Zeugnis einer reinen Menschlichkeit, die nicht ebenso im Bilde sich darzustellen vermochte.

Unter dem Titel „MALER-BÜCHER" gibt der Verlag Fritz Gurlitt schriftliche Äußerungen verschiedener Art von lebenden Künstlern heraus. Am wertvollsten ist der erste Band, in dem die kleinen Gelegenheitsaufsätze Corinths gesammelt erschienen. Es folgten autobiographische Aufzeichnungen von Robert Genin und ein poetischer Erguß Richard Seewalds über Tiere und Landschaften.

Zwei kluge Schriften theoretischen Inhalts seien endlich zum Schlusse genannt. Das Buch von MAX RAPHAEL „Idee und Gestalt" nennt sich selbst einen Führer zum Wesen der Kunst. Man mag zweifeln, ob es möglich ist, in Worten zu diesem Wesen zu führen. Aber wer aufmerksam liest, wird fühlen, daß hier ein Denkender bemüht ist, für sich selbst den Weg zu finden. JOHANNES G. VON ALLESCH nennt sein Buch bescheidener „Wege zur Kunstbetrachtung". Hier spricht der Psychologe, der mit den Hilfsmitteln wissenschaftlicher Schulung ein der exakten Terminologie noch wenig zugängliches Gebiet zu erschließen unternimmt. Jeder, der sich ernsthaft mit Kunst beschäftigt, sollte dieses Buch lesen und sich mit den Begriffen auseinandersetzen, die der Verfasser von seiner Disziplin her an das Kunstwerk heranträgt.

Die Übersicht ist unvollständig, da eine Reihe von Büchern, die für den Weihnachtsmarkt angezeigt sind, noch der letzten Fertigstellung harrt, aber sie ist lang und inhaltsreich genug. Geschickte Verlagsunternehmungen spekulieren auf die immer noch gesteigerte Kauflust des Publikums. Aber auch die Kunstwissenschaft hat in der Hochflut der Veröffentlichungen manche wesentliche Förderung erfahren.

Wilhelm Waetzold, Deutscher Kunsthistoriker. Leipzig. E. A. Seemann.

Bibliothek der Kunstgeschichte. Leipzig. E. A. Seemann. Bisher 15 Bände erschienen.

Kunst-Breviere. München. Hugo Schmidt.

Bilderschatz zur Weltliteratur. München. Hugo Schmidt.

K. Zoege von Manteuffel, Der deutsche Holzschnitt. Kunstgeschichte in Einzeldarstellungen, Band 1. München. Hugo Schmidt.

Kleine Delphin-Kunstbücher. München. Delphin-Verlag.

Deutsche Kunst-Bilderhefte, herausgegeben vom Bayer. Nationalmuseum. München. F. Schmidt.

A. E. Brinckmann, Barock-Skulptur, Handbuch der Kunstwissenschaft. Berlin. Akademische Verlagsgesellschaft.

L. Fröhlich-Bum, Parmigianino. Wien. Schroll.

W. v. Bode, Botticelli. Berlin. Propyläenverlag.

W. v. Bode. Studien über Leonardo da Vinci. Berlin. G. Grote.

E. Waldmann, Tintoretto. Berlin. P. Cassirer.

W. Friedländer, Claude Lorrain. P. Cassirer.

O. Fischel, Dante und die Künstler. Berlin. G. Grote.
P. Schubring, Dantes göttl. Komödie in Zeichnungen, deutscher Romantiker. Leipzig. Hiersemann.
G. Dehio, Geschichte der deutschen Kunst. Berlin und Leipzig. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.
H. Wölfflin, die Bamberger Apokalypse. München. K. Wolff.
M. J. Friedländer, A. Dürer. Leipzig. Insel.
K. Pfister, Holbein. München. Holbein-Verlag.
W. Fraenger, Hercules Seghers. München. E. Rentsch.
Orbis pictus. Berlin. Wasmuth. Band 5—6
O. Kümmel, Die Kunst Ostasiens. Berlin. P. Cassirer.
H. Fechheimer, Ägyptisch. Kleinkunst. Berlin. P. Cassirer.
W. Hausenstein, Barbaren und Klassiker. München. Piper.
E. Waldmann, Das Bildnis im 19. Jahrhundert. Berlin. Propyläenverlag.
P. F. Schmidt, Deutsche Landschaftsmalerei. München. Piper.
Uhde-Bernays, Münchener Landschaft. München. Delphinverlag.
A. Kuhn, Die neue Plastik. München. Delphinverlag.
C. Glaser, Die Graphik der Neuzeit. Berlin. P. Cassirer.
Arnolds Graphische Bücher. Dresden. E. Arnold. Bisher 6 Bände erschienen.
J. Guthmann, Scherz und Laune. Berlin. Cassirer.
W. Hausenstein, Von Corinth und über Corinth. Leipzig. E. A. Seemann.
A. Donath, Lesser Ury. Berlin. Perl.
A. Kuhn, Peter v. Cornelius. Berlin. D. Reimer.
B. Goltz, Ludwig Richter. Leipzig. Voigtländer.
Junge Kunst. Band 17—24. Leipzig. Klinkhardt & Biermann.
Zahn, Paul Klee. Potsdam. Kiepenheuer.
W. Hausenstein, Kairuan. München. K. Wolff.
M. Raynal, Picasso. München. Delphin-Verlag.
P. Colin, James Ensor. Potsdam. Kiepenheuer.
Efroß-Tugendhold, Marc Chagall. Potsdam. Kiepenheuer.
Archipenko-Album. Potsdam. Kiepenheuer.
H. Zehder, Kandinsky. Dresden. Kaemmerer.
W. Uhde, Henri Rousseau. Dresden. Kaemmerer.
J. Meier-Graefe, Vincent. München. Piper.
J. Havelaar, V. v. Gogh. Zürich. Rascher.
P. Modersohn-Becker, Briefe und Tagebuchblätter. München. K. Wolff.
F. Marc, Briefe. Berlin. P. Cassirer.
L. Corinth, Gesammelte Schriften. Berlin. F. Gurlitt.
R. Genin, Skizzen, Erinnerungen. Berlin. F. Gurlitt.
R. Seewald, Tiere und Landschaften. Berlin. F. Gurlitt.
M. Raphael, Idee und Gestalt. München. Delphin-Verlag.
G. T. v. Allesch, Wege zur Kunstbetrachtung. Dresden. Sibyllenverlag.

FRANZ SPIELHAGEN

KIPRO A.-G.

(Historische Erzählung aus dem Jahre 1932)

Als im Januar 1930 die Not auf's höchste gestiegen war, beschloß die Regierung zu einem Radikalmittel zu greifen. Sie brachte im Parlament einen Gesetzentwurf ein, der die Geburten auf ein Viertel der bisherigen beschränken sollte. Der Luxus eines Kindes war erst von einem gewissen — hoch ergriffenen — Einkommen gestattet, Geburten in Familien mit niedrigeren Einkünften sollten unter schwere Strafen gestellt werden.

Sämtliche Parteien des Parlaments hatten Einwände. Die Rechtsparteien erklärten, der Gesetzentwurf sei mit nationaler Würde unvereinbar, die Mittelparteien erblickten darin einerseits eine schwere Belastungsprobe für die Bevölkerung, glaubten sich andererseits aber aus staatspolitischen Gründen der Annahme des Gesetzes nicht entziehen zu können (nur die Demokraten beschlossen zu würfeln), die Linksparteien sahen in dem Entwurf einen weiteren Schritt zur Stinnesierung.

Die Presse aller Richtungen geriet in ungeheure Aufregung. Folge davon: nie geahnte Auflagen, — ein Mittagsblatt mußte an einem Tage dreimal nachgedruckt werden.

Die Erregung machte an den Landesgrenzen nicht Halt. Auch im Ausland wurde das Gesetz unter reger Anteilnahme der Bevölkerung besprochen. Der französische Ministerpräsident bezeichnete es als neuen Versuch zur Zahlungsverweigerung, der englische Premier erwartete von einer Geburtenabnahme auch sonstige Produktionseinschränkung und somit gebesserte Aussichten für den englischen Export, der italienische Außenminister teilte sowohl die Ansicht seines französischen als auch seines englischen Kollegen, behielt sich aber vor, notwendigenfalls eine eigene Meinung zu bilden.

Das Gesetz wurde in allen drei Lesungen mit den Stimmen der Mehrheitsparteien angenommen, die Demokraten stimmten entgegen ihrem Fraktionsbeschluß für die Annahme. Die Durchführung des Gesetzes wurde dem Innenminister überlassen.

Dieser — eingeschriebenes Mitglied aller Koalitionsparteien zugleich — schritt sofort an die Bildung einer Geburtspolizei, kurz Gebupo genannt, die außer Seitengewehr und Dienstpistole auch mit Geburtszange bewaffnet wurde.

Die U.S.P.D. beantwortete die Bildung der Gebupo mit einer Demonstration im Lustgarten, die mit der Verhaftung sämtlicher 27 Teilnehmer endete.

Die Rechtsparteien erließen einen flammenden Aufruf, der infolge Konfiskation an allen Mauern hing, in dem sie die Übertretung des Gesetzes mit Kartoffellieferung prämierten. Der Bestellschein war umseitig als Beitrittserklärung zur Deutschnationalen Volkspartei verwendbar.

Diese Ereignisse scheuchten die Reparationskommission aus ihrem Winterschlaf. Sie reiste nach Berlin und informierte sich in tagelangen Besprechungen über die Lage. Die Beratungen ergaben völlige Übereinstimmung mit den Anschauungen der Reichsregierung, der gestattet wurde, die am 1. Mai fällige Reparationsrate bereits am 1. April zu bezahlen. Als Sicherheit wurden die letzten Farbwerke — soweit sie nach französischem Befehl nicht zerstört worden waren — mit Beschlag belegt.

Auf Grund der überaus erfreulichen Resultate dieser Reise fiel die Mark in New York auf den Gefrierpunkt.

In diesem Stadium griff Stinnes, der eben von einer Inspizierung der von einem englisch-amerikanisch-deutschen Konsortium gebauten, russischen Transversalbahn zurückgekehrt war — in die Verhandlungen ein und erklärte sich bereit, die rückständigen Steuern des Jahres 1925 zu bezahlen, falls die Kinderproduktion monopolisiert und einer Gesellschaft übertragen würde, die zu $^3/_4$ aus Privatkapital und zu $^1/_4$ aus Staatsgeldern zu bilden wäre. Die Staatsgelder wären sofort in Gold zu erlegen, die Privataktionäre hätten ihre Einlagen nach Maßgabe ihrer Einkünfte zu entrichten.

Die Regierung griff freudig zu, die Gesellschaft wurde sofort gegründet, an ihre Spitze Direktor Felix Deutsch gestellt, der in der ersten Verwaltungsratssitzung an Hand von Tabellen errechnete, daß die Angestellten der Kinderproduktions A.-G. weit größere Einkünfte haben würden als die Aktionäre und eine Herabsetzung der Gehälter erwirkte, die ihm vom Allgemeinen Beamtenbund eine Dankadresse eintrug.

Die Gesellschaft begann ihre Tätigkeit mit einer Riesenpropaganda Die Zeitungen des Stinneskonzerns — es waren dies alle Journale Deutschlands, mit Ausnahme des jüdischen Wochenblattes — brachten seitengroße Inserate, die auf die Artikel der Kipro A.-G. aufmerksam machten. Ein eigener Propagandafilm wurde unter der Regie von Joe May teils in den Ateliers der Efa — teils im Himalayagebirge gedreht. Die Rolle des geborenen Kindes wurde von Conrad Veidt meisterhaft verkörpert, Pola Negri spielte das ungeborene Kind.

Gleichzeitig mit der Propaganda setzte auch die innere Organisation der Kipro A.-G. ein. Neun Zehntel aller Schulen des Reiches wurden —

da überflüssig — gekauft und als Sanatorien eingerichtet. In diesen Häusern sollte gegen entsprechende Bezahlung die Geburt der erlaubten Kinder vor sich gehen, während diejenigen, die dem Gesetz zufolge kinderlos bleiben mußten, in eigenen Abteilungen vor strafbaren Geburten bewahrt wurden.

Während so in Deutschland freiwillig die Geburtenzahl herabgemindert wurde, war in Frankreich gezwungenermaßen ein Geburtenrückgang eingetreten, der die französische Regierung bewog, auf Grund des Versailler Vertrages und verschiedener aus ihm resultierender Abkommen, die Lieferung von einer Million Säuglingen zu fordern und auch durchzusetzen.

Die Kipro A.-G. erhielt diese Lieferung übertragen und schuf hierzu eine eigene Exportabteilung. Diejenigen Frauen, die das Gesetz bislang am Gebären gehindert hatte, wurden nunmehr in den Dienst des Exportes gestellt und erhielten für ihre Leistungen eine angemessene Prämie.

Im dritten Jahre des Säuglingsexportes trat plötzlich ein Ereignis ein, das katastrophale Folgen nach sich zog: die Männer der Exportfrauen verlangten eine erhöhte Prämie und traten, als diese abgelehnt wurde, mit Zustimmung ihrer Organisation in den Streik, der in diesem Falle eine Verweigerung der direkten Aktion darstellte. Anfangs glaubte man der Bewegung bald Herr werden zu können, indessen zog sich der Streik hin und dehnte sich auch auf die Transportarbeiter und Eisenbahner aus, die die Annahme von Säuglingstransporten verhinderten.

Als infolge des Streiks in der Säuglingsbelieferung eine Unterbrechung eintrat, erhob der französische Botschafter — von seinen englischen und italienischen Kollegen unterstützt — Vorstellungen beim Reichskanzler, denen jedoch, weil es an Exportkindern mangelte, nicht stattgegeben werden konnte. Infolgedessen beschloß der Botschafterrat, Sanktionen in Kraft treten zu lassen und schritt zur Besetzung des Ruhrgebietes, der in weiterer Folge die Okkupation der noch unbesetzten Teile des Rheinlandes und Bayerns folgte. Die Okkupationsarmee bestand zum großen Teil aus farbigen Truppen.

Die Schwarzen wurden von den stammverwandten Bayern freudig begrüßt und fanden insbesondere bei den Exportfrauen wärmste Aufnahme. Diese — monatelang weder im Genuß der Exportprämie, noch der ihrer Erlangung vorhergehenden Tätigkeiten — gebärdeten sich dermaßen toll, daß sich der Kommandeur der Besatzungstruppen genötigt

sah, eine Regelung des Liebeslebens vorzunehmen und Stadt und Land in Rayons einteilte, in denen Liebesnächte rationsweise auf Marken abgegeben wurden.

Die Kipro A.-G. beschäftigte sich in den Anfängen der Besetzung mit der Nachahmung von derartigen Liebesmarken, die rasenden Absatz fanden und ein Heidengeld einbrachten, beschloß aber später, die Schwarzenliebe selbst in die Hand zu nehmen und schloß mit der Intendantur der Besatzungsarmee einen Vertrag, demzufolge die farbigen Truppen gegen entsprechende Bezahlung zur Verfügung der Exportabteilung gestellt wurden und nunmehr unter dem Namen „Technische Nötigungshilfe" ihre Tätigkeit anstelle der streikenden Männer fortsetzten.

Die streikenden Exportmänner, dermaßen um den Erfolg des Streikes gebracht, waren infolge kräftiger internationaler Unterstützung auch weiterhin in der Lage, der Arbeit fernzubleiben und gründeten einen Verein der Freunde, der ein eigenes Verbandsorgan „Die Freundschaft" herausgab und sich auf einen langjährigen Kampf mit der Kipro A.-G. vorbereitete.

Die Gesellschaft, die mit Hilfe der Einsetzung der Notzuchthilfe alle Schwierigkeiten für überwunden hielt, sah sich bei Ablieferung des ersten, der Schwarzenarbeit entstammenden Transportes vor neue Hindernisse gestellt, die die Früchte der bisherigen Tätigkeit zu vernichten drohten.

Die Säuglinge wiesen nämlich auf den unteren Rückenpartien eine eigentümliche Streifung auf. Auf Grund des Lieferungsvertrages, der ausdrücklich handelsübliche Ware vorsah, verweigerten die Franzosen die Annahme der Sendung.

Die Reichsregierung protestierte gegen diese flagrante Verletzung des Abkommens und brachte die Angelegenheit vor den Völkerbund. Dieser entschied nach Anhörung eines siamesischen und albanesischen Sachverständigen, daß die Franzosen zur Annahme der Säuglinge nicht verpflichtet seien, machte aber einen Vermittlungsvorschlag, daß Frankreich gegen entsprechende Preisreduktion den Transport übernehmen sollte. Zur Übernahme der Sendung wurde ein besonderer Delegierter des Völkerbundes bestimmt.

Infolge dieser ungünstigen Entscheidung sah sich die Kipro A.-G. außerstande, ihren Verpflichtungen den Schwarzen gegenüber nachzukommen. Es kam zu einem Aufstand der farbigen Truppen, die der weißen Frauen schon längst müde und nur durch die Aussicht auf hohen Lohn zur Arbeit angehalten worden waren.

Der Aufstand gelang und die siegestrunkene Armee — der weißen Ketten überdrüssig — trat vom besetzten deutschen Gebiet aus den Vormarsch gegen Paris an. An der Marne stellte sich ihr Marschall Foch mit eilig zusammengerafften weißen Truppen entgegen. Da zeigte sich, daß die Kolonialarmee — von französischen Offizieren wohl ausgebildet —, den bolschewisierten weißen Truppen weit überlegen war. Foch wurde vernichtend geschlagen, die schwarze Armee besetzte in eiligem Vormarsch Paris und späterhin auch Bordeaux, wohin die französische Regierung eiligst geflüchtet war. In Paris wurde die freie schwarze Republik Frankreich ausgerufen und deren ersten Präsidenten der Negerboxer Tompson gewählt. Der erste Gratulant, der sich beim Präsidenten einfand, war der englische Botschafter.

Die Kipro A.-G. aber organisierte im Verein mit Cooks Reisebüro schleunigst eine Besichtigung der neuen Schlachtfelder und brachte auf diese Weise alle durch den Schwarzenaufstand erlittenen Verluste mit Zinsen und Zinseszinsen wieder ein.

WALTER HASENCLEVER

GEDICHT AN EINE FRAU

Wandle, leichte Seele des Irrtums,
Hinweg von der grünenden Erde.
Die dunklen Schluchten, durchkreuzt von der Spur Deines Schrittes,
Sinken hinab. Im Schimmer des Lichtes
Verschlungene Pfade atmen die Flut des Geschehens.
Jede Träne, geweint am Abgrund der Hoffnung,
Ist ein Zauberspruch Deines unvergänglichen Lebens,
Den Du hinüberträumst zur Fährte Deiner Bestimmung.
Wandle, geliebte Seele,
Dem Geist der Vollendung näher!

Der Postbeamte

Ich sitz am Schalter drahtvergittert
Und seh nur Hände von der Welt.
Und zähle Geld, und zähle Geld,
Und stemple Marken, daß es zittert.

Die Luft im Käfig ist verwittert,
Von Dünsten säuerlich geschwellt.
Hier wird gekläfft, und dort gebellt,
Und irgend Jemand speit erbittert.

Schlag 12, dann knallt der Schalter zu.
Dann hat man Ruh
Für eine kurze Mittagspause.

Doch komm ich Abends auch nach Hause,
Verfolgen ohne Zahl und Ende
Mich noch im Traum die vielen Hände.

Der Drogist

Ich habe mancherlei zu verkaufen:
Tee, Zigaretten, Honig und Schwämme,
Zahnbürsten, Lakritzenbonbons und Kämme,
Stiefelschnüre, einen ganzen Haufen,
Und ein fast neues Grammophon
Mit vorzüglichem Ton,
Rosa Trichter und versilbertem Rohr;
Sonntags spiel ich den Kindern was vor
Besonders gern
Haben sie „Puppchen, den Augenstern!"
Und hier
Ein Klistier
Mit zwei Meter langem Gummischlauch.:
Das brauchen wir auch,
Wenn das Jüngste schreit,
Und auch sonst bei Gelegenheit:
Ein Liter, — ein halbes für Kinder,
Man wird gleich viel gesünder!

So hat jedes Ding seinen Zweck:
Für den Bauch das Besteck, —
Und für das Gemüt
Die schöne Kunst und die Lieder.
Bitte, beehren Sie mich bald wieder!

Die Nähterin

Ich drehe die Nähmaschine, drehe und drehe,
Und nähe,
Tagein, und tagaus,
Zu Haus,
Und stopfe, und flicke, brodiere und wende,
Der Faden hat kein Ende.
Und hat er ein Ende, setz ich ein neues Röllchen darauf:
Lauf, Faden, lauf!

Ich drehe das Rad und krümme den Rücken:
Muß mich bücken,
Damit die Naht ganz grade wird.
Die Nadel schwirrt.
Müde sind meine Hände,
Aber der Faden hat kein Ende,
Und hat er ein Ende setz ich ein neues Röllchen darauf:
Lauf, Faden, lauf!

Drüben, hinter dem roten Vorhang, flackert ein Feuer:
Schattengeschwirr,
Geigenton und Gläsergeklirr, —
Überall geschehen heimliche Abenteuer,
Aber immer hängt ein Vorhang, immer sind Wände.
Der Faden hat kein Ende,
Und hat er ein Ende, setz ich ein neues Röllchen darauf:
Lauf, Faden, lauf!

Abends spät, wenn die Arbeit getan,
Lese ich im Roman
Von einem Grafen,
Der Botho von Hohenwart heißt
Und nach Italien reist.
Dann geh ich schlafen.
Müde sind meine Hände.
Aber die Tage haben kein Ende,
Und ist einer zu Ende, setzt sich ein neuer darauf:
Lauf, Faden, lauf!

Der Krach der Pfalzbank

Die Pfälzische Bank, die nach 54jährigem Bestehen und Gedeihen jählings zusammengestürzt ist, gehörte zu den beliebtesten Instituten Süd- und Südwestdeutschlands. Das Filialnetz war ausgedehnt, die Bedienung individueller als bei den Riesenfirmen, man bemühte sich um die Kundschaft und gewann, hauptsächlich beim mittleren Publikum, viel Anhang.

Daß das Institut innerlich gesund war, unterlag keinem Zweifel. Es schüttete 1920 eine Dividende von 10% aus, wies in der letzten Bilanz, neben 75 Millionen Aktienkapital, 25.6 Millionen offene Reserven aus (wozu noch wesentliche stille kamen) und war durch die Fusionierung mit der Süddeutschen Bank in Mannheim und durch die Interessengemeinschaft mit der Rheinischen Creditbank (die ihrerseits wieder in enger Fühlung zur Deutschen Bank steht) wohlabgerundet und gegen Zufälle und Schwierigkeiten aller Art trefflich verschanzt. Das laufende Geschäftsjahr hatte sich, wie bei allen Banken, sogar glänzend angelassen; die Depositen waren auf über 1 Milliarde angewachsen; und die letzten Kursnotizen beliefen sich auf über 400, erreichten damit den ungefähren Stand der Großfirmen und gaben Kunde von dem Vertrauen, das man auch in Fachkreisen in das altangesehene Unternehmen setzte.

Wie ein Blitzschlag traf in dies Idyll die Nachricht, daß durch Fehlspekulation in Devisen ein Verlust von nicht weniger als 340 Millionen eingetreten sei, — ein Verlust, der nach Opferung des ganzen Kapitals, aller sichtbaren und unsichtbaren Reserven und des gesamten Gewinnes pro 1921 noch immer einen ungedeckten Passivsaldo von rund 140 Millionen offen lasse und die Fortexistenz der Bank unmöglich mache. Es war der größte Devisenverlust, von dem die deutsche Öffentlichkeit bisher erfahren hat, — fast dreimal so hoch als jene 120 Millionen des Düsseldorfer Allgemeinen Bankvereins, die ein potenter, larger und Skandalen abgeneigter Aufsichtsrat aus eigenen Taschen abzudecken vermochte. Die Verluste der Pfalzbank werden freilich ebenfalls abgedeckt, und zwar derart, daß Deutsche Bank und Rheinische Creditbank ihre gesamten Aktiven und Passiven übernehmen und nach einem gewissen Verteilungsmodus das volle Erbe des zusammengebrochenen Instituts antreten; der Kundschaft erwachsen also auch aus dieser Katastrophe keine Schädigungen, eine positive Deroute am Bankmarkt wird vermieden. Aber es gibt noch eine andere Deroute: eine moralische! Niemand soll

sich darüber hinwegtäuschen, daß Fälle dieser Art ungeheuer schädigend auf das traditionelle Vertrauensverhältnis zwischen Publikum und Bank einwirken müssen und daß diese Vertrauensschmälerung durch alle bisherigen Darstellungen der Angelegenheit eher noch verstärkt als gemildert worden ist.

Es mag richtig sein, daß weder die Ludwigshafener Zentraldirektion noch die Münchener Filialleitung der Bank von den Transaktionen ihres Münchener Arbitrageurs Kenntnis hatten. Es mag auch richtig sein, daß sie allen Anweisungen von oben zuwiderliefen. Trotzdem aber sind sie geschehen und die Tatsache besteht, daß alle vorgesetzten und kontrollierenden Instanzen von den Händeln des Herrn Römer überhaupt nichts ahnten, daß sie erst durch die evidente Katastrophe Kenntnis von ihnen erhielten. Wie war das möglich und wie wird es anderen Instituten möglich sein, gleiche Gefahren unbedingt zu verhindern? Sorge erhebt sich. Die Überlastung der Banken scheint bis zu einem Punkte gediehen, an dem man sich fragen muß, ob die Zentralinstanzen die Fäden des Geschäftes überhaupt noch fest in Händen zu halten vermögen; aus der wahnsinnigen Überflutung mit Aufträgen scheint sich ein Zustand entwickelt zu haben, in dem den führenden Stellen die Kontrolle schon rein quantitativ immer mehr verloren geht, in dem die Börsenangestellten (aber nicht nur diese!) immer unabhängiger und unbeaufsichtigter schalten und walten können. Diese Selbständigkeit wird aber offensichtlich schon ganz gewohnheitsmäßig zu Geschäften ausgenützt, für die die Maxime gilt: die guten in's Kröpfchen des Angestellten, die schlechten in's Töpfchen der Unternehmung. Indessen mögen sich Fälle ergeben, in denen sich für Verluste dieser Art (die sich, wie man sieht, auf hunderte von Millionen belaufen können), durchaus nicht so rasch und komplett wie diesmal Interveneure finden lassen werden, in denen öffentliche Katastrophen also wirklich unvermeidlich sein würden. Dies namentlich dann, wenn die Fälle sich häuften. Das Publikum hat demnach ein Recht, besorgt zu sein. Es hat das Recht, im aktuellen Falle nicht nur summarische Darstellungen, sondern detaillierte Aufschlüsse nach der bankorganisatorischen Seite hin zu erhalten; und es hat das Recht, von der Bankwelt generell zu verlangen, daß ihm ohne Verzug Aufschlüsse darüber zuteil werden, wie man die schon jetzt sichtbaren und in genauerer Untersuchung noch schärfer zu präzisierenden Unzulänglichkeiten gegenwärtiger Bankorganisation abzustellen gedenkt. Denn es handelt sich um ein Symptom, — um ein Problem, das alle Banken und Bankkunden angeht. Mit dem Argument „Einzelfall" arbeiten zu wollen, wäre ein schwerer psychologischer Fehler.

GLOSSEN

STURMZEICHEN IN ÖSTERREICH

Waren die Plünderungen in Wien ein Ausbruch der Volkswut? War es ein überlegter Akt zur eindrucksvollen Mahnung? Am Morgen war die Erhöhung des Brotpreises von K 34 auf K 74 verkündet worden. Und nach einem Monat sollen die staatlichen Zuschüsse im Brotpreis ganz eingestellt werden. Denn die heutige Erhöhung schafft nur den Ausgleich für die Steigerung der Bäckerlöhne in den letzten Wochen. Das Mehl im Brot wird weiter vorläufig umsonst geliefert. Fast ist es zum Staunen, daß die Erhöhung nicht größer ist, denn die Buchdruckerlöhne zum Beispiel sind seit September auf das Fünffache erhöht worden! Wie wird es werden, wenn der Brotpreis auf K 600 pro Laib — so berechnet er sich nach den augenblicklichen Wechselkursen — erhöht wird? Ist es denkbar, daß sich eine Bevölkerung das gefallen läßt? Zwar den Arbeitern soll der Reallohn unversehrt bleiben. Die Unternehmer müssen die Differenz auf sich nehmen, auch für die durch die Brotpreiserhöhung bewirkte Erhöhung der übrigen Preise, weil die Löhne nach Indexziffern berechnet werden sollen, und durch Einführung der Kinderversicherung zu Lasten der Unternehmer soll die Bevorzugung unverheirateter und kinderloser Arbeiter in den Betrieben verhindert werden. Mit diesen Zusagen hat sich nach längeren Verhandlungen mit der Regierung und den Unternehmern die sozialdemokratische Parteileitung begnügt und die Gewerkschaftsführer haben den Widerstand gegen den plötzlichen vollständigen Abbau der Lebensmittelzuschüsse aufgegeben. Sie mißbilligen sie, sie lehnen die Verantwortung für die Folgen ab, aber obwohl gegen ihren Willen an den Kaiserschnitt nicht zu denken wäre, begnügen sie sich mit diesem Protest.

Ob die Massen diese abgeklärte und bequeme Politik der Führer mitmachen werden? Auch jetzt bleibt ja ihr Reallohn ziemlich unverändert, obwohl die Preise täglich wilder in die Höhe gehen. Denn in raschem Tempo folgen auch die Lohnerhöhungen. Wie bei den Buchdruckern ist es auch in den anderen Betrieben. Vier Lohnregelungen innerhalb von zwei Monaten! Trotzdem die Plünderungen. Die Nerven halten diese stete Unruhe der Preise nicht aus. Und die absoluten Preiszahlen wirken aufreizend. Daß man für ein Ei K 110, ein kg Fett K 1500, ein kg Fleisch K 600—800, ein kg Zwiebel K 420, ein Paar Schuhe K 15000 zahlen soll und daß jeder Einkaufstag einen neuen Wirbel der Preise bringt, das hält man einfach nicht aus. Und schließlich gibt es nicht nur Arbeiter und bevorzugte Angestellte, denen die Aufrechterhaltung des Reallohnes garantiert wird, sondern auch geistige Arbeiter und kleine Rentner und andere, deren Einkommen nicht erhöht wird. Auch sie stellen Massen dar, die die Verzweiflung schließlich auf die Straße treiben kann. Wie viele Deklassierte aus den besseren Ständen mögen unter den Plünderern vom 1. Dezember gewesen sein?

Und wenn es noch verbürgt wäre, daß mit diesem einen phantastischen Preisauf-

schlag alles vorüber wäre. Aber davon ist ja keine Rede. Denn dann kommt erst die industrielle Krise mit dem Beschäftigungsmangel, der Arbeitslosigkeit und wielange wird die Industrie, die auch die Arbeitslosenversicherung auf sich nehmen muß, den Entlassenen den Reallohn zahlen können? Wenn noch dann die Wechselkurse stabil blieben. Aber das müßte sich bereits jetzt, einen Monat vor dem Schicksalstag, zeigen. Statt dessen wirbeln die Wechselkurse täglich höher hinauf. Seitdem der neue Finanzplan verkündet worden ist, sind sie auf das Drei- bis Vierfache gestiegen. Ein Schweizer Franc kostet bereits K 1600, eine tschechische Krone K 90, auch die Reichsmark ist seit ihrer sprunghaften Erholung auf dem Weltmarkt von 20 fast auf 40 gestiegen. Kann der Mangel an Vertrauen zu dem neuen Finanzplan sich deutlicher kund tun als in diesen Kursen?

Der Finanzminister will dafür die Börse verantwortlich machen und er straft sie. Er hat eine Kopfsteuer für Börsebesucher eingeführt, die mit K 100 Gold monatlich zu zahlen ist, damit „die Börsebesucher sich wenigstens einmal im Monat erinnern, daß die schlechte Währung auch ihre unangenehmen Seiten hat". Diese Abgabe, die ohne jede Rücksprache mit der Börsekammer eingebracht wurde, hat einen spontanen Streik der Börse zur Folge gehabt, die eine Woche lang gefeiert hat. Und als der Nationalrat das Gesetz begeistert annahm, ohne die Gegenvorschläge der Börsekammer, die der Regierung auf anderen gerechteren Weg mindestens den gleichen Steuerbetrag aus dem Börsengeschäft bringen sollte, auch nur entgegenzunehmen, hat die Börsekammer demissioniert, was allerdings keine anderen Folgen gehabt hat, als daß der Finanzminister einige der zurückgetretenen Mitglieder mit der Leitung der Börse betraut hat. Durch das Gesetz wird gerade ein Teil der alten anständigen Mitglieder, denen der Finanzminister besonderes Lob gespendet hat, von der Börse vertrieben, denn sie können nicht $1^1/_2$ Millionen K Abgabe jährlich vorweg für sich und für jeden ihrer Angestellten zahlen wie die wilden Spieler und Valutenschieber. Die werden dann ganz unter sich sein. Aber der Finanzminister hat den Parteien Gelegenheit gegeben, vor ihren Wählern ihre Börsefeindschaft drastisch zu bekunden, und solche Demagogie ist ihm mehr wert als sachliche Erwägungen.

Übrigens hat der Finanzminister nicht nur die Peitsche, sondern auch das Zuckerbrot für die Börse. Gleichzeitig mit dieser Abgabe hat er sie durch zwei Interviews überrascht, in denen er ausführte, wie töricht doch das Publikum sei, daß es die überzahlten Devisen kaufe und nicht Aktien, besonders Alpine Montanaktien und Bankwerte, deren Substanzwert doch höher sei als die Kurse. Man kann sich vorstellen, welche Explosion der Kurse diese Äußerungen in einer Zeit wilder Spielleidenschaft hervorgerufen haben, und dabei war der Minister unvorsichtig genug, die Interviews vier Tage vor ihrem Erscheinen in den Sonn- und Montagsblättern zu gewähren, so daß Gelegenheit war, daß einzelne Börsebesucher schon vor dem Er-

scheinen davon Kenntnis erlangten und die Kurse schon vordem wild in die Höhe tanzten. Der Minister dachte weiß Gott wie klug zu sein, wenn er die Leute von den Devisen zu den Effekten hinüberlenke. Aber die Börse gab ihm eine unerwartete Antwort. Am ersten Tag nach der Wiedereröffnung stiegen zwar die Aktien, aber in den folgenden Tagen gingen sie wieder zurück, desto wilder kletterten die Valutenpreise empor. Die Mache war dem Publikum doch zu plump. Und diesen plumpen Händen ist das Schicksal dieses Volkes anvertraut. Dieser Regierung soll man das Vertrauen schenken, daß sie die Operation auf Tod und Leben, die der Abbau der Lebensmittelzuschüsse bedeutet, wirklich nach jeder Richtung wohl erwogen hat, daß sie sie nach allen Regeln der Kunst durchführen wird! Gerade jetzt, wo sich die Anzeichen mehren, daß die Weltpolitik in die Bahnen der Vernunft einzulenken beginnt, und wo auch für uns, wenn wir noch eine Zeit lang ausharren, ein Hoffnungsschimmer leuchtet, droht uns von einer leichtfertig verbohrten, allen Einwänden unzugänglichen Regierung der Lebensfaden abgeschnitten zu werden.

Walther Federn.

FILM

JESSNERS „HINTERTREPPE"

Am 11. Dezember 1921 wurde dieser Film in Berlin zum ersten Mal vorgeführt. Das Datum wird in der Geschichte der deutschen Filmkunst mit roter Farbe eingezeichnet sein. Man sollte den Zelluloidstreifen chemisch präparieren, um ihm längere Dauer und Haltbarkeit zu sichern. Vielleicht kommt er nämlich noch ein paar Jahre zu früh, vielleicht dauert es einige Zeit, bis das durch Tigerjagden, Massenstürme und Dachkletterer abgestumpfte

Publikum für dieses reine Werk wieder empfangsfähig sein wird.

Hier ist ein Film, in dem nur drei Personen mittun, ein Film, der nur einen Schauplatz hat: ein Großstadthaus, ein Film, der nicht nach Amerika schielt; nicht nur ein schönes, sondern auch ein mutiges Werk. Ich wüßte nicht, wann sich im Film Dichter, Schauspieler, Maler, Musiker zu so brüderlicher Einheit verbunden hätten, Einer dem Andern dienend, keiner vordringlich-dominierend, aber alle zusammen haben eine Einheit erzeugt: den menschlichsten Film, den man je im Kino sah.

Carl Mayer hat eine dichterische Fabel gefunden: Ein blondes Dienstmädchen liebt einen Handwerker. Plötzlich ist er verschwunden. Die Blonde wird kopfhängerisch. Der Postbote, der ihr den ersehnten Brief nicht bringt, sieht sie mit mitleidigem Blick an. Eines Abends bringt er bei strömenden Regen eine Depesche: Sei nicht verzagt, ich werde wiederkommen. Aber der Postbote hat das Telegramm gefälscht, um die Trauernde wieder fröhlich zu sehen. Die blonde Magd kommt auf den frommen Betrug, sie nähert sich dem guten Betrüger. Sie will, mitleidig und mannsbedürftig, wie sie ist, schon zu dem Postboten hinsinken, da stellt sich der Erste, der Verschwundene, wieder ein und sie kehrt zum ursprünglichen zurück. Die Männer kommen freundlich zusammen. Der Verschollene dankt dem Postboten. Doch der fällt vor dem Wiedererstandenen auf die Knie: Laß sie mir! Aber im Kampf der Geschlechter gibt es kein Mitleid, nur Blutwillen. So erschlägt der Bote den Zurückgekommenen! Die Blonde aber, die es mit zweien gehalten hat, wird aus der Stellung gejagt, das ganze Haus höhnt sie und so stürzt sie sich vom Dach des Hauses in den Hof. All dies, vernünftig und menschlich, einfach und ohne Kinogefühle, ist ganz in Bilder aufgelöst. Kein Textwort ist nötig. Das Drama spielt sich auf den Gesichtern der Darsteller ab, in der Küche der Magd, im phantastischen Hinterhof, in der Kammer des Postboten, auf der gewundenen Hintertreppe, auf dem Dache.

Jeßner hat Henny Porten mehr genützt als irgendein Regisseur bisher. Ihr Scheuern, Kochen, Putzen, das jeweils Hoffnung auf das nächste Stelldichein oder Verzweiflung über das Alleingebliebensein ausdrückt, ist von stärkster mimischer Kraft. Alle Routine ist weggewischt, jede Bewegung ist erlebt und deshalb beseelt. Der Postbote ist Herr Kortner. Von Anfang an unterstreichend. Ganz langsam in der Bewegung und seine Langsamkeit zwinkert: Paß mal auf, was ich tue, ist bedeutend. Aber er ist eine Figur, er hat die Überzeugungskraft der Realität, er ist ein geniales Faktum. Vielleicht wäre der Publikumserfolg größer, wenn Kortner Rittner wäre, denn Kortner bringt einen unnötigen Rassenkonflikt in das Drama, aber item Kortner ist Kortner und seine Breitschultrigkeit hat überzeugende Kraft. Der Dritte, der im Drama Nebensächliche, der Wiederkehrende, ist der frische, warme Dieterle.

Jeßner hat das Haus belebt. Expressionismus? Nein, Psychismus. Der Hof,

von Paul Leni phantastisch gestaltet und belichtet, ist leer und traurig, verlassen im Regen, mit hundert neugierigen Fenstern blind, plötzlich mit hundert Köpfen der Verfolger besetzt. Den schlichten Vorgängen hat Dr. Hans Landsberger eine sehr dramatische Musik angeschmiegt, seit dem „Golem" die stärkste, die eingefügteste musikalische Begleitung.

Wenn es einen Sieg des Guten gibt, dann muß dieser Film über die Welt wandern. Gerade weil er nicht für den Export gearbeitet wurde, sondern weil er die hingebungsvolle Kollektivarbeit von einem halben Dutzend Leuten ist, die ihr Werk sahen und nichts als ihr Werk.

360 MODERNE DEUTSCHE DICHTER

Sogenannte Geschichten der deutschen zumal neueren Literatur werden wie man weiß für den Bildungsspießer verfaßt, der lieber „über" liest als die Dichter selber und dem der Schulmeister das Orakel ist. Kein Volk hat so viele und so gottverlassene Bücher dieser Art wie das deutsche. Und K. Martens machte sich dahinter und stellte das seine: „Die deutsche Literatur unserer Zeit, in Charakteristiken und Proben." Der Verlag Rösl verschwendete bestes Papier, guten Druck, 31 Porträttafeln und 7 farbige Faksimiles an dieses sozusagen Werk, das die tollsten Nicht-Erwartungen übertrifft, an Schamlosigkeit seines Gleichen nicht hat und daher bald das beliebteste seines Genres sein dürfte. Von den 520 Seiten sind 360 Seiten „Proben" aus Nietzsche, Henckell, Viebig, Isolde Kurz, Böhlau, Schaukal, Kellermann, Hauptmann, Meyrink, George, Ernst Hardt, A. M. Frey, Bierbaum, Freksa usw. Entscheidend für die Wahl ist der Erfolg beim Publikum, wogegen soziologisch nichts zu sagen wäre und was einen sehr interessanten Querschnitt durch die deutsche Geistigkeit gäbe. Aber der Erfolg ist für K. Martens, der hier ganz modern-kaufmännisch denkt, auch das ästhetische Kriterium: gut ist für ihn, was Erfolg hat, schlecht ist, was keinen hat. Die ablehnende Geste gegen Courths-Mahler ist nur falsches Getuh. Ist Arrogierung eines Niveaus, das K. Martens so wenig besitzt wie Urteilsvermögen. Seine „Charakteristiken" sind eine Sammlung von Waschzetteln, wie sie weit besser im Börsenblatt des deutschen Buchhandels stehen. Da „verspricht eine Begabung Gutes", dort „befleißigt sich der Verfasser". Alle diese Worte findet man hier wieder, wie sie das allerdümmste Recensententum schon fast nicht mehr gebraucht: formschön, knorrig, tiefsinnigst, restlos gelungen, strotzend, gallig, kaustisch, lebensfroh, jugendfrisch, ästetenhaft, echt, leuchtend, priesterlich usw. Borchardt wird als Nachahmer Hofmanns-

thals so in einer halben Zeile genannt, von diesem mit lächerlicher Unverschämtheit geschulmeistert, daß es „zweifelhaft erscheine, ob sich Hofmannsthal noch einmal zu Werken aufraffen werde". Ein Herr A. M. Frey, den keine Katz kennt und kennen braucht, weil ihn die Probe als zehnte Wurzel aus Meyrink erweist, bekommt diese Probe, Bild und und besonderes Kapitel, — Robert Musil eine halbe einen Buchtitel nennende Zeile. Nur das jeder „genannt" ist, denn das garantiert ja den Absatz des Buches: das Register, in dem nur Martens selber fehlt, weil er, wie er im Vorwort sagt, die anderen entscheiden lassen will, wohin er als Dichter — jawohl, als Dichter! — gehöre. Das kann ich ihm nun aus einem andern seiner Schriftwerke genau sagen. In seinen „Schonungslosen Lebenserinnerungen" erzählt er, ohne den Leser zu schonen, die ganz banalen Sexualia seiner Knabenzeit und von sich als Studenten dieses, daß er einmal einem jungen Mädchen, das ihn nicht mochte, ein schweinisches Buch zu lesen gab und dann die also wehrlos gemachte „besaß". Mit diesem Charakterzug hat Martens den kleinen Akt über sich definitiv geschlossen. Blättert ihn einmal eine spätere Zeit auf, so um ein Beispiel zu haben, daß um 1920 eine allertraurigste Commis-Seele sich für einen Dichter, und Urteiler über einen Dichter vermeinen konnte. Der 50 jährige Martens erinnert sich jener Heldentat des 20 jährigen und tuts mit Behagen und weiß nicht, daß von dieser Stunde ab sein Leben gerichtet und verworfen war als Crapüle, hingenommen ohne Zaudern, ertragen ohne Widerwillen von einer Zeit, die Crapüle war wie er selber.

Franz Blei.

JOURNALISTEN

Frau Professor Köster in Leipzig gibt eine Abendgesellschaft für einige Leute, denen Walter Hasenclever sein neues Drama „Gobseck" vorlesen soll. Sie ladet in einem freundlichen Brief einige interessierte Menschen in ihre Wohnung. Eine ganz private Veranstaltung. Ein paar Tage darauf dankt einer der Teilnehmer, Herr Hans Natonek, für den im Hause des Professors verlebten Abend, indem er — ha! als Erster! — über das ihm durch eine Unvorsichtigkeit bekannt gewordene Stück im „Leipziger Tageblatt" und in der „Vossischen Zeitung" Kritiken veröffentlicht. Oft werden Journalisten als nicht gesellschaftsfähig angesehen. Solcher Reportereifer erklärt die gesellschaftliche Stellung des deutschen Journalisten.

ANEKDOTE

In einer Berliner Gesellschaft wird über Tilla Durieux geredet. Man rühmt ihren Witz, ihre geistige Grazie, ihre selbsterworbene Bildung. Ein Nörgler brummt: „Aber diese Münchener Geschichten. Dieses Kokettieren mit den Kommunisten!" Worauf ein Anderer nachsichtig-gelassen erwidert: „Nicht so streng sein. Das Bissel Räteregierung in München — Spielereien einer Cassirerin."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 49):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa

An die Leser des Tage-Buches!

Am 1. Januar 1922 tritt das Tage-Buch in seinen dritten Jahrgang. Schwierigkeiten des Anfangs sind überwunden. Das Tage-Buch ist in den zwei Jahren seines Bestandes zur führenden deutschen Wochenschrift geworden, ohne einer Partei zuzugehören, ohne einem literarischen Klüngel sich anzuschließen, ohne banal zu werden.

Langsam kann das Tage-Buch weiter ausgebaut werden. Vom 1. Januar an wird der bisherige Umfang des Tage-Buches um ein Viertel vergrößert werden. An diesem Tage tritt Leopold Schwarzschild in die redaktionelle Leitung des Tage-Buches ein. Es wird der wirtschaftliche und finanzielle Teil der Zeitschrift, abgesondert und verstärkt als Wirtschaftliches Tagebuch geführt werden.

Die Vergrößerung gestattet auch den künstlerischen Teil des Tage-Buches zu erweitern. Wir beginnen im 1. Heft des neuen Jahres mit dem Abdruck der jüngsten Arbeit von Jakob Wassermann: „Oberlin auf der Schwelle".

Die erhöhten Kosten machen, wie überall, eine Steigerung der Bezugspreise nötig. Das einzelne Heft wird vom 1. Januar an 3 Mark 50 Pfennige kosten. Das Abonnement wird für das Vierteljahr 35 Mark, für das Halbjahr 70 Mark, fürs ganze Jahr 140 Mark betragen.

Der Abonnent erhält die Zeitschrift wesentlich billiger als der Käufer des einzelnen Heftes. Wer das Tage-Buch liebt abonniert es mit beiliegender Zahlkarte. Der Abonnent, nicht der gelegentliche Leser, fördert seine Zeitschrift!

Redaktion und Administration des „Tage-Buch".

TAGEBUCH DER ZEIT

Auch Herr von Tirpitz hat zur Washingtoner Konferenz einiges auf der Pfanne gehabt. Und er hat es den Amerikanern — by special cable — in allen Hearst-Blättern versetzt. Was war es, das er ihnen versetzt hat? Selbstverständlich, daß Amerika seine Rüstungen um Gotteswillen nicht einschränken darf! Denn obwohl zwischen England und Amerika gegenwärtig absolute Harmonie herrscht („die meiner Ansicht nach auch schon vor dem Kriege bestand"), muß doch die Zeit einmal kommen, in der diese Eintracht wieder erlischt. Dann aber werden sich, wenn inzwischen Jahre lang keine Neubauten stattfanden, alle jetzigen Vorteile Amerikas zu seinen Ungunsten verändert haben, und Englands ungeschwächte Seeherrschaft wird sich unwiderstehlich fühlbar machen. Diese Eventualität sollte Amerika, ehe es sich auf die zehn Baufeierjahre einläßt, sehr genau durchdenken! Also — (immer noch genau wie während der Ballin-Haldane Verhandlungen!) also sprach Tirpitz by special cable! Also machte Tirpitz für sich und Germanien moralische Eroberungen in einem Lande, dessen Administration soeben das Rüstungsbeschränkungsprogramm formuliert hatte, — was sie doch nur im Einverständnis mit der öffentlichen Meinung hatte wagen können. Leider ist Tirpitzens Stimme nicht genügend beachtet worden; nur ein einziger Mann hat vor seinen Ideen bewundernd Andacht verrichtet. Und das war natürlich auch ein Admiral, — der Rear-Admiral Bradley A. Fiske von der United States Navy. Dieser Herr, für den Washington selbstverständlich auch nur Anlaß war, nach verdoppelter Rüstung zu rufen, beschrieb im New York American ausführlich, wie er sich einen amerikanischen Staatssekretär der Marine vorstellt; es muß jemand sein, der erstens als Stratege und Techniker, zweitens aber auch als Politiker groß ist. „Manche werden meinen, es sei unmöglich, einen Mann von solch hoher Doppelqualifikation zu finden. Er ist aber schon einmal gefunden worden, und zwar in dem deutschen Admiral von Tirpitz." Und nun kommt eine Darstellung der politisch schließlich so erfolgreichen Tirpitz'schen Flottenpolitik und eine Mahnung an Amerika, ihr nachzutun. Wie trefflich, o wie trefflich ein Admiral dem anderen doch gefällt! Tirpitze aller Länder, vereinigt Euch!

Maximilian Pfeifer wird als Gesandter nach Wien gehn. Es kann von hier aus schwer beurteilt werden, wie segensreich Dr. von Rosenberg in der Hauptstadt Deutschösterreichs gewirkt hat. Sichtbare Resultate sah man kaum, aber ein deutscher Gesandter in Wien muß

sich vielleicht vorläufig mit unsichtbaren Früchten begnügen. Immerhin beklagen sich die Österreicher, daß die dummen, lästigen und unnützen Paßschwierigkeiten von ihnen längst beseitigt wären, wenn man in Berlin nicht so ärgerlich herumzögerte. Seit Monaten heißt es, daß diese dummen Schreibereien, für die hüben und drüben Beamte ausgehalten werden müssen, nun endlich aufhören sollen, wie sie zwischen Frankreich und der Schweiz, Italien und England längst beseitigt sind. In Berlin wird vom Anschluß bei festlichen Gelegenheiten schön geredet, aber der wirkliche Anschluß, nämlich der der Eisenbahnen, wird durch die trostlosesten Paß- und Visierungschikanen noch immer gestört . . . Dr. Maximilian Pfeifer, um auf ihn zurückzukommen, ist der geborene Mann für Wien. Ein Katholik und doch kein Fanatiker, ein Bayer und doch kein Separatist, ein gelehrtes Haus und doch ein Demokrat, ein frommer Mann und doch ein verständnisvoller Freund der Künste; wenn dieser aus Gegensätzen geformte, durch Gegensätze innerlich belebte, heiter-ernste Mann sich eine Wahlheimat beim lieben Gott auszubitten hätte, er würde Wien wählen. Er wird in Wien bald volkstümlich sein. Wenn man dem enthusiastischen Redner noch gestatten würde mit seinem klingenden Tenor und in seinem gepflegten Deutsch von der Kanzel der Stefanskirche herab zu predigen, dann wäre sein Sieg im Handumdrehen geschehen. Aber dieser fröhliche Pfeifer ist auch ein weiser Schweiger und ein verständlicher Flüsterer. Er wird in Wien gut wirken, weil er in dem überhitzten und längst antiquarischen Kampf zwischen Klerikalen und Sozialisten, Gegensätze eines vergangenen Zeitalters, durch seine deutsche Demokratie nur besänftigend und staatsmännisch wirken kann. Pfeifer wird von Wien nicht so bald wegkommen, weil er dort als Botschafter eines künftigen geeinten Deutschland die historische Stunde vorzubereiten hat. Eine gute Wahl: Der rechte Mann an den rechten Ort und gerade zur rechten Stunde!

Sir Edgar Speyer ist entengländert worden. Er entstammt dem Frankfurter Finanzkreis, der seine Söhne über den Erdball verstreut hat. Die Schärfe der Engländer, die einen zu Ansehen, Würden und Finanzmacht gelangten, längst anglisierten Deutschen wieder seiner Wahlnationalität entkleiden, sollte den Luden-dorf-Politikern zu denken geben, die den Weltkrieg ganz urteilsunfähigen ländlichen Gemütern als raffinierte Judenmache erklären wollen. Gewiß, es gab erste Ansätze zu internationaler Verständigung großer Kaufleute. Wer diese Dinge sehen

will, wie sie wirklich waren, lese in dem ungemein wichtigen Ballinbuche nach, das sein Helfer Huldermann bei Stalling, Oldenburg, herausgegeben hat, wie zart Albert Ballin diese ersten weltumspannenden Fäden nach London, später nach New York zu ziehen trachtete. Aber nie sind Herr Ballin und Sir Cassel von politischen Utopien gereizt worden — ihre Tugend war immer: Nüchternheit — sondern stets sind sie von sehr realen Projekten ausgegangen, vor allen von Schiffahrtsfragen. Der „dümmste aller Kriege", wie Ballin zu sagen pflegte, hat diese feinen Fäden jäh abgerissen. Ballin ward beiseite geschoben, Sir Cassel ward in England zwangisoliert und Sir Speyer, schon 1914 geschmäht, ist nun gar aus England gestoßen worden. Die paar Kaufleute, die auf die Regierenden von 1914 ein bißchen Einfluß hatten — Ballin auf den Kaiser, Sir Cassel auf Winston Churchill und Grey — sind schon im Herbst 1914 beiseite geschoben worder. Ihre Vorarbeit — man lese das in Ballins Buch nach — galt vernünftiger Verständigung in der Flottenfrage. Aber was sie bei Tage gesponnen — Haldanes Besuch in Berlin war Ballin-Cassels Werk — das trennten die verschiedenen Tirpitze nachts wieder auf und die ganze Zweideutigkeit dieser nächtlichen Arbeit ist in Deutschland leider noch nicht laut genug geschildert worden. Man braucht kein Verherrlicher des Judentums, nur ein Freund der einfachsten Wahrheit zu sein, um festzustellen, daß Europa nicht so grauenhaft geschunden worden wäre, wenn die drei: Ballin, Cassel, Speyer irgendwas in die Weltgeschichte seit 1914 hätten dreinreden dürfen. Die paar gescheiten Händler und Unterhändler, die wir hatten, sind von unseren führenden Helden und Unterhelden ganz ausgeschaltet worden.

Angenommen in irgendeinem nahe liegenden Lande gäbe es zwei populäre Wirtschaftsführer, von denen der eine einfachheitshalber St., der andere R. genannt sei; angenommen, diese beiden Herren stünden sich aus nicht näher darzulegenden persönlichen, geschäftlichen und politischen Gründen mit brennendem Mißtrauen und noch brennenderer Eifersucht gegenüber; angenommen St. erführe, daß R. demnächst, mit vermeintlich aussichtsreichem Regierungs-Auftrag, nach der Hauptstadt eines anderen Landes, das der Einfachheithalber E. genannt sei, reisen werde; angenommen St. beschlösse daraufhin, dem R. zuvorzukommen und völlig auf eigene Faust schon vor ihm die Lorbeeren einzusammeln, die in E. scheinbar zu erlangen waren; angenommen St. führte seinen Plan aus, und suchte in E. mit all den Stellen Fühlung zu nehmen, an

die auch R. den Umständen nach herantreten müßte — unter ihnen auch mit dem Ministerpräsidenten von E.; angenommen dieser Ministerpräsident ließe vor Bewilligung jeglicher Unterredung erst einmal um Aufklärung ersuchen, in welcher Eigenschaft St. eigentlich mit ihm sprechen wolle, ob als Regierungsvertreter, Standesvertreter oder Einzelindividuum; angenommen St. müßte darauf erwidern, er komme in keinerlei Auftrag als in seinem eigenen; angenommen der Ministerpräsident von E. verweigerte St. daraufhin die Besprechung; angenommen St. käme dergestalt mit dem einzigen Erfolge in seine Heimat zurück, dem R. seinen Weg nicht gerade erleichtert zu haben; angenommen schließlich, er erklärte dem Regierungsleiter seiner Heimat auf dessen Bitte, Mitteilungen über seine Reise könne er ihm, da sie schließlich ja nur eine Privatreise gewesen sei, überhaupt nicht machen; angenommen dies alles —: wäre das eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse? Eine rein akademische Frage, die aber, angesichts etwaiger Möglichkeiten, in Zeiten erhöhter Reisetätigkeit ebenso akademisch durchdacht zu werden verdiente!

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

VON KOHLE, KONJUNKTUR, PROPAGANDA UND ANDEREM

Ende November wurde in den Berliner Gaswerken der Kohlenbestand iventarisiert. Es ergab sich, z. B. daß die Anstalt an der Gitschiner Straße noch für 1½, die Anstalt in Schmargendorf noch für 3, die Anstalt in Charlottenburg noch für 4 Tage Vorräte hatte. Um dieselbe Zeit stand ein Frankfurter Werk mit vollkommen ausgeräumten Lagern da, in Karlsruhe war man noch für einen, in München noch für zwei Tage versehen.

Ebenfalls Ende November wurden von Elektrizitätswerken folgende Vorratszahlen gemeldet: Bremen für 0 Tage, Unterelbe in Altona für 1 Tag, Düsseldorf für 1¼, Dortmund, Kruckel, Herdecke, Everlingsen für 2 Tage.

Im Dezember hat sich die Lage noch verschlimmert.

Alle öffentlichen Betriebe, besonders in Süddeutschland, fristen ihr Leben fast nur noch von der Tageszufuhr; sie werden, sollte durch irgendwelchen Zufall eine Stockung eintreten, genötigt sein, die Bude zu schließen. Eisenbahndirektionen, die für länger als eine Woche bevorratet wären, gibt es überhaupt nicht mehr, sehr viele aber gibt es,

deren Vorräte nur noch 2—3 Tage reichen. (Wozu bemerkt werden muß, daß in Friedenszeiten Zwei- bis Dreimonatslager üblich waren!) Den Eisenbahnen, der „Gurgel des Staates“, mußte neuerdings sogar das Recht des „Dienstkohlenzwanges“ zugesprochen werden, — das Recht, bei plötzlicher Not jede auffindbare Kohlenlager zu enteignen, sei es in privatem oder öffentlichen Besitz!

Daß die private Industrie, wenn es schon am grünen Holze so aussieht, nicht mehr ausreichend beliefert werden kann, versteht sich am Rande.

Trotz dringendsten Roheisenbedarfs (wir haben ja große Konjunktur!) mußten in Rheinland-Westfalen bis Mitte Dezember 23 Hochöfen ausgeblasen werden. Wie es um die Papierfabrikation bestellt ist, erzählt jede zweite Zeitungsnummer. Kaum minder schlimm sieht es in anderen Branchen aus, z. B. in der Baustoff- und Porzellanindustrie. Und selbst nicht unmittelbar betroffene Gewerbezweige spüren doch mittelbar die Auswirkung der Lage, — in Materialverknappung, Lieferungsstockung, Transportverzögerung und dergleichen.

Der Zustand ist weit schlimmer als vor einem Jahre, und es leuchtet nicht gleich ein, aus welchem Grunde.

Die Förderung selbst ist nämlich größer als 1920. Sie belief sich in den drei ersten Quartalen 1921 auf 100,5 Millionen Tonnen, also auf 5 Millionen Tonnen mehr als damals, — und das trotz Ausfalls durch die Wirren in Oberschlesien. Auch die Spaa-Verpflichtung bestand schon 1920; auch sie kann also den Mangel nicht derart verschärft haben, wenngleich die qualitativen (nicht quantitativen) Ansprüche in den letzten Monaten ständig gewachsen sind. Dazu kommt, daß auch die Braunkohlenförderung der ersten drei Quartale 1921 höher war als im entsprechenden Zeitraum 1920 (91 gegen 81½ Millionen Tonnen), daß also auch aus diesem Plus eher eine Erleichterung als eine Erschwerung der Situation hätte erwartet werden dürfen. Wie erklärt sich dennoch die Knappheitskrise?

Summarisch offenbar aus dem Umschlag der Konjunktur.

Herbst und Winter 1920 waren stille Geschäftszeit. Herbst und Winter dieses Jahres sind das Gegenteil. Das will besagen, daß die Industrie weit größerer Mengen als damals bedarf, daß Dosierungen, die damals eben zureichten, heute Mangel bedeuten.

Summarisch betrachtet haben die Bergwerksunternehmer und ihre publizistische Trabantenschaft also vollkommen recht, wenn sie die Gelegenheit benutzen, wieder einmal auf die Notwendigkeit höherer För-

derung hinzuweisen, wenn sie sich namentlich für Wiedereinführung der Überschichten stark machen, (die monatlich etwa 1 Million Tonnen einbrachten, im Februar dieses Jahres aber gekündigt wurden).

Dennoch haben sie absolut unrecht, wenn sie gerade die gegenwärtige Krisis mit kämpferischer Elastizität ungenügender Produktionsleistung oder, noch spezieller, der vielberedeten Überschichtenkündigung zur Last legen.

Denn es ist eine Tatsache, die sich nicht wegdisputieren läßt, daß selbst die Mengen, die wirklich gefördert werden, nicht abtransportiert werden können. Stiege die Förderung selbst auf das Doppelte, so behübe das die aktuelle Krisis doch nicht, und keine Krume mehr gelangte zum Verbraucher! Die Kohlenkrise, die wir durchleben, ist in Wahrheit keine Krise ungenügender Produktion, sondern eine Krise ungenügenden Transportes!

Teilursache dessen war lange Zeit hindurch der ungewöhnlich niedrige Pegelstand des Rheines und seiner Nebenflüsse, der die Beförderung zu Wasser den ganzen Sommer hindurch schwer behinderte, und dem sich mit Eintritt des Winters natürlich noch Eisgang und Eisstarre zugesellten. Als in der zweiten Dezemberwoche ein beschränkter Verkehr wieder möglich wurde, betrug der Umschlag an den Kippern dennoch nur 1700, in den Zechenhäfen der Kanäle nur 1204 Tonnen täglich, gegen 11116 bezw. 16840 Tonnen in der entsprechenden Vorjahrswoche.

Waren es auf dem Wasserwege aber elementare, also unabänderliche Umstände, die den Transport zum Stocken brachten, so bleibt die Stockung auf dem weitaus wichtigeren Landwege dem schlichten Untertanenverstande einfach unfaßbar.

Im Reichskohlenrat sind trostlose Zahlen genannt worden. Vom 15.–30. Oktober wurden 120000 Waggons weniger gestellt, als von den Zechen angefordert worden waren (gegen 41000 in der entsprechenden Vorjahrsfrist). Im November verschlimmerte sich das Verhältnis noch. In der zweiten Dezemberwoche, die bereits als erheblicher Fortschritt begrüßt wird, verzeichnet der Bericht aus dem Ruhrrevier eine arbeitstägliche Durchschnittsanforderung von 24492 Wagen, der eine Durchschnittsgestellung von 19107 Wagen gegenübersteht; das sind genau 1570 Wagen weniger, als in der entsprechenden Vorjahrswoche, — allein im Ruhrrevier also 15700 Tonnen täglichen Transportausfalls!

Niemand wird, wenn er gleichzeitig hört, daß die Reichseisenbahnen heute 4000 Lokomotiven und erhebliche Wagenmengen mehr besitzen

als in Friedenszeiten, dies furchtbare Versagen sich erklären können. Auch wenn er die Schwierigkeiten des Ernte-Abtransportes (der schließlich auch im Frieden erfolgen mußte) und die Verschlissenheit vielen Materials noch so sehr in Rechnung stellt!

Denn schließlich wurden dem Ruhrrevier im Frieden durchschnittlich 32000 Wagen arbeitstäglich gestellt, jetzt aber, bei vermehrtem Park, nur noch 15—20000! Dieser Leistungsrückgang, verglichen mit dem gleichzeitigen Abschwellen der Mittel, ergibt ein Bild von fast grotesker Tragik! Kann man sich wundern, wenn das Vertrauen in eine Leitung wankt, der es nicht gelingen will, hier Wandel zu schaffen, die sich vielleicht — das Fehlen jeder zureichenden Klarstellung läßt fast darauf schließen! — über die eigentlichen Quellen des Übels noch immer keine erschöpfende und detaillierte Rechenschaft gegeben hat?

Die Kohlenkrise dieser Wochen ist keine Produktions- sondern eine Transportkrise! Das ist die einzige Wahrheit, die sich, wenn auf Propaganda verzichtet wird, darüber feststellen läßt.

Möge man die Bergarbeiter und ihre Überschichten in diesem Augenblick anständigerweise also nicht die Debatte ziehen. Vielleicht daß im Frühjahr, wenn die Flußläufe wieder schiffbar sind, wenn es nach alter Übung also möglich sein wird, ihre Straßen nützend, schon für die nächstjährige Winterbelieferung Vorsorge zu tragen, — vielleicht daß es dann an der Zeit sein wird, wieder von Überschichten in den Gruben zu reden.

Im Augenblick aber gibt es nur eine, nur eine einzige Überarbeit. die Erleichterung bringen könnte: eine Überarbeit der Eisenbahner! Und auf die Gefahr hin, als reaktionär und verräterisch und unsozial verschrieen zu werden: von dieser Überarbeit gilt es wirklich zu reden, — ohne Verzug und mit großem Ernst!

GUSTAF KAUDER

LUDENDORFF'S KOPF

Portraitskizze vom Leipziger Kappisten-Prozeß

An der Innenseite des Pressetisches im Leipziger Reichsgerichts-Saal, nur eine Armlänge von der schildernden Feder entfernt, saß fünf Stunden eines Tages General Erich Ludendorff, der noch immer meist diskutierte deutsche Mann. Fünf Stunden lang sah man diesen riesigen Kopf des deutschen Verhängnisses, jeden Pulsschlag in seiner Schläfe, jedes Mundzucken der Nervosität wie unterm Vergrößerungsglase vor sich. Es war unwiderstehlich, man mußte diesen Kopf einmal mit der Schreibfeder nachzeichnen.

Die Schädeldecke, deren Haut fleischrosa durch das ganz dünne, ganz kurze graue Haar glatzig durchschimmert, wölbt sich formlos über die große Stirn, nach der zu kurzen, zu fleischigen Vogelnase. Darunter kommt ein zu kurz gestutztes, noch ganz blondes Schnurbärtchen, zu dem die Unterlippe dick, essmuskelkräftig, stark durchblutet aufsteigt. Das Kinn selber ist klein und flüchtig, verschwindet aber mit einem Grübchen verziert, in einer ungeheuren Halswamme, die zwischen den Kragenspitzen des weißen Stehkragens auf der schwarz und silbergrauen Seidenkravatte aufruht. Das ist die Profilkontur, sie zeigt zu Hindenburgs Kopf so viel Ähnlichkeit, wie Eheleute in langer Ehe sie manchmal anzunehmen pflegen.

Nun die Details. Die Ohren sitzen groß und lappig am Kopf ihre Zeichnung durch die Fleischigkeit unbegrenzt verschwimmend. Die Augen, von gelbem Blick, sind flüchtig, schnell anspringend und schnell ausweichend. Der stärkste Klang seines Gesichts ist die Wange, die in zwei Klammerwülsten über den Stehkragen herabhängt. Manchmal kommt nervös die Hand empor, und die Fingerspitzen streichen die Bartspitzen von beiden Seiten gegen den Strich der Nase zu, eine Bewegung, die eine grobe Gereiztheit verrät. Diese Hand selbst, nur mit einem Ehering am vierten Finger, ist sehr groß, fast so groß wie die riesige Wangenfläche, sehr fleischig, mit starken Fingern, die in breite, vierkantige Nägel auslaufen. Diese große Hand hat keine Form und keinen Ausdruck und — es ist fast erschreckend — gar keine Individualität. Man hat sie hundert Mal so gesehen in ihrer oberflächlichen, etwas sommersprossigen Gepflegtheit, bei gleichgültigen Menschen, die nie die Aufmerksamkeit fesselten. Es ist unmöglich, aus dieser Hand einen bestimmten Beruf oder eine bestimmte Veranlagung ihres Trägers zu erkennen. Von Arbeit spricht sie nicht, von Geist nicht, von Schönheitssinn nicht. Es ist die Hand eines Mannes, der in ordentlichen Verhältnissen die normalen, billigen Erfolge hat. Es ist die Hand eines durchschnittlichen, ellenbogenkräftigen Geschäftsmannes.

Oben auf dem Zeugenstand, vom Oberreichsanwalt scharf gefragt, im Widerstreit mit diesem knorrigem Bayrisch, kommt aus dem großen Kopf eine erstaunlich helle, nuancenlose Stimme, die nur von einem höflichen Entgegenkommen gegen eine gleichgestellte, vielleicht gefährliche Instanz gefärbt ist. Es ist dann immer nur Gepreßtheit, zögernd-freundliches Zurückweichen, niemals Bestimmtheit in dieser Stimme. Unten im Kreise der Seinen wird sie scharf, von der Schärfe eines Bürochefs, der sehr auf Distanz seiner Angestellten achtet.

Ganz von selbst drängt sich der Gegensatz zwischen Ludendorff und Seeckt, dem Chef des deutschen Heereswesens, auf. Seeckt, schon äußerlich mit seinem gut modellierten Kopf ein viel direkterer Nachkomme des alten Hellmuth Moltke, galt bekanntlich vielen Militärs als der fähigste deutsche Generalstäbler. Vielleicht ist er gerade deshalb stets auf ganz entfernte Kriegsschauplätze außer Sicht geschoben worden — auch im großen Hauptquartier gab es Primadonnen-Intriguen. Seeckt vor Gericht verrät in jedem Wort den mathematischen Tatsachen-Menschen. Wenn man ihn fragt, denkt er nach, und dieses Nachdenken ist ein methodisches Suchen in einem geradezu kartothekisch geordneten Gehirn. Die Antwort geht dann niemals auch nur einen Zentimeter über den Kreis der gestellten Frage hinaus. Auch der dritte Militarist dieses Prozesses, Noske, achtet auf präzise Kongruenz zwischen Frage und Antwort. Nur Ludendorffs Antworten begannen gewöhnlich so: „Da muß ich etwas weiter ausholen. Die bolschewistische Gefahr . . .".

Dann ist Verhandlungspause. Zwangslose Gruppen und Cercle-natürliche Einheit von Angeklagten und Entlastungszeugen. Mit altgeübter Selbstverständlichkeit trägt Ludendorff seinen großen Kopf in die ihm gehörige Mitte des Kreises. Gleich hört man Sporen klingen und klappende Absätze, während er dasteht, die Hände am Rücken, das rechte Bein vorgestellt und im Knie leicht gebeugt, wie eben der Mittelpunkt eines Cercles immer dasteht. Er nimmt langsam eine Hand vom Rücken und reicht sie gnädig den sich tief Verbeugenden. Am beglücktesten ob dieses Händedruckes ist der kleine Dr. Schiele, der alle Schopenhauersche Professorenvergrämtheit verliert, und mit fliegendem Rockschoß heranspringt.

Fünf Stunden lang irrt das Auge durch das Wulstgebirge dieses Kopfes ohne auch nur ein Merkzeichen eines Ausnahmemenschen zu finden. Jede Synthese endigt immer wieder in diesem Gesamteindruck: Nur ein Herr Generaldirektor.

Was das Auge nicht findet, vermißt die Reflexion: Dieser Mann hat den größten Krieg verloren, eine Niederlage erlitten, die sein Land zerschmetterte. Ob seine Schuld, ob nicht seine Schuld, aber ist nirgends in der Riesenfläche dieses Gesichtes die Rune eines nagenden Harmes, das Zucken einer unüberwindlichen Selbsquälerei zu finden? Das Auge sucht und sucht. Unzerfurcht, unbewegt, fleischrosa hängt in schwerer Klammerwulst die Wange über dem Kragen.

Das Wichtigste und Wesentlichste gegen die Todesstrafe — wie gegen jederlei Mord und Tötung — ist, glaube ich, noch niemals gesagt worden. Was Böses immer ich dem Menschen zufüge: ich weiß, was ich tue. Ich kann mir von dem, was ich ihm auferlege, einen Begriff machen. Nur wenn ich ihn töte, bereite ich ihm ein mir selbst völlig Unbekanntes. Ich verhänge ein Etwas über ihn, das ich mir ganz und gar nicht vorstellen kann. Und das scheint eine Hemmung, über die keine Moral und keine Unmoral, seien sie noch so zwecktrunken, hinwegkommen sollten. Wissen wir, was das ist: tot sein? Wissen wir, was das heißt: sterben? Noch keiner hat von seinen Ersterbnissen berichtet. Es mag jede überhaupt mögliche Tat durch ein allgemeines oder besonderes Ethos zu rechtfertigen sein, nur nicht die Tat, von der ich nicht weiß, was ich tue.

Du sollst keinen verurteilen, ehe Du ihm den Denkprozeß gemacht hast.

„Und Dein nicht achten — wie ich!" sagt der Goethe'sche Prometheus in seiner Polemik wider Gott. Indem er ihn nicht achtet, bekennt er ihn. Und indem er Gott bekennt, gibt er implizite zu, daß ihm auch die Möglichkeit, Gott nicht zu achten, von Gott verliehen ward

Es ist ein rechtes Pech, daß Gott verneinen ihn bejahen und Gott leugnen ihn behaupten heißt. Man muß ihm anders beizukommen suchen Gott weiß, wie.

In allen lehrhaft-frommen Erzählungen werden die, die Gott leugnen, so lange von ihm mürbe und mürber gemacht, bis sie endlich an ihn glauben. Elend, Sturz und Jammer bricht ihren Übermut. Gerade diese Praxis macht die Sache Gottes verdächtig. Er muß seine Geschöpfe erst wehrlos machen, ehe er sie niederwerfen kann. Keine Legende erzählt von einer partie égale, die er gewonnen hätte.

Das Verhältnis zur Geliebten ist von zwei Dauer-Ängsten beherrscht: von der Angst, daß es enden und von der Angst, daß es nie enden könnte.

Der bessere Mensch nützt die Energie seines äußeren Lebens, um für sein inneres Platz und Freiheit zu schaffen. Es ist die Tragikomödie des besseren Menschen, daß er zur Unterstützung dieses zweckvollen Anspannens der Kräfte seines äußeren Lebens immer mehr und mehr auch die seines inneren heranziehen muß. So vergeudet er, was er sparen, verbraucht, was er schonen wollte, und wenn schließlich Platz und Freiheit errungen sind, ist nichts mehr da, das sich ihrer bedienen könnte.

Wer nichts von seinem innern Leben zu dieses Lebens Schutz entlehnen muß, heißt: Genie. Wer etwa fünfzig Prozent innern Lebens Spesen hat, heißt: Talent. Wer sein ganzes inneres Leben, um es zu wahren, verschustert, . . . den traurigen Esel will ich, gerührten Herzens, Bruder nennen.

Der gute Dichter: Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide.
Der gute Leser: Mir gab ein Gott, zu leiden, was Du sagst.

Der Bürger spricht — auch wenn er nicht haßt, sogar, wenn er liebt und achtet — das Wort: „Prolet", „Dienstbote", selbst das Wort: „Arbeiter" so aus, wie wenn er sagte: „Neger". Er versteht unter „Arbeiter" weniger eine Klasse, als vielmehr eine Rasse, einen Mensch-Typus von unverrückbarer Gottgegebenheit. Der Neger ist schwarz, der Fisch hat Kiemen, der Möbelpacker ist schwer, dumpf, grobnervig, der Organe für feinere Differenzierung entbehrend, roh in Sprache, Geschmack, ästhetischem Bedürfnis. Der Neger gehört nach Afrika, der Fisch ins Wasser, der Möbelpacker zum Möbelpacken. Der Bürger sieht in ihm einen Repräsentanten anderer A r t, indes er doch ein Individuum ihm völlig gleicher Art sehen sollte, das nur in eine bestimmte Funktion hineingedrängt und durch diese Funktion verbraucht, vergröbert, zu dem gemindert wurde, als was es sich nun darstellt. Hier, in diesem Verwechseln eines Geworden-Seins mit einem biologisch vorbestimmten Sein steckt der fundamentale Denk-Irrtum der „oberen Klasse".

Sie glaubt an ein Proletariertum von Gottes Gnaden, wie sie an ein Königtum von Gottes Gnaden geglaubt hat.

Wenn man Welt und Menschen noch so zynisch sieht, im Leben einen wilden Wettlauf erblickt, in dem unweigerlich die Geschickten, Kräftigen vorne, die Ungeschickten, Schwachen hinten sein werden: über

eines kann es doch unter honorigen Sportleuten keine Meinungsverschiedenheit geben: daß der Start für alle gleich sein müßte.

Unsere zügelloseste Phantasie noch geht an der Leine; die Realität aufzuheben, sind wir auch in Gedanken niemals imstande. Unsere Engel haben Flügel, wodurch sie zwar einerseits überirdisch, andererseits aber der Physik gerecht werden. Unsere Geister wandeln zwar durch Mauern, aber zum Sehen haben sie Augen und zum Greifen Hände, wie sich's anatomisch gehört; und wenn sie ihren Kopf unterm Arm tragen, so tragen sie ihn doch, die Schwerkraft respektierend, damit er nicht zu Boden falle. Der allmächtige Zauberer im Märchen, Rübezahl z. B., ist allmächtig. Immerhin hat er dicke Stiefel und wollene Handschuhe an, damit ihm nicht im Schnee Zehen und Finger abfrieren. (Nebenbei: Diese Vereinigung von Zauberkraft über alles Bedingte hinaus und ganz selbstverständlichen Fügungen in die Naturgesetze, diese Mischung von Magie und Hausbackenem ist eine der reizvollsten Märchen-Komponenten.)

Bemüh' sich ein Zeichner ein Phantasie-Geschöpf zu zeichnen — wenn er noch so tolles Zeug erfindet, es wird immer nur Variation bekannter Elemente herauskommen. Die Engel haben Flügel. Das heißt: wir können ein Wunder nur setzen, indem wir es gleichzeitig aufheben. Wir können das Unerklärliche nur verstehen, indem wir es im selben Atem erklären. Jeder geglückte Beweis des Spiritismus und Okkultismus wird unwiderstehlich sein eigener Gegenbeweis.

Ein dreißigjähriger Sträfling, zu vier Jahrzehnten Kerkers verurteilt, wird das Verstreichen der Zeit mit gemischten Gefühlen wahrnehmen. Jedes Jahr, das ihn dem Ende seiner Haft näherbringt, bringt ihn auch dem Ende seines Lebens näher. So steht der Mensch zu seinem Leid, und deshalb liebt er es im Unbewußten. Als eine Seins-Bestätigung.

Sonderbar, daß die Nuancen des Lebens so viel Feindseligkeit unter den Menschen zeitigen und das allen gleiche Sterben-Müssen so wenig Solidarität!

Mein Freund Schw. hängt den Widerspruch wie ein Feigenblatt vor seine geistige Scham.

Dem Leiden an der Frau ist nicht zu entgehen. Entweder sie hat Macht über Dich, also Fähigkeit, Dich leiden zu machen — dann wird sie solche Fähigkeit selbstverständlich verwerten. Oder sie hat sie nicht, dann wird sie über'm Gefühl ihres Machtmangels melancholisch und elend, und Du, um an ihrer Melancholie nicht zu leiden, wirst bemüht sein müssen, ihr Macht über Dich, also Fähigkeit, Dich leiden zu machen, zuzulisten. Finde einer den Ausweg aus solchem Zirkel!

Das Morse-Alphabet der Expressionisten besteht, nebbich, aus lauter Gedankenstrichen und Mittelpunkten.

STEFAN GROSSMANN

BEKANNTE AUS DER SOMMERFRISCHE

„Hast Du gelesen, daß Horthy den Mörderoffizieren Hejas und Pronay schriftliche Vollmachten zur Ausübung ihrer Scheußlichkeiten gegeben hat?„

„Wer?"

„Horthy, der ungarische Reichsverweser."

„Ach ja, Horthy, natürlich, kenne ich. Luise und ich haben mit ihm 1913 am Millstädter See in einem Gasthof gewohnt. Erinnerst Du Dich, Luise? Der Admiral oder Kapitän oder was er war. Immer mit einer blauen Mütze auf dem Kopf."

„Bisher hat man ihm einen direkten Zusammenhang mit den Räuberbanden nicht nachweisen können. Er hat sich sehr geschickt mit einem Nimbus zu umgeben gewußt."

„Womit?"

„Mit einem Nimbus. Er hat so getan, als hätte er keine Ahnung von all den Morden, die in den ungarischen Gefängnissen begangen wurden, von den Plünderungen bei reichen Juden, von den Leuten, die nachts in die Donau geworfen wurden. Man beurteilt Machtmenschen immer zu milde."

„Ja, man irrt sich leicht. Erinnerst Du Dich, Luise, wie liebenswürdig sich der Mann in Millstadt aufgeführt hat? Jeden zweiten Tag hat er uns sein schönes Segelboot zur Verfügung gestellt. Und als ich ihm damals sagte, daß ich sein Benehmen sehr liebenswürdig finde, aber beim Segeln leicht seekrank werde und daß er doch einsehen müsse, daß es sich für eine junge hübsche Frau nicht schickt, ohne ihren Mann zu segeln, da hat er sehr artig um Entschuldigung gebeten und sich benommen wie . . . wie . . . nicht, Luise? . . wie ein gentelman."

„So ähnlich hat auch Kaiser Karl über ihn geurteilt. In der Schweiz nämlich. Als Karl aber nach Ungarn kam, um Horthys

Stellvertretung zu beenden, da hat der gentelman seinen Herrn sofort energisch rausgeschmissen."

„Ja, einen energischen Eindruck hat er schon damals am Millstädter See gemacht. Mit dem war nicht zu spaßen. Was, Luise? Dieser Advokat aus Wien, der damals bei dem Wohltätigkeitsfest einen Spottvers, übrigens einen ganz harmlosen, auf ihn vortragen wollte, hat das auch gespürt. Oh, Horthy war imstande, mitten in der lustigsten Gesellschaft sehr ungemütlich zu werden. Es gibt Menschen, die nicht mit sich spielen lassen. Aber dann konnte er wieder sehr lustig werden. Erinnerst Du Dich an die Karrikatur, die er von dem Advokaten gezeichnet hat? Hast Du die noch, Luise? Du mußt doch irgendwo das Millstädter Album haben? Warum gibst Du keine Antwort? Warum mischst Du Dich nicht in unser Gespräch? Hättest Du damals gedacht, daß der noch einmal so was wie König von Ungarn wird? Hm? Wie meinst Du?"

Luise schweigt.

„König von Ungarn wird er wohl nicht werden. Wenn ihm jetzt nachgewiesen wird, daß er mit den Mörder-Offizieren unter einer Decke gesteckt hat, dann wird wohl nichts aus der Dynastie Horthy. Das stört die notwendige Legendenbildung."

„Eigentlich schade, er hat ein sympathisches Wesen gezeigt. Wir haben ja nicht viel mit ihm verkehrt, die Leute waren ja etwas selbstbewußt, aber man beobachtet doch einen Menschen, wenn man vier Wochen lang Tisch an Tisch im selben Gasthof sitzt. Auch gegen die Kellner war er sehr zuvorkommend."

„Und doch ein Protektor von Mördern!"

„Ich bitte Dich, gebrauche nicht so starke Worte. Schließlich kennen wir den Mann. Als er sich verabschiedete, sagte er zu meiner Frau: Wenn Ihr Weg Sie einmal nach Budapest führt, wird es mir ein Vergnügen sein. Ein Mann von solchem Auftreten . . ."

„Kennst Du die Budapester Statistik, die im Tagebuch stand? Weißt Du, wie viel hundert Menschen allmonatlich dort verschwunden sind? Hast Du die Berichte über die Folterungen in Pest gelesen? Herrgott, und jetzt ist im ungarischen Reichstag klipp und klar nachgewiesen worden, daß das im Auftrag Deines Millstädter Nachbarn geschehen ist!"

„Bitte, schrei nicht, und im Übrigen verbitte ich mir diese starken Worte. Wir haben den Mann öfter gesehen wie Du und wir trauen uns auch ein bißchen Urteilskraft zu. Und im Übrigen ist es nicht Sitte, daß man über die Freunde oder Bekannten seiner Freunde in diesem Ton spricht."

„Aber Du hast ja fast gar nicht mit ihm geredet."

„Das geht Dich gar nichts an! Darüber bin ich Dir keine Rechenschaft schuldig! Weder ich noch Luise haben Lust, uns einen schönen Sommereindruck durch Deine Reden zerstören zu lassen!"

ITALIENISCHE EINDRÜCKE

I

Als ich über den Brenner gekommen war, wollte ich meine ohnehin noch etwas unsichere Freude auf Italien durch keine politische Mißstimmung verderben lassen und nahm nur das in mich auf, was ein freundlicher Vorbote des Südens war: Das hellere Sonnenlicht, die leichteren Farben, weinbebaute Flächen, sich stufend an den Hängen, Dörfer hoch an Felsen. Und nun die erste, noch sparsame Reihe steiler Cypressen, aber die ganze Fülle erst, als das Bergtor unterhalb von Ala sich geöffnet hatte: Oliven, Wein, Maulbeeren und Feigen, und so Hügel sich schließend an Hügel in unabsehbarer Ausdehnung. Und jetzt im heißen Mittag flimmernd die Türme von Verona. Nicht ohne Bangen stieg ich aus. Würde man sein altes Italien noch wiederfinden, würden einem die Ereignisse der letzten Jahre nicht eine beständige, unerträgliche Zurückhaltung auferlegen, würde die Zerrissenheit Europas hier nicht zu schmerzlich fühlbar werden? Die Befürchtungen zerstoben jedoch nach wenigen Augenblicken vor dem Staunen und der Freude über alles, was rings um mich her vorging. Ich brachte Italien nicht wie der junge Pfarrer in Schweden aus den „Flegeljahren" in der Einbildung, sondern aus unmittelbarer Nähe „vor alle meine Sinne", und schickte für diesen Tag jeden Gedanken über Krieg und Feindschaft zum Teufel.

Da ist die Piazza delle Erbe mit den großen Schirmen, fast brechend unter Früchten und Gemüsen; da sind die Bewegungen und Gesichtsausdrücke von Handelnden, die nicht einig werden; Pfeifende, Rufende und Singende; das Leichte und Flüssige der Sprache, die immer höflich ist, aber nie zu sehr verbindet; gegen die Dämmerung zu immer mehr Gruppen Redender und Gestikulierender, alles, was nicht auf der Straße ist, aus den Fenstern hängend, um zuzusehen; mit dem Dunkelwerden, wer irgend kann, auf der kurzen Via Mazzini promenierend, die taghell erleuchtet ist, damit man doch irgendwo Behagen und Zusammengehörigkeit empfinden könne; und dieses Treiben nicht etwa um 7 oder 8 Uhr aufhörend, sondern bis Mitternacht dauernd, wobei ein großer Teil der Geschäfte wenigstens bis zehn Uhr offen ist; ein Corso, vielleicht nicht harmloser, aber gewiß durch strengere Formen geregelt, als in unseren Städten.

Am späteren Abend gerieht ich in den von den nationalen Feiern her noch mit prunkendem Rot ausgeschlagenen Dom und hörte eine in der Kunst des Sprechens des besten Schauspielers würdige Kanzelrede

Das Vorschnellen und Einholen der Stimme, die Pausen, die zornig geballten Fäuste, die flehenden und beschwörenden Hände mit tiefem Herabbeugen über die Brüstung, zitternde Töne, und solche stiller Demut; es war von einer Meisterschaft, die eine jahrhundertealte Schule verriet. Dazu die spärlichen Lichter, die in der Mitte gebannte, an den Seiten flutende, dunkle Menge, meistens respektlos lärmend, da Gott und Kirche für den Italiener in den Lebensrahmen so gut einbegriffen sind wie Geselligkeit und andere Pflichten und Vergnügungen. Das ganze Bild von einer Wirksamkeit, die jeden Maler in Erregung versetzt hätte.

Und es gehörte zu diesem ersten italienischen Tage, daß er mit einer Filmpremiere in der römischen Arena endete. Mein anfängliches Sträuben gegen die Barbarei besiegte die Erwägung, daß eine seltene Gelegenheit wahrgenommen werden müsse, den schönen Raum bei Nacht und mit Menschen gefüllt zu sehen. Für 9 Uhr war der Beginn angesagt. Da aber nebenan auf der großen Piazza Brà die Militärmusik spielte und dreiviertel aller Veroneser festhielt, mußte bis zum Ende des Konzertes gewartet werden. Um zehn Uhr endlich besetzte eine wohl zur Hälfte aus Kindern bestehende Menge die unteren Reihen des steinernen Halbrundes gegenüber der in der Mitte der Arena aufgestellten Leinwand, während einige Liebespaare sich in das Dunkel der Höhe zurückzogen, und etliche leichtsinnige Buben auf der Galerie mit der Gefahr des Herabstürzens spielten. Wirklich gingen nun die Bogenlampen aus. Für ein paar Augenblicke blühte der Sternenhimmel hell über den dunklen Massen von Bau und Menschen. Dann erschien an der Stelle ehemaliger römischer Patriziersitze das Licht einer kleinen elektrischen Birne und darunter zwei magere Hände, die auf den Tasten eines Harmoniums noch magerere Töne hervorbrachten. Jetzt zischte der Scheinwerfer, und gleichzeitig sah ich unter mir einige Zwei- bis Fünfjährige Platz nehmen, um Paul Bourgets „Cosmopolis" zu betrachten. Ein solches Durcheinander von Schönheit, Kitsch und menschlicher Schwäche dürfte nur im Süden anzutreffen sein.

II

Am nächsten Abend kam ich gegen Mitternacht in Venedig an. Es war die einzige Stunde von Dunkelheit und Regen, die ich während der Reise erlebte. Die Stadt, sonst so festlich, schien tot. Kaum daß man einen Zugeknöpften hastig über eine Brücke gehen sah. Das Wasser starrte schwarz, die Häuser blickten trostlos, die Gondel machte mir viel zu viel Lärm in der Stille. Von allen Seiten drang Unheimliches her.

Trotzdem hielt ich es im Gasthause nicht aus und ging noch zum Markusplatz. Ich konnte nicht glauben, daß die geliebte Kirche noch da sei. Aber sie war noch da, und der Turm stand noch, und die Prokurazien, und alle Steine waren noch da, über die ich hunderte von Malen geschritten war. Alles war noch da, aber es schien mich ein wenig schief und schielend anzusehen, wie manchmal liebe Gesichter in bösen Träumen. Und dann trat ich mir selbst gespenstisch entgegen, um sieben Jahre jünger. Was für Jahre! Ein Wind von Grauen strich durch die Luft und trieb mich mit dem festen Entschluß ins Gasthaus, diese Stadt am anderen Morgen mit dem ersten Zuge zu verlassen.

Am andern Morgen strahlte Venedig wie vormals, und ich kapitulierte. Trieb mich durch den vornehmen Straßenzug, der vom Platz zum Rialto führt, durch Gassen und Gäßchen an offenen Läden und Werkstätten vorbei, über bunte Fisch- und Gemüsemärkte bis in die ärmsten und schmutzigsten Teile des alten Ghetto, das unverhüllte Bild des Lebens vor Augen; landete zum Angelus in einer kaum erleuchteten kleinen Kirche, und am späten Abend im Teatro Goldoni, wo eine Berühmtheit, namens Annibale Ninchi, den Oswaldo in „I Spettri" di Enrico Ibsen in flottem Tempo, ohne jeden Symbolismus, wie ein Stück von Dumas herunterspielte, wobei die Krankheitsanfälle hin und wieder von dem Geschrei zusehender Babys unterbrochen wurden.

III

Wenige Tage später kam ich nach Assisi. Ehe ich jedoch die stärksten Eindrücke wiederzugeben versuche, die ich auf der Reise empfing, mag vorgegriffen und einer Eigenschaft oder vielmehr Eigenschaftsmischung im Wesen des Italieners gedacht werden, die einem Nordländer zu besonderer Freude gereicht, der Verbindung nämlich von Geschäftssinn mit dem Wunsche, für anständig, für einen „Herrn" gehalten zu werden. Als mich von der genannten Stadt aus der brave Rücken eines Esels namens Marco auf den Monte Subasio trug, fiel an einer Stelle, ohne daß ich es bemerkte, meine Zigarettentasche zur Erde. Mein Führer, gleich dem römischen Kaiser Settimio geheißen, überreichte sie mir mit den Worten: „Und wäre dies statt eines ledernen Etuis eine mit vielen Tausend-Lirescheinen gefüllte Brieftasche gewesen, ich hätte sie ebenso schnell und ohne Besinnung zurückgegeben; denn unsereins ist „galantuomo": „Herr". So deutlich die Spekulation auf das Trinkgeld, so stark war das Verlangen nach Anerkennung der vornehmen Gesinnung.

Virgilio, der Kellner des Gasthauses, in dem ich wohnte, forderte mich immer wieder auf, abends sein „buffettino" zu besuchen, dessen Unterhaltung er mit seinem Beruf offenbar vereinigen konnte. Ich folgte der Einladung zweimal und wurde zu mehreren Schnäpsen genötigt, ohne daß es mir gelungea wäre, einen centesimo dafür zu entrichten. Es erfolgte stets die segnoriale Zurechtweisung mit der hochgehobenen Rechten, und zwar so eindringlich, daß jeder weitere Versuch zu bezahlen eine Beleidigung gewesen wäre. Dafür umkreiste Virgilio mich vor meiner Abreise zwei Stunden lang wie ein Tiger seine Beute und bohrte so glühende Augen in die Gegend meiner Brieftasche, daß ich trotz des 20prozentigen Aufschlages für Bedienung wußte, was ich zu tun hatte. Und ich hielt es auch durchaus für meine Pflicht, nun meinerseits der Form zu genügen.

Das Bezeichnendste aber erlebte ich auf der Rückfahrt. Als mein Zug sich eben in Bewegung setzte, bemerkte ich, daß mir 50 Lire fehlten. Sie konnten mir nur beim Wechseln am Fahrkartenschalter abhandengekommen sein. Mehr noch als der Verlust ärgerte mich die Täuschung meines Vertrauens, das ich mir bisher gegen viele Zweifel und Beschuldigungen Anderer bewahrt hatte. Meine aufgeregte Frage an den Schaffner, was zu tun sei, wurde dahin beantwortet, ich solle mich in Florenz zur Eisenbahndirektion begeben; dort werde man den Fall prüfen, und es sei kein Zweifel: ich bekäme mein Geld zurück. Ich müsse morgen nach Deutschland fahren, erwiderte ich. Dann werde mir der Betrag nachgeschickt. Die Vertröstung gewährte wenig Zuversicht; ich begann mich abzufinden. Am Kreuzungspunkt Terontola hatte ich in den „direttissimo" Neapel-Rom-Florenz-Mailand umsteigen. Trotz 1½ stündiger Verspätung wurde er noch erreicht. (Die Art, wie unten die Züge fahren, ist bezeichnend ür die Schwäche des Italieners den realen Forderungen des Lebens gegenüber. Im Anfang geht es meistens gut. Man gibt sich Mühe, und das Gelingen spornt zur Fortsetzung an. Aber schon am zweiten Bahnhof beginnt die Bummelei. Und dann wird es immer schlimmer. Während zuerst die Beamten noch hastig sind und Besserung versuchen, die Reisenden sich aufregen und schimpfen, geht allmählich beider Zustand in Gleichgültigkeit und weiter in Hoffnungslosigkeit über. Aber nach der letzten Station vor dem Ziel fängt ein Rasen an, daß man nicht mehr gehen und stehen, kaum sitzen kann, daß Menschen und Gepäckstücke durcheinanderfliegen, Fenster und Türen knattern, und ein Nichtitaliener sein Testament macht — in Gedanken, denn es niederzuschreiben ver-

mag er nicht. Das schlechte Gewissen zerplatzt in enorme Aktivität. Wie der nachlässige Primaner, der seinen Aufsatz erst in der Nacht vor dem Abgabetag unter Kaffee zusammenstoppelt. Wären nicht an kleinen Haltestellen minutenlange, an den Hauptstationen über eine Stunde dauernde Aufenthalte fahrplanmäßig vorgesehen, es wäre überhaupt auf keine Ordnung zu rechnen.)

Der gewohnten Bummelei hatte ich es also zu verdanken, daß ich den Schnellzug noch erreichte. Ich ließ mein Gepäck, noch einmal voller Vertrauen, in einem überfülltem Durchgangsabteil und begab mich in den Speisewagen. Als ich nach etwa einer Stunde zurückkomme, großes Hallo! „Sind Sie der Herr, der in Assisi eingestiegen ist?" „Ja." „Es ist ein Telegramm von dort eingelaufen, der Herr, der 50 Lire habe liegen lassen, möge dem Schalterbeamten seine Adresse mitteilen, damit der ihm das Geld nachschicken könne." Ich war sprachlos und stolz, meinen Glauben so bekräftigt zu finden. Alle Zweifler sollten mit der Erzählung dieses Falles entwaffnet werden. Inzwischen war der Schaffner mit der Depesche selbst gekommen. Es war, wie man berichtet hatte. Der Schaffner äußerte jedoch Bedenken hinsichtlich meiner Indentität mit dem Geschädigten. Sofort sprangen drei Leute auf, die ich nie gesehen hatte und erklärten sich für Zeugen. Einer, von dem ich überzeugt bin, daß er nie in seinem Leben in Assisi war, wollte nach mir seine Fahrkarte gelöst und die vergessenen 50 Lire deutlich gesehen haben. Das Gespräch endete damit, daß der Beamte sich erbot, bei der Direktion in Florenz auf die sofortige Rückzahlung des fehlenden Betrages hinzuwirken. Nach endlich erfolgter Ankunft dort, will alles mitlaufen. Der Schaffner, der sich sogleich eingestellt hat, verhindert das mit diktatorischer Gebärde, läßt den schnellsten Zug Italiens, den zu beaufsichtigen er angestellt ist, stehen, wo er steht und führt mich zum Vorstand. Wäre die Rede, die er nun hielt, die letzte Möglichkeit gewesen, sein einziges Kind aus ewiger Knechtschaft zu befreien, er hätte nicht feuriger und geschickter sprechen können „Diesem Herrn sind in Assisi 50 Lire abhanden gekommen. Er hat sie am Schalter liegen lassen. Das Telegramm bestätigt es. Außerdem sind drei Zeugen da, einwandfreie Zeugen. Überhaupt (sich an die Brust schlagend) ist es ein „affare d'onesta", eine Ehrensache. Der Herr gebraucht die 50 Lire sofort. Er kann sonst nicht essen. 50 Lire sind 300 Mark (bei sofort und 300 schwellen die Stirnadern). Der Herr muß morgen nach Deutschland fahren, kann aber ohne die 50 Lire nicht reisen, usw. usw." Während ich den Mann in sprachloser

Bewunderung und Liebe anstarre, bleibt der Bürobeamte kühl. Offenbar kennt er solche Reden. Ich solle am andern Morgen wiederkommen, er werde mir dann zweifellos den Betrag auszahlen können. Der Schaffner strahlt mich an. Wie habe ich das gemacht, sagen seine Augen! Aber bei der nochmaligen Versicherung, man werde mir das Geld am nächsten Morgen geben, bohrt sich sein Blick wie der Virgilios in alle Gegenden meines Anzuges, die das Vorhandensein von Zahlungsmitteln wahrscheinlich sein lassen. Ich hatte Erfahrung und schien es recht zu machen. Am andern morgen erhielt ich, nicht aus einer Verrechnungskasse, sondern aus der Brieftasche des Beamten 50 Lire, mit Grazie und Liebenswürdigkeit überreicht. Mein Versuch, die Telegrammkosten zu ersetzen, wurde mit der bekannten Handbewegung vollständig entkräftet.

IV.

Und nun noch einmal zu Assisi zurück! Die Stadt muß uralt sein, so alt wie die Welt, und mit dem Berge, an dem sie liegt, zugleich erschaffen worden sein. Ihre Häuser sind grau wie die Felsen, auf denen sie wächst wie Felsen selbst, und nie werden sie abgerissen und durch neue ersetzt, sondern Schäden werden kunstlos ausgebessert, so daß man Gebäude mit Steinen verschiedenster Größe in verschiedensten Lagen sieht. Die Stadt, wie ein einziger Bau, müßte zusammenbrechen, entfernte man auch nur ein Haus. Von den Menschen dort habe ich nicht viel erfahren, weiß nur, daß es keinen Ort lauter Vergnügungen gibt — das einzige Kino der Stadt spielt nur Sonntags — aber eine ganze Reihe einfacher, nüchterner Paläste, in denen manchmal alte Leute aus- und eingehen. Doch ist Assisi keineswegs düster und gespenstisch wie Brügge; nur still ist es, still wie die gewaltige umbrische Landschaft, in der es liegt, und in seiner Stille nah verwandt mit Berg und Gestirn. Es ist kein Zufall, daß von hier aus mit Francesco die große religiöse Bewegung des italienischen Mittelalters ausging, kein Zufall, daß derselbe Heilige die Sonne seinen Bruder nannte. Der Atem des Kosmos weht hier hörbarer, und geweihte Menschen können leichter mit den Sternen Zwiesprache halten als anderswo.

Steigt man von Assisi zur alten Burg „Rocca maggiore" oder noch höher den Monte Subasio hinauf, so übersieht man ein Bergland von den lautersten Formen. Aber, wie weit der Blick auch reicht, nie verschwimmt der Horizont, nie verwischen sich die Konturen. Noch die entferntesten Höhen zeigen scharfe Ränder, hinter denen der Purpurball oft fällig ungetrübt hinabsteigt. Überall ist Grenze, ist Maß. Und wie das Land, so auch die Seele der Menschen. Auf Peruginos hellen

Bildern sieht das Übersinnliche anders aus als bei den Venezianern. Seine Engel stehen in der klaren Luft, Jesus und Johannes stehen auf dem Jordan wie auf Glas, aber diese Wunder haben so viel Dasein, daß sie kaum noch als Wunder erscheinen, und die Jungfrau, den alten Joseph und das Kind zu betrachten, gibt Weihe und Glauben ohne mystischen Schauer. Auch Franz ist in der heiligen Glut seines Herzens nüchtern, kennt keine leere Schwärmerei, und wie sehr er auch mit Gott lebt, die Forderungen an sich selbst und die Jünger bleiben im Erfüllbaren. Ekstase wird bei ihm zur einfachsten Strophe, und der große religiöse umbrische Dichter Jacobone endet, wenn er maßlos sein will, im Banalen. Die Kirche von Francesco, in der man nicht Stunden genug verbringen kann, ist im deutschen Sinne ungothisch; und besteigt man den Subasio und gelangt an die Biegung, wo man aus der grauen Bergfalte plötzlich, wie von überirdischen Säften genährt, den dunklen Eichenhain hervorbrechen sieht, der das Sanctuarium „le Carceri" umschließt, so glaubt man fast sich einem antiken Heiligtum zu nähern.

Der Empfängliche wird in der großen Ruhe dieser Landschaft, die kein Schweifen und kein Sichverlieren duldet, zur Besinnung gelangen, sich von dem Wust des Getriebes, dem die meisten in unsern Städten Lebenden zum Opfer gefallen sind, reinigen und neue Maßstäbe in sich entdecken. Und wer der Gestalt des Heiligen durch die rührenden Darstellungen in Erzählung und auf den Bildern folgt: wie ihm, dem noch reichen Jüngling, der Narr ein Gewand hinbreitet, daß er darüber schreite; wie beim Gelage er, der wüsteste aller Gesellen, die Freude plötzlich abbricht und Geld für die Armen der Stadt sammelt, daß ihn alle für wahnsinnig halten; wie er, von Gott geleitet, die Steine zum Aufbau von San Damiano schleppt; wie er, vom Vater verflucht, vom Bruder verhöhnt, vor versammelter Menge auf dem Marktplatz der Stadt sein Erbteil fortgibt, sogar sein Kleid und nackt dasteht, und der Bischof ihn mit seinem Mantel zudeckt; wie er die Vögel unterweist; und allen anderen Stationen dieses von der Glut der Liebe geleiteten Daseins — und wer die Kraft dieses Menschen in seiner Stadt immer noch lebendig findet, der wird alsdann nicht ohne Grauen an das heutige Deutschland, das heutige Europa denken: die zunehmende Entseelung, die immer selbständiger, einzig werdende Herrschaft des Teufels. Geld, das immer blindere Jagen der Menschen hinter Mächten her, die Phantome sind. Und doch wird er sich denken können, daß gerade einer Zeit wie der unseren ein zweiter Franz von Assisi weniger fern sein mag, als es den Anschein hat.

Das neue Drama Hasenclevers ist durch die Figur des Balzac'schen „Gobseck" angeregt worden. Der phantastische Geldmensch steht im Mittelpunkt des Dramas. Die folgende Szene, die in sich geschlossen ist, zeigt Gobseck mit seinem Spießgesellen, dem Nator Derville, während sie über die Ausplünderung ihres letzten Opfers, des Grafen, beraten . . . . Das Drama wird bald in Dresden, München, Frankfurt, Prag, Köln, Meiningen zu sehen sein.

Gobsecks Keller

Nacht. Die Lampe brennt auf dem Tisch. Gobseck sitzt unbeweglich im Sessel, die Augen zur Decke gerichtet. Gegenüber im Halbdunkel sitzt Derville. Es dauert eine Weile, ehe sie reden.

Gobseck

Wie alt bist Du?

Derville

Ich dachte, Sie schliefen.

Gobseck

Ich sehe Zahlen. Du bist noch jung.

Derville

Sie haben mich rufen lassen.

Gobseck

Warte! Siehst Du die Streifen am Kamin? Das sind Posten, die ich addiere. Das ist das Hauptbuch. Das ist die Bilanz. Manchmal buche ich einen Schuldner; manchmal lösche ich einen aus. Hier steht die wahre Geschichte der Menschen.

Derville

Ich glaube, Sie wissen mehr als Sie sagen.

Gobseck

Du liebst die Menschen. Genug davon.

(Schweigen).

Derville

Wie kommt es, daß Sie trotz Ihres Reichtums in diesem ärmlichen Keller hausen?

Gobseck

Arm? Ich wohne in einem Schloß. Ich brauche nur das Fenster zu öffnen und sehe Paris im Mondschein liegen; Paris, ein Schuldschein in meiner Hand! Ich sehe durch ein Loch in der Mauer den Fluß, auf dem meine Schiffe fahren; nichts kann in der großen Stadt geschehen, ohne daß meine Ohren es hören; mein Geld fließt in den riesigen Adern; ich bin der Herr, denn ich bin das Herz. Siehst Du, nachts, wenn

alle schlafen, dann verwandle ich sie in Zahlen. Ich dringe durch unerledigte Posten in ihre Häuser, in ihre Träume. Die Zahlen zittern auf dem Kamin. Nennst Du das arm?

Derville

Sie haben Schätze?

Gobseck

Möglich. Öffne das Fenster etwas.

Es geschieht. Im Halbmond erscheint Paris.

Gobseck

Hörst Du? Musik? Sie feiern Feste. Sie trinken Champagner. Sie freuen sich. Wenn sie wüßten, daß ich hier sitze, der Wein, der durch die Kehlen rollt, würde zur Schlinge, an der sie erstickten. Ich bin es, dessen Geld sie verprassen! Ich halte sie fest mit eisernen Klammern —
Was macht der Graf?

Derville

Ich befürchte das Schlimmste.

Gobseck

Hast Du das Testament gemacht?

Derville

Es ist vom Grafen unterzeichnet. Sie sind der Erbe seiner Pracht.
Die Urkunde mit Ihrer Verpflichtung zur Wiedergabe des Vermögens muß noch in seinen Händen sein.

Gobseck

Er ist reicher als ich dachte.

Derville

Was mag in seinem Hause vorgehn?

Gobseck

Du hast recht. Es geht etwas vor. Schließe das Fenster.

(Es geschieht).

Es geht zu Ende. Er war dumm genug, eine Frau zu lieben. Diese Krankheit ist tödlich; man stirbt daran. Wir müssen den Wunsch des Toten erfüllen. Die Erbschaft ist fällig. Was gedenkst Du zu tun?

Derville

Meine Briefe sind ohne Antwort geblieben!

Gobseck

Sie ahnt, daß irgend etwas geschieht. Wir müssen sofort seinen Tod erfahren.

Derville

Sie maßen sich an, über Menschen zu richten?

Gobseck

Vergiß nicht, meinen Rat zu befolgen; es ist im Interesse Deines Klienten. Noch eins. Ich will seinen Tod erfahren, wann es auch sei, sogar des Nachts. Man soll mich wecken. Du kannst ihn grüßen. Sag ihm: Gobseck ist auf der Hut!

Derville

Das war es, was Sie mir sagen wollten?

Gobseck

Warte. Ziehe die Vorhänge zu.

(Es geschieht.)

Heute wurde ich siebzig Jahre. Manche glauben, ich werde alt. Ich habe viel auf der Welt gesehen; ich habe das Leben der Menschen begleitet vom Tag der Geburt bis zu jener Stunde, wo sie keine Geschäfte mehr machen. Ich habe Geld auf Pfänder gegeben, die Taufgeschenke waren; ich habe mit Hochzeitsgut gehandelt; ich habe die Ringe von Toten beliehen. Nichts ist vergessen. Nichts ist verloren. Ich könnte noch ein Jüngling sein. Aber auf meinen langen Fahrten über Meere, Steppen, in Lasterhöhlen, auf der Haut des menschlichen Elends habe ich eine Weisheit erkannt. Alle Genüsse sind vergänglich. Nur eins ist unvergänglich: das Gold.

Derville

Haben Sie Erben, Papa Gobseck?

Gobseck

Erben? Ich habe keine Erben.

Derville

Und wenn Sie sterben?

Gobseck

Ich kann nicht sterben.

Derville

Einmal werden auch Sie gepfändet. Der Gerichtsvollzieher ist der Tod.

Gobseck

Ich kann die Unsterblichkeit bezahlen. Ich wiege die Sphären mit Goldbarren auf. Ich habe der Welt soviel Geld geliehen, daß sie nicht ohne mich leben kann. Solange Schulden und Wechsel regieren, ist diese Menschheit an mich gekettet. Wenn ich in Krämpfen niederfalle, erhebt sich am Himmel der Saum meiner Kappe.

(Er stößt den Tisch fort und reißt die Falltür auf.)

Sieh her! Hier werde ich auferstehen. Ich bin reicher als die Ewigkeit.

Derville

Gold!!

Gobseck

Auf den Bauch!

(Er fällt nieder.)

Bete an im Staube! Das ist das Antlitz, das Moses sah.

(Er nimmt Gold in die Hand.)

Wie schön! Wie rein! Wie das Knie eines Mädchens! Ich liebe. Ich genieße. Ich beiße hinein.

(Er tut es.)

Derville

Sind Sie jemals glücklich gewesen?

Gobseck

(Nimmt die Lampe und leuchtet in den Schacht.)

Siehst Du die Säcke mit Kaffee und Zucker? Dort sind Fässer mit feinstem Öl. Rauchst Du, mein Söhnchen? Dort lagern Zigarren. Ich habe Kisten mit Zyperwein.

Derville

Wissen Sie, das Frauen leben?

Gobseck

Nichts ist begehrenswert, was wir erstreben: nur die Möglichkeiten sind schön. Ich habe die Welt und brauche sie nicht.

Derville

(Tritt einen Schritt näher.)

Gobseck

Halt! Du könntest fallen, mein Söhnchen! Diese Leiter hat ein Geheimnis: sie hat eine Sprosse, die keiner kennt. Wer darauf tritt, bewegt einen Hebel, die Eisen springen aus den Klammern; Du fällst in die Tiefe und lebst nicht mehr.

Derville

(Springt zurück.)

Gobseck

Ha, jetzt bist Du erschrocken, mein Söhnchen! Du fürchtest Dich vor meinem Gold. Es gibt Diebe. Ich muß mich schützen. Aus diesem Schacht kommt keiner heraus.

(Er schlägt die Falltür zu.)

Ich träume manchmal von dem unermeßlichen Raum. Man müßte Teleskope erfinden, um durch die Sterne hindurch zu schaun. Wieviel Gold mag da oben sein! Wir verlieren den Boden. Es ist Zeit schlafen zu gehn.

GLOSSEN

DER ENTRÜSTETE MIME

Ein pleonastischer Hauch weht diesem Titel nach. Denn zum Mimen gehört die Entrüstung wie die Stirnlocke zum Dichter und zum Käse das Staniolpapier. Entrüstung ist das Lieblingsgebiet seiner jenseits der Bühne kläglich-beschäftigungslosen Gestikulation, die den Rückfall vom Kothurn ins Leere nicht verträgt und sich Anlässe privater Entfaltung sucht. Sie gibt ihm die Möglichkeit, auf eigene Textkosten König, Held, Verschwörer und Empörer zu sein und sich gegen die provokante Nichtbeachtung der Umwelt in die Hüften zu stemmen. Sie ist die allbereite, verhaltene Antwort des schauspielerischen Affektes auf das Nichtvorhandensein von Publikum. In mitleidiger Nähe besehen, hat diese Entrüstungsfähigkeit des Mimen etwas Tragisches: sie bedeutet den leidenschaftlichen Kampf um den Wiedergewinn jener Farbe, die mit dem letzten gesprochenen Rollenwort dahin ist.

Mit Vergnügen liest der Nachgeborene in Theater-Chroniken, wie der Charakterspieler Davison in der Direktionskanzlei gegen Laube den Sessel schwang; hört mit derselben Freude von dem Ausbruch der Sandrock gegen Burckhardt; läßt sich ähnliches gerne von Mitterwurzer und der Wolter erzählen. Denn er sieht dazu gleich einen ganz kapitalen Richard, kann sich komplementär den Mephisto und die Lady Macbeth dazu vorstellen. In den letzten Jahren aber wächst die Entrüstungsbereitschaft der Mimen im umgekehrten Verhältnis zur Talentberechtigung. Vom Glanzbereich Davisons und Mitterwurzers blieb der gebrochene Direktionssessel zurück. Ein Zusammenhang in jener verkehrten Proportion ist da, aber er ist so verkehrt wie sie selbst. Nicht, als ob nämlich das verminderte Talent die erhöhte Entrüstungskraft erzeugte (auch dies stimmt zwar, aber nicht als Folge) — sondern: die stärkere Fähigkeit, entrüstet zu sein, ist schuld an der Talentsenkung. Sie datiert zeitlich etwa von Sonnenthals und Lewinskys Ehrgeiz, außerhalb der Bühne als Normalbürger zu gelten — innerlich von der psychologischen Piefke-Verplattung des Theaters. Von da ab datiert nämlich der Typus des Gewerkschaftsmimen, des Mannes, der Schauspieler wurde, wie man Postkontrolleur, Mistbauer oder Posamentierer wird. Seine Kunst absorbiert nicht Bürgerlichkeitsüberschüsse, Rebellionen, die noch nicht das eigene Wort gefunden haben, aber auf das fremde prompt-dramatisch einschnappen, sondern sie ist eine vom Gehirn unterstützte Verstellung. Dieser Schauspieler hat nicht einmal — wie es Raimund, der Bürger, hatte — eine Neigung zu psychischer Schlamperei, ein die Auflehnung gegen Brauch und Norm ersetzendes Vagabundentum des Gemütes. Seinen Garderobe- und Kulissenamouren fehlt irgendein antibürgerliches Bedürfnis. Sein Ziel ist ja doch — man denke an das wollüstige Zeremoniell, mit dem sich der Mime in dieses Wort hineinlegt, zumal, wenn er es als Imperfekt, feierlich geviertteilt, in den Mund bekommt — das: Hei—raa—ten. Alles andere erlebt er als Perversitätsmechanismus der Sprache, al

einen recht freigeistigen Phonola-Geschlechts-Jargon ohne Nötigung und Leidenschaftszubehör. Im Grund ist er, was ihm eine um so frivolere Wirkung gibt, nicht einmal frivol; vielmehr in einer Art rigoros-schwermütig, die man vielleicht am besten als leermütig bezeichnen könnte. Er glaubt sich bloß durch die Texterinnerung zu einer gewissen Frivolität verpflichtet; aus ihrer schweißperlenden Schminke blicken zwei ausgenüchterte Bürgeraugen. Denn wie sollte er es auch bloß durch etwas Textsprechen und kollegiale Okkasionen über das Stadium der erblichen und üblichen Verbohrtheit hinausgebracht haben?

Der Mime dieser Art braucht seine Bürgerlichkeit und Ehrbarkeit nicht erst zu betonen. Ich werde sie ihm aus jeder Faser seines Spiels, aus jedem Schminkstrich seiner Maske unweigerlich nachweisen.

*

Wie verträgt sich nun, fragt man, diese seine Art mit der Tatsache, daß er Wedekind spielt und auffaßt? Wie? Darin, daß er ihn schlecht spielt — nämlich: „auffaßt". Er übersetzt sich das Unfaßbare ins Normal-Komödiantische und versieht es mit den entsprechenden Bürgerschreck-Allüren. Er läßt einen Mädchenhändler teils diabolisch knattern, teils sardonisch über Gedankenstriche hüpfen und sagt das Grundwahre auf Paradox; er fletscht als Sadist Gesicht und Muskulatur; er baut sich als Genußmensch sowohl in den Sessel wie auf den Schenkel; oder wird, wenn weiblichen Geschlechtes, Freudenmädchen mit der Stimme wimmern, bürgerliche pathetisch auf dem Boden herumkollern, Liebeshungrige sich hysterisch um die eigene Achse drehen lassen. Kurz: er oder sie oder es biegt den Sudermann in die Karikatur, hängt seinen Chargen ein negatives Vorzeichen an. Er sieht die Gänsefüßchen nicht, die der bürgerliche Tonfall der Figuren trägt und übertragikt die Tragik; er sieht ebensowenig die Selbstverständlichkeit des antibürgerlichen Tonfalls und schmückt ihn mit satirischen Glucksern eigener Zutat. Kommt ein Regisseur hinzu, so wird daraus Auffassung. Der Mime wandelt sich alsdann in einen sogenannten „denkenden Künstler". Das heißt: er kopiert die Erinnerung an bedeutende Photographie-Attitüden aus dem „Weltspiegel" und der „Eleganten Welt": Herr Kohn als . . . ., Frau Schulz als . . . ., dampft, stampft und krampft vor Bedeutung, übergibt sich in jedem Satz vor Problematik, forciert unter der Regie-Hundspeitsche seine Defekte ins Kolossalische und wird nunmehr der Über-Kohn und die Über-Schulz. Wedekind hat es nimmer gesehen. Er erlebte nur die Urepoche seiner Unverstandenheit: wo der durchschnittliche Komödiantentrieb gegen das Un- und Antikomödiantische seines Textes erfolgreich Front machte und ihn damit umbrachte. (Aus Wut darüber widersetzte er sich als Schauspieler seinen eigenen Regiebemerkungen und rührte das Glas Wasser nicht an, das er seinen Helden zu trinken vorschrieb — aber wehe: auch das wurde dann „Stil"!) In der zweiten Epoche rebelliert etwas anderes gegen ihn: nicht mehr die Komödianterie, sondern das Verständnis — die

Auffassung. Diesmal ist es die für ihn zu Hilfe gerufene Intelligenz, die ihm schadet. Da dieses Verständnis nämlich im besten Fall doch nur dramaturgisch-papierener Natur ist und aus einer Gewöhnung an die Ibsen-, Hauptmann- und Strindberg-Peitsche quillt, da es den Text doch nur schablonenhaft umwirbt — bleibt gegen das Kultur- und implizite Theater-ad-absurdum-Führende dieses Textes insgeheim ein untilgbarer, bürgerlicher Widerstand. Sie möchten ihre Rolle gar zu gerne auf ein gravitätisches, allentschuldendes „Ecco homo" hinausspielen. Aber den Gefallen tut ihnen der Dichter nicht. Er braucht und will keine Entschuldigung. Man lese seine korrekt gebuchte und pedantisch verschluckte Tobsucht über die Wirkung dieser Resistenz in seinen Aufzeichnungen nach. Er wußte es zu gut und sprach es überdeutlich aus: nicht die Zensoren, nicht die Staatsanwälte, nicht die königlichen Beichtväter — die Schauspieler waren seine Feinde. Sie beugten sich später nolens volens der Mode, unterwarfen sich der snobistischen Zeitkontrolle und plapperten das große Entschuldigungswort „Kunst" nach. Aber tiefinnerst war ihnen der Hans Müller lieber. Er forderte ihrer bürgerlichen Scham nicht soviel oder höchstens gleichviel ab und zwang sie weder, diese Überwindung künstlerisch zu bejahen, noch enthielt er ihnen dafür Effekte vor. Vor allem aber: er ließ sie wissen, wozu sie sich entkleiden und daß sie es nicht mit Selbstverständlichkeit tun. Hier ist der Achsenpunkt. Der Mime will von der Unschamhaftigkeit als Gewinn wenigstens das prickelnde Gefühl haben, das man ihm aus Blinzeln und Schäkern oder aus Sieden und Taumeln das Unselbstverständliche seines Tun anmerkt. Also: Die Prostitution; das verfluchte Kerltum im frivolen oder idealen Sinne; das — so oder so — Akzentuierte. Wedekind ist ihnen zu unpathetisch, zu selbstverständlich. Daher heißen sie ihn zynisch . . .

Und daher haben sich die Schauspieler des Wiener Deutschen Volkstheaters. Wedekinds hinterlassenes „Sonnenspektrum" zu spielen geweigert, mit der Motivierung: es sei ihnen zu unmoralisch. Mich hat weder die Weigerung noch die Begründung dieser im Nebenberuf schauspielernden Bühnenvereinsmitglieder, noch sonst ein Vorgangsdetail überrascht. Auch der Satz eines Mimen nicht: man nenne das, was bei Wedekind Kunst heißt, bei Hans Müller Schweinerei. Auch ferner der Umstand nicht, daß eine der Empörten nach 10 Uhr im Kabarett ihre Brustwarzen mit Linsen vergleicht und ein anderer (der obige!) in einem anderen Kabarett ulkhalber einen Vater darstellt, der seine eigene Tochter verführt. Wer sich die Wahrheit zu eigen gemacht hat, daß nur das Unselbstverständliche obszön ist, wird sich auch über solche Entrüstete

nicht mehr entrüsten. Wo aber, frage ich, sind die ehrbaren Dilettanten, die sich Wedekinds gegen seine Mimen annehmen — der Kunst gegen die Gewerkschaft?

Anton Kuh.

FILM

BESETZT DIE FILME DOPPELT!

Ich ging ergriffen von der schönen Filmdichtung „Hintertreppe" nachhause, die Bilder klangen in mir nach, plötzlich fiel mir ein: Wie würde die blonde X. Y. die Rolle der Porten, wie Rittner die Rolle Kortners darstellen? Warum werden Filme nicht doppelt besetzt? Warum wird der Versuch nicht wenigstens bei passender Gelegenheit gewagt? Die Filmleute klagen immer, man könne nicht zu viel experimentieren, weil die Kosten solcher Versuche zu teuer sind. Nun wohl, wenn Ihr aber Eure Dekorationen, Eure Statisten, Eure Photographen beisammen habt, warum nehmt Ihr die Szenen nicht gleich zwiefach, mit zweierlei Besetzungen auf? Es wird für unwichtigere Dinge zuweilen sehr viel Geld hinausgeworfen. Diese Doppelbesetzungen wären ein Weg, junge Talente praktisch zu erproben! Und wie viel ließe sich aus dem Vergleich zweier Darstellungen lernen. Wie nützlich für Henny Porten nicht nur sich, sondern auch die blonde X. Y. in derselben Rolle zu sehen. Und wie wichtig wäre die Ausführung dieses Vorschlages für die Aufzüchtung filmdarstellerischen Nachwuchses! Der Vorschlag scheint mir sehr bedenkenswert. Vielleicht erklären die Fachleute, warum sie ihn verwerfen — Fachleute verwerfen ja immer, das ist ein Hauptteil ihrer Beschäftigung. Bis eben ein Mutiger die Lust und Kraft zur Verwirklichung hat.

ZIRKUS DES LEBENS

Man muß offen und ehrlich sagen, daß der Film „Zirkus des Lebens", wiewohl von zwei vortrefflichen Autoren (Janowitz und Schulz) geschrieben und von dem zuverlässigen Regisseur Guser gedreht, als Ganzes mißlungen ist.

Eine gute Idee, eine Bomben-Verwandlungsrolle für Werner Krauß, mit dem Haupttrik, daß er nicht, wie schon allzu oft gesehen, eine Doppelrolle, sondern eine dreifache Verwandlungsrolle zugleich spielt: Der bürgerliche Advokat einer Kleinstadt, der das Erbe seines heiratslustigen Neffen zu betreuen hat, zeigt allmählich ein absonderliches Wesen. Als er die kleine Tänzerin eines Wanderzirkus erblickt, die ihn abweist, bricht die zurückgedämmte Dämonie aus ihm hervor; er beschließt ein zweiter Nero zu werden, gibt sich als den verschollenen Bruder des Zirkusdirektors aus, gründet mit dem Geld des Neffen einen Großstadtzirkus und durchseucht, auf der Jagd nach der geliebten Tänzerin, die Welt mit Verbrechen . . . bis er, von einem Komplizen schwer verwundet, gepflegt von dem bisher standhaften Mädchen, seine Verwirrung erkennt.

Grandios in Figur, Verwandlungsfähigkeit und Spiel ist Krauß, der also zugleich den Advokaten markiert, den Bruder des Zirkusdirektors und überdies diesen wirklich

in der Verborgenheit als Tanzmeister noch lebenden Bruder darstellt. Anfangs, im Bestreben, den schrullenhaften Bürger zu charakterisieren, gibt er zu viel mimisches und körperliches Spiel, wächst dann aber zu vollkommener Gestaltung, als in der Maske des Zirkusdirektors die Dämonie des wollüstigen und skrupellosen Verbrechers ihn treibt und er zugleich die Humore des tänzerisch-grotesken Originalbruders losläßt (wie er geigenspielend und hopsend sich selbst und die Welt vergißt; wie er eine Wanze von der Wand fängt; wie er unschuldsvoll vor dem Untersuchungsrichter sich windet!)

Aber trotz Krauß und trotz der Sensationen wirkt dieser Deela-Film nicht, weil er nicht nach der ursprünglichen Idee durchgeführt wurde . . . und da dieser Film einer für viele ist, muß etwas Prinzipielles gesagt werden. Die Filmindustrie erhebt (mit Recht) oft den Vorwurf, daß sie keine guten Ideen und Manuskripte von den Autoren bekomme. Dagegen muß einmal deutlich ausgesprochen werden, daß allzu oft die Filmindustrie nicht den Mut hat, eine gute Idee zu verwirklichen . . . aus Angst vor dem Publikumsmißerfolg.

Hier war eine gute Idee; aus zwei Gründen mißglückte die Verfilmung: Erstens wagte man nicht, den Bürger Holyok (so hieß ursprünglich der Film) vom skurrilen Advokaten zu einem dämonischen Verbrecher großen Stils sich entwickeln zu lassen. Der Höhepunkt des Manuskripts: der Advokat nach seinem Zirkusabenteuer als Führer einer Stadt von Verbrechern, genießerisch scheußliche Untaten bewirkend, wurde überhaupt nicht gedreht. Der Sprung des Bürgers aus der Enge in das große Leben erschöpft sich also in der einen kümmerlichen Liebes- und Zirkusepisode, deren Ausgang dem Publikum zuliebe ins Herkömmlich-Versöhnliche gewendet wird. Demgemäß mußte diese Episode, das Zirkusleben, zum Hauptteil werden, — und da Zirkus-Sensationen immer beliebt sind und der Zirkus nun einmal gebaut war, so wurden mehrere Zirkusprogramme eingefügt. Diese Szenen sind nun so gedehnt, daß sie den großen Trik erblassen machen: die Tänzerin wird im Spinnennetz hoch oben im Zirkus über den Raubtieren statt von ihrem Partner, den sie liebt, von dem liebestollen Advokaten verfolgt. Noch dazu war diese Szene schlecht gearbeitet: das Spinnennetz hing so weit vorn senkrecht herab, daß niemals die Illusion erweckt wurde, als schwebe dies Netz über den (gesondert aufgenommenen) Raubtieren.

Der „Zirkus des Lebens" ist ein Musterbeispiel dafür, wie die Qualität einer guten Filmidee durch Konzessionen, die Regisseur, Autoren und vor allem die Filmgesellschaft sich aufzwingen lassen und sich selbst aufzwingen, herabgedrückt wird. Die Vorwärtsentwicklung des Films wird also gerade von denen, die diesen Aufstieg herbeiführen sollen, verhindert.

Nach dieser prinzipiellen Attacke soll — nicht aus Milde, sondern — aus Gerechtigkeit beschließend gesagt sein, daß in Stimmungen, Einzelheiten und Photographie der Film viel Gutes und Geglücktes zeigte . . . sodaß man es umsomehr bedauert, wenn das Ganze unausgeglichen, unproportioniert und willkürlich wirkt.

Kurt Pinthus.

CABARET

DER BLAUE VOGEL

Ich habe seit langer Zeit keine deutsche Cabaretvorstellung gehört, aber wenn ich mich erinnere und die Erinnerung durch Erzählungen von Leuten. die unlängst dabei waren, ergänze, dann wird auch kein Wunsch wach, diese trüben Genüsse mitzumachen. Montmartre, ins Deutsche übersetzt, ist etwas Plumpes und Trauriges, der Boulevard roshechouart ist nicht die Ackerstraße und der Dichter Leo Heller, wahrhaftig, kein Aristide Brüant. Ist es ergötzlich, erfreulich oder auch nur unterhaltend, sich die Dekadenz des Berliner Huren- und Schiebertums in mäßigen Reimen, von häßlichen Menschen vorführen zu lassen? Ich glaube, ich würde todtraurig in diesen freudlosen Unterbretteln.

Wer wissen will, wie ein Cabaret lustig und originell gemacht werden kann, sehe sich den „blauen Vogel" an. Das ist ein kleines, freundlich ausgebautes Sälchen in blau, in dem Russen singen, tanzen und ein klein bischen Theater treiben. Der Direktor J. Jushnij, gestorben 1920 in Moskau, geboren 1921 in Berlin — wie er selbst erzählt — ist ein witziger Mann von guter gesellschaftlicher Haltung, außerordentlicher Schlagfertigkeit und vollendeter Sprechkunst, selbst im Deutschen, das er mit Raffiment radebricht. Hier sind zum ersten Mal die jungen russischen Maler sehr geschickt verwendet worden, jede einzelne Nummer ist bildmäßig ein Labsal. Ein Musiker, W. Bützow, hat nationale Motive famos zu verwerten gewußt und irgendjemand — Direktor? Regisseur? künstlerischer Beirat? — hat etwas beigesteuert, was in den deutschen Trübsinnscabarets gar nicht mehr zu finden ist: Laune. Eine Tänzerin, die nicht blutarme Posen gibt, sondern mit wilder Kraft zu tanzen weiß — Julia Bekefi — reißt alle mit, und einige inszenirte russische Lieder versetzen in jene wohlige slavische Melancholie, die plötzlich in rasende Lebenslust umschlägt. (Nur zwei Nummern, mit deutschem Text, wirkten etwas fade-sentimental). Im Ganzen hat der Regisseur oder der Direktor oder der Beirat bei jeder Nummer einen Inszenierungseinfall gehabt. Und man geht, nach vielen bunten, frohen, nicht frechen Eindrücken, erfreut und leicht bewegt nach Hause und denkt darüber nach, warum uns Deutschen alles Lustige so selten glückt und in Berlin sogar immer ins Rohe entartet? Indes selbst Emigranten, zur Melancholie berechtigt und disponiert, hier allmählich ihre Heiterkeit und ihre Anmut wiederfinden . . . .

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 50):

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931
Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa

VARIETÉ

SKALA

Der Höhepunkt des Dezemberprogramms sind zwei Umzugs-Delirium-Exentric-Komiker Walter und Paul Briant. Der Eine von Beiden wirkt wie irgendein schauspielerisches Genie. Er tut so als ließe er alles mit sich geschehen und brauche fortwährend Hilfe, Unterstützung und Anlehnung seines Compagnons. Fehlt diese Stütze, so stürzt er um wie ein Holzgestell, ganz ohne Willen, mit erschütterndem Krach. Oder vielmehr: Er droht hinzustürzen, windet sich minutenlang und kann meistens gerade noch aufgefangen werden. Gymnastisch erstaunlich, als körperlicher Humor grandios. Zuweilen in der Darstellung des Willenlosen sogar ein wenig grauenhaft. Und daneben die unbeirrten Grausamkeiten des Kameraden, der das lebende Holzgestell aufladet, wegwirft, zusammenrafft als ginge ihn das alles eigentlich nichts an. Hier könnten Schauspieler lernen und bewundern. Neben diesen beiden genialen Komikern gab es noch eine Reihe vortrefflicher Nummern, darunter die schöne, junge Tänzerin Inge Rosen. Aber diese beiden Exentrics sind unvergeßlich.

TAGEBUCH DER ZEIT

Bekenntnis für dunkle Tage:
Ich glaube an Deutschland,
ich glaube an den Schoß der deutschen Frau, ich glaube an den Samen des deutschen Mannes;
ich glaube an den lauschenden Geist des Deutschen, der zur Weltbürgerschaft geboren ist;
ich glaube an das deutsche Erdreich und an Arm und Auge seines Bebauers, ich glaube an die Werklust des deutschen Arbeiters;
ich glaube an den Welttrieb des deutschen Händlers;
ich glaube an die Vielheit der deutschen Stämme, ich glaube an den Friesen und an den Wiener, an den Sachsen und an den Rheinländer, an den Schwaben und an den Ostpreußen;
ich glaube an die Jugend des Deutschen, an den Heiltrieb und an die Heilkraft des unverletzten Volkes;
ich glaube an das deutsche Reich.

Ein Vorschlag zur Güte. Herr von Jagow ist zu fünf Jahren Festung verurteilt worden. Wir machen dem Herrn Reichsminister Radbruch den Vorschlag, Herrn von Jagow zur Verbüßung seiner Haft auf die bayrische Festung Niederschönenfeld zu schicken. Die Bayern, die Ludendorff umarmt haben, werden Jagow mit offenen Armen aufnehmen und es ist anzunehmen, daß sie dann für politische Gefangene eine erträgliche Form der Strafverbüßung einführen werden. Es gibt da in Niederschönenfeld noch einen Gefangenen, dem das Gericht ausdrücklich ehrenhafte Motive bescheinigt hat. Wenn dieser Gefangene und seine Kameraden in der Festung ebenso loyal und verständnisvoll behandelt werden wie Herr von Jagow, dann ist eine Konfliktquelle zwischen Bayern und dem Reich zugestopft, und die bayrische Regierung wird dann die Abgeordneten, die ihre Strafvollzugspraxis studieren wollen, nicht länger mit der Jagow'schen Formel zurückschrecken müssen: Ich warne Neugierige!

Peter Grupen hatte wie Herr Landru seine Opfer durch Zeitungsinserate kennen gelernt. Das ist in den Zeitungen kaum oder nur so nebenher erwähnt worden. Wie, wenn man die Tatsache zum Anlaß nähme, einmal eine große Razzia durch den Heiratsmarkt der Zeitungen zu veranstalten? Es sollte einmal festgestellt werden, wie groß die Zahl der Betrüger unter den Inserenten dieses Gebietes ist. Dem seelisch gerade gewachsenen Menschen widerstrebt das Angebot auf dem gedruckten Heiratsmarkt. Schon die Vorstellung, daß Einer bei Mosse einen Pack Briefe abholt, der nicht Stellengesuche oder Angebote für einen Waggon Schmierseife enthält, sondern 50 oder 80 Fotografien mehr oder minder alter Frauen, die sich zum Anschluß offeriren, erzeugt Cynismus. Zwar haben gelegentlich weltfremde Gemüter geglaubt, daß auch auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege Seelen sich finden können und Gustav Landauer, der edle, menschenblinde Phantast, hat einmal sogar eine Novelle zur Verherrlichung der Heiratsannonce verfaßt. Aber die Praxis der Landru und Grupen ist überzeugender. Es ist richtig, daß vielen Menschen heutzutage die Gelegenheit fehlt, ihren Liebespartner kennen zu lernen. Wer nicht tanzt, wer den Stumpfsinn der „Gesellschaften" meidet, wer nicht auf der Straße ansprechen kann, wer keinen Sport treibt, wie soll der seine Gefährtin finden? Die Frage klingt überzeugend, ohne es zu sein. Denn wer nicht tanzt, nicht Sport treibt, nicht unter Menschen geht, der ist meistens unfrisch und für die Gattung unwichtig, der soll in seinem Laboratorium sitzen und arbeiten. Verbindungen, die durch Offerte und Fotografie erzeugt werden, sind widernatürlich, weil sie anstelle des elektrischen Kontaktes, der durch einen Blick oder ein anderes körperliches Mysterium entsteht, eine klägliche Vernunftspekulation setzen. Die Frau, die an der Straßenecke steht und so lange wartet, bis ein Mann kommt, der ihr gefällt, handelt natürlicher als jenes vernünftige Abstraktum, das sich mit Hilfe von Druckerschwärze verbinden will. Der Körper des Menschen lügt weniger als der Inseratenteil der „Vossischen Zeitung". Deshalb sind es auch meistens die zurückgesetzten, die schwachsinnigen, die krankhaften Weiber, die sich im Annoncenteil ausstellen oder auf Angebote von Manneskraft schriftlich erwidern. Auf keinem anderen Wege hätte Landru, hätte Grupen so mühelos seine Opfer, nämlich Frauen in der für ihn präparierten Verfassung finden können. Trotzdem soll man den Zeitungsheiratsmarkt nicht verbieten — sicher ist er auch für viele arme Teufel eine Gelegenheit zu bescheidenen Ergötzungen — aber eine Durchsuchung der Inserate und der Inserenten durch den Staatsanwalt wird sich von Zeit zu Zeit empfehlen. Man wird immer wieder etliche Vetter von Landru und Grupen aufgreifen können!

Klopfen wir uns an die Brust, bekennen wir unsre Mitschuld!

Die drüben scheinen den vielen Dummheiten, mit denen ihr Konto seit anno 18 belastet ist, eine neue, riesige hinzuzufügen zu wollen. An Dummheiten aber haben auch wir hüben es nicht fehlen lassen! Die Dummheit von drüben, sollte sie wirklich begangen werden, wird sich als finanzielle Maßnahme präsentieren. Die Dummheit von hüben, die bereits begangen worden ist, präsentiert sich als Unterlassen finanzieller Maßnahmen, als konsequentes Unterlassen Jahre lang!

Als der Krieg verloren war, waren wir arm geworden. Auch ohne Versailles und Reparationen. Denn unsere Wirtschaft war von 1914 bis 1918 weder eine Aufspeicherungs- noch sogar eine Erhaltungswirtschaft gewesen, vielmehr eine ausgesprochene Verbrauchswirtschaft. Das Maß der Verschleißer, das Maß der Verarmung konnte zahlenmäßig nicht erschöpfend festgestellt werden. Aber schon das Anwachsen der fundierten und unfundierten öffentlichen Schulden seit 1914, der Reichs-, Provinzial- und Kommunalschulden, hätte als Anschauungsunterricht alarmierend wirken, hätte die Erkenntnis wecken müssen, daß es für Deutschlands öffentliche Gewalt jetzt dringend geboten sei, sich einen neuen und wesentlich niedrigen standard of life zu schaffen.

Noch gebieterischer erhob sich diese Notwendigkeit, als das Versailler Elendstraktat Rechtskraft erlangt hatte, als zur inneren Überschuldung auch noch der Verlust wichtiger Territorien, Produktionsmittel und kommerzieller Auslandspositionen hinzutrat, unheimlich verschärft durch die Pflicht von Sachlieferungen und schlechthin mörderischer Geldentschädigung. Auch wer bisher noch hatte hinduseln können, hätte unter diesen Schlägen zur finanziellen Wirklichkeit aufwachen müssen.

In Deutschland aber sind mindestens die staatsleitenden Männer nebst ihrem parlamentarischen Gefolgs- und Oppositions-Troß nicht aufgewacht. Es scheint, daß ebenso wie ein Übermaß von Unglück auch ein Übermaß von Anforderungen lethargisch machen kann. Wo kein Ende abzusehen ist, fehlt auch der Mut zum Anfang; und da es einfach unmöglich schien, den Etat vollkommen zu balanzieren, unterließ man im großen Ganzen auch alle Schritte, die wenigstens um Etappen diesem Ziele hätten nachführen können.

Auch ist es unpopulär, das Evangelium der Armut zu predigen, — mit Worten schon und noch mehr mit Taten. Und da unsere Par-

teien in den letzten Jahren einen maßlos erbitterten Ringkampf um ein bißchen Popularität mit einander führten, fand sich zur traurigen Propaganda der Armut keine von ihnen ernstlich bereit. Im Gegenteil: samt und sonders machten sie sich zum Anwalt von Wünschen, die den bisherigen Reichsbedarf sogar noch erhöhen mußten, suchten die Anhänger durch eine Großzügigkeit zu gewinnen, deren Spesen in Form neuer Posten auf der Ausgabenseite die ewig geduldige Reichskasse tragen mußte.

Wo es sich aber nicht nur um Einschränkung der Ausgaben, sondern gar um Erhöhung der Einnahmen handelte, da war vollends der Teufel los. Um kindliche Details wurde monatelang gefeilscht, im Aufeinanderprall zynisch unverhüllter Gruppeninteressen wurde Vernunft und Erfolgaussicht fast jedes ursprünglich gesunden Planes zerrieben, das Tempo der Bewilligungs- mit dem Tempo der Notendruckmaschinen im Einklang zu halten, gelang bisher in keinem Stadium der Entwicklung.

Es war ein Versagen in Permanenz. Und offen liegen jetzt die Resultate zu Tage. Die vereinigten Budgets der öffentlichen Organe Deutschlands geben Kunde davon, daß der Umkreis ihrer Leistungen in dieser Zeit der Armut nicht enger, sondern breiter geworden ist als in fetten Friedensjahren. Sie geben ferner Kunde davon, daß die nominelle Erhöhung der Einkünfte kaum mit der Geldentwertung Schritt gehalten hat, (die jetzt aufs 20fache erhöhten Posttarife z. B. entsprechen nur einem Dollarkurs von 84!) daß also eine faktische Stärkung der Einnahmeetats vielleicht überhaupt nicht, jedenfalls aber nur in ganz unzureichendem Grade stattfand. Sie geben Kunde davon, daß Deutschland bis zu diesem Tage nicht die unerbittliche innere Kraft aufgebracht hat, seine zerrütteten und täglich mehr verfallenden Finanzen selbst zu sanieren. Sie scheinen Deutschland tatsächlich zu einem Gemeinwesen zu stempeln, das nicht mehr ohne finanzielle Vormundschaft belassen werden darf. Auch die Etats seines Eigenbedarfs (— nicht nur, wie es selbstverständlich ist, den Reparationsetat, —) vermag es nicht in Ordnung zu bringen. Setzt es wirklich einmal einen „Sparkommissar" ein, so scheitert seine Tätigkeit schon nach wenigen Wochen (— wie unähnlich der englischen Sparkommission unter Sir Eric Geddes! —) an der Intransigenz der übrigen Ämter! Und wiewohl es zugegebenermaßen gigantisch schwer sein wird, der Notenpresse absoluten Einhalt zu gebieten, fehlt doch selbst jeder kleinste Ansatz dazu so vollkommen, daß auch wir Deutsche selbst, so sehr wir unsrer Administration den chaotischen Zustand aller wirtschaftlichen Verhältnisse zuguthalten mögen, nicht umhin können, uns schwerer Versäumnisschuld zu bekennen, — einer Schuld, die umso

schwerwiegender wird, als sie angesichts der unzweideutigen außenpolitischen Lagerung zugleich auch eine fabelhafte Dummheit war.

Aber nicht auf jeden groben Klotz gehört ein noch gröberer Keil! Lassen sich die Alliierten wirklich, wie sie es jetzt bebrüten, dazu hinreißen, Deutschland unter ausländisches Zwangskuratel zu stellen, so übertrumpfen sie die deutsche Dummheit noch um ein gewaltiges. Und während Deutschland immer noch die Entschuldigung völliger Erfahrungslosigkeit geltend machen kann, würden sich die Alliierten in diesem Falle sagen lassen müssen, daß sie ihre Dummheit schon zum zweitenmale begehen.

Das erstemal begingen sie sie vor nunmehr fünfzig Jahren, als sie die türkischen Finanzen unter genau die gleiche Kontrolle zu stellen versuchten, die jetzt Deutschland gegenüber geplant wird. Dieser Versuch aber hatte kurze Beine. Schon wenige Jahre später — und zwar auf französischen Antrag — wurde er wieder aufgegeben, weil er sich als untaugliches Mittel erwiesen hatte (Muharremedikt). Denn so prompt jede fremde Finanzkontrolle auf der Ausgabeseite funktionieren kann, so prompt zeigt sich auch, daß sie zwangsläufig zu ungeahnt verderblichen Folgen auf der Einnahmeseite führen muß.

Von dem Augenblick an, in dem die Türken ihre Steuern und Abgaben letzten Endes nicht mehr ihrer eigenen Regierung, sondern ausländischen Zwangsvormündern zu entrichten hatten, trat nämlich ein rapider Schwund aller Einnahmen ein; Steuerhinterziehung und jegliche Art von Schwindel war plötzlich zur patriotischen Tat geworden, Betrug der Staatskasse zu moralischer Pflicht, in deren Erfüllung Bevölkerung und heimisches Beamtentum mit unbrechbarer Solidarität zusammenhielten.

Dieser Art von Widerstand muß jede Kuratelinstanz, die ja naturgegebenermaßen stets nur eine Spitzenkontrolle wird ausüben können, machtlos gegenüberstehen. Eine Behörde, deren Vollzugsorgane ihrem Willen widerstrebt und dem widerstrebenden Willen der Bevölkerung Vorschub leistet, ist geliefert, ehe sie zu arbeiten beginnt. Sie wäre es sogar, wenn sie über eigene Beamtenschaft verfügte, es sei denn, daß sie in jedem Büro unausgesetzt ein Überwachungsorgan sitzen lassen könnte. Aber die deutsche Kuratelinstanz wird, weil die Alliierten ihr geschultes Personal im eigenen Lande eben einfach nicht entbehren können, mit deutschem Personal zu arbeiten genötigt sein, ihre Auftraggeber können also sicher sein, daß sie in Deutschland denselben Einnahmeschwund erleben werden, wie einst in der Türkei.

Das praktische, das klingende Ergebnis für die Alliierten würde weniger als 0 sein. Psychisch würde auf lange Zeit hinaus nichts anderes erreicht, als völlige Pervertierung der ohnehin schon schwer genug erkrankten deutschen Steuermoral. Beides würde den Allierten nicht eben helfen, zu ihren heißersehnten Raten zu kommen, — weder im Augenblick noch in weiterer Zukunft. Vom deutschen Standpunkt aus gesehen ist das Kuratel Gewalt. Vom alliierten aus gesehen ist es Masochismus.

---

* * *

MOSKAUER EINDRÜCKE

Diese Schilderungen erhalte ich von einem jungen Künstler, der vor einigen Tagen aus Moskau hier eingetroffen ist. Er hat das letzte Jahr in Moskau verbracht.

Ich wäre gern in Moskau geblieben, aber ich habe doch zu viel frieren müssen. Zwar kann man jetzt schon Holz kaufen, das Arschin zu 600 000 Rubel, und in unserer Wohnung, die in einem der alten Palais untergebracht war, war es auch leidlich warm. Im allgemeinen frieren die Menschen weniger, seit der freie Handel wieder gestattet ist, seit man Holz kaufen kann. Aber ein Atelier zu erheizen, das würde doch im Monat viele Millionen kosten. Ich habe die russischen Maler und Bildhauer bewundert, die in eisigen Ateliers bei 7 und 10 Grad unter Null heldenmütig gearbeitet haben.

Ja, man kann jetzt Holz kaufen. Man kann ja alles kaufen in Moskau. Auf der Kuzneticki Most erhält man alles, was man sich wünscht. Während vor einem Jahr noch kein Laden offen war, mit Ausnahme von ein paar Blumengeschäften, können Sie jetzt Antiquitäten und Parfümerien, Nahrungsmittel und Delikatessen, ja sogar Stoffe und Tuche kaufen. Auch Restaurants sind nun wieder geöffnet, die ganz großen elegantesten russischen Restaurants, in denen man in früheren Zeiten tafeln konnte, wie sonst nirgendwo in Europa. Mehr als ein solches Restaurant, wie sie in Berlin sagen: tipp-topp eingerichtet, mit einem Orchester, hat seine Glastüren für Schieber und Ausländer weit geöffnet. Es kann dann und wann auch vorkommen, daß in diesen Restaurants kontrolliert wird, d. h., daß Leute von der Tscheka kommen und die Papiere verlangen. Man tut natürlich auch heute noch gut, in Moskau immer seine Legitimationspapiere bei sich zu haben. Aber die Polizei ist höflich, auch die Beamten der Tscheka benehmen sich artig, wie ja überhaupt die ärgsten Grausamkeiten in Rußland, wenn man dem Be-

richt trauen darf, nicht von Russen, sondern von Ungarn verübt worden sind, namentlich Bela Khun werden die furchtbarsten Massentötungen in der Krim nachgesagt.

Seit drei Monaten ist Moskau wieder eine internationale Stadt, insbesondere wimmelt es von Engländern, Engländern, die sich steif, korrekt, mit peinlicher Bürgerlichkeit benehmen, einer Bürgerlichkeit, die schon in dem alten Rußland etwas lächerlich angemutet hat, weil der Russe von Natur aus eine large, breite, über die Konvention hinaus wachsende Natur war. Jetzt nimmt sich diese englische Korrektheit noch ein bißchen komischer als damals aus. Seit einigen Monaten gibt es wieder Gesellschaftsleben, die Menschen kommen abends dann und wann wieder zusammen. Ich war bei Freunden in Abendgesellschaften, bei denen jeder sein Päckchen Essen mitbrachte. Zwei Frauen bedienten die Samowars. Die Essvorräte wurden zusammengelegt und angenehm serviert, und es gab reichlich wie in schönen alten Zeiten russischen Wutki. Der Alkohol ist zwar verboten gewesen, aber erstens ist das Verbot ein wenig gemildert, Getränke, die bis zu 14% Alkohol enthalten, sind wieder gestattet, man bekommt Bier zu trinken, man bekommt die schönen herben Weine aus dem Kaukasus und die süßen Weine aus der Krim. Nur Schnaps ist verboten. Aber das stört nicht weiter, man bekommt ihn überall, wenigstens in der Welt, die um den Kreml herumgelagert ist. Auf die Bevölkerung hat das Alkoholverbot sicher eine ausgezeichnete Wirkung ausgeübt. Auf den Straßen herrscht volle Sicherheit. Man sieht zuweilen Mädchen und Frauen um ein, um zwei Uhr nachts allein durch die Straßen gehen, unbekümmert und sicher, wahrscheinlich viel sicherer und unangefochtener als sie dies in Berlin könnten.

Ich sagte, daß man alles wieder kaufen kann. Das gilt nicht nur von den Dingen. Auch die Prostitution, die abgeschafft war, ist mit dem freien Handel wieder still ins Land gezogen. Es gibt auf dem Twerstoj Bourleward wieder einen regelrechten Bummel der Kokotten.

Die Moskauer Welt hat sich in den letzten drei Monaten gründlich geändert. Das merkte ich, wenn ich abends ins Theater gehen wollte. Bis vor kurzer Zeit waren die Vorstellungen in den Theatern besetzt von organisierten Arbeitern, gemischt mit etlichen kühnen Schiebern, die den organisierten Arbeitern die Karten heimlich abgekauft hatten. Jetzt sieht man nur in den Staatstheatern Arbeiter und auch das nicht immer. In den meisten Theatern dominiert die neue Bourgeoisie, aufgeputzt durch ein paar Fremde. Das kommt daher, daß die Theater,

die früher ganz vom Staat erhalten worden sind, sich jetzt auch zum Teil mit Subventionen begnügen müssen, zum anderen Teil privaten Direktoren zurückgegeben wurden. So kommt es, daß jetzt auch wieder Karten an den Kassen zu enormen Preisen zu kaufen sind. Es kostet ein Parkettsitz zu Stanislawskis Künstlertheater 28 000 Rubel und eine Loge ins Ballet 500 000 Rubel. Übrigens sind das Theater und das Ballet viel schwächer geworden, es gibt ganz akademische und banale Theater und das Ballett, dessen Sterne fort sind, in dem Baxt und Fokin fehlen, ist technisch natürlich noch immer virtuos, aber im ganzen bietet es doch nur Technik. Die alten Damen, die jetzt dort als Tänzerinnen zu sehen sind, langweilen. Das künstlerisch Interessanteste sind die kleinen Probebühnen, die Stanislawski dem Künstlertheater angegliedert hat. Ich saß in einem solchen ganz kleinen, schlichten, schmucklosen Saal mit einer improvisierten Bühne auf einem gewöhnlichen Rohrsessel. Aber was Stanislawski da mit den jungen Leuten des Künstlertheaters erreicht hat, besonders mit dem jungen Tschechoff, das ist schon allerersten Ranges. Die schönsten Aufführungen, die ich von ihm sah, waren Strindbergs „Erich XIV." und Shakespeares „Was Ihr wollt".

Moskau ist viel weniger traurig, als man hier glaubt. Die Leute auf den Straßen sehen nicht so bekümmert und verhungert aus wie in Wien. Langsam verliert auch der Lebensmittelschein, der Pajok, seine Wichtigkeit. Das Brot ist grob, aber gut. Man bekommt auf den Pajok auch dann und wann Eier, geräuchertes Fleisch, ein ganz klein wenig Butter, schon wieder ein bißchen Seife, die freilich nicht sehr gut ist, und natürlich vor allem Gries und Grütze. Aber da man so viele Dinge wieder kaufen kann, es gibt auch in den Vorstädten wieder offene Läden, so verliert der Pajok an Bedeutung. Man kauft eben für 9000 Rubel ein Ei und für 28 000 Rubel ein russisches Pfund Butter (400 Gramm).

Die Frauen, die anzusehen immer ein Vergnügen war, weil sie auch ihre alten Kleider sehr geschickt umzuformen wußten, sieht man dann und wann sogar schon in neuen Trachten. Es kommen in einzelnen Läden alte Vorräte von Tuchen zum Vorschein und im Theater kann man hin und wieder schon eine große dekolletierte Toilette sehen. Die reizvollsten Russinnen sind ganz unmondän, Gott sei Dank, meist schlicht und dunkel gekleidet und wissen mit einem schönen alten Shawl außerordentlich viel anzufangen. Natürlich erregt ein halbwegs modernes Kleid, im Theater getragen, große Aufmerksamkeit. Die Moskauerinnen waren so lange von allen Narreteien der Mode abgetrennt.

Die Einzige, die sich in diese seit drei Monaten völlig geänderte Welt vorläufig nicht finden will, ist Isadora Duncan. Sie hatte im vorigen Jahr in London Krassin gesprochen und kam dann mit ihrer Lieblingsschülerin nach Moskau — mit Brokatgewändern und ohne einen Pfennig. Die Regierung bewilligte ihr einen gewöhnlichen Pajok, nicht mehr. Sie aß nur einmal täglich Blinis, das ist eine Art Pfannkuchen mit einem kleinen bißchen Butter. Aber sie wohnte dafür in einem Palais einer früheren Prima-Ballerina. Sie kam zu Lunatscharski und bot ihm an, für die Arbeiter zu tanzen. Da es ihr herzlich schlecht ging, hat ihr Lunatscharski oft geraten, in einer Vorstellung aufzutreten, bei der die Plätze verkauft werden, damit könne sie Geld verdienen. Aber Isadora hat keine Lust, vor der Bourgeoisie zu tanzen, und sie hat bis zum heutigen Tage, obwohl die finanzielle Verlockung unzweifelhaft sehr groß gewesen ist, keine Vorstellung für Geld veranstaltet. Zum ersten Mal hat sie zum Fest der Revolution vor organisierten Arbeitern getanzt, nach einer Rede Lunatscharskis. Sie tanzte Tschaikowski und dann mit 100 Sowjetkindern die Internationale. Jedenfalls tanzte sie mit Begeisterung. Ihr Geist ist willig, das Fleisch ist etwas ungehorsam. Ihre Entwicklung ist jedenfalls merkwürdig. Sis hat in Paris auf der Sonnenseite gelebt und sie hat in Moskau mancherlei Entbehrungen auf sich genommen, wenn sie sich jetzt auch nicht mehr nur von ihrem Pajok ernähren muß, so sind doch die Freuden, die sich ihr bieten, mehr geistiger Natur. Ich will über ihre Tanzkunst, die in früheren Jahren so viele Bewunderer gefunden hat, hier nicht sprechen. Aber ich glaube, daß sie jetzt auf dem richtigen Weg ist, wenn sie hundert Arbeiterkinder zu sich genommen hat, die sie im Tanzen unterrichtet, beiläufig gesagt, ohne Geld dafür zu nehmen. Wer sie da sieht mit diesen hundert reizenden russischen Kindern, die alle in roten Kitteln herumlaufen, der hat seine Freude an der unverwüstlichen Kindhaftigkeit ihres Denkens und der wird sich hüten, über Isadora zu witzeln, obwohl sich über einige physische Voraussetzungen ihrer Kunst leicht scherzen ließe. Immerhin könnte es zu denken geben, daß eine Frau, die in Amerika und Europa, in New York und Paris große Triumphe gefeiert hat und dort, wenigstens als Lehrerin, heute noch Geld scheffeln könnte, nur von dem einen Gedanken beseelt ist: nicht tanzen für die Bourgeoisie! Deshalb ist sie auf das Moskauer Eiland geflüchtet. Aber sie hat Pech, die gute Isadora, denn die neue russische Bourgeoisie ist schon auf dem Marsche.

Zwischen Darwinisten erhob sich über die Frage, ob erworbene Gewohnheiten von Eltern auf Nachkommen übertragen werden können, ein sehr alberner Streit. Hier ist zum Beispiel zu beachten, wie Weismann ans Werk ging. Ein Evolutionist mit einem lebendigen Geist hätte zunächst den populären Ausdruck „erworbene Gewohnheiten" fallen lassen, weil es für einen Evolutionisten überhaupt keine andern Gewohnheiten gibt und geben kann, da ein Mensch nur eine Amöbe mit Fähigkeiten ist. Dann würde er mit aller Sorgfalt den Prozeß untersucht haben, durch den er selber seine Gewohnheiten erworben hat. Er würde den Schluß gezogen haben, daß die Gewohnheiten, mit denen er geboren ist, durch einen ähnlichen Prozeß erworben wären; er hätte gewußt, was eine Gewohnheit ist, nämlich eine Handlung, die willkürlich versucht wird, bis sie mehr oder weniger automatisch und unwillkürlich wird; und es hätte ihm nie einfallen können, daß Verletzungen oder Unfälle, die aus äußeren Ursachen sich ergeben, gegen den Willen des Opfers, etwa eine Gewohnheit herbeiführen könnten: daß zum Beispiel eine Familie die Gewohnheit erlangen könne, bei Eisenbahnunfällen getötet zu werden.

Weismann aber begann die Frage zu erforschen, indem er es machte wie die Metzgersfrau in dem alten Gassenhauer. Er nahm eine Anzahl von Mäusen und schnitt ihnen den Schwanz ab. Dann wartete er ab, ob ihre Kinder ohne Schwänze geboren werden würden. Das geschah nicht, wie Butler ihm vorher hätte sagen können. Da schnitt er auch den Kindern die Schwänze ab und wartete ab, ob die Enkel wenigstens mit ziemlich kurzen Schwänzen geboren würden. Das war nicht der Fall, wie ich ihm vorher hätte sagen können. Aber mit der Geduld und dem Fleiß, dessen sich die Männer der Wissenschaft rühmen, schnitt er auch den Enkeln die Schwänze ab und wartete hoffnungsvoll auf die Geburt der gestutzten Urenkel. Aber ihre Schwänze waren völlig auf der Höhe, wie jeder Narr ihm vorher hätte sagen können. Daraus zog Weismann allen Ernstes den Schluß, daß erworbene Eigenschaften nicht übertragen werden können. Und doch war Weismann kein törichtes Kind. Er war ein außergewöhnlich kluger und gelehrter Mann, nicht ohne Ansätze zu Phantasie und Philosophie, die der Darwinismus als Unkraut ausrottete. Wie konnte er übersehen, daß er überhaupt nicht mit Gewohnheiten oder Merkmalen experimentierte? Wie konnte er die offenkundige Tatsache außer acht lassen, daß dies Experiment seit

Generationen in China an den Füßen der chinesischen Frauen versucht wurde, ohne bei ihnen im geringsten den Hang hervorzurufen, mit abnorm kleinen Füßen geboren zu werden? Er muß von den gebundenen Füßen gewußt haben, auch wenn er nichts von den Verstümmelungen, dem Stutzen der Ohren und Schwänze, wußte, die Hunde und Pferdezüchter an vielen Generationen der unglücklichen Tiere vornehmen, mit denen sie zu tun haben. Eine so erstaunliche Blindheit und Dummheit bei einem Manne, der von Natur weder blind noch dumm war, ist das schlagende Beispiel für das, was Darwin unabsichtlich dem Geist seiner Jünger antat, indem er ihre Aufmerksamkeit so ausschließlich auf die Rolle lenkte, die Zufall und gewaltsames Eingreifen in der Evolution spielen, unter völliger Ausschaltung von Leiden und Gefühl.

Eine vitale Erfassung der Evolution würde Weismann gelehrt haben, daß biologische Probleme nicht durch Attacken auf Mäuse gelöst werden. Die wissenschaftliche Form seines Experiments hätte etwa folgendermaßen aussehen müssen. Zunächst hätte er eine Kolonie von Mäusen beschaffen müssen, die für hypnotische Suggestion hoch empfänglich waren. Dann hätte er ihnen die glühende Überzeugung suggerieren müssen, daß das Schicksal der Mäusewelt von dem Verschwinden ihres Schwanzes abhinge, so wie ein alter und vergessener Experimentator die Katzen von der Isle oft Man überzeugt zu haben scheint. Nachdem er so in den Mäusen den Wunsch erregt hätte, um jeden Preis ihre Schwänze zu verlieren, würde er sehr bald erlebt haben, daß einzelne Mäuse mit kurzem oder gar keinem Schwanz geboren wurden. Diese würden von den andern Mäusen als höhere Wesen anerkannt und bei der Verteilung der Nahrung und bei der Sexualauslese bevorzugt worden sein. Schließlich würden die geschwänzten Mäuse als Ungeheuer von ihren Genossen zum Tode verurteilt worden und das Wunder der schwanzlosen Maus völlig erreicht sein.

Der Einwand gegen dies Experiment besteht nicht darin, daß es zu spaßhaft erscheint, um ernst genommen zu werden und daß es nicht grausam genug sei, um auf den Mob Eindruck zu machen, sondern einfach darin, daß es unmöglich ist, weil der menschliche Experimentator die Seele der Mäuse nicht beeinflussen kann. Und das ist der Fehler bei allen unfruchtbaren Grausamkeiten der Laboratorien. Darwins Nachfolger hatten keine Gedanken hierfür übrig. Ihr einziger Forschungstrieb war, die „Natur“ nachzuahmen, indem sie gewaltsame und sinnlose Grausamkeiten verübten und ihre Wirkung beobachteten, mit einem lähmenden Fatalismus, der sie hinderte, auch nur im geringsten ihren

Geist zu gebrauchen, anstelle ihrer Messer und ihrer Augen, und die furchtbare Tradition schuf, daß der Mann, der nur einen Augenblick zögert, ebenso grausam zu sein wie die zufällige Auslese, ein Verräter an der Wissenschaft ist. Denn Weismanns Experiment mit den Mäusen war ein bloßer Spaß im Vergleich mit den Scheußlichkeiten, die andere Darwinisten beginnen, um zu beweisen, daß Verstümmelungen nicht übertragen werden könnten. Zweifellos waren die schlimmsten dieser Experimente überhaupt keine wirklichen Experimente, sondern lediglich Grausamkeiten, begangen von grausamen Menschen, die sich zum Laboratorium hingezogen fühlten, weil es ein geheimer Zufluchtsort war, den Gesetz und öffentlicher Aberglaube dem Liebhaber der Folter gelassen hatten. Es liegt aber kein Grund vor, Weismann des Sadismus zu verdächtigen. Mehreren Generationen von Mäusen die Schwänze abzuschneiden bietet nicht Wollust genug, um einen wissenschaftlichen Nero in Versuchung zu führen. Es war mehr ein Akt der Einäugigkeit, und Darwin hatte Weismann das menschliche und empfindsame Auge ausgestochen. Er blendete noch viele andere Augen und lähmte auch manchen andern Willen. Seit er die zufällige Auslese als den Schöpfer und Herrscher des Universums entdeckt hat, ist die wissenschaftliche Welt eine Feste der Dummheit und Grausamkeit gewesen. So furchtbar der Stammgott der Hebräer war, schauerte doch niemand, der sein kleinstes und bescheidenstes Bethel oder seinen stolzesten Kriegs-Tempel betrat, wie wir jetzt schaudern, wenn wir ein physiologisches Laboratorium betreten. Wenn wir den Priester fürchteten und ihm mißtrauten, konnten wir ihn uns doch wenigstens fernhalten; doch was sollen wir mit dem modernen darwinistischen Chirurgen machen, den wir zehnmal mehr fürchten und in dessen Hände wir uns doch von Zeit zu Zeit begeben müssen? So schlimm die Religion auch erniedrigt worden war, stellte sie doch zum mindesten die Forderung, daß unsere gegenseitige Beziehung, die einer Gemeinschaft sei, in der wir alle gleich waren und vor dem Richterstuhl unseres gemeinsamen Vaters Glieder eines Stammes. Der Darwinismus verkündete, daß unser wahres Verhältnis das von Konkurrenten und Kämpfern in einem Kampf um das Überleben ist, und daß jede Handlung des Mitleids oder der Loyalität der alten Gemeinschaft gegenüber ein vergeblicher und schädlicher Versuch ist, die Strenge des Kampfes zu lindern und untergeordnete Varietäten vor den Bemühungen der Natur, sie auszurotten, zu bewahren. Auch in sozialistischen Vereinigungen, die nur vorhanden waren, um durch das Gesetz der Gemeinschaft das Konkurrenzgesetz zu verdrängen, und die Methode

der Vorsorge und Weisheit an die Stelle der Methode zu setzen, jählings von steiler Höhe herabzustürzen, wurde ich als Lästerer und unwissender Gefühlsmeier angesehen, weil ich niemals, wenn die neo-darwinianische Lehre dort verkündet wurde, den Versuch machte, meine intellektuelle Verachtung für ihre blinde Roheit und für ihre seichte Logik und meinen natürlichen Abscheu vor ihrer ekelerregenden Unmenschlichkeit zu verbergen.

CARL MAYER

HINTERTREPPE

Dies Film-Kammerspiel — hier darf das anspruchsvolle Wort gewagt werden — hat Carl Mayer hier in einigen Sätzen zusammengefaßt. Für den Zuschauer hat Carl Mayer erläuternd bemerkt, daß es sich bei den nachfolgenden Begebenheiten darum handeln mußte, die Welt der Dienstmagd so zu vermitteln, wie sie sich ihr aus ihrer Perspektive heraus darstellen könnte; es ist angestrebt worden, das äußere Erscheinungsbild der Herrschaft zu Gunsten der von ihr ausgehenden Wirkungen zurückzustellen. Im Übrigen beachte der Leser, wie sehr auch in dieser Skizze das Bildmäßige hervorgehoben ist.

Der Postbote weiß es. Sonst niemand. Er, der im Keller des enghohen Mietshofes haust. Der, Tag um Tag, treppauf, treppab, Briefschaften an alle Türen trägt. Nur er, der kleine, unscheinbare, unter der Last seiner Verwachsenheit Vereinsamte, weiß um jenes Mädchen, das in irgend einem dritten Stockwerk Dienstmagd ist. Das seit Tagen immer bangender harrt und nicht mehr lacht wie einst. Wie einst, da sie den Handwerker allabendlich im Torweg traf. Jenen Handwerker, der eines Abends nicht kam. Der seitdem nicht mehr gekommen war — — —.

Eine Nachricht? So spät am Abend? Vom Handwerker? Ja!

Jubelnd schwingt das Mädchen das Telegramm. Während der Postbote eine Sekunde noch stand. Und er jetzt erst seltsam still wieder geht hinab. Das Mädchen aber wirbelt glücklich in ihrer Küche umher. Verzehnfacht ihren Dienst. Denn Familie Rechnungsrat, ihre Herrschaft feiert an diesem Abend der Tochter Verlobung gar sehr. Das sonst so gestrenge Heim erdröhnt unter eingeladener Spießbürger polterndem Tanz. Während das Mädchen jetzt Gläser und Krug an sich rafft und sich schelmisch hinabstiehlt nach des Postboten Stube. Dort unten über dem regenschwarzen Hof. Doch er erschrak jäh! Und bald hatte sie erkannt! Daß er selbst, aus Mitleiden, ihr des Handwerkers vermeintliches Telegramm gesandt.

— — — Kalt und trübe ist der nächste Tag. Das Mädchen, eingekreist von der Pflicht des Tages, ringt sich empor aus der Vernichtung, in die des Postboten seltsame Täuschung sie gestürzt. Einsam dastehend und allein, ist ein Tasten in ihr, sich zurecht zu finden in einer Welt, in der ein Geliebter nicht wiederkam und ein Stillliebender, aus Mitleiden, so seltsam betrog. Ein Stillliebender, der, nun entlarvt, in furchtbarer Scheu meidet ihren Weg. Und da das Haus so hoch ist, und der Hof so eng, und alle Menschen ringsum dem Mädchen so fremd, geht sie hinab und küßt des Verwachsenen Stirn.

— — — Regennacht ist. Schwarz ruht der Hof. Doch zwei Menschen irren im Flur. Das Mädchen ist es und — er! Der Handwerker! Entsetzt hatte sie erkannt, daß er schuldlos war, da er nicht kam. So umschlingt sie ihn liebend und verzweifelt zugleich. Und sucht vergebens nach Rat. Da zwischen Beiden sie steht.

— — — Vergebens bettelt der Postbote, Der Handwerker stammelt Gründe. Während angstgebannt das Mädchen lauscht, wie der Verwachsene so entsetzlich weint. Da! Plötzlich! Das Mädchen schreit empor! Gellenden Ruf in die Nacht! Und schon flammen Fenster auf! Unten! Oben! Rechts! Links! Und Schläfer starren hernieder. Eine Türe ist bald erbrochen — der Handwerker liegt zu Boden. Der Postbote hatte ihn erschlagen. Das Mädchen schaut lange, dann wendet sie sich, schreitend über den Hof, schreitend über Stufen und Stufen — — —. Im Hof aber rennen jetzt Menschen zusammen. Erkennend jähen Sturz.

— — — Tags darauf. Frau Rechnungsrat schreitet zum Telefon. Schlägt nach im Buch, — das Stellenvermittlungsbüro war ihr Ziel.

---

* * *

DER IMMER MODERNE

Es gab einmal in einer großen deutschen Stadt einen Museumsdirektor, der gar kein Gefühl für die Bilder hatte, die er sammeln oder ankaufen sollte. Aber er hatte den Ehrgeiz, das Gras wachsen zu hören. Er brannte darauf, immer als der Allermodernste angesehen zu werden. Deshalb horchte er auf alle Ateliergespräche, auf alle Stammtischkundgebungen, auf alle geflüsterten Worte der pfiffigsten Händler. Das war anstrengende Arbeit. Überall mußte man seine Ohren haben. Eines Tages erschien eine Würdigung des geschickten Mannes und sie trug das Motto: „. . . Wer nicht fühlen will, muß hören!"

Das Persönliche, das Menschliche, das Konstitutionelle liegt selbstverständlich bei Künstlern, großen wie kleinen, allein Unterschieden der Produktion zum Grunde. Goethe und Tolstoi unterscheiden sich von ihren beiden kranken Gegenspielern, von Schiller und Dostojewskij, dem Phtisiker und dem Epileptiker, durch die starke animalische Grundlage ihres Wesens, eine Vitalität, die beide trotz aller leidenschaftlichen Spannungen, die ihr Leben beherrschen, trotz ungeheurer Taten und schwerer gesundheitlicher Krisen ein Patriarchenalter erreichen ließ. Liegt nicht fast etwas Brutales in dem heidnisch-reckenhaften Übermut, mit dem Goethe zuweilen auf seine Vitalität, seine Unverwüstlichkeit pochte? Z. B. wenn er als 81jähriger zu Soret sagte: „Da ist der Sömmering gestorben, kaum elende 75 Jahre alt. Was doch die Menschen für Lumpe sind, daß sie nicht die Courage haben, länger auszuhalten, als das! Da lobe ich mir meinen Freund Bentham, diesen höchst radikalen Narren; er hält sich gut, und doch ist er noch einige Wochen älter als ich."

Über Tolstoi macht Gorkij einmal eine ganz merkwürdige und erschreckende Äußerung. Er deutet die Möglichkeit an, daß Tolstoi, ungeachtet seiner starken Vernunft, zuweilen gehofft oder doch daran gedacht habe, die Natur werde möglicherweise mit ihm eine Ausnahme machen und ihm physische Unsterblichkeit gewähren. „Die ganze Welt, die weite Erde sieht auf ihn, von China, Indien, Amerika, von überall her strecken sich lebendige, vibrierende Fäden nach ihm aus, seine Seele ist für alle und für immer. Warum sollte nicht die Natur ihr Gesetz durchbrechen, einem Menschen leibliche Unsterblichkeit verleihen — warum nicht?" Welch ein Wahnwitz! Aber wenn es nicht wahr ist, wenn der vernünftige alte Mann nie auf einen so ungeheuerlich anmaßenden Gedanken verfiel, so bleibt es doch bezeichnend, daß Gorkij für ihn auf den Gedanken kam, es bezeichnet das Verhältnis zur Natur, zum Leben, in welchem Tolstoi einem aufmerksamen Beobachter zu stehen schien. — Und Goethe? Meint man, der greise Liebhaber des Fräuleins von Levetzow hätte sich nicht zuweilen an den Grenzen des Lebens und der Menschheit gestoßen, wie ein Napoleon sich an den Grenzen der Macht stieß und es beklagte, daß die Menschen zu skeptisch geworden seien, um ihn wirklich für einen Gott zu halten, wie seinen Bruder Alexander? Meint man, er wäre des Gedankens, den Gorkij dem alten Tolstoi zuschreibt, ganz und gar unfähig gewesen: daß nämlich

die Natur doch vielleicht Anstand nehmen werde, ihn, ihren liebsten Sohn, zu vernichten, wie all das andere gemeine Menschengut?

Er starb jedoch unversehens mit 83 Jahren. Die Natur überlistete ihn liebevoll, sozusagen. Er hatte gelitten, er drückte sich bequem in die Ecke seines Sessels, um zu ruhen, zu schlummern und war hinüber. Die Stelle, wo Eckermann den Anblick der Leiche schildert, ist berühmt. „Der Körper lag nackend in ein weißes Bettuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten solange wie möglich. Friedrich (der Diener) schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen."

Hier darf nichts mißverstanden werden. Niemand behauptet, daß Goethe und Tolstoi vierschrötig, daß sie im Gegensatz zu den kranken Genien Schiller und Dostojewskij, im banausischen Sinn des Wortes „normal" gewesen seien. Auch das naturgesegnetste Genie ist niemals im Sinne des Philisters natürlich, d. h. gesund, normal und nach der Rege Da bleibt im Physischen immer viel Zartes und Irritables, zu Krise und Krankheit Geneigtes, im Psychischen immer viel den Durchschnitt Befremdendes, ihn unheimlich Berührendes, dem Psychopathischen Nahes, wenn man auch dem Philister verbieten muß, es so anzusprechen . . . Nein! Aber von jener sinnlichen Begabtheit ist hier die Rede, die zu dem besonderen Adel des antäischen Genies gehört, und die Goethe-Faust in den Worten feiert, mit denen er den Erdgeist anredet:

„Erhabner Geist, Du gabst mir, gabst mir alles,
Worum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst Du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen . . ." u. s. f.

Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Tolstoi's sinnliche Begabung; persönlich gesprochen, muß die eines edlen, von der Natur aufs vollkommenste ausgestatteten, hochempfindlichen Tieres gewesen sein, — verstärkt,

sublimiert durch das reflektierende Bewußtsein des Menschen. Seine Augen, die kleinen, scharfen, grauen Augen, unter den buschigen Brauen, waren die eines Falken; sie sahen alles. Sie waren einer hellsichtigen Analyse fähig, die übertrieben anmuten konnte und einen Kritiker veranlaßte, ihm zu schreiben: „Sie sind manchmal imstande, zu sagen, die und die Körperbeschaffenheit eines Menschen wies darauf hin, daß er nach Indien zu reisen wünschte." Besonders penetrant war offenbar sein Geruchssinn. Er trägt ein großes Teil zur ungeheuern Sinnlichkeit seines Werkes bei und war, wie es scheint, in seiner Nachhaltigkeit, seiner menschlichen Pietät zuweilen anstößig. „So ungern ich davon spreche", sagt er in seinen Erinnerungen, „ich erinnere mich noch immer an den charakteristischen, scharfen Geruch, der meiner Tante anhaftete und wohl eine Folge der Nachlässigkeit in ihrer Kleidung war." Noch in diesen seinen „Bekenntnissen", noch in seinen späten Tagebüchern finden sich Naturbilder, Naturstimmungen, deren durchdringend innige Sinnlichkeit in der Weltliteratur nicht ihresgleichen haben. Der Greis erzählt, wie er als Kind mit der Großmutter zum Nüssepflücken in die Haselnußsträucher gegangen. „Ich entsinne mich, wie heiß es an sonnigen Flecken, wie angenehm kühl es im Schatten war, wie man den scharfen Geruch des Haselnußlaubes einatmete, wie auf allen Seiten die Nüsse zwischen den Zähnen der Mädchen, die mit uns waren, krachten, und wie wir unaufhörlich die frischen, vollen, weißen Kerne kauten." Noch im hohen Alter also, bei durchaus asketischer Lebensstimmung, hat er diese intensiv-beglückende, derb-gesunde und sinnliche Erinnerung an das damals Erlebte und wird, nach moralisierenden Seiten, die hölzern und verworren waren, sofort zum Künstler darüber.

Goethe's sinnlich-naturhafte Gebundenheit, seine tellurische Anhängigkeit ging, im Gegensatz zu Schillers emanzipatorischer Freiheit so weit, daß er sich selbst ein „dezidiertes Barometer" nannte. Es heißt ja, daß er das Erdbeben von Messina nachts in seinem Schlafzimmer gespürt habe, — wie ja auch der sinnlich-nervöse Apparat der Tiere dergleichen Ereignisse vorzufühlen vermag, — und man sieht hier, wie die naturvertrauteste sinnliche Irritabilität die Grenzen des eigentlich Sinnlichen überschreitet und ins Übersinnliche, Naturmystische einmündet.

Was das Sinnliche in engerer Bedeutung des Wortes betrifft, so gab es ja Zeiten, wo Goethe etwas von einem Gartengott hatte, — wie man denn etwa von den Venezianischen Epigrammen allenfalls diejenigen, die gegen Christentum und Freiheitsapostel gerichtet sind, in Damen-

gesellschaft vorlesen kann, die anderen aber nicht. Es sind Carmina Priapea, hervorgegangen aus der antikisch-unbefangenen Gesinnung, die gerade damals seine Lebenshaltung bestimmte, und in der er, unsentimental und vorurteilslos ausschweifend, seinem Herzchen das Gute gönnte. Diese Gesinnung kommt selbstverständlich bei Tolstoi nicht vor, da das antike Kulturelement seinem Wesen fehlt. Die geschlechtliche Lust war also bei ihm nicht humanistisch-antik akzentuiert, sondern russisch-kraftschwelgerisch und dabei immer moralistisch verdunkelt, von tiefer Reue wahrscheinlich nicht nur gefolgt, sondern schon begleitet. Vermenschlichung, das bedeute ihm ja nicht Erhöhung des Natürlichen, also Kultur, sondern Entnatürlichung; und die Loslösung von der Natur, von allem, was überhaupt natürlich ist und besonders ihm natürlich war, der Familie zum Beispiel, der Nation, dem Staat, der Volkskirche, allen sinnlichen und instinkthaften Leidenschaften, der Liebe, der Jagd, im Grunde dem ganzen Leibesleben, namentlich aber von der Kunst, die für ihn ganz wesentlich Sinnlichkeit und Leibesleben bedeutet, — in dieser Art von Vermenschlichung besteht der Kampf seines Lebens. Es ist durchaus falsch, sich diesen Kampf als eine in späten Jahren sich plötzlich ereignende Bekehrungskrise vorzustellen, seinen Beginn etwa mit dem Beginn von Tolstoi's Greisenalter zusammenfallen zu lassen. Der Franzose Vogué urteilte vollkommen richtig, als er, auf die Nachricht hin, daß der große russische Dichter jetzt „durch eine Art mystischen Wahns wie gelähmt" sei, erklärte, er habe das längst vorausgesehen, T.'s ganze Gedankenentwickelung habe als Keim bereits in dem Roman „Kindheit und Knabenalter" gelegen, und die Psychologie in „Anna Karenina" gebe seiner weiteren Entwicklung klar die Richtung an". Auch haben wir Zeugnisse von Kameraden Tolstois aus seiner Offizierszeit, der Zeit von Sebastopol, — Zeugnisse, die von der Wut, mit der jener Kampf schon damals in seinem Innern tobte, eine deutliche Vorstellung geben. Nach einer solchen Schilderung war der junge Graf Tolstoi ein herrlicher Kamerad, die Seele seiner Batterie, von übersprudelnder Laune. War er abwesend, so herrschte Niedergeschlagenheit. „Man hörte nichts von ihm", sagt der Erzähler, „einen, zwei, drei Tage lang . . . . endlich kam er zurück . . . und sah ganz aus wie der verlorene Sohn — düster, abgezehrt, mit sich selbst zerfallen. Er nahm mich bei Seite und begann Beichte zu tun. Er gestand mir alles, einfach alles, sein Zechen, Kartenspiel, wo er die Tage und die Nächte verbrachte, und, würdet Ihr es glauben? seine Reue und sein Leid waren so tief, als hätte er ein furchtbares Verbrechen begangen. Seine Verzweiflung war

so grenzenlos, daß sie peinlich anzusehen war . . . Ein solcher Mensch war er. Er war, mit einem Worte, sonderbar und, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, mir nicht ganz verständlich".

Das wollen wir glauben. Die „peinliche Verzweiflung", deren Zeuge der junge Offizier da sein mußte, kam ja aus jenem inneren Zwiespalt, der den späteren Tolstoi zu einem der größten Gewissenswecker, der stärksten Erreger von Gottesangst unter den Menschen gemacht hat. Aber die Tiefe seiner sittlichen Not eben zeugt von der Heftigkeit seiner Triebe, und wenn das Naturhafte seiner Christlichkeit mehr und mehr eine schwere Last bedeutete, einen Stachel, vor der sie sich Ruhe wünschte, so erlangte sie diese Ruhe doch niemals, bis zum Ende nicht. Tolstoi hielt geschlechtlich so lange aus, wie Goethe, der sich selber neckte:

„Alter, hörst du noch nicht auf?
Immer Mädchen!"

— aber sein geistiges Verhältnis zum Weibe, das er früh im Stil der Kirchenväter als instrumentum diaboli empfinden lernte, hatte sich längst so gestaltet, daß ein Erlebnis wie das des alten Goethe mit Ulrike bei ihm undenkbar war. Das Merkwürdige aber, oder, bei der Größe und Mächtigkeit seiner Anlagen eigentlich Selbstverständliche bei alledem ist, daß von Muckerei, von Prüderie oder auch nur von Delikatesse in seinem Verhältnis zu dieser Sphäre auch nicht eine Spur zu finden ist. Im Gegenteil: seine Äußerungen darüber sind von einem heidnischen Freimut, dessen Großartigkeit ans Cynische grenzt. Er geht mit Gorkij und Anton Tschechoff am Meere spazieren, und plötzlich richtet er an Tschechoff eine Frage, dessen jugendliches Vorleben betreffend, und bedient sich dabei eines biblischen Ausdrucks von roher Feierlichkeit. Anton Pawlowitsch ist verwirrt, murmelt etwas, indeß er an seinem Bärtchen zupft. Der Alte aber läßt ihn stammeln und legt dann seinerseits, den Blick auf das Meer gerichtet, in vier Worten ein höchst positives Bekenntnis in Betreff seiner eigenen Führung ab, das er mit einem schwerem nnd niedrigen Bauernausdruck schließt. „Wenn sie von seinen rauhen Lippen kommen", sagt Gorkij, „klingen alle derartigen Worte einfach und natürlich und verlieren ihre soldatenhafte Roheit".

Er sagt an einer anderen Stelle: „Wäre Lew Nikolajewitsch Naturforscher, er würde sicherlich die scharfsinnigsten Hypothesen entwickeln, größte Entdeckungen machen." Diese Äußerung tut Gorkij nicht im Zusammenhang mit dem mächtig Sinnlichen in Tolstoi's Wesens;

aber wir sind geneigt, es damit im Zusammenhang zu bringen. Er erinnert sich, wie es scheint, auch nicht an Goethe, indem er Tolstoi ein latentes naturwissenschaftliches Genie zuschreibt; aber wir unsererseits erinnern uns an ihn. Und uns will folgende Tatsache nicht ganz zufällig scheinen: Es geschah in Venedig, 1790, zugleich mit den sinnlichen Abenteuern, von denen die Epigramme Zeugnis geben, daß Goethe, am Lido, im Anschauen eines geborstenen Schafschädels, jene morphologische Einsicht in die Entstehung aller Schädelknochen aus den Wirbelknochen gewann, die eine so wichtige Aufklärung über die Metamorphose des tierischen Körpers bedeutete. Was Gorkij meint, wenn er sagt, daß Tolstoi, falls er sich darauf verlegt hätte, geniale naturwissenschaftliche Entdeckungen gemacht haben würde, kann nicht zweifelhaft sein. Es ist die wissende Sympathie der Naturgesegneten mit dem organischen Leben, — eine Sympathie, der Eros nicht fern ist, und der Goethe's biologische Intuitionen, z. B. seine unglaublich sichere Vorwegnahme der Zellentheorie, entstammen.

Drückt sie sich nicht aus, diese Sympathie in Goethe's jugendlichem Ganymed-Pathos? In diesem „Mit tausendfacher Liebeswonne sich an mein Herz drängt Deiner ewigen Wärme heilig Gefühl", diesem „Aufwärts an Deinen Busen, allliebender Vater!"? Drückt sie sich nicht aus in seinem Pantheismus, der nur die Objektivierung seines Gefühls ist, „so, daß die eigene Allhingegebenheit ihn die Gottheit nicht als von außen stoßend, sondern als alldurchdringend" empfinden läßt? Jedenfalls ist sie ganz und gar auf das Leben, auf die „ewige Wärme" gerichtet, diese organische Sympathie, dieses liebende Interesse, — während (und was könnte charakteristischer für die Verschiedenheit der beiden großen Naturkinder sein!) Tolstoi's stärkstes, quälendstes, tiefstes und produktivstes Interesse dem Tode gilt. Der Todesgedanke ist es, der sein Sinnen und Dichten in dem Maße beherrscht, daß man sagen kann, kein Meister der Weltliteratur habe den Tod empfunden und dargestellt wie er, — ihn so schrecklich durchdringend empfunden und so unersättlich oft dargestellt. Tolstoi's Genie in der dichterischen Erkundung des Todes ist in der Tat das Gegenstück zu Goethe's naturwissenschaftlicher Intuition, und Sympathie mit dem Organischen ist die Grundlage beider. Der Tod ist eine sehr sinnliche, sehr körperliche Angelegenheit, und es wäre schwer zu sagen, ob Tolstoi sich so sehr für den Tod interessiert, weil er sich so sehr und sinnlich für den Körper, die Natur als Leibesleben interessiert — oder umgekehrt. Auf jeden Fall ist auch bei seiner Todesfixierung Liebe im Spiel; denn Todesfurcht,

diese Quelle von Tolstoi's Poesie und Religiosität, ist Natur-Liebesfurcht, sie ist die negativ-naturalistische Seite des Goethe'schen Ganymedaufschwunges.

„Du führst", spricht Goethe-Faust zum Erdgeist,
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen..."

Meine Brüder: Man weiß, daß es Goethe war, der mit dem Gedanken, daß „der Mensch aufs nächste mit den Tieren verwandt" sei, Ernst machte auf eine Weise, wie der Wissenschaft bis dahin nicht beigekommen war, es zu tun; und das Erfülltsein von diesem Gedanken, seine tiefe, wirkliche Anschauung ist bezeichnend für das Naturkind und seine Sympathie mit dem Organischen. Schillers Humanität, sein Menschlichkeitsbegriff, der emanzipatorischer, im Grunde stolz-naturfeindlicher Art war, hätte wenig Gefallen an diesem Gedanken gehabt, und man findet Gedanken nicht, die einem nicht gefallen, d. h. ideell willkommen sind. Es gibt keine „voraussetzungslose Wissenschaft". Die Entdeckungen der Wissenschaft sind immer das Ergebnis einer ideellen Voraussetzung; das mittelalterliche Wort „Ich glaube, damit ich erkenne" wird ewig recht behalten; der Glaube ist das Organ der Erkenntnis und ohne die vorgefaßte, vor-angeschaute Idee eines einheitlichen Bildes, nach welchem die höhere Tierwelt nebst dem Menschen geformt ist und dem im botanischen Reich die angeschaute Idee der „Urpflanze" entspricht, hätte Goethe niemals das os intermaxillare am Menschen gefunden. Man darf auf den humoristischen Widerspruch hinweisen der zwischen der Tatsache dieser Entdeckung und der humanen Erläuterung besteht, die Goethe dazu gibt. Der Zwischenkieferknochen, sagt er, der bei den Tieren je nach Umständen und Bedürfnis verschieden gestaltet sei, — zuletzt, im Menschen, dem edelsten Geschöpf, verberge er sich schamhaft, „aus Furcht, tierische Gefräßigkeit zu verraten". Idealistischer Menschenstolz könnte einwenden, dann sei es recht inhuman, das schamhaft Verborgene zu entdecken und an den Tag zu bringen.

Und doch ist es eben das Merkwürdige und tief Bedeutsame, zu sehen, wie bei Goethe das Biologisch-Medizinische von Grund aus mit dem humanistischen Interesse, dem Interesse am Menschen und seiner Schönheit und also auch mit der Kunst verquickt ist, wie bei ihm die Kunst als humanistische Disziplin erscheint und alle Disziplinen und

Fakultäten menschlichen Forschens, Wissens und Könnens sich als Abschattungen und Variationen ein und desselben großen, dringlichen und liebevollen Interesses und Anliegens darstellen, des Interesses am Menschen. Die Betrachtung des Menschlichen unter dem naturwissenschaftlich-medizinischen Gesichtswinkel lag nicht in der Überlieferung seiner Familie, wie bei Schiller und Dostojewskij, die beide Söhne von Ärzten waren, sich aber beide um den Leib des Menschen niemals gekümmert haben. Von Goethe dagegen weiß man, daß er seit seinen Leipziger Tagen sich mit medizinischen Studien befaßt hat, in Straßburg täglich mit Medizinern verkehrte und mit einem Ernst, als seien nicht die besonders sogenannten „Schönen Wissenschaften" sein zukünftiger Beruf, sondern etwa die Chirurgie, im Seziersaal, in der inneren Klinik und in der er für Geburtshilfe arbeitete. Der Geist, in dem er diese Studien trieb, das Interesse, aus dem er sich ihnen hingab, erhellt aus der Tatsache, daß er später selbst jungen Künstlern in der Zeichenakademie Vorlesungen über den Knochenbau des menschlichen Körpers hielt. Es erhellt noch klarer aus gewissen Äußerungen Wilhelm Meister's, in den „Wanderjahren", der sich zum Wundarzt ausbildet, sich also vor allem der Anatomie zuwendet und über die Art, wie er sich auf einem ganz anderen Tätigkeitsgebiet schon vor langer Hand her darauf vorbereitete, sehr merkwürdige Auskunft gibt.

„Auf eine sonderbare Weise", sagte er, „welche niemand erraten würde, war ich schon in Kenntnis der menschlichen Gestalt weit vorgeschritten, und zwar während meiner theatralischen Laufbahn; alles genau besehen, spielt denn doch der körperliche Mensch da die Hauptrolle, ein schöner Mann, eine schöne Frau! Ist der Direktor glücklich genug, ihrer habhaft zu werden, so sind Komödien- und Tragödiendichter geborgen. Der losere Zustand, in dem eine solche Gesellschaft lebt, macht ihre Genossen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt als irgend ein anderes Verhältnis; selbst verschiedene Kostüme nötigen, zur Evidenz zu bringen, was sonst herkömmlich verhüllt ward. Hiervon hätte ich viel zu sagen, so auch von körperlichen Mängeln, welche der kluge Schauspieler an sich und anderen kennen muß, um sie, wo nicht zu verbessern, wenigstens zu verbergen, und auf diese Weise war ich vorbereitet genug, dem anatomischen Vortrag, der die äußeren Teile näher kennen lehrte, eine folgerechte Aufmerksamkeit zu schenken; so wie mir denn auch die inneren Teile nicht fremd waren, indem ein gewisses Vorgefühl davon mir immer gegenwärtig geblieben war".

Das ist, wie gesagt, eine bedeutsame Auskunft. Sie gestattet, einzusehen, daß die Bekanntschaft mit dem menschlichen Körper, die Wilhelm dem „loseren Zustand“ des Schauspielerlebens verdankte, nicht nur eine glückliche Vorbereitung auf seine anatomischen Studien war, sondern daß beides, sein Hang zum Theater wie seine medizinischen Neigungen ein und demselben tiefen Interesse, der Sympathie mit dem organischen Leben und dessen höchster Offenbarung, der Menschengestalt entstammen, einem Interesse, einer Sympathie, der, wie wir sagten, Eros nicht fern ist. Er ist z. B. nicht fern, als Wilhelm Meister eines Tages auf seinem Platze im Seziersaal als zu bearbeitendes Präparat „den schönsten weiblichen Arm“ vorfindet, „der sich jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte“, und als er sich bei seinem Anblick dann doch nicht überwinden kann, „dies herrliche Naturerzeugnis“ mit seinem Besteck noch weiter zu entstellen. Und aus dieser Situation ergibt sich für ihn die Bekanntschaft mit jenem merkwürdigen Mann, dem „plastischen Anatomen“, einem Bildhauer, der zugleich aus Wachs oder sonstiger Masse anatomische Zergliederungen anfertigt, die das frische, farbige Aussehen natürlicher Präparate haben, und mit deren reichlicher und immer verfeinerter Herstellung er der Anschauung lernender und praktizierender Mediziner in aller Welt zu dienen hofft. Da ergeben sich nun die beziehungsreichsten Gespräche über das Verhältnis von bildender Kunst und anatomischer Wissenschaft, und wunderlich greift beides ineinander dort, wo der Meister „einen schönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildsame Masse abgießt und nun mit Einsicht die ideelle Gestalt von der Epiderm zu entblößen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln sucht.“

Hier knüpft das prosaische Alterswerk an frühe Gedanken und Bildungserlebnisse Goethe's an. Daß Kunst- und Naturerkenntnis sich wechselweise vertiefen, hatte er zeitig empfunden und ausgesprochen. „Wie ich die Natur betrachte“, schreibt er aus Rom, „so betrachte ich nun die Kunst, ich gewinne, wonach ich solange gestrebt, auch einen vollständigen Begriff von dem Höchten, was Menschen gemacht haben, und meine Seele bildet sich auch von dieser Seite mehr aus und sieht in ein freyeres Feld“. „Nun ist mir Baukunst und Bildhauerkunst und Mahlerey wie Mineralogie, Botanik und Zoologie“, heißt es in einem Brief an Herder. Und ein andermal: „Wir können zuletzt beim Kunstgebrauch nur dann mit der Natur wetteifern, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben . . . Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch

das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden: man muß ihr Inneres entblößen, ihre Teile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als schönes ungetrenntes Ganzes in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt". Dies sind Goethe's Worte, und wer wollte zweifeln, daß sie die Wahrheit treffen? Wer wollte leugnen, daß es dem Künstler nützlich ist, auch unter der Epidermis ein wenig Bescheid zu wissen, sodaß er mitmalen kann, was nicht zu sehen ist; mit andern Worten: wenn er zur Natur noch in einem andern Verhältnis steht, als bloß dem lyrischen, wenn er z. B. im Nebenamt Arzt ist, Physiolog, Anatom und von den Dessous auch noch seine stillen Kenntnisse hat? Die Hülle eines Menschenkörpers besteht nicht nur aus den Schleim- und Hornschichten der Oberhaut, sondern darunter ist das Lederhautgewebe zu denken, mit seinen Salben- und Schweißdrüsen, Blutgefäßen und Wärzchen, und darunter wieder die Fetthaut-Polsterung, deren vielen Fettzellen die Anmut der Form überhaupt erst zu danken ist. Was aber mitgewußt und mitgedacht ist, das spricht auch mit; es fließt in die Hand und tut seine Wirkung, ist nicht da und irgendwie doch da, und dies eben ergibt Anschaulichkeit. Die Kunst, wie wir sagten, ist nur eine humanistische Disziplin unter den anderen; sie alle, Philosophie, Juristerei, Medizin, Theologie, wie selbst auch Naturwissenschaften und Technologie, sind nur Abwandlungen und Spielarten einer und derselben hohen und interessanten Angelegenheit, zu welcher man niemals verschiedenartig und vielseitig genug sich verhalten kann, denn es ist der Mensch; und die menschliche Gestalt ist der Inbegriff ihrer aller, sie ist, mit Goethe zu reden, „das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Tuns", „das A und O aller uns bekannten Dinge".

ADELE WILL IN DEN ZIRKUS

An einem strahlenden Frühlingsmorgen prangten die farbenprächtigen Maueranschläge des „Zirkus Tschinatrata" — „des größten Wanderzirkus Europas!" — in den Straßen der Stadt. Man sah die Bilder der prachtvoll dressierten Pferde, „vom Herrn Direktor persönlich in Freiheit vorgeführt". Und dann die Elefanten. Der eine sitzt auf einem kleinen Stuhl, die Serviette um den Hals, liest durch eine Brille die Speisekarte und greift mit dem Rüssel nach einer Glocke; der andere produziert sich als Radfahrer; der dritte hat Zahnschmerzen, der vierte kommt mit einer Zange: der fünfte turnt auf Flaschen; der sechste spielt die Drehorgel — nach Noten. Und die Brüder Fratellini, die „Könige der Luft", schwingen in schwindelnder Höhe auf dem Schwebereck gegeneinander, fliegen, schlagen im Fluge Purzelbäume und spielen mit ihren eigenen Körpern gegenseitig Fangball. Und die Clowns „Snib und Snob". Die rote Knollennase des einen neigt sich in stumpfem Winkel nach rechts, die des anderen nach links, sie marschieren mit ihren großartigen dressierten Gänsen herein und exerzieren mit ihnen. Wundervolle Plakate!

Fräulein Adele ist seit siebzehn Jahren Verkäuferin in dem gleichen vornehmen Miedergeschäft. Fleißig, pünktlich, hat noch nie eine Minute versäumt. So ist ihr Tag um Tag in diesen siebzehn Jahren vergangen. Nur abends wäre sie immer gern anderswo gewesen, in einem Theater, einem Kabarett, oder im Kino. Allein ging sie nicht und, da sich kein Begleiter fand, hatte Fräulein Adele immer auf den ersehnten Genuß verzichtet. Abends krampfte sich ihr stets ein wenig das Herz zusammen und sie ging nachhause. Sie wohnte in einer kleinen Pension und gleich nach dem Abendessen begab sie sich zeitig zur Ruhe.

Im Leben findet also doch nicht jeder immer jemand, der so ist, wie man sich ihn vorstellt, oder der duldet, daß der andere sich in seinen Gedanken mit ihm beschäftige. Mancher Mensch sehnt sich nach einem anderen und verbringt doch sein Leben bis ans Ende einsam, denn einmal, in einem anscheinend gleichgültigen Augenblick, hat er etwas getan oder unterlassen. Gewöhnlich etwas recht Albernes, eine Kleinigkeit: man hätte lächeln müssen, nur eine halbe Minute lang, oder vielleicht auch nicht, wer weiß? Oder man hätte ganz leicht nicken müssen, kaum merklich, oder das Taschentuch, den Schirm fallen lassen, oder man hätte eine Minute früher oder später aus dem Tor treten sollen . . . geringfügige, naive Bewegungen, wie sie sich gleichsam zufällig ergeben und zuweilen gewaltig in das Schicksal des Menschen eingreifen.

Fräulein Adele war einsam geblieben, sie hatte niemand. Wie fast täglich, studierte sie auch an diesem Morgen die Theaterzettel und ähnliche Ankündigungen. Da überraschten sie die bunten Plakate des

„Zirkus Tschinatrata" mit ihren schönen farbigen Bildern. Abenteuerlust erfaßte sie, stärker als je, und sie gelobte sich feierlich, jetzt jede andere Regung niederzukämpfen und in den Zirkus zu gehen, jawohl, ganz allein!

Sie ging auch sofort in ein Kartenbureau und kaufte einen Sperrsitz für die Abendvorstellung. Dann eilte sie ins Geschäft. Sie hatte sich um drei Minuten verspätet. Der Chef sagte nichts, er lächelte nur.

Ihre Seele war heute nicht im Geschäft; sie bewegte sich schon in dem unbekannten Zirkus und das war verständlich. Nach den Bildern der Plakate malte sie sich die Herrlichkeiten der Abendvorstellung aus und das erfüllte ihr ganzes Denken. Wiederholt sah sie, verstohlen, nach, ob sie noch die Eintrittskarte im Handtäschchen hatte und sorgfältig las sie den durchaus nicht zur Lektüre hergestellten und auch gar nicht interessanten Text des farbigen schmalen Zettels. In der Zeitung suchte sie das Zirkusinserat und es war ihr schöner, prächtiger, als das schönste lyrische Gedicht, ja sie fühlte wunderbarerweise irgendeinen Zusammenhang zwischen sich und dem größten Wanderzirkus Europas.

Aufgeregt dachte sie an die Vorstellung, die um acht beginnt. In der Ankündigung wurde das „hochverehrte Publikum" eingeladen, schon um halb acht die Plätze einzunehmen, weil „vor der Vorstellung das Hausorchester des Zirkus konzertiert".

Fräulein Adele war schon vormittags unruhig. Sie entschloß sich, heute schon um sieben Uhr fortzugehen, nicht einen Augenblick länger zu bleiben, auch wenn es der Chef ihr nicht erlauben sollte, komme, was kommen mag! Sie ertrug diese Ungewißheit nicht und noch mittags, vor Tisch, trat sie an den Chef heran und bat ihn, sie heute wegen einer wichtigen, unaufschiebbaren Sache um sieben abends freizugeben. Sie war sehr aufgeregt, sehr nervös, ihre Stimme zitterte ein wenig und sie errötete. Der Herr Prinzipal sah sie mit teilnahmsvollem Wohlwollen an. Fräulein Adele war gereizt.

— Aber ich bitte, Fräulein Adele, wenn Sie etwas Wichtiges zu tun haben, können Sie gehen. Ich hoffe, es ist doch nichts Unangenehmes!? — sagte der Chef.

— Nein, durchaus nicht, ich danke sehr — stammelte Fräulein Adele und wurde wieder rot. Es war also nichts passiert. Der Herr Prinzipal hatte sich schon wieder in die Korrespondenz vertieft, sah sie gar nicht mehr an, nickte nur. —

Fräulein Adele war froh. Auf der Straße, während ihres bescheidenen Mittagsmahls, auf dem Wege in das Geschäft lächelte sie immer vor sich hin. Heiterkeit malte sich auf ihrem Gesichte und das verschönte sie. Wer sie ansah, freute sich und manche lächelten beinahe wieder.

Nie war ihr noch ein Nachmittag so langsam vergangen. Die Zeitspanne von sechs bis sieben schien ihr eine kleine Ewigkeit. Endlich: sieben Uhr. Fräulein Adele huschte mit leisem Gruß aus dem Geschäft.

Sie fuhr nicht mit der Straßenbahn, langsam spazierte sie, blieb da und dort vor einem Schaufenster stehen. Doch sie sah nicht die vielen schönen Sachen in dem blendenden Licht. Sie sah nur die Zirkusplakate. Und ihr Herz sang: ich gehe jetzt in den Zirkus . . ., ich gehe jetzt in den Zirkus! . . . Um viertel acht bestieg sie die Straßenbahn, die sie ganz bis zum Zirkus brachte. Als sie vor dem Zirkus stand, war es genau halb acht.

Ein mit Plachen bedecktes großes Zelt, mit einer phantastisch geschmückten Stirnseite, eingesäumt von vielen, vielen blendend strahlenden Glühlämpchen. Menschen kommen, stellen sich um den Schalter, lösen Karten, manche gehen auch gleich hinein. Fräulein Adele steht nun, fast aufgeregt da, betrachtet die Menschen, das Publikum. Von allen Seiten sind sie gekommen, im Wagen, zu Fuß, im Automobil. In einfachen Kleidern und in feinen Roben. Einzeln und paarweise, mit Kindern, mit Freunden, kleine Karawanen. Sprachen und lachten laut, waren guter Dinge. Doch sie zeigten keinerlei innere Bewegung; Adele sah es: auf diese Menschen machte das gar keinen Eindruck, daß sie jetzt in den Zirkus gingen. Nur die Kinder waren aufgeregt, nervös, immerfort arbeiteten ihre Plappermäulchen, sie hatten unaufhörlich allerlei zu fragen und blickten überall umher, um alles zu sehen.

Die Menschen gaben gleichgültig den unerbittlichen Billeteuren die Karten ab. Der eine oder der andere, der nicht jetzt abends seine Karte an der Kasse gelöst hatte, stöberte ungeduldig in der Tasche, im Portemonnaie und war glücklich, wenn er das Billet gefunden hatte, aber nur einen Augenblick lang, das konnte man ihm vom Gesicht ablesen.

Auch Adele nahm die Karte aus dem Handtäschchen. Allein sie hatte keine Sekunde gesucht, sie wußte wohl, wo sie war. Sie sah, wie die Billeteure die Kupons von den Karten abtrennten. Ach, ohne Kupon ist die Karte ungültig, dachte Fräulein Adele und ihr Herzschlag stockte, als sie sich vorstellte, daß der Kupon ihrer Karte irgendwie abhanden gekommen sein könnte. Dann würde man ihr den Einlaß in den Zirkus verweigern! Sie war bestürzt. Befangen entfernte sie sich aus der Nähe des Einganges.

Sie blickte um sich. Man könnte schon hineingehen, sprach eine leise, zitternde Stimme in ihrem Herzen. Sie sah sich um. Man müßte schon hineingehen, mahnte die innere Stimme, jetzt schon ängstlich. Sie schaute umher. Das Publikum — murmelte Adele, und mit leisem Beben sah sie, wie die Menschen hinter dem abgenütztem, schäbigen, großen, dunkelroten Samtvorhang verschwanden. — Ihre Augen gingen

in die Runde und sie fühlte sich verwaist, verlassen . . . Wenn doch der Zufall, ein gütiges Geschick jemand hierher brächte, einen Bekannten „Ach, auch Sie . . . auch Sie wollen in den Zirkus?" Und dann würden sie zusammen hineingehen. Sie wartete.

Kein Bekannter kam. Sie kannte niemand, kaum ein-zwei Menschen. Das Singen in ihrem Herzen war verstummt. Aus dem Zirkus klang die mißtönende Musik, das ohrenverletzende Spiel der nicht aufeinander eingestimmten billigen Instrumente. Die Musik hat schon begonnen — sagte Fräulein Adele mit schwacher Stimme und furchtsam ging sie noch weiter vom Eingange weg. Sie blieb stehen. Und nun hatte sie die Vision, als stünde sie die lange Reihe all ihrer eintönigen Jahre dort, an derselben Stelle, etwas weit vom Zirkuseingang. Sie hatte ein Kältegefühl in den Füßen. Es ist nicht gut, auf demselben Fleck stehen zu bleiben. Sie wippte. Sie betrachtete den Zirkus. Nun kamen die Menschen nur noch spärlich.

Die Musik tönte. Einige Automobile kamen jetzt. Sehr elegante vornehme Herrschaften stiegen aus. Mit großer Zuvorkommenheit zogen vor ihnen die sonst so unbarmherzigen Billeteure den abgenützten, schäbigen, großen, dunkelroten Samtvorhang zur Seite. Man hörte Applaus aus dem Zirkus. Es hat schon begonnen! — Adele meldete es sich selber. — Man müßte hineingehen. Sie sah sich um. Kein Bekannter kam. Fräulein Adele seufzte auf. Sie betrachtete die Karte, ihre Karte, die sie heute früh (wie lange schon!) gelöst hatte: sie hielt sie noch immer in der Hand. Sie sah nach dem dunkelroten Samtvorhang. Dann schaute sie rückwärts. Der Platz hinter ihr war finster.

Und sie steckte nun behutsam die Karte in das Handtäschchen zurück: sie achtete sorgfältig darauf, nicht etwa den Kupon abzureißen. Langsam, vorsichtig, so gut es eben ging: unbeachtet (wenn es jemand sähe!). Fräulein Adele zog sich zurück, sie verlor sich im Dunkel des Platzes. Als sie schon weit genug vom Zirkus war — hüpfte ihr das Herz erschreckt in der Brust, wie ein Singvogel im Käfig, nach dem in spielerischer Lust die böse Katze hascht — Fräulein Adele flüchtete fast in eiligem Lauf. Sie floh nach Hause.

Und als sie sich in ihrem anspruchslosen Stübchen zur Ruhe begab, legte sie die Eintrittskarte auf die Bettdecke. Ihre Phantasie zauberte ihr nun die farbenprächtigen Plakate vor, mit den Bildern der Pferde, der Elefanten, der „Könige der Luft", der wunderbaren Produktionen, der großartigen Clowns. Der Kupon ist noch da, sagte Fräulein Adele leise, mit zufriedenem Lächeln: sie ist gültig ich hätte hineingehen können!

Und als sie sich dies vorstellte, überlief ein wohllüstiger Schauer ihren alternden, armseligen Körper.

(Berechtigte Übertragung aus dem Ungarischen von Ernst Deutsch.)

G L O S S E N

LEHREN VON KLEPPELSDORF

Angenommen, im Schlosse Kleppelsdorf wäre die ländliche Ruhe niemals durch jene Schüsse gestört worden, die zwei jungen Menschenkindern das Leben gekostet haben. Angenommen, der Besuch Peter Grupens und seiner umfangreichen Familie bei Fräulein Rohrbeck hätte, wie sonst ein solcher unerbetener Besuch, nach einem kühlen Abschiede mit der Abreise der Grupens geendet. Fräulein Zahn und Dörte Rohrbeck wären in heiterster Laune vom Bahnhof nach Hause gegangen, die Großmutter hätte noch im Zuge zu schimpfen begonnen und Peter Grupen hätte sich eine Zigarre angezündet und darüber nachgedacht, ob er mit dem ihm noch übriggebliebenen Gelde der Frau und der Großmutter in Dollars oder Devisen spekulieren oder sich ein neues Gut kaufen oder am Ende gar das werden sollte, was er gelernt hatte, nämlich ein Maurermeister. Eine kleine Spannung zwischen Verwandten, die einander nicht sehr mögen, wäre geblieben. Kein Mensch sonst in der Welt hätte anders als durch Zufall etwas von der Existenz des Schlosses Kleppelsdorf oder des Gütchens Ostenbüttel, am allerwenigsten aber von den darin und außerhalb bestehenden Verhältnissen der Familien Rohrbeck und Grupen erfahren. Es wären beide gutsituierte, angesehene, ja vielfach beneidete Familien geblieben. Nicht das, was man mit einiger Nebenbedeutung „eine feine Familie" nennt.

Dazu hat sie erst die bohrende, vor der Erschließung geheimster Seelenkammern und verschlossenster Schlafzimmer nicht haltmachende Morduntersuchung gemacht. Ja, es ist ein wahres Unglück für eine angesehene Familie, wenn sich plötzlich der ungeheure Apparat einer solchen Untersuchung auf sie stürzt, mit tausend Augen und Mikroskopen ihr Dasein und ihre Vergangenheit ableuchtet, jedes Wort und jede Seelenregung von Zeugen und Sachverständigen abhorchen und auslegen läßt. Ohne diese Unternehmung wäre Peter Grupen der strebsame, sympathische Invalide geblieben, der das Unglück hatte, im Krieg den Arm und im tiefen Frieden die Frau zu verlieren, ein trefflicher Stiefvater und achtungsvoller Schwiegersohn. Hier und da hätte man vielleicht an seinen Liebeleien mit den verschiedenen Stützen und Haushälterinnen Anstoß genommen, aber sich doch schließlich gesagt, daß einem jungen Mann, den die Frau böswillig verlassen, Manches zu verzeihen sei. Die alte Großmutter und Bankdirektorswitwe wäre weiterhin ein Gegenstand allgemeiner Achtung und Verehrung geblieben. In Kleppelsdorf aber hätten Fräulein Zahn und Fräulein Rohrbeck schlecht und recht, mit verschiedenen Anleihen bei freigiebigeren Menschen, als es die Vormünder waren, gewirtschaftet, bis Dörte über ihr Vermögen verfügt hätte. Wahrscheinlich hätte sie dann irgendein Gutsbesitzer, Leutnant oder Referendar geheiratet und auf Kleppelsdorf wäre eine neue Generation der alten, gutsituierten, angesehenen, ja beneideten Familie herangewachsen.

Es ist, um nachdenklich zu werden. Wie viele gute, angesehene Familien könnten es wohl vertragen, daß die erbarmungslosen

Scheinwerfer einer solchen Morduntersuchung in ihr Gefüge hineinleuchten? Man glaube ja nicht, daß da sehr viel und schlimmes geschehen sein muß, um aus der guten eine „feine" Familie zu machen. Es ist wie ein böser Zauber: Alles erhält verzerrte Linien, vergrößert und vergröbert sie, kleine Schuld, mit Leichtigkeit übergangen und vergessen, wächst in das Riesenmaß des Verbrechens, kleines Gefühl zur großen Leidenschaft, winzige Unterlassung zur schrecklichen Sünde.

Wir sahen es ja: Grupen heiratet eine wohlhabende, aber ältere Frau. Das ist normalerweise für einen armen Teufel von Invaliden ein Glück, ein Haupttreffer, zumal die Frau sehr hübsch und elegant ist. Es wird ihm und ihr äußerst übelgenommen. Bei ihm beweist es rücksichtsloses Streben nach Reichtum, — das ist bei Anderen immer verächtlich — bei ihr rücksichtslose Befriedigung hemmungsloser Sinnlichkeit. Und Sinnlichkeit, bei Frauen festgestellt, verdrießt den klatschenden Bürger. Die Frau hat schon früher nicht nur einen Mann, sondern auch einen Liebhaber gehabt. In Perleberg einen Liebhaber! Es ist zwar nicht erwiesen, ob das bei Lebzeiten ihres ersten Mannes war oder erst später, jedenfalls aber ist der Liebhaber nicht wegzuleugnen. Doch es kommt noch viel schlimmer: ihre Mutter, die greise Frau Eckert, hat um dieses Liebesverhältnis gewußt (als ob vierzigjährige Frauen ihre Mütter um die Erlaubnis zu fragen pflegten, daß sie sich einen Freund halten dürfen). Diese Mutter hat, als sie erfuhr, daß ihre Tochter mit einem Anderen nach Amerika durchgegangen war, nicht sehr lange um sie getrauert und keine übermäßigen Anstrengungen gemacht, ihren Aufenthaltsort zu erfahren. Wenn sie, was doch anzunehmen ist, an dieses Durchgehen nach Amerika glaubte, war es nur das Natürliche, daß sie sich keine Mühe gab, eine solche Tochter zurückzuholen und daß sie ihren so gestraften, armen Schwiegersohn dafür desto mehr bedauerte. Jeder hätte ihr Recht gegeben, wenn nicht . . . Ja, ihr Ansehen hätte ebenso wenig gelitten, wie das der Familie, denn solche kleine Zwischenfälle sind eben in jeder Familie unvermeidlich. Wir sind eben alle nur Menschen. Der Eine geht nach Amerika, wie Frau Grupen, um sich dieses komische Land einmal anzusehen, der Andere aus anderen, weniger unverfänglichen Gründen. Wenn zudem niemand dabei geschädigt wird, ist dies eine durchaus erlaubte Reise. Auf die Art der Familie zu schließen, weil eine Frau nicht mit ihrem Mann, sondern mit einem Anderen durchgegangen ist und die arme, zurückgelassene Familie sich aus Verzweiflung nicht umbringt, ist durchaus unangebracht. Aber glaubt einer, daß die öffentliche Meinung jetzt, da so ziemlich bewiesen ist, daß Frau Grupen garnicht nach Amerika ging, an ihrem Urteil über die Familie und die alte Großmutter etwas ändern wird?

Man mache einmal den Versuch, sich irgendeine gute, anständige bürgerliche Familie unter der akademischen Voraussetzung, daß irgendeines ihrer Mitglieder auf schwer erklärbare Art ermordet wurde, zur genauen Untersuchung vorzunehmen.

Oder nein, man versuche es nicht, man denke nur durch, was man im Laufe der Jahre über den Mann, die Frau, die Söhne oder Töchter gehört, geglaubt oder nicht geglaubt hat. Man stelle sich vor, was hundert Nachbarn, Bekannte, Dienstboten gehört und gesehen haben wollen. Man rechne sich aus, was die erregte Äußerung eines Vaters: „Den Jungen sollte man erschlagen!" für ein Gesicht bekommt, wenn fünf Jahre später der Junge wirklich erschlagen wird. Oder was für einen Stoß die Familienehre erleidet, wenn man erfährt, daß die erwachsene Tochter mit einem Mann, der zufällig nicht sie, sondern eine andere geheiratet hat, einmal um zehn Uhr abends im Osten Berlins gesehen wurde, obwohl sie in W. W. wohnte.

In einer Viertelstunde ließen sich hundert Fälle erfinden, die mit einem Schlage aus einer feinen eine „feine" Familie machen. Wenn die Menschen das bedächten, würden sie vielleicht nicht so schnell aber erheblich verständnisvoller miterleben. Und sie würden vor Allem dankbar sein, daß das Schicksal es ihnen erspart hat, wider Willen und ohne ihre Schuld einer so furchtbaren Untersuchung ausgesetzt zu werden.

M. Müller.

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

KURT MARTENS

Herr Doktor Franz Blei, Sie haben, so scheint es mir, ein Unrecht begangen.

Die „Schonungslose Lebenschronik" von Kurt Martens steht unter meinen Büchern. Ich suche nach der von Ihnen inkriminierten Stelle, finde sie auf Seite 216 und sehe, daß ich bei der Lektüre etwas an den Rand geschrieben habe. „Ach du lieber Gott!" steht da. Daß einer, um sich ein Mädel zu gewinnen, erst einmal die „Memoiren einer Sängerin" mit ihr lesen muß, ist recht lächerlich und nicht sehr hübsch, daß er's öffentlich erzählt, ist fast versöhnend naiv. Jedenfalls sehe ich nicht ein, warum die begangene Untat hier so viel schlimmer sein soll als im banalsten aller banalen Fälle: in dem der Verlockung durch Geld. Caprüle? gleich Caprüle? Sie wissen, Herr Doktor Blei, man sagt Dostojewskij nach, er habe kleine Mädchen geschändet. Sie wissen, Hebbel ist Jahre lang von einer armen Schneiderin ausgehalten worden, er hat ihr Kinder aufgehängt und hat sie dann sitzen lassen. Sie sagen vielleicht: das war Hebbel, das war Dostojewski. Aber dieser Maßstab gilt hier nicht, denn Elise Lensing hat darum nicht weniger gelitten, und die kleinen Mädchen waren für's Leben ge-



schädigt, obwohl ein religiöses Genie ihnen den Schaden tat.

Ich glaube auch, Sie hätten vor dem ziemlich unbeträchtlichen Fall von Seite 216 die Achseln gezuckt und hätten weitergeblättert, wären sie nicht als Literat und als Literaturkenner bereits verstimmt gewesen. Nun, ich habe das neue Kompendium nicht in Händen gehabt, daß Sie so heftig verdammen. Es wird seine Mängel haben. Aber daß Sie auch hier nicht ganz gerecht sind, das kann ich vermuten. Ich weiß nämlich, weiß sehr genau, daß für den Kritiker Martens durchaus nicht „das gut ist, was Erfolg hat und schlecht, was keinen hat", ich weiß, daß er ein freies und sicheres Urteil besitzt, daß er vielleicht irren kann, daß er aber nicht unwürdig irren wird.

Woher ich das weiß? Vor 14 oder 15 Jahren ist vom gleichen Kurt Martens ein kleines Buch erschienen: „Literatur in Deutschland." Ein Abriß nur, eine Übersicht, aber es ist durchaus alles darin zu finden, was Sie ihm abstreiten, Qualitätsgefühl vor allem. Fast in jedem Fall ist seine Einschätzung der damals Beginnenden durch die Zeit bestätigt worden. Sehen Sie sich das Bändchen an, Herr Doktor Blei; es scheint mir der einzige geglückte Versuch, die Literatur zu Anfang unseres Jahrhunderts darzustellen. Oder nicht? Bitte zeigen Sie mir einen, der besser geglückt ist.

„Schamlosigkeit", lese ich in Ihrem zornigen Aufsatz, „lächerliche Unverschämtheit, allertraurigste Commis-Seele." Nun, es ist auch schon anders über diesen Schriftsteller geurteilt worden. Vor mir liegt ein Buch von Wedekind: „Kurt Martens, dem Dichter von Caritas Mimi", lautet seine gedruckte Widmung. Und dieser Tage las ich in Thomas Manns neuem Essayband ein Urteil, das denselben Kurt Martens wiederum nicht gerade unter die allertraurigsten Commis-Seelen einreiht.

Da wir aber schon beim Zitieren sind, so schlage ich die „Schonungslose Lebenschronik" noch einmal auf und zwar bei ihrer letzten Seite. Da steht: „Jetzt, da ich die Feder niederlege, bin ich fünfzig Jahre alt geworden. So gut wie garnichts bilde ich mir auf mich ein, sehe mich in den meist recht trüben Stunden der Einkehr nur für einen Vorläufer und Mitläufer robusterer Willensmenschen und stärkerer Talente an. Müde bin ich, todmüde von all dem, was an mir vorüber, durch mich hindurchzog, was ich in mir ertöten mußte." Das klingt hoffnungslos resigniert. Aber mir scheint beinahe, ein Autor, der solche Worte niederschreibt, beweise durch eben diese Worte, daß er sich unterschätzt. Und was auf der Welt weniger nach Crapüle, nach Commis-Seele und Unverschämtheit aussehen könnte als solch ein Satz, das weiß ich wahrlich nicht.

Wir sind in Deutschland, da muß man seine Sachlichkeit beeiden. Nun also: ich bin mit dem Schriftsteller Dr. Kurt Martens nicht verwandt und nicht verschwägert, nicht einmal befreundet bin ich mit ihm, nie betritt er mein Haus, noch ich das seine, alle paar Jahre einmal begegnen wir uns

durch Zufall. In seinem neuen Literaturwerk bin ich am Ende gar nicht erwähnt oder ich habe bloß eine halbe Zeile bekommen oder höchstens einen ganz kleinen Abschnitt und ganz gewiß kein Bild wie der Dichter A. M. Frey (den nach Ihren Worten, Herr Dr. Blei, keine Katze kennt und den der grosse Erfolgsanbeter Martens — das ist seltsam — zu Ihrem Zorne doch so hoch erhebt!)

Nicht aus Kameraderie also habe ich mir diese protestierenden Zeilen erlaubt. Sondern weil, mit dem öffentlich in ein Gesicht geklatschten Wort Crapüle, etwas geschehen ist, was nach meinem Empfinden unrecht war. Unrecht, Herr Doktor Blei, und mehr als das: unmenschlich.

Bruno Frank.

BLEIBE DEUTSCH!

Die Standesämter hatten bisher die Eintragung von Vornamen verweigert, die nicht als selbständige Vornamen anerkannt sind. Alle Emilien mußten auch die Legitimierung von Milly, alle Cäcilien von „Cilly verzichten. Das Standesamt Köln hat mit dieser Überlieferung gebrochen. In der „Kölnischen Zeitung" steht folgendes zu lesen:

> Ein kräftiger Junge wurde uns heute geschenkt. Wir haben ihn Bleibe deutsch, Ernst, Friedrich genannt.
>
> Köln, den 29. Septbr. 1921.
>
> Rechtsanwalt
> Johann Adam Vaterrodt
> und Frau Dora geb. Müller.

Mit dem kategorischen Imperativ-Namen „Bleibe deutsch" haben nicht nur

Standesamt und Namenträger, sondern auch Eltern, Anverwandte und die gesamte Bleibe-deutsch-Umgebung eine moralische Verpflichtung übernommen. Man wird also dem Kinde sagen müssen: Bleibe deutsch, du hast viel Bonbons genascht. Bleibe deutsch, wie steht's mit deiner Verdauung? Bleibe deutsch, du hast schmutzige Nägel! Bleibe deutsch, bohre nicht in der Nase! Sch.

ANEKDOTEN

NEU-ERSCHEINUNGEN

Die hochverehrte Furz-Mahler arbeitet, wie wir hören, zur Zeit an elf neuen Romanen. Das Wichtigste, die Titel, sind fertig. Wir können einige der atemlos wartenden Leserin verraten: „Ach, wenns keine Liebe gäbe! . . .“ — „Liebe, wenn sie losgelassen . . .“ — „Tief spür ich dich im Innersten.“ — „Die nicht Liebe fühlen.“ — „Aber die die Liebe fühlen! . . .“ „Es kommt, es kommt die Liebe!“

NACHBARN

Auf dem bescheidenen Friedhof von Nowawes liegt Eugen Dühring begraben. Ich ging unlängst über den kahlen Gottesacker. Da entdeckte ich Dührings Grab, einen kleinen schwarzen Hügel, aber ohne Kreuz! Daneben ist auch ein Totenhügel, ohne das Zeichen Christi, aber dies Grab von Dührings Nachbar gehört, wie eine kleine Tafel zeigt, den Überresten des seligen — Israel Oberlander. Ist es ein versöhnlicher Gedanke, daß Jude und Judenhasser nun von denselben Würmern gefressen werden?

AN DIE LESER DES T.-B.!

Diesem Heft liegt eine Zahlkarte bei.

Wer das Tage-Buch fördern will, abonniert es und benutzt dazu die Zahlkarte.

Die Redaktion des Tage-Buch.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 51):

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 35, Potsdamer Straße 123b, Tel.: Lützow 4931 Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Stefan Großmann, Charlottenburg. Verlag Ernst Rowohlt Verlag, Berlin W. 35, Potsdamer Straße 123b. Druck R. Abendroth, Riesa.

Russisch - Deutsches Theater

»Der blaue Vogel«

Goltzstraße 9.

Pantomime / Melodrama
Vaudeville / Ballet
Komödie / Sketch

Direktor: J. Jushnij
Oberregisseur: J. Duvan-Torzoff
Künstlerischer Beirat: Fr. Járosy
Musikalischer Leiter: W. Bützow

Beginn der Vorstellungen: ½9 Uhr

Billet-Vorverkauf in der Buchhandlung »Slowo«, Wittenbergplatz 3a und an den Theaterkassen.